LIBRARY

THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
SANTA BARBARA

FROM THE LIBRARY
OF F. VON BOSCHAN

UCSB LIBRARY
X-49145

Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich XIII
(Unter der Leitung von Gustav Gugitz)
Franz Gräffer, Kleine Wiener Memoiren I

Alle Rechte (einschließlich der Übersetzung) vorbehalten. — Nachdruck der Originale nur mit Bewilligung des Herausgebers gestattet.

Exlibris Franz Gräffers

(Nach einer Skizze Anastasius Grüns radiert von Otto Frh. von Eyb — Mit Gräffers Silhouettenporträt und dessen Handschriftenfaksimile — Als Titelbild von Fr. Gräffers: „Neue Wiener Localfresken". Linz — 1847 zuerst erschienen)

Franz Gräffer

Kleine Wiener Memoiren

und

Wiener Dosenstücke

In Auswahl herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen und alphabetischem Register versehen von

Anton Schlossar

unter Mitwirkung von

Gustav Gugitz

Erster Band

Mit 42 Abbildungen nach seltenen zeitgenössischen Originalen

1918

München bei Georg Müller

Einleitung

Unter den schriftstellerisch tätigen Persönlichkeiten des alten Wien taucht der Name des späteren Antiquarbuchhändlers Franz Gräffer erst im Jahre 1812 auf, nachdem der Träger desselben allerdings aber ohne Namensangabe einiges Literargeschichtliche, besser gesagt Kompilationen zur Ergänzung schon früher veröffentlicht, so z. B. eine Nachlese zu Schillers Werken (1810) und eine Selbstbiographie August von Kotzebues (1811), die er aus den Schriften des damals über die Maßen gefeierten Dichters mit dessen eigenen Worten zusammengestellt hatte. Im Laufe der Jahre darauf wurde der Buchhändler Gräffer, der auch durch manche Sonderbarkeit die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, immer mehr beachtet. Zumal war dies der Fall, als er 1819 die Herausgabe des „Conversationsblatt" begann. Als aber 1835 – 1837 seine verdienstliche „Österreichische National-Encyklopädie" erschien, gehörte er schon zu den geachteten, allerdings auch viel angefeindeten literarischen Personen Wiens, verkehrte mit vielen bedeutenden Männern der damals noch so bescheidenen österreichischen Residenzstadt und erfreute sich ihrer besonderen Wertschätzung. Mit dem Jahre 1845 aber begann Gräffer Veröffentlichungen, welche der höchsten Beachtung wert erschienen. Er behandelte darin die literarischen, künstlerischen, auch sozialen Zustände seiner

Vaterstadt Wien, dabei zurückgreifend bis in die Zeit seiner Jugend, in der er noch den großen Volkskaiser Josef II. gesehen.

Die Josefinische Zeit und die ersten Jahrzehnte der Franzisceischen Regierungsperiode in Wien zeigten noch die große Einfachheit der bürgerlichen Lebensweise, den gemütlichen Verkehr aller Kreise der Bevölkerung, die Anspruchlosigkeit in bezug auf Lebensführung, Haushaltung, Vergnügungen und nur in bezug auf das materielle Leben etwa konnte man von Wien und von Österreich überhaupt im Schillerschen Sinne als von dem Lande der Phäaken sprechen, wo sich immer am Herde der Spieß dreht. Im übrigen machte der Wiener in jenen Tagen wenig Ansprüche, und ein Gang in den Prater oder, wenn's hoch ging, der Besuch des Theaters an der Wien oder in der Leopoldstadt war für ihn der Gipfelpunkt des Vergnügens. Selbst in den hohen Adelsgesellschaften trat kein besonderer Luxus hervor. Eine Ausnahme hiervon bildeten allerdings die Tage des Wiener Kongresses im Jahre 1814 und 1815, über deren glänzende Festlichkeiten, unerhörte Pracht und Üppigkeit die zeitgenössischen Mitteilungen nicht genug Merkwürdiges berichten können. (Man vgl. hierüber das „Gemälde des Wiener Kongresses 1814–1815" von Graf de la Garde hgg. von Gustav Gugitz. München. G. Müller. 1912. 2 Bände.) Aber auch diese Tage gingen vorüber. Man kehrte — selbst bei Hofe — zur alten Einfachheit zurück, und die Bewohner Wiens und Österreichs empfanden nun erst recht die vielen Wunden, welche ihnen die Franzosenkriege geschlagen, und die viele Jahre zu ihrer Heilung bedurften.

Auf dem Gebiete des geistigen Lebens zeigte sich während und nach der Zeit des Kaisers Josef auch in dessen Reiche eine nicht gewöhnliche Regsamkeit, Gelehrte auf verschiedenen Gebieten, namentlich hervorragende Ärzte treten auf

als Zierden ihrer Wissenschaft, ausgezeichnete Künstler schmückten die Residenz und deren berühmte Sammlungen durch neugeschaffene Kunstwerke, andere bedeutende Männer treten hervor und manche industrielle wichtige Erfindung daselbst zog die Beachtung Österreichs und Wiens in anderen Staaten auf sich. Auch auf dem Gebiete der Dichtkunst begannen Talente aufzutauchen, die oft mit den berühmten Poeten des deutschen „Auslandes" in Verkehr treten, und deren Namen bald zu den geachteten der deutschen Dichtung zählen. In dieser Beziehung setzte allerdings in der Zeit nach den Franzosenkriegen eine gut gedachte, aber geradezu lächerlich gehandhabte Zensur dem geistigen Schaffen unüberwindliche Schranken. Nicht mit Unrecht sprach man von Geistestötung in jener Zeit durch die Organe der Zensur und der obersten Polizeihofstelle, worüber hier in der Folge noch so mancher merkwürdige Beleg als Beispiel seinen Platz finden soll. Überhaupt hat das Eingreifen der Polizei in alle Verhältnisse, selbst bis in das intimste Familienleben, durchaus nicht zur Hebung des damaligen österreichischen Ansehens, wohl aber zur Unterdrückung jedes selbständigen Bewußtseins beigetragen und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sein unauslöschliches Gepräge aufgedrückt. Die offenen, freiheitlichen Anschauungen des Kaisers Josef II. waren längst engherzigen, beschränkten bureaukratischen Ansichten gewichen, welche sich bei den Behörden geltend machten, und die mit wenigen Ausnahmen selbst von den höchsten Kreisen geteilt wurden, von denen viele Anordnungen aber mehr oder weniger mißverstanden ausgegangen waren. In Wien herrschte freilich ein scheinbar fröhliches Leben, und nur die geistig besonders Begabten schmachteten unter dem Zwange und Drucke, der auf ihre Begabung und deren Kundgabe ausgeübt wurde. Ein Beispiel zeigt der berühmteste Dichter Österreichs Franz Grill-

parzer, dessen dichterisches Aufstreben durch solche Verhältnisse gehemmt erschien.

Übergehend auf die Persönlichkeit Franz Gräffers, der in solcher Zeit lebte und wirkte, und dem diese Ausführungen gelten, ist es notwendig, zunächst den Lebens- und Entwicklungsgang dieses merkwürdigen Mannes darzulegen. Dies hatte mit Rücksicht auf die wenigen bisher über ihn gedruckten Mitteilungen, denen sich nur etwa noch zerstreute Bemerkungen darüber in seinen eigenen Veröffentlichungen beigesellten, eine besondere Schwierigkeit. Denn bisher war man mit Ausnahme ganz knapper Angaben nur auf den Artikel „Gräffer" in Wurzbachs „Biographischem Lexikon" fünfter Teil (1859) angewiesen, dem auch die zweite Auflage von Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung", 9. Band (1908), S. 70ff. folgt. Allerdings finden sich bei Goedeke in der üblichen Weise die ausgezeichneten bibliographischen Angaben über Gräffers Veröffentlichungen, die uns mit seinen ganzen geistigen Werken bis ins kleinste bekannt machen und zuerst eine vollständige Übersicht alles dessen, was er geschaffen, vorlegen. Eine wertvollere Ausbeute jedoch über Gräffers Lebensgang bot meine Durchforschung der sich auf ihn beziehenden Aktenstücke des Polizeiarchives im k. k. Ministerium des Innern zu Wien, denn die einstige Polizeihofstelle hatte ein scharfes Augenmerk auch auf ihn, und diesen Akten, Berichten, Anzeigen, Untersuchungen ist denn auch das Wichtigste der nachfolgenden Lebensdarstellung zu verdanken.

Der Vater des Franz war der Wiener Buchhändler August Gräffer (1762—1816), der als Verleger tätig sich besonders durch den 1790 begründeten „Militär Almanach" (Schematismus) bemerkbar machte und es zum Wohlstande brachte. Anton, der Bruder Franz Gräffers,

erzählt in einer (ungedruckten) „Tragikomischen Autobiographie aus dem Tagebuche eines Wiener Unglücksvogels", daß seinem Vater 1815 das Privilegium der Herausgabe dieses Almanachs durch die Wiener Staatsdruckerei entzogen wurde und August Gräffer aus Kränkung hierüber gestorben sei. Er hatte außerdem noch eine Zahl militärischer Werke verlegt, wie z. B. die anonym erschienenen Schriften: „Geschichte der k. k. Regimenter" (1792), „Geschichte des Maria Theresien-Ordens" (1796) u. a. m. und nannte seine Firma „militärische Buchhandlung". Auch Augusts Bruder, Rudolf, hatte sich dem Verlagsbuchhandel zugewendet und eine Handlungsgesellschaft mit dem Alois Blumauer gegründet, gerade hierdurch aber seine Verhältnisse sehr ungünstig gestaltet, da sein Geschäft nach dieser Gemeinschaft in Konkurs gerict.

Franz Gräffer wurde zu Wien (nach der eigenen Angabe in seiner Österreichischen National-Enzyklopädie) am 6. Januar 1785 (nach einem Berichte der Polizei Oberdirektion von 1829, der ihn als fünfundvierzig Jahre alt angibt, 1784) geboren und absolvierte die sogenannten Humaniora und einen dreijährigen Lehrkurs der Realhandlungswissenschaft, worauf er sich selbst dem Buchhandel zuwandte und vier Jahre zunächst in dem Geschäfte seines Vaters im Dreilauferhause am Kohlmarkt, sodann in der Geistingerschen Buchhandlung in Wien (vgl. vorliegende Ausgabe Band II, S. 130), einige Zeit bei dem Buchhändler Tusch in Graz und von 1807 an in der Buchhandlung Schaumburgs wieder in Wien als Kommis und Kassier (Vorlieg. Ausgabe I, S. 144 f. und II, S. 153) sich betätigte. In dem Kriegsjahr 1809 bewog den jungen Buchhändler seine Vaterlandsliebe, freiwillig in das erste Landwehrbataillon einzutreten. Er kam auch ins Gefecht in der unglücklichen Schlacht bei Abensberg (Eckmühl) auf

bayrischem Boden am 20. April 1809, wurde verwundet und gefangen genommen, rettete sich aber durch seine Flucht aus der Gefangenschaft. Zurückgekehrt trat er wieder in seiner vorigen Stellung bei Schaumburg ein und vergesellschaftete sich später mit seinem Vater im Geschäft. Franz Gräffer, der sich frühzeitig mit literargeschichtlichen, bibliographischen und sprachlichen Studien beschäftigte und bald auch kleine Veröffentlichungen herausgab, war eigentlich schon damals mehr Gelehrter und Schriftsteller als Geschäftsmann. Sogar auf andere Weise suchte er sich ein Einkommen zu verschaffen. Es ist von Interesse, zu erfahren, daß er als besonderer Freund des Schlittschuhlaufens der k. k. Polizeidirektion ein Gesuch um die Bewilligung einer Schlittschuhlaufanstalt in Wien überreichte, das am 25. Oktober 1810 abschlägig beschieden wurde, weil nach den Ausführungen der Behörde „diese Anstalt hier in keinem so rauhen Klima wie in Holland und bei Mangel an Kanälen weder in politischer noch in militärischer (?) Beziehung den bezeichneten Nutzen schaffen kann, weil ferner der öffentliche Platz des Kanalbassins für die Schaulustigen einen gefahrlosen Ort umsonst darbietet, von welchem verdrängt sie leicht auf die Donau mit Gefahr sich wagen würden und weil auch das Unternehmen nur eine Geld Prellerei zum Grunde hat, da Gräffer Subskribenten zu 30 und 25 fl. schon im Herbste werben will, ungeachtet es hier manchen Winter kein haltbares Eis gibt, weil endlich die Polizei sich nur unnötiger Weise neue lästige Aufsicht und Gehässigkeit zuziehen würde". Im Wege des Rekurses dagegen an die oberste Polizeihofstelle bat der Gesuchsteller, „daß, wenn ihm seine Schlittschuhlaufanstalt nicht im Ganzen bewilligt werde, ihm doch unter Einschränkungen solche zu gestatten, weil er sowohl für den Pacht des Kanalbassins 2000 fl. als auch an Vorbereitun-

gen für das Erquickungszelt 5000 fl. ausgegeben habe". Aber auch diese Vorstellung wurde mit Bezug auf den erwähnten Beschluß unterm 2. Januar 1811 „ein für allemal" abgewiesen. Sein Interesse für den Schlittschuhlauf übrigens bekundete Gräffer auch später, als er unter dem Pseudonym F. E. Fergar sein Büchlein: „Das Schlittschuhfahren. Eine praktische Anleitung . . ." (Wien. Carl Haas. 1827) herausgab, das auch geschichtliche Notizen über den Schlittschuhlauf enthielt.

Im Jahre 1811 finden wir den jungen Buchhändler in Graz, wo eben der Exkönig von Holland Ludwig von Bonaparte unter dem angenommenen Namen eines Grafen von St. Leu weilte. Durch den Grazer Professor Julius Schneller, mit dem er in Wien befreundet wurde, erfolgte die Vorstellung des schon reiche Bücherkenntnisse besitzenden Gräffer bei dem Exkönige, und da er der französischen Sprache mächtig war nahm ihn der Graf von St. Leu als Bibliothekar an (vorliegende Ausgabe II, S. 51 und S. 146). Nachdem der Graf bald Graz verließ, wurde Gräffer Bibliothekar des Fürsten Moriz Liechtenstein und sodann des Grafen Karl Harrach in Wien, bekleidete aber nicht lange diese Posten. Schon im März 1813 legte er der Behörde ein Ansuchen zur Herausgabe einer periodischen Schrift vor, die Gräffer unter dem Titel „Literarisch-patriotischer Wochenbericht" herausgeben wollte, und die eine Art literarischen Anzeigers namentlich der Neuerscheinungen bilden sollte. Da aber die Ghelenschen Erben als Pächter der Wiener Zeitung, in der auch literarische Novitäten zur Anzeige gebracht waren, hierüber vernommen wurden, erklärten sie sich gegen die Herausgabe, „weil ihnen vermöge Kontrakts der Wiener Zeitung ein ausschließliches Recht auf solche öffentliche Ankündigungen zustehe, welche Private oder öffentliche Anstalten zur Kenntniß des

Publikums bringen wollen, wozu auch der literarische Anzeiger und Buchhändler-Notizen gehören". Obgleich die Polizeidirektion an die Hofstelle wohlwollend berichtete: „Die Beförderung dieses nützlichen Werkes dürfte erzielt werden, wenn Gräffer angewiesen würde, die Herausgabe in eine solche Form einzukleiden und ihr eine solche Aufschrift vorzusetzen, daß die Ghelenschen Erben nach ihren besonderen Rechten keine Einwendungen zu machen vermögen" kam es doch nicht zur Herausgabe dieser geplanten periodischen Schrift.

Als bald darauf Gräffers Vater gestorben war, dessen Buchhandlung weiter zu führen der Witwe Katharina Gräffer bewilligt wurde, stellte im April 1816 Franz Gräffer das Ansuchen um Verleihung der freigewordenen Kiblerschen Antiquarbuchhandlung in Wien, die ihm dann auch, „da gegen ihn in politischen und Zensurs-Rücksichten kein Bedenken obwaltete", zuteil wurde. Von da an wirkte er als befugter Antiquarbuchhändler in Wien. Es gelang ihm aber nicht, als der Bruder seines Vaters Rudolf Gräffer 1818 gestorben war, dessen angesuchte Buchhandlungsgerechtigkeit auch zu erlangen, welche vielmehr vom n. ö. Regierungspräsidium unterm 25. März 1818 dem Karl Armbruster verliehen wurde, und man den Gesuchsteller Franz Gräffer „als bereits mit einem Gewerbe versehen" unberücksichtigt ließ. Gräffer führte nun seine Antiquarbuchhandlung weiter, aber weniger als Geschäftsmann denn als Bücherliebhaber und Gelehrter, er war mehr literarisch als streng geschäftlich tätig und sein Verkehr mit den verschiedensten geistig hochstrebenden Persönlichkeiten Wiens, die auch in seinem stets mit besonderen Seltenheiten ausgestatteten Laden verkehrten, führte zu mancher freundschaftlichen Beziehung, die ihn bald mit denselben verknüpfte. Bis 1818 hatte er schon eine Reihe

der verschiedensten Schriften veröffentlicht, die sich alle mit literarischen und historischen Dingen beschäftigten, seine Ansichten über Dichter und Philosophen darlegten und seine eifrige Durchforschung älterer seltsamer Druckwerke bekundeten, aus denen er merkwürdige Berichte und Mitteilungen, Biographisches über Persönlichkeiten der Vorzeit, Kulturgeschichtliches und Abenteuerliches mitteilte. So waren von ihm schon erschienen: „Andeutungen über Leben, Geschichte, Philosophie und Literatur" (1812), „Der Buchhandel in Verbindung mit der Buchdruckerkunst" (1813), „Arabesken für Freunde der Combination und Critik" (1813), „Romantische Vignetten" (1813), „Die Helden des Tages oder biographische Notizen" (1813), „Historische Raritäten oder Magazin geheimer Memoiren etc." (1814), „Clios Curiositäten-Cabinet" (1814), „Historische Antiquitäten" (1815), zwei Bände, „Gallerie von Abenteuern aus der wirklichen Welt" (1817—1819), vier Bände, „Phantasien über Geschichte und Philosophie" (1818). Manche dieser Veröffentlichungen hatte er anonym unter dem Namen Rittgräff herausgegeben. Noch sei aus dieser Periode eines von ihm verfaßten patriotischen Gedichtes: „Nemesis oder das befreite Deutschland" gedacht, so wie seiner Übersetzung des Romans von Ludwig Bonaparte: „Marie oder die Leiden der Liebe" (1813), zwei Bände. (Die ausführlicheren Titel und bibliographischen Angaben über die erwähnten Werke zu vergleichen in Goedekes Grundriß d. d. D. IX, S. 71 und 72.)

Es war im Jahre 1817, als Gräffer wieder seine schon lange gehegte Lieblingsidee, ein literarisches Journal in Wien zu gründen, zur Ausführung bringen wollte, und zwar gedachte er eine Zeitschrift mit dem Titel: „Der Unbefangene" herauszugeben, wozu ihm auch von der Zensurbehörde die eingeholte Bewilligung gegeben wurde. Aber

schon im nächsten Jahre änderte er sein Vorhaben in bezug auf die Wahl dieses Titels und ersuchte um die Erlaubnis, denselben in: „Conversationsblatt" umzuändern. Was ihn zu dieser Titeländerung veranlaßte, möge sein diesbezügliches (mit einem genauen Plan über das Blatt belegtes) Gesuch an die k. k. Polizei- und Zensur-Hofstelle vom 16. Juni 1818 erweisen, aus dem hier die wichtigsten Stellen abgedruckt seien: „Der Unterfertigte hatte die gnädige Erlaubnis zur Herausgabe des Journals ‚Der Unbefangene' im vorigen Jahre noch nicht verwirklicht . . . Der ursprüngliche Plan des Unbefangenen ging bekanntlich auf Antagonismus hinaus, es hätte ein vaterländisches Oppositionsblatt werden sollen. Der redlichste Feuereifer erzeugte diesen Plan, aber die Klugheit mußte seine Ausführung bald misrathen. Als die Journalistik des Auslandes jenen auffallenden Charakter anzunehmen begann, hätte der Unbefangene seiner Tendenz nach notwendig in die unwürdigsten Collisionen verwickelt werden müssen. Er berechnete sein Schicksal. Er sah und schwieg und wartete um so geduldiger, als weder die Zeit selbst noch die nötigen Einleitungen und Verbindungen zur dauerhaften Begründung des Institutes reif genug waren. So gestaltete sich der beigebogene Plan. Möglichst zeitgemäß hilft er einem wirklichen Bedürfnis ab. Zahlreiche achtungswerte und gewichtige Stimmen wünschen seine Befriedigung . . . Der Unterfertigte notifirt nunmehr pflichtgemäß die Abänderung seines Journalplanes und bittet . . . ihm die Wahl des angemessenen Titels ‚Conversationsblatt' zu gestatten. Zu dieser Titeländerung mußte der Umstand auffordern, daß die ‚Theaterzeitung' eine stehende Rubrik mit der Aufschrift: Der Unbefangene etablirt hat. Nachdem nun auch die mitunterfertigte Verlagshandlung die wirkliche und ununterbrochene Erscheinung des ‚Conversationsblattes' verbürgt . . . so

hofft der gehorſ. Gefertigte auf gnädigſte Erneuerung der Erlaubnis. Franz Gräffer, Johann Bapt. Wallishauſſer als Verleger."

Von da an beginnt die allerdings nicht zu lange Periode Gräffers als Redakteur eines ſich bald für jene Zeit anſehnlich geſtaltenden Blattes, aber auch eine Reihe Mißhelligkeiten und Verdrießlichkeiten, die ihm zumal das Vorgehen der Zenſurbehörde bereitete: Schon die am 19. Juni 1818 von der Hofſtelle erteilte Bewilligung des „Converſationsblattes" war mit der Bedingnis verknüpft, daß in die „zu erſcheinende Zeitſchrift durchaus keine dramaturgiſchen Aufſätze oder ſogenannte Theaterkritiken und Theaterrezenſionen aufgenommen werden". Dieſe Einſchränkung bedrohte von vornherein ſchon das im Entſtehen begriffene Blatt. Man bedenke, was ſie in der damaligen Zeit für die Theaterſtadt Wien bedeutete, in der das Theater den Hauptmittelpunkt des edleren Vergnügens für die Bevölkerung bildete! Es macht mir den Eindruck, als ob Adolf Bäuerle, der ſchon ſeit einer Reihe von Jahren fungierende Herausgeber der Theaterzeitung auf die erwähnte Beſchränkung, die von der Zenſurbehörde beantragt worden, in irgendeiner Weiſe ſeinen Einfluß ausgeübt, um ſich der ihm unliebſamen Konkurrenz zu erwehren. Aber auch an anderen Ärgerniſſen, die der Konkurrenzneid eingab, fehlte es nicht. Friedrich Wähner gab ſchon ſeit Oktober 1818 eine Zeitſchrift „Janus" heraus, die in ihrer Anlage ſo manche Ähnlichkeit mit dem „Converſationsblatt" aufwies (die, wie hier gleich bemerkt ſei, ſchon im Juni 1819 einging). Wähner ſuchte nun in ſeiner derben Weiſe das jüngere Blatt Gräffers aus dem Felde zu ſchlagen und kargte nicht mit böſen Angriffen. In den Nummern 41 und 42 des „Janus" vom Februar 1819 veröffentlichte Wähner einen Artikel gegen den von

M. von Collin im „Conversationsblatt" herrührenden Aufsatz: „Über den Charakter der deutschen Kunst und ihr Verhältnis zum Staate", der zwar eine sachliche Polemik enthielt, aber zugleich das Blatt Gräffers namentlich herabsetzte durch Stellen wie: „Ein solches Blatt hat sich hinlänglich charakterisiert und verdient deshalb keine Schonung, wenn auch mehrere achtungswerte Männer als bis jetzt aus einem unbegreiflich seltsamen Geschmack als Mitarbeiter auftreten sollten", oder: „Zugleich wird erklärt, daß künftig kein Mann der deutschen Literatur verschont bleiben wird, welcher unvorsichtig mit einem Blatt (— gemeint ist das ‚Conversationsblatt' —) in Verbindung tritt, dessen erklärte Tendenz Opposition ist und diese auch nötig macht." Gegen diese und andere gehässige Äußerungen Wähners glaubten Gräffer und sein Verleger Wallishausser einschreiten zu sollen. Sie richteten an die Zensur Hofstelle dto 6. März 1819 eine Beschwerde „gegen das übermütige anmaßende Treiben der hier erscheinenden Zeitschrift Janus und der wiederholten leidenschaftlichen Anfälle, die sich dieselbe ohne alle Veranlassung auf das Conversationsblatt erlaubt". Noch seien einige Sätze aus dieser Beschwerde hier angeführt, welche auch die früher erwähnten zwei Stellen in Wähners Artikel wörtlich verzeichnete: „Noch ehe das Conversationsblatt erschienen war verunglimpfte es Herr Wähner fast in jeder seiner Nummern, indem er sowohl den Redakteur und Verleger als die engagierten und künftigen Mitarbeiter mit einer Pöbelhaftigkeit beschimpfte, die nur der zügellosesten Rivalität eigen sein kann ... Die Unterfertigten bitten demnach ihr ... wissenschaftliches Institut vor ferneren injuriösen Angriffen gnädigst in gesetzlichen Schutz zu nehmen, ihnen die diesfällige Ausübung ihrer bürgerlichen Eigentumsrechten wohlwollend zu sichern und ihnen zu gestatten sich, dem Institut

und den Mitarbeitern durch eine kategorische Beilage zum Conversationsblatt Genugtuung zu verschaffen." Diese von Gräffer verfaßte und „Schmutzblatt" überschriebene Beilage führte den Titel: „Ein wahrhaft Conterfey eines funkelneuen Critikasters und wie sothaner Bramarbas in dem frommen Wien in Österreich, gar gräwlich und possirlich spucken thät", und das Motto: „Die Rohrdommel brüllt wie ein Ochs. Comenius." Diese Beilage wurde der Zensur gedruckt vorgelegt und enthielt auf acht Quartseiten eine derbe und drastische Abfertigung Wähners. Als Zensor wirkte damals der rühmlich bekannte Josef Schreyvogel in der Angelegenheit*) und sprach sich gegen Gräffers Beschwerde aus, indem er noch bemerkte, Gräffer müsse es bewußt sein, „welche Mühe es seinem Zensor gekostet hat das Conversationsblatt von einer Menge verkehrter Ansichten und thörichter Einfälle zu reinigen, womit der Redakteur es von Anfange an so reichlich ausgestattet hat". Es scheint nicht, daß die oberste Hofstelle mit dem Vorgehen gegen Gräffer ganz einverstanden war, denn dem Zensor J. Schreyvogel wurde die Zensur des Janus und des Conversationsblatt (die also in einer Hand vereinigt war) von Graf Sedlnitzky abgenommen und dafür die Zensurierung der beiden Journale zwei anderen Persönlichkeiten des Amtes (Kaster und Böhm) mit der Bemerkung übertragen, „daß die Prüfung beider Zeitschriften mit einsichtsvollem Scharfblicke und gemessener Strenge vorzunehmen sei", gleichzeitig fährt diese Weisung fort: „dem Redakteur Franz Gräffer ist insbesondere zu bedeuten, daß die Drucklegung des nebenfolgenden gegen den Redakteur des Janus Friedrich Wähner gerichteten

*) Man vgl. J. Schreyvogels Tagebücher 1810—1823. Hgg. von Karl Glossy, 2. Teil (Berlin 1903), S. 321, wo Schreyvogel seinem Ärger über Gräffer Ausdruck gibt.

Schmutzblattes nicht gestattet werde und daß er selbst mit mehr Umsicht als er bisher bewies die Redaktion des Conversationsblattes zu führen habe". (Verordnung der obersten Zensur und Polizeihofstelle an das Bücher Revisionsamt in Wien v. 14. März 1819. No 1860.)

Die Nachteile, welche dem Conversationsblatte aus dem Umstande erwuchsen, daß es keine Theaterberichte bringen durfte, machten sich bald fühlbar und veranlaßten Gräffer, an die Hofstelle am 13. Oktober 1819 eine bittliche Eingabe zu richten, „dem Conversationsblatte auch den Artikel Theater beigeben zu dürfen, um diese Zeitschrift, in deren Plan dieser Zweig der Kunst wohl unmittelbar gehört, ihrer Vervollkommnung näher zu bringen und dadurch den vielseitig geäußerten Wünschen so vieler Leser und Freunde dieses Blattes entgegenzukommen". Aus der Begründung seines Ansuchens sei hier wortgetreu wiedergegeben: „Von den besonderen Gründen, welche vielleicht dazu dienen können die Bitte des Gefertigten zu unterstützen glaubt er nachstehende anführen zu sollen: 1.) Wird es bei der Behandlung des Theaters im Conversationsblatt schon deswegen, weil die Tendenz dieser Zeitschrift mehr wissenschaftlich ist, nicht sowohl auf die persönlichen Leistungen einzelner Schauspieler als auf den ästhetischen Wert der Stücke selbst, weder demnach auf das Theatralische als auf das Dramaturgische abgesehen sein. Durch diese Frage, welche sich von den gewöhnlichen Tageskritiken wesentlich unterscheidet, soll sowohl die Veranlassung zu den störenden persönlichen Kollisionen als auch die Konkurrenz mit andern Zeitschriften, welche den Artikel Theater führen möglichst vermieden werden. Überhaupt würde mit Gewissenhaftigkeit auf Beobachtung des Anstandes und Vermeidung unwürdiger Fehler streng gesehen werden, schon des reinen Zweckes wegen, vorzüglich aber um einer hochlöblichen Behörde unangenehme Be-

helligungen u. Klägereien zu ersparen. — 2.) Werden die Besorgung des Artikels zwei Männer übernehmen, die ihre geläuterten Kunstansichten und ihren Beruf als Kritiker bereits hinlänglich ausgewiesen und sich im Vertrauen des Publikums nicht minder befestigt haben, nämlich Herr J. C. Bernard (jetzt noch mit der Modezeitung verbunden) und Herr C. Th. Hohler. 3.) erwähnt der Unterzeichnete, daß er bereits auf die beabsichtigte Zeitschrift der Unbefangenen, von welcher das Conversationsblatt nur eine Modification ist, die Erlaubnis des Theaters erhalten habe; und nachdem endlich 4.) durch das Aufhören des damals gleichzeitig gegründeten Blattes Janus die dort obgewalteten Hindernisse gehoben scheinen dürfen und das Conversationsblatt seines wissenschaftlichen redlichen Strebens wegen auch eines nicht unvorteilhaften Rufes genießt, so darf sich der Gefertigte vielleicht schmeicheln, mit einer gnädigen Rücksicht begünstigt zu werden . . ." Die Erledigung dieses Ansuchens von seiten der Hofstelle erfolgte am 25. Oktober 1819 und besagte unter anderem: „In der Voraussetzung, daß der Bittsteller der von ihm selbst bestimmten Form getreu bliebe und in seinen dramaturgischen Aufsätzen den erforderlichen Anstand beobachte und jede literarische Fehde verhüte, finde ich mich bewogen seinem Gesuche zu willfahren . . ." (Sedlnitzky.)

Die neue „stehende Rubrik Theater" wurde mit dem Jahrgange 1820 des Conversationsblattes eröffnet, die Besprechungen in derselben aber erscheinen sowohl in bezug auf Possen und Schauspiele als auch im Hinblicke auf die Oper zumeist von einer gewissen Schärfe. Ja, als ein Stück „Barthels Traumbuch von J. A. Gleich" am Leopoldstädter Theater (5. Mai 1820) gegeben wurde, bemerkte die Besprechung im Blatte, worin es ein „jammervolles Machwerk" genannt wurde, daß „wohl seit Jahren auf

dieser Bühne kein so albernes, frostiges und mattes Produkt zu sehen oder vielmehr zu begähnen gewesen, so entblößt von allem Witz, von aller Laune, von allem — Verstand als dieses." Der Direktor des Leopoldstädter Theaters Leopold Huber sah sich infolge dieser bösen Kritik zu einer Beschwerde an die Hofstelle dto 13. Mai 1820 veranlaßt, aus der schon zur Kennzeichnung der damaligen Theaterverhältnisse und der Anschauungen über dieselben der Hauptteil hier wortgetreu verzeichnet werden soll. „Wenn eine hochlöbl. Hofstelle", führt sie aus, „zu berücksichtigen geruht, wie schwer es gegenwärtig ist, volle Häuser, ja nur mäßig besuchte zu erzielen, so wird sie die boshaften Ausfälle des besagten Journals, das offenbar Schaden über das Theater in der Leopoldstadt zu verhängen und das Publikum gegen dasselbe aufzubringen gedenkt, nicht ferner zulassen. An die Produktion eines Volkstheaters kann man nicht den Maßstab der strengeren Kritik legen, das Publikum verlangt Abwechslungen, diese müssen die Bühne mit ihren ungeheueren Lasten erhalten und erscheint hier und da gleich ein Stück, welches unter den Erwartungen eines einzelnen ist, so ist man doch bedacht, der Mehrzahl zu genügen und das ganze Jahr hindurch besorgt die sämtlichen Freunde des Leopoldstädter Theaters zu befriedigen. Diese Ansicht scheinen auch die übrigen hiesigen Journalisten zu teilen. Warum will also das Conversationsblatt allein durch lieblose und übertriebene Kritiküberei auffallen? Seine Bemerkungen gaben keine Belehrung sondern Erbitterung, es sind Schmähungen ja Verleumdungen wie dieses das boshafte Libell in No 56 über das Gleichsche Stück: Bartels Traumbuch beweise. Hier wird gesagt, das Publikum hatte es in beispielloser Nachsicht behandelt. Will das Conversationsblatt Aufruhr gegen ein mittelmäßiges Stück predigen? Will es, wenn es angibt, es sei schade

um den Verbrauch aller Künste, die an diese Erbärmlichkeit verschwendet wurden, die Mitglieder der Bühne aufreizen, in ähnlichen Fällen ihre Schuldigkeit nicht zu tun? Der Unterzeichnete hat Herrn Gräffer nie beleidigt, hat ihn noch durch freies Entree Aufmerksamkeit für die Begünstigung ein Journal herausgeben zu dürfen bewiesen, warum wird er dafür so unanständig behandelt? — — Das Stück gefiel, es wurde viermal nacheinander mit Erfolg und Beifall gegeben, wer soll die folgenden Darstellungen betrachten, wenn etwas so Unwahres und Gehässiges davon öffentlich behauptet wurde! Die Lasten der Unternehmung sind groß, der Gegenstand ist sehr bedeutend, die Zeiten sind nicht günstig. Hunderte wollen hier Brot; die warmen Tage locken mehr ins Freie als ins Schauspielhaus und schaden kann man bei einer solchen Unternehmung so leicht! Es wäre also wohl besser, das Conversationsblatt unterließe hier die Theaterkritik als suche hier nachteilig zu wirken. Indem der Unterzeichnete auf die Hilfe der hochlöbl. Hofstelle vertraut" usw.

Diese Beschwerde wurde nun allerdings von der Behörde ad acta gelegt. Am 24. Oktober 1820 legte Gräffer der Hofstelle ein Ansuchen vor, ihm „gnädigst zu bewilligen, daß bei den Theaterberichten auch die Namen der Schauspieler beigesetzt werden dürfen um dadurch für die Rezension selbst mehr Bestimmtheit, didaktisches Interesse und Rundung zu gewinnen; über die Vermeidung aller beunruhigenden polemischen Persönlichkeiten würde um so strenger gewacht werden können, als die Redaktion jetzt einen Kunstrichter engagiert hat, welcher auch in dieser Beziehung alles Vertrauen verdient". Schon am 27. Oktober erfolgte die Entscheidung: „Die Anführung der Namen der Schauspieler bei den Theaternachrichten im Conversationsblatte wird auch fernerhin wie bisher nicht gestattet." Als aber im

November 1820 Gräffer um die Bewilligung der Zeitschrift für das nächste Jahr sein Gesuch überreichte, erlaubte sich die Redaktion „den Wunsch auszusprechen in den theatralischen Artikeln, bei welchen sie die Namen der Schauspieler nicht angeben darf, dieses nur bei Gastrollen tun zu dürfen; sie würde die strengste Sorgfalt beobachten jede persönliche Differenz zu vermeiden". Es liegt hierüber in den Akten keine Erledigung vor und scheint diesem Wunsche stillschweigend Rechnung getragen worden zu sein, da später die Namen der als Gäste auftretenden Schauspieler und Schauspielerinnen tatsächlich in den Besprechungen genannt sind.

Im Jahre 1821 hatte Carl Gerold den Verlag des Conversationsblattes übernommen. Aber für Gräffer selbst wurde dieses Jahr kein glückliches. Sei es, daß er sich bessere Einkünfte von der Redaktion versprochen, oder daß ihm seine Familie größere Auslagen verursachte, es hatte sich eine bedeutende Schuldenlast angesammelt, welcher der in die Enge Getriebene völlig erlag. Gräffer hatte sich etwa 1805 verehlicht, doch war seine Frau nach einer Reihe von Jahren gestorben, und er mußte die Sorge für zwei hinterbliebene aufwachsende Töchter übernehmen. Am 2. März 1821 erhielt der Verleger und Buchdrucker Carl Gerold plötzlich das nachfolgende Schreiben:

„Nachts vom 1. auf den 2. März 1821.

Verehrtester Herr! Alles vereinigt sich, zu verhindern, daß ich als Mann von Ehre bestehe und für meine Kinder sorge. Meine ganze Wirksamkeit hat man zertrümmert. Ich muß trachten, als Mensch, Staatsbürger und Vater zu bestehen. Dies thu ich jetzt. In wie fern es mir gelingt, weiß der Himmel, auf den allein ich noch vertraue. Mit dem allerreinsten Selbstgefühl ruhig und entschlossen verlasse ich dieses Wien. Das Conversationsblatt, meine unter

unsäglichen Anstrengungen bewerkstelligte Schöpfung, ist mir theuer. Sie bleibe in Ihren Händen. Sie haben den gerechten Anspruch darauf. Die Redaktion können Sie unbesorgt Herrn Berling anvertrauen. Beikommend sind Vorräte ... den Namen der Redaktion bitte ich ganz wegzulassen. Weihen Sie dem Blatt Ihre gewohnte Tätigkeit. Es verdient einen blühenden Fortgang. Empfangen Sie meine Würdigung für die vielen Zeichen Ihrer Freundschaft. Ich bin zu vernichtet, um ein Weiteres zu sagen. Gedenken Sie meiner in Liebe. Der Himmel segne Sie. Vielleicht hören Sie bald von mir. Leben Sie wohl.

Ihr treuer Verehrer und Freund

H. Gräffer."

Pflichtgemäß machte Gerold die Anzeige von Gräffers „Flucht" am 3. März 1821 an die Polizei- und Zensurhofstelle und bat unter Vorlage des abgedruckten Schreibens „ihn in Besitz des Conversations-Blattes zu setzen", zeigte auch an, „daß er wegen künftiger Redaktion mit J. F. Castelli übereingekommen ist". Ein Dekret des k. k. Bücherrevisionsamtes vom 6. März daraufhin enthält die Sätze: „Es versteht sich von selbst, daß der flüchtig gewordene Franz Gräffer auch im Falle seines Wiedererscheinens unfähig ist, die Redaktion des Conversationsblattes oder irgendeiner andern Zeitschrift je wieder übernehmen zu können. — Dem Bittsteller Gerold wird gestattet, diese Zeitschrift jedoch nur bis Ende des laufenden Jahres fortzusetzen und von Castelli redigieren zu lassen. Mit Anfang des Jahres 1822 wird dieses Journal auf jeden Fall aufzuhören ... haben."

Für diese Angelegenheit und die Denkweise Gräffers sind die Worte bezeichnend, welche er am Schlusse der Nr. 20 des Blattes vom 10. März 1821 noch veröffentlichte. Sie lauten (im Auszuge): „Ich lege die Redaktion dieses

Blattes nieder. Zeitverhältnisse bestimmen mich. Die besonderen Beweggründe eignen sich nicht für die Öffentlichkeit. Im wesentlichen lassen sie sich erraten. — Nicht ohne Gefühl kann ich von meiner Pflanzung scheiden, von den vielen wackren Männern, die eifrig und treu für sie wirkten. Nicht ohne Genugtuung trenne ich mich. Als ich vor drei Jahren dieses Blatt vorlegte, hatte ich den Plan, etwas für die Ehre der vaterländischen Journalistik zu tun. Ich sah mich von zahllosen Hindernissen umlagert. Dennoch drang ich, im festen Bunde mit so vielen trefflichen Köpfen siegreich hindurch. Geduldet, gerungen, gewirkt, geopfert, ausgedauert habe ich ritterlich. Dies darf ich mir ohne Anmaßung selbst nachrühmen. Noch ist das Blatt jung. Aber ein gewisser Grad der Ausbildung ist an ihm nicht zu verkennen. Das In- und Ausland würdigt ihn. Das Blatt hat sich Achtung errungen. Dieses ist mein Stolz, meine Entschädigung." — — Die nächste Nummer, 21, des Conversationsblattes leitete Castelli mit der Benachrichtigung ein, daß er die Redaktion übernommen habe.

Nach seinem fluchtartigen Abgange von Wien begab sich Gräffer nach Pest, wie ein späteres Aktenstück der Zensurbehörde feststellt, um einem ihm vorteilhaft scheinenden Rufe des Grafen Albert Festetics folgend die Redaktion der dortigen Zeitschrift „Pannonia" zu übernehmen, verließ jedoch schon nach sechs Monaten die ungarische Hauptstadt wieder, da er nicht imstande war, diese Zeitschrift „wegen mehrerer ihm vom Grafen entgegengesetzten Hindernisse" ferner fortzusetzen. Er hatte während dieser Zeit wohl den öffentlichen Betrieb seines Antiquarbuchhandels in Wien eingestellt, aber die jährlichen Steuern für denselben zur bleibenden Sicherstellung seines Rechtes daran gezahlt. Eine Eingabe Gräffers aus Pest an die Polizei- und Zensurhofstelle in Wien vom 22. August 1821 bietet

die sicher wahrheitsgetreue Schilderung seines Mißgeschickes der letzten sechs Monate und möge hier aus den Akten im Wortlaute folgen:

„Drei Jahre hat der Unterzeichnete aufgeopfert, seine beste Kraft, sein bürgerliches Geschäft, manche glänzende Einladung, Alles um zur Ehre der vaterländischen Journalistik mitten unter tausend Hemmungen zu wirken, sich, nachdem im Buchhandel kein Vortheil mehr zu erzielen, durch sein Conversationsblatt eine Erwerbsbasis zu verschaffen. Nach so langer Entbehrung und Ausdauer kaum an der Schwelle einer mäßigen Entschädigung sah er sich durch den Entgang seiner Zeitschrift um das Mittel gebracht sich und zwei unmündige Kinder zu erhalten. Weder im Stande ein Amt noch sonst ein Aquivalent zu erlangen oder seinem ursprünglichen Beruf sich wieder zu weihen lehnte er auszeichnende und lukrative Anträge des Auslandes ab, um dem Vaterlande, für das er als Landwehrmann sein Blut geboten, treu zu bleiben. Nur im alleräußersten Falle, wenn er trotz seiner redlichen Gesinnung, die er nicht wahrhaftiger als durch edlen Freimuth zu offenbaren wähnte, ferner fort verkannt werden sollte, wollte er es, so beschloß er mit der Fremde, da sie ihm Gerechtigkeit angedeihen ließ, vertauschen. Da Wien ihm nichts bot folgte er dem Rufe nach Pest, Teil an der Pannonia zu nehmen, in der Monarchie zu weilen. Er verfehlte nicht solches einer hochl. Polizei- und Zensur-Hofstelle zu notifiziren. Es zeigt sich, daß die Persönlichkeit, die äußere Lage des Herausgebers dieser Pannonia dem Gefertigten nicht entsprechen könne. Veranlaßt sich von diesem Blatte zu trennen ermangelt er nicht es gebührend anzuzeigen. Unter Einem bittet er dem durch lediglicher Mutmassung oder schnöde Gehässigkeit erzeugten Gerücht, daß er jetzt nach Leipzig sich begebe, keinen Glauben beizumessen. Sei

die Meinung auch gegen ihn, er steht rein und stark vor dem Richterstuhl des Patriotismus. Weder Gleisner noch überspannter Wahrheitsfreund ist er blos das Opfer der Entstellung. Er fühlt tief, er weiß klar seine Eigenschaft als reeller österreichischer Staatsbürger. Doch gereizt, misdeutet, gebeugt, zermalmt, ohne gedeihlichen Wirkungskreis mußte es geschehen, daß er anders schien als er ist. Hierin liegt das Geheimnis seiner Verfolgung. Daß er sie nicht nur nicht, sondern das völlige Gegenteil verdient wird die Zeit lehren.

Unterthänigst Franz Gräffer."

Bevor wir das Geschick und die weiteren literarischen Pläne und Unternehmungen des so vielfach bedrohten Mannes hauptsächlich nach der Aktenlage des Polizeiarchivs weiter verfolgen, möge noch des Conversationsblattes gedacht sein, von dem auch in Gräffers späteren Veröffentlichungen der Wiener Memoiren usw. häufig die Rede ist und dem er soviel Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewendet hat. Dieses Blatt, welches in Großoktavformat zunächst wie erwähnt von 1819 an in J. B. Wallishausers, 1820 in Katharina Gräffers und zuletzt in Karl Gerolds Verlag bis Ende 1821, anfangs zweimal und später dreimal wöchentlich erschien, stellte sich die Aufgabe, allgemein wissenschaftliche Belehrung auf jedem Felde zu bieten, namentlich enthielt es Aufsätze historischen und literarischen Charakters, solche über Natur-, Länder- und Völkerkunde, über Kunst, Industrie und Gewerbewesen, zumal neue Erfindungen betreffend; jede Nummer bot am Schlusse unter dem Titel „Novellistik" literarische und künstlerische, später auch das Theater behandelnde kurze Berichte in Notizenform. Romane und belletristische Erzählungen waren vom Inhalte des Blattes ausgeschlossen, doch bot es historische Denkwürdigkeiten und Anekdoten, humoristische und satirische

Darstellungen, auch wohl Gedichte, kürzere dramatische Dichtungen, Proben aus längeren und dgl. Den Jahrgängen 1820 und 1821 wurden auch Tafeln und Bilder, welche sich auf den wissenschaftlichen Text bezogen, vereinzelt beigegeben. In dieser Beziehung ist besonders hervorzuheben der von A. Tepplar schön gestochene Kopf Goethes zu Nr. 36 von 1819. Auch erschien später ein eigenes „Literatur- und Kunstblatt" sowie eine „Industrie-Beilage" von Zeit zu Zeit dem Hauptblatte angefügt. Um nur einige Aufsätze des Blattes, welche die Art desselben kennzeichnen, hervorzuheben, seien die Titel einiger aus den drei Jahrgängen unter Gräffers Redaktion hier angeführt: „Über die gesellschaftlichen Verhältnisse in den nordamerikanischen Freistaaten", „Literatur und Ideenverkehr in Frankreich und England" (F. Bernhard), „Schiller in seinen letzten Momenten", „Über den Charakter der deutschen Kunst" (M. von Collin), „Am Gipfel des Schneebergs" (M. von Molitor), „Geschichts-Hauptgrundsätze" (J. A. Schneller), „Neues Schema der Natur" (L. Trattinick), „Marquis von St. Germain", „Erfahrung, Geschichte und Poesie in ihrem Verhältnis zur Menschenkenntnis", „Analekten zur Geschichte der Eier" (Georg von Gaal), „Etwas über die Gemäldesammlung der Gebrüder Boisserée in Heidelberg" (W. Hebenstreit), „Gottfried von Bouillon" (C. Ferd. Schulze), „Fortschritte in der Sprachkunde" (F. Bernhard), „Gastein" (W. Hebenstreit), „Zur Geschichte des Kusses" (G. v. Gaal), „Des Steindruckes Fortschreiten in Österreich", „Reales Beobachtungen über die Pest", „Das Reich der Aschantih's in Afrika", „Die Juden in Spanien" (J. Jeitteles), „Über die Ausführbarkeit einer Verbindung der Donau mit dem adriatischen Meere", „Über Z. Werners Tragödie: Die Mutter der Makkabäer" (W. Hebenstreit),

„Proben aus dem österreichischen Idiotikon des Franz Ziska", „Über Konstantinopel", „Briefe über Zeitsachen", „Aus und über Italien" (D. Leßmann), „Über die schöne Literatur der Deutschen" (M. Span), „Die Familie der Herren von Rosenberg und die sogenannte weiße Frau", „Goethe als Lyriker" (M. Span), „Beschreibung zweier Reisen auf den Montblanc von Dr. Hamel", „Physiographie des Königreichs Ungarn" (Csaplovics), „Die Alten bei Tische" (D. Leßmann). Die Titel dieser in den drei Jahrgängen des Blattes enthaltenen Aufsätze nach der vorliegenden knappen Auswahl zeigen beiläufig die Anlage der Zeitschrift. Zur Ergänzung ist noch beizufügen, daß häufige Mitteilungen über „technische" und „ontologische Neuigkeiten" des trefflich bewanderten Rittig von Flammenstern, ferner die wichtigen Aufsätze Adam Müllers und a. über Sparbanken und Sparkassen besondere Aufmerksamkeit verdienten, auch längere Ausführungen über Kunst und wirtschaftliche Gegenstände, Nekrologe (z. B. jener Kotzebues), mitgeteilte heimische Märchen und Volkssagen erscheinen sehr beachtenswert. Vom Jahrgange 1820 an begann Castelli unter dem Titel „Des Jokus Wochengabe" verschiedene humoristische und satirische Beiträge in Vers und Prosa, die bis zu Ende fortgeführt wurden. Auch manche der Gedichte und Proben dramatischer Dichtungen wiesen höchst bedeutende Namen unter deren Verfassern auf, so z. B. denjenigen Grillparzers. Gräffer selbst ist ebenfalls durch eigene Beiträge von Gedichten und verschiedenen Aufsätzen, Aphorismen und dgl. vertreten. Wenn man noch einige Mitarbeiter hervorheben will, um die Anteilnahme auch dieser an der Zeitschrift zu zeigen, so seien außer den schon hier Genannten von Bemerkenswerten etwa noch erwähnt: C. A. Böttiger, Louise Brachmann, Wilh. Frh. von Eyb, L. Ha-

lirsch, J. von Hammer(=Purgstall), F. A. Kanne, Friedrich Kind, Chr. Kuffner, Joh. Gf. Mailáth, E. Raupach, M. G. Saphir, F. C. Weidmann, Frz. Frh. von Schlechta, Al. Weissenbach, Ferd. Wolf. Manche dieser und anderer nicht genannter Mitarbeiter sind durch ihre Anteilnahme an dem Conversationsblatte zu dem Redakteur in freundschaftliche Beziehungen auch für die Folge getreten, mancher von ihm hier zum ersten Male dem Wiener und einem größeren Leserkreise vorgeführt worden, zu diesen gehört namentlich Saphir. (Vgl. d. vorl. Ausg. I, S. 5 ff.)

Der Wunsch nach einem materiell gesicherten Einkommen war es wohl, der Gräffer in Pest veranlaßte, abermals um die Bewilligung zur Herausgabe einer Zeitschrift ein Gesuch vorzulegen. Er verständigte ddto. Pest, 29. September 1821 auch die Polizeihofstelle in Wien davon und führte darin u. a. aus: „Eben hatte der Unterzeichnete zu . . . dem Rufe nach Sachsen zu folgen sich anschicken wollen, als er von mehreren bedeutenden Personen sich nicht nur ermuntert, sondern wiederholt und auf das Nachdrücklichste aufgefordert sah, ein eigenes Zeitblatt herauszugeben. Man ging von der Ansicht aus, daß ein ordentliches deutsch-literarisches Journal für Ungarn ein Bedürfnis, die Pannonia erbärmlichen Inhalts höchst unregelmäßig erscheinend und von ihrem Herausgeber . . . mißbraucht nur eine Schande für die Nation sei und indem man die patriotischen Gesinnungen des Unterfertigten rücksichtlich dieses Königreichs, die er bereits im Conversationsblatte bekundete würdigte, kam man ihm selbst höheren Orts entgegen, sicherte ihm Zutrauen, Schutz und zugleich eine hinreichende Anzahl von Abnehmern. Der Unterzeichnete . . . säumte nicht um die Erlaubnis eines solchen Blattes, betitelt: ‚Iris. Zeitschrift für gebildete Stände‘ bei

der hochl. Statthalterei einzuschreiten, diese zeigte sich günstig und das Gesuch gelangte an den hiesigen Magistrat um nähere Auskunft." Am Schlusse dieser Eingabe bemerkt Gräffer noch: „Die durch die Erlaubniß dieses Blattes wieder gewonnene bürgerliche Basis würde den Unterzeichneten in den Stand setzen sich und seine beiden unversorgten Kinder zu erhalten, seine durch dritthalbjährige fruchtlose Aufopferung bei dem Conversationsblatte gehäuften Passiven zu tilgen und sich wieder als nützlichen und achtbaren Staatsbürger darzustellen."

Es scheint, daß die von den Behörden in der üblichen „vertraulichen" Weise eingeleiteten Erhebungen über Gräffer nicht günstig lauteten, wenigstens lassen dies einige bei den Akten vorliegende Aufzeichnungen solcher dunkler „Vertrauensmänner", die wohlweislich ihren Namen nirgends beigesetzt, vermuten. Dies dürfte der Grund sein, daß die geplante Zeitschrift „Iris" in Pest nicht erschien und, wie einer der „Gewährsmänner" mitteilt, Gräffer am 1. Oktober 1821 nach Wien zurückkehrte.

Gräffer, der vorläufig in Wien sein Antiquargeschäft noch nicht weiter fortführte (erst im Jahre 1825 eröffnete er dasselbe wieder), erschien auf literarischem Gebiete wieder tätig. Mit dem wissenschaftlich gebildeten Buchhänder Michael Schmidt (1779—1832) schon von früher her bekannt und befreundet übernahm er für das Jahr 1822 die Redaktion von dessen im Jahre 1819 gegründeten „Literarischem Anzeiger", eines in literarischer und bibliographischer Beziehung schon recht geschätzten Journals, das aber leider mit dem Ende des genannten Jahres einging. Auch war Gräffer um jene Zeit als Redakteur an Hormayrs historischem „Archiv" tätig, in dem er schon seit 1820 verschiedene Beiträge veröffentlicht hatte. Von Einzelveröffentlichungen, die damals aus Gräffers Feder erschienen, sind

zu nennen die „Romantischen Denksteine" (Wien, 1823), 2 Bände und die „Historischen Unterhaltungen", der „Historischen Raritäten" 2. Teil (Wien, 1823). Einige andere kleinere Schriftchen waren wohl nur zur Hebung seiner materiellen Verhältnisse abgefaßt. Beachtenswerter scheint die von ihm in Art eines Taschenbuches erschienene Sammlung: „Ceres. Originalien für Zerstreuung und Kunstgenuß" (Wien, 1823 und 1824), in der viele der früheren Mitarbeiter am Conversationsblatte, aber auch beachtenswerte neue Namen von Beiträgern erscheinen. Gedichte, Erzählungen, Märchen, humoristische Skizzen und kleinere dramatische Stücke bilden den Inhalt der von der „Ceres" erschienenen zwei Jahrgänge. Aus den Akten des Polizeiarchivs ersieht man Gräffers Ansuchen an die Zensurbehörde, für die Redaktion der Zeitschrift „Der Gesellschafter" in Berlin und für „Das literarische Conversationsblatt" in Leipzig Korrespondenznachrichten zum Abdruck einsenden zu dürfen, was ihm nach vorschriftsmäßiger vorheriger Ablieferung der Manuskripte an das Bücherrevisionsamt und dort erlangter Druckbewilligung zugestanden wurde. Außer der Mitarbeit an verschiedenen anderen Journalen und der Herausgabe seines „Historisch bibliographischen Bunterlei" (Brünn, 1824), sowie der „Christlichen Legenden" (Brünn, 1824) übernahm Gräffer in dieser Periode seines literarischen Wirkens die Redaktion mehrerer Taschenbücher, wie „Aurora" (1824 – 1827), „Der Freund des schönen Geschlechtes" (1825 – 1827), „Das Veilchen" (1825 – 1827). Er begründete sogar selbst ein Taschenbuch „Philomele" (Brünn, J. G. Traßler), von dem zwei Jahrgänge für 1825 und 1826 erschienen und das reich war an prosaischen und metrischen Beiträgen. Im Jahrgange 1826 finden sich darin die ersten Gedichte des jugendlichen A. A. Grafen Auersperg (Anastasius Grün), mit dem Gräffer in der

Folge befreundet wurde und viel verkehrte. In allen diesen Taschenbüchern sind auch zahlreiche Gedichte, Erzählungen und Aufsätze von Gräffer selbst enthalten.

Als ein Beispiel, mit welchen Angelegenheiten die Polizeihofstelle oft belästigt wurde, diene die nachfolgende den Akten entnommene Mitteilung. Gräffer hatte in der Berliner Zeitschrift „Der Gesellschafter" vom 6. November 1824 einen Aufsatz „Miscellen aus Wien" zum Abdruck gebracht. Durch diesen fühlte sich F. Th. Hirsch, Offizial der Hofbuchhaltung und Lehrer der Kalligraphie, beleidigt und bat die Hofstelle, ihm für die zugefügte Beleidigung Genugtuung zu verschaffen. Durch den Zensor E. Chimani wurde schon im Oktober 1824 der erwähnte Aufsatz für anstandlos befunden. Der Zensor hatte damals darüber berichtet: „Diese Notizen dehnen sich über Bauten . . . das Neuner'sche Kaffehaus . . . die Theater aus. Der Unterzeichnete exhibirt was S. 7 zwar wahr aber etwas zu derb von dem Kalligraphen Hirsch gesagt wird. Am Schlusse der Notizen wird angeführt, daß Grillparzers unglücklicher Ottokar in dem Theater an der Wien gegeben werden dürfe." Auf die Anfrage der Behörde an Gräffer nach der obigen Beschwerde legte dieser den Originalaufsatz mit der erwähnten Zensurbewilligung vor und äußerte sich, daß, wie aus dem Aufsatze zu ersehen, er gegen die Sache und nicht gegen die Person des Herrn Hirsch geschrieben. Was die Sache beträfe, so beziehe er sich über seinen diesfälligen Aufsatz auf den Ausspruch des ersten hiesigen Kalligraphen. Obgleich Hirsch nicht damit befriedigt war, wurde die ganze Sache doch ad acta gelegt.

Über die von Gräffer in den nächsten Jahren verfaßten und herausgegebenen Schriften ist Goedekes Grundriß 2. Auflage IX. S. 75 und 76 zu vergleichen. Ein Werkchen: „Reliquienschatz der Christenheit" (Wien 1829) aus

jener Zeit wird hier nur aus dem Grunde genannt, weil eben damals Gräffer der Zensurbehörde das neue Projekt einer Zeitschrift vorlegte, die den Titel hätte führen sollen: „Wiener katholische Zeitschrift für Geistliche und Laien jeden Standes" und die außer allgemein theologischen Fragen nach dem vorgelegten Entwurfe auch umfaßt hätte: die Beschreibung merkwürdiger Kirchen, Lesungen aus den Kirchenvätern mit biographischen Notizen, religiöse Gefühle an dem Geburtsfeste des Kaisers, der Kaiserin und der kaiserlichen Familie, die Würdigung verschiedenen religiöser und moralischer Schriften, Blumenlese aus Abraham a Santa Claras Werken usw. Es sollte ihm aber nicht gelingen, diesen Plan zu realisieren. Das Gutachten über Gräffers Entwurf der Zeitschrift hatte im Wiener Bücherrevisionsamt (wie ich aus der Schrift des vorliegenden Konzeptes zu entnehmen glaube) Franz Sartori abgefaßt. Dieser auch als Schriftsteller auf geographischem und anderem Gebiete aufgetretene Beamte im Bücherrevisionsamt zeigt aber in seinem Berichte über Gräffer eine ganz besondere Voreingenommenheit, ja Gehässigkeit. Vielleicht läßt sich solche durch die von Sartori als Rivalität aufgefaßte eifrige Schriftstellertätigkeit des literarischen Antiquars erklären. Nur unter dieser Voraussetzung ist die wahrscheinlich von Sartori vorgeschlagene Erledigung über Gräffers Zeitschriftenprojekt einigermaßen verständlich, welche vom 27. August 1828 datiert ist und aus der hier der Hauptteil wörtlich wiedergegeben sein möge:

„Seit der vor drei Jahren erfolgten Wiedereröffnung seiner Antiquarhandlung hat Gräffer selbst sich fast gar nicht um die Besorgung des eigentlichen Geschäfts bekümmert, solches vielmehr seinem Compagnon, dem getauften Juden Singer überlassen. Seinen oft erklärten Vorsatz nicht mehr zu schreiben vergessend, überschwemmt er gleich-

sam die hiesigen Buchdrucker, insbesondere Sollinger mit Schriften aller Art und so erschienen: Die Kunst des Schlittschuhlaufens, Die Kunst gut zu verdauen nach dem Französischen des Vaillant, welches gar nicht existiert, Die Nebenstunden, Der Fabelschatz. Dagegen läßt sich freilich nichts sagen, die behandelten Gegenstände sind unverdächtig, den Zensurvorschriften nicht entgegen und ihre Zusammenstellung im Druck Spekulations- und Erwerbssache. Allein dabei ist es nicht geblieben. Der Richtung der jetzigen Zeit zur erweiterten Religiosität folgend wollte Gräffer auch davon Nutzen ziehen und schrieb zuvörderst: ‚Zwei kostbare Reliquien unseres allerheiligsten Erlösers I. C.‘ . . . ein Brief an den König Abgarus . . ., worauf bald folgte ‚Mutter Gottes Gebetbüchlein‘ . . ., beide erschienen bei Sollinger. Da weder die katholische noch die protestantische Kirche jenen Brief anerkennt, so strich schon die geistliche Zensur in den sogen. Reliquien mancherlei . . . Ferner wurden von dem nämlicher Verfasser der Zensur eingereicht: Der Reliquienschatz, und Erklärung aller im katholischen Kirchenritus vorkommenden Ausdrücke in alphabet. Ordnung . . . Indessen würden selbst diese schriftstellerischen Strebungen wenigstens für indifferent gehalten werden, wenn der Verfasser sich selbst nicht alle Mühe gäbe die Gegenstände, über welche er geschrieben gesprächsweise auf das Schimpflichste zu behandeln und ihre Nichtigkeit oder Erdichtung zu beweisen. Er betrachtet sie lediglich als ein Vehikel augenblicklichen Gewinns und erklärt sie für Schmarrn zur Beförderung der Einfalt und des Aberglaubens. [Eine unerhört denunziatorische Verdächtigung!] Durch dieses hirn- und herzlose Betragen hat er bereits alle diejenigen von sich entfernt, welche es noch gut mit ihm meinten und seine anderweitigen Unternehmungen zu fördern geneigt waren. Je mehr aber die Freunde sich zurückziehen, desto eifriger ver-

folgt er seine bizarren Ideen ... Sein Kontrakt mit Singer geht im Oktober d. J. zu Ende und das gesamte Warenlager wird behufs der Auseinandersetzung und Tilgung anderer Forderungen lizitiert. Ohne Neigung das Antiquargeschäft weiter fortzusetzen oder sich auf das Schätzen und Lizitieren der Bücher zu beschränken hat er nun seine Spekulation auf die Gründung der oberwähnten Zeitschrift gerichtet, welche, wenn sie ins Leben träte und ihrem wesentlichen Zwecke entspräche allerdings sehr einträglich ja gewinnreich werden könnte. Es wäre in der Tat aber lediglich ein simulirtes Geschäft, mit welchem die Stellen, die Geistlichkeit und das Publikum hintergangen würden oder im Sinn des Herausgebers ein Pasquill auf Religiösität und Sittlichkeit. Darum scheint es Pflicht die eigentümliche Beschaffenheit der beabsichtigten Unternehmung bemerkbar zu machen, damit nicht die h. Stelle sich dereinst genötigt sehe die Fortsetzung einer Zeitschrift zu verhindern, die gerade das Gegenteil von dem bewirkt, was sie zu leisten versprochen hatte ..." Nach einer derartigen Begutachtung wurde dem Gesuchsteller die Bewilligung zur Herausgabe der katholischen Zeitschrift nicht erteilt.

Schon im nächsten Jahre dachte Gräffer daran, das Conversationsblatt wieder aufleben zu lassen. Sein Gesuch an die Hofstelle vom 16. Juni 1829 enthält Stellen wie: „Die distinguirte Welt erinnert sich an des Gefertigten Conversationsblatt. Ein allgemeines Echo würdigt es als das wertvollste. In geselligen Berührungen, in edleren Kreisen, bei tausend Anlässen nennt man es eine Zierde der vaterländischen Journalistik, beklagt seine Unterbrechung, das Ausland redet stets mit Achtung von diesem Blatt. Der Unterzeichnete erlebt die süße Genugtuung zu sehen, daß er seine Kraft glücklich nur zur Ehre des Vaterlandes aufgeboten. Seit geraumer Zeit findet er sich von einer großen

Anzahl höchst beachtenswerter wichtiger Personen zu wiederholten Malen aufgefordert, ermutigt zu dem Versuche seine Schöpfung zu erneuern. — — Dem Unterzeichneten ist als Journalist eine Gunst des Rufs geworden, um die er wahrlich nicht gebuhlt. Es hat sich von selbst so gestaltet. Dennoch hat er sich manche Unbesonnenheit vorzuwerfen. Die Zeit hat aber auch ihn gereift. Er befindet als selbständiger Kaufmann sich wohl und wird nächstens auch in einem zweiten Amte beeidet sein. Er gehört unter die verläßlichsten Staatsbürger. — Der Gefertigte setzt hinzu: Ein ganz neues Zeitblatt mit einem ganz neuen Titel würde nicht genügen, bald untergehn. Das Publikum mißtraut. Blatt und Redaktion müßten schon von vorn herein Kredit haben. Deßhalb wird von allen Seiten um das Conversationsblatt gebeten. Der Unterzeichnete tut solches im Namen des höheren Lesepublikums voller Geradsinn."

Graf Sedlnitzky wandte sich auf das Ansuchen Gräffers an die k. k. Polizeioberdirektion und an das k. k. Bücherrevisionsamt mit der Aufforderung, „die erforderlichen geräuschlosen Erhebungen einzuleiten und das Ergebnis mitzuteilen". „Ich benötige", zeigt er diesen Behörden an, „ausführliche und verläßliche charakteristische Details nicht nur über die scientifische Qualifikation des Bittwerbers ... sondern auch über seinen eigentlichen Wert in religiöser, moralischer und politischer Beziehung, über seine dermaligen Verhältnisse, seine Verbindungen und seinen persönlichen Ruf und Kredit um hiedurch über die Zulässigkeit und Rücksichtswürdigkeit seines Gesuches ein kompetentes Urteil fällen zu können."

Es ist nun von Interesse wahrzunehmen, daß die Begutachtung des Gräfferschen Ansuchens von Seite des Bücherrevisionsamtes durchaus abfällig, von Seite der Polizeioberdirektion günstig und ermunternd ausgefallen

ist, so daß sich beide Gutachten vollkommen widersprechen. Allerdings ist es wieder der Zensor Franz Sartori — diesmal im Konzepte mit seinem Namen unterschrieben — der sein Urteil über Gräffer abgab. Aus seinem längeren Berichte vom 11. Oktober 1829 sei nur einzelnes wörtlich hervorgehoben. „Wenn der Gefertigte sein Befremden über das Gesuch des Gräffer um Bewilligung zur Herausgabe einer erneuten Zeitschrift nicht zu unterdrücken vermag ... so kann er sich gleichwohl das Andringen um diese Bewilligung erklären, da die Sucht nach so gestaltiger Erweiterung der vaterländischen Journalistik dergestalt unter den österreichischen Literatoren eingerissen, daß ihnen die bereits bestehenden Zeitschriften, welche nach und nach und nur mühsam an eine geregelte und besonnene Redaktion gewöhnt werden konnten, ihres ruhigen und bescheidenen Tones wegen nicht mehr genügen ... Nicht blos das Beispiel des Journalreichen Deutschland, mehr noch die Umtriebe der Journalisten in Frankreich, welche die seltsamsten Mittel ergreifen, um ihren Flugblättern Abonnenten zu gewinnen und die öffentliche Meinung zu lenken mag auch unsere Literatoren aufgestachelt haben ein Gleiches zu versuchen ... Der Gesuchsteller ist ohne Zweifel einer der vorzüglichsten Reihenführer unserer Journalantipoden, welche durch Witzelei und Klätscherei aller Art in Bier- und Kaffehäusern jede Nummer der hier erscheinenden Journale durchhecheln und die jüngere Schriftstellerwelt dadurch zu gleicher Unzufriedenheit mit den Leistungen der ersteren aufreizen. Gräffer wirkt daher auf jene um so mannigfaltiger ein, nachdem er als glücklicher Büchermacher und betriebsamer Redakteur bekannt ist, auch durch seine Antiquarhandlung sowie als Bücherschätzmeister mit den Schriftstellern und Bücherfreunden in lebhaftem Verkehr steht. Er ... besitzt eine Oberflächlichkeit ohne wissenschaftliche

Tiefe, ein Hingleiten über den behandelten Gegenstand ohne Erörterung des wahren literarischen Wertes, ein Haschen nach allem, was Aufsehen macht . . . Er ist sich ferner nicht unbedeutender bibliographischer und typographischer Kenntnisse bewußt, die ihm zu Notizen mancher Art verhelfen . . . Daß der Genannte manche zweckdienliche Eigenschaften zum Redakteur eines gelesenen Blattes besitze und daß er auch dem ‚Archive', so lang er dasselbe für den Freiherrn v. Hormayer besorgte viele neue Pränumeranten gewann, hat die Erfahrung gelehrt." Der Zensurbeamte spricht sich weiter in seinem Schriftstücke über die unpassende Redaktionsführung Gräffers an dem seinerzeit erschienenen Conversationsblatte aus, über seinen einstigen Geldverbrauch „als sorgloser Lebemann" und seine früheren Schulden sowie über sein damaliges Verlassen Wiens und bemerkt, daß heute noch bedeutende Schuldsummen in den Büchern seiner Gläubiger stehen. Er führt auch an, daß das ehemalige Conversationsblatt „nicht für die Bildung und Höherstellung des geistigen Lebens" gewirkt habe, und übt eine recht abfällige Kritik über die Gattung der damals darin veröffentlichten Aufsätze, über die Mitarbeiter, namentlich auch André, Schneller und Hormayr, die Sartori ein „berüchtigtes Triumvirat" nennt [?]. Schließlich macht der Zensor auf die schriftstellerische Wirksamkeit Gräffers aufmerksam, den er auch verdächtigt „als einen der lebhaftesten und lautesten Bewunderer des Ludwig Bonaparte, in dessen Diensten Gräffer eine Zeitlang stand", wodurch er angeblich „verrieth, wie leicht er sich von dem Scheine der Celebrität auf Abwege verlocken lassen könnte, ohne Berücksichtigung dessen, was ihm als österreichischem Bürger und Untertan geziemt".

Diesen vielfach unrichtigen und unsinnigen Ausführungen des Zensurbeamten gegenüber nimmt die Begutachtung

von Seite der Polizeioberdirektion (unterzeichnet vom Stellvertreter des Oberdirektors Kleinschmidt) einen ganz anderen würdigeren und objektiven Standpunkt ein. Der Bericht datiert vom 23. Oktober 1829 schildert zunächst das ganze Vorleben Franz Gräffers, seine patriotische Betätigung im Jahre 1809, seine spätere bewährte Tätigkeit als Redakteur des Conversationsblattes seit 1819. Weiter erscheint wortgetreu angeführt: „Durch den ungefähr 14 Jahre lang ausgeübten Antiquarbuchhandel hatte er sich theoretisch und praktisch literarische Kenntnisse erworben, sich in der Philologie so sehr geübt, daß er lateinisch, französisch und italienisch spricht und Übersetzungen aus dem Englischen und Spanischen überliefert und sich in dem Umgang mit gelehrten und wissenschaftlichen Männern sehr vorteilhaft gebildet. Sein Talent zur Schriftstellerei durch eine dringende Wißbegierde angereizt und durch unverminderten Fleiß kultiviert regte sich in ihm so sehr, daß es ihn aneiferte seine Geistesprodukte herauszugeben . . . Seit 25 Jahren beschäftigt er sich nebst dem von ihm geführten Buchhandel mit der Herausgabe seiner Werke, welche historische, technische, moralische, humoristische und kürzlich auch religiöse Gegenstände nebst Beiträgen in Zeitschriften und Almanachen enthalten. Seit dem Jahre 1828 treibt er nach dem Austritt seines Gesellschafters seine Antiquar-Handlung allein, hält einen ordentlichen Kommis und macht ansehnliche Geschäfte, wodurch er nun wieder so rangirt ist, daß er die Modernhandlung seiner Mutter übernimmt, jedoch seine antiquarische beibehält." — Es wird ferner hervorgehoben: „Sein aus dem Wohlstand eines gemächlichen Lebens hinsichtlich seiner Staatsanhänglichkeit in einen gefährlichern und härtern Stand freiwilliger Übertritt, das Geschenk einer militärischen Bibliothek an den Hofkriegsrats-Präsidenten Fürsten Schwarzenberg, das

dem Erzherzog Anton kaiserl. Hoheit zugeeignete geographische Wörterbuch nicht nur gnädigst aufgenommen sondern auch von Sr. Majestät bei dessen Einreichung mit einem huldreichen Handbillet begnadigt. Als die gedeihliche Errichtung der Sparkasse in England und Frankreich", fährt der Bericht fort, „sich verlautbarte verschrieb er mit nicht geringen Kosten die diesfällige Verhandlung und pries solche durch sein Conversationsblatt so sehr an, daß er also der stärkste Hebel zu dieser staatsnützlichen Anstalt wurde." — — „Nie ist gegen ihn eine widergesetzliche Handlung vorgekommen, welche ihm eine amtliche Rüge zugezogen hatte. Gegen seine Religiosität, moralische und politische Denkungsart ist nie eine Bedenklichkeit vorgekommen, viel weniger hat er sich bis jetzt nur das Mindeste zu Schulden kommen lassen. Bei dem Eintritt in seine reiferen Jahre hat er dem Leichtsinn der jüngeren ganz entsagt, er ist gegenwärtig ein rechtlicher Hausvater, widmet sich mit Ausschluß aller Bekanntschaften dem wirtschaftlichen Leben und seinem Geschäft und hat sich dadurch den Ruf eines vielseitig gebildeten und literarischen Mannes erworben, wodurch er auch schon im Jahre 1825 als Schätzmeister bei den hiesigen Landrechten aufgenommen wurde und vom hiesigen Wechselgericht das Versprechen hat, daß so bald er um diese Stelle einschreitet, er auch solche erhalten werde." Das Schriftstück fährt, auf die Neubegründung des Conversationsblattes übergehend, fort: „Der Erscheinung eines Zeitblattes, von welchem Geschichte, Wissenschaft und Kunst etc. der Gegenstand sind und in welchem sie nach Vernunftgründen untersucht und lehrreich beurteilt werden, sieht das gebildete Publikum schon lange mit heißer Sehnsucht entgegen, dessen gründlicher Wißbegierde die Zeitschriften: Wanderer, Sammler, Beobachter, Mode- und Theaterzeitungen nicht hinlänglich genügen. — — Nach den vorangeführten Gründen eignet sich die Her-

ausgabe eines solchen Blattes zur rechten Zeit und dürfte ihm auch die ehemalige Überschrift — Conversationsblatt — um so eher beibelassen werden als solches schon in seinem beliebten Dasein sich im In- wie in dem Auslande einen allgemeinen Wert verschafft hatte und sicher in der Erinnerung noch so beliebt ist, daß sich dergleichen Ausgezeichnetes davon für die Zukunft verwerten läßt, wenn die Herausgabe desselben dem vorigen Redakteur wieder bewilligt würde."

Es liegt kein Grund vor, an der Objektivität dieses Gutachtens der Polizeioberdirektion über Gräffer und sein Journal zu zweifeln und wurden die wichtigsten der Ausführungen hier schon deshalb mitgeteilt, weil sie auch über Gräffers Persönlichkeit selbst aus jener Zeit die Ansicht einer maßgebenden als streng bekannten Behörde enthalten. Im Gegensatze dazu steht der jedenfalls einen gehässigen Eindruck machende Bericht Sartoris aus dem Bücherrevisionsamt, den man unmöglich als die allgemeine Ansicht über Gräffer und als der Wahrheit entsprechende Darstellung betrachten kann. Warum es trotzdem nicht zur Neuherausgabe des Blattes gekommen und ob — was der Fall gewesen zu sein scheint — dieselbe von Seite der obersten Hofstelle doch nicht bewilligt wurde, geht aus den unvollständig erhaltenen Akten nicht hervor.

Zwei Jahre später hatte Gräffer vor, abermals ein Zeitblatt herauszugeben. Er teilt der Zensurbehörde im November 1830 mit: „Unter dem Titel ‚Österreichische Buchhändler Anzeigen' sollen ganz schlichte Ankündigungen der neuen österreichischen Verlagswerke, bloß Titel und Preis, nebenbei auch gewöhnliche buchhändlerische Anempfehlungen, (keine Rezensionen oder kritische Notizen) geliefert werden. Davon soll alle 14 Tage ein ganzer Bogen in 8° erscheinen. — — Ich halte dafür und wünsche so lebhaft als

aufrichtig, daß diese Anzeigen zur Förderung und Belebung des vaterländischen Verlagsbuchhandels auch in Bezug auf das Ausland nicht unbedeutend beitragen werden. Meine Triebfeder wenigstens ist patriotisch." Allein auch diese harmlosen Anzeigen wurden vom Bücherrevisionsamte nicht bewilligt. Wieder hatte Sartori die Vorlage an die oberste Hofstelle zu machen und er tat dies unterm 8. November 1830 mit den nichts weniger als wohlwollenden Bemerkungen: „Diese sogenannten Buchhändler-Anzeigen sind im Grunde doch nichts anderes als ein verkapptes Journal, das seine eigentliche Tendenz dann erst klar entwickeln dürfte, wenn es einmal ins Leben getreten ist. Zudem steht die bekannte [?] Persönlichkeit des Proponenten der Vergünstigung zur Herausgabe einer Zeitschrift entgegen. — — — Man hat daher dem Franz Gräffer die Imprimatur verweigert."

Inzwischen führte Gräffer trotz der mannigfaltigen literarischen Pläne und herausgegebener Schriften (manche unter dem Deckmantel: Rittgräff, Contée, Fergar, Böttiger, auch wohl anonym erschienen) seine Antiquarbuchhandlung in der Rauhensteingasse fort und erwies dabei seine ausgezeichnete Bücherkenntnis und große Umsicht. Ein Beweis, daß er auch auf diesem Gebiete nicht nur patriotisch tätig war, sondern auch die Bücherkenntnis in bezug auf seltene, insbesondere das Gebiet Österreichs umfassende Werke bereicherte, ist die Herausgabe von Katalogen, die er vom Jahr 1830 bis 1834 veranstaltete und die heutzutage geradezu eine Bibliographie österreichischer Seltenheiten genannt werden kann. Diese Kataloge, von denen bisher keine Lebensbeschreibung Gräffers eingehender erwähnt, erschienen unter dem Titel: „Bibliotheca Austriaca: Verzeichnis von Werken über Österreich, Ungarn, Böhmen, Mähren, Steiermark, Galizien, Tirol, Illyrien, Lombardei,

Venedig usw., welche bei Franz Gräffer in Wien (Rauhensteingasse) zu haben sind". Er erwähnt in Nr. 1 noch besonders: „Den zahlreichen Freunden Österreich betreffender Schriften wünsche ich den Kauf und Verkauf derselben durch eine unmittelbare Gelegenheit vereinfachen zu können. Ich will also diesen Zweig mit vorzüglichem Eifer pflegen und einen solchen beiden Rücksichten möglichst entsprechenden Verkehrspunkt zu gründen suchen." Wie gewissenhaft und für den Bücherfreund entsprechend er dabei vorging, zeigt seine Bemerkung auf Nr. 4: „Allen Vaterlandsfreunden geweiht! Den Sammlern besonders! Letzteren wie dem eigentlichen Benützer ist ein winzig Schriftlein oft wichtiger als voluminöses Prunkstück. Deshalb werden auch forthin kleinere Piècen aufgenommen, die in der Regel ja auch seltener sind als große Werke. Kaufmännisch rentiert sich das freilich nicht; allein die Idee gebietet es." Von dieser Bibliotheca Austriaca sind zwischen 1830 und 1834 zwanzig Nummern erschienen, deren jede einen Druckbogen in Oktavformat umfaßte. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, welchen Wert die vollständige Sammlung dieser zwanzig Katalognummern zumal heutigen Tages noch besitzt. Sie führt die seltensten Werke und Drucke, welche den ins Auge gefaßten Gegenstand behandeln, an, von denen viele heute selbst in den großen österreichischen Bibliotheken nicht mehr zu finden und die auch die großen deutschen Bücherlexika nicht kennen, wie dies bei der Österreich wenig berührenden Organisation des deutschen Buchhandels jener Zeit sehr begreiflich erscheint. Aus diesem Grunde ist die Bibliotheca Austriaca Gräffers gegenwärtig auch von besonderem bibliographischem Wert. Den Sammler und Käufer antiquarischer Werke von heute berühren wehmütig die in diesen Katalogen beigesetzten Preise, wenn z. B. Hagecks Böhmische Chronika, Prag 1569, in altem schönem Ein-

band mit 5 fl oder Vischers Topographie von Niederösterreich in vier Teilen von 1682 mit 7 fl 30 Kreuzer oder die Wiener Briefe eines Eipeldauers vom Anfang von 1785 bis 1819 mit 12 fl oder Merians Topographia provinciarum Austriacarum mit 5 fl als Verkaufspreis angeführt sind. Leider gehört eine vollständige Sammlung dieser Gräfferschen Kataloge aus begreiflichen Gründen schon selbst zu den allergrößten literarischen Seltenheiten und dürfte sogar in wenigen Bücherſammlungen Österreichs zu finden sein. Diese Kataloge lenkten auch von auswärts die Aufmerksamkeit auf den in so sorgsamer Weise für die Literatur seiner Heimat bedachten Antiquar, und sogar die englische Foreign quaterly review gedachte derselben mit Anerkennung.

Ein ganz besonders hervorragendes Werk aber, das mit Gräffers Namen untrennbar verknüpft bis auf den heutigen Tag vielen Nutzen gewährt, wurde von demselben im Verein mit J. J. H. Czikann schon lange vorbereitet und begann im Jahre 1835 zu erscheinen, die „Österreichische National-Encyclopädie". Über die Druckbewilligung dieses großen enzyklopädischen Werkes von Seite der Zensurbehörde gelang es mir leider nicht, diesbezügliches Aktenmaterial aufzufinden, das für die Vorgeschichte der Entstehung von behördlicher Seite gewiß überaus wertvolle Andeutungen geboten hätte. Es scheint aber dieses eminent patriotische und zweckmäßige Unternehmen keinem besonderen Widerstande der Polizeihofstelle begegnet zu sein. Gräffer hatte sich zur Herausgabe dieser nützlichen Enzyklopädie mit dem schon als Geo- und Topographen hervorgetretenen Schriftsteller und früheren Redakteur in Brünn Joh. Jak. Heinrich Czikann (1789–1855), der als Hofsekretär der obersten Justizstelle zu Wien angestellt war, ins Einvernehmen gesetzt und eine Reihe von Jahren hindurch die

Vorbereitungen zur Ausgabe getroffen. Gräffer selbst sagt in der 1834 ausgegebenen Voranzeige: „Diese ‚National-Encyclopädie' ist die Frucht vieljähriger Vorarbeiten, ihre Artikel sind meist aus unmittelbaren Quellen geschöpft. Den Bearbeitern war zu unbeschränkter Benutzung eine Bibliotheca Austriaca von mehr als 12000 Bänden zu Gebote (— „die vorzüglich zu diesem Behufe angelegt worden", besagt das Schlußwort im 6. Bande —), außerdem ist die Redaktion im Besitze reicher Materialien und Handschriften. In Auffassung und Ton von der nur zu sehr herrschenden apologetischen Manier abweichend, unterscheidet sich das Werk durch umsichtige Wahrheitstreue. Es ist das Ergebnis selbstbewußter Liebe zum Stoff, freudigen Mutes, energischer Beharrlichkeit, nicht unglücklicher Bekämpfung vielfacher Schwierigkeiten. — Was die mit einigem Gewicht geltend gemachte Behandlung des Werkes ‚im Geiste der Unbefangenheit' betrifft, so erklären die Unternehmer, daß es damit eine ehrliche und wohlbegründete Bewandtnis habe. Sie würden nämlich die Herausgabe ihrer Arbeit unterlassen habe, wenn sie ihnen nicht eben in jenem allerdings auch pflichtverschwisterten unbefangenen Geiste wäre gestattet worden. Das unendlich viele Würdige, Große, Vortreffliche, Herrliche und Einzige des österreichischen Staates wird man ebenso wenig im dithyrambischen Posaunenton als das anders Beschaffene und Unvollkommene in absprechender Rezensenten-Manier dargestellt finden."

Der volle Titel des Werkes, dessen Kenntnis zur genauen Charakteristik beiträgt, lautet: „Österreichische National-Encyclopädie oder alphabetische Darlegung der wissenswürdigsten Eigenthümlichkeiten des österreichischen Kaiserthums, in Rücksicht auf Natur, Leben und Institutionen, Industrie und Commerz, öffentliche und Privat-Anstalten, Bildung und Wissenschaft, Literatur und Kunst, Geographie und Sta-

tistik, Geschichte, Genealogie und Biographie so wie auf alle Hauptgegenstände seiner Civilisations-Verhältnisse (Vorzüglich der neueren und neuesten Zeit). Im Geiste der Unbefangenheit bearbeitet. In 6 Bänden. (Auf Kosten der beiden Herausgeber.) Wien. In Commission der Friedr. Beck'schen Universitätsbuchhandlung." 1835 – 1837. gr. 8°.

Jeder dieser sechs Bände wurde in vier Heften, die monatweise erschienen, ausgegeben und zwar das erste Heft Anfangs Januar 1835. – Da die Auflage keinen sie erschöpfenden Abnehmerkreis fand, so erschien im Jahre 1838 eine neue unveränderte Auflage mit der Bezeichnung: Wien. Verlag von Mich. Schmidts Witwe und Ign. Klang, natürlich war dies nur eine Titelauflage. Die Namen der beiden Herausgeber waren weder auf dem Titelblatte der ersten noch auf dem der neuen Auflage angegeben, was immerhin bezeichnend ist. Erst am Ende des Schlußwortes vor dem 6. Band erscheinen beide Namen unterzeichnet. Dieses Schlußwort bildet eigentlich eine Art Vorrede und die ersten Sätze desselben lauten: „Der Zweck des vorliegenden Buches ist dreifach. Erstens soll es im Einklang mit seinem Titel als ein Zentral-Lexikon der Individualität des österreichischen Kaisertums ein universelles vaterländisches Hand-, Geschäfts-, Haus- und Lesebuch für alle Stände bilden. Zweitens beabsichtigt es die Total-Kenntnis des Vaterlands zu popularisieren und dadurch zur Förderung der Zivilisation beizutragen. Drittens soll es beitragen dem Auslande eine hellere Ansicht des österreichischen Staates aufzuschließen."

Franz Gräffer hat später in seinem Buche: „Zur Stadt Wien" (Wien 1849) unter dem Titel „Zur Geschichte eines Buches" in seiner originellen Weise eine längere Darstellung darüber geboten, wie er und Czikann sich zur Herausgabe dieser Enzyklopädie entschlossen haben, und da in der vorliegenden Ausgabe von den Werken

Gräffers nur die Wiener Memoiren und Dosenstücke aufgenommen worden sind, dürfte es sich empfehlen, den erwähnten Aufsatz gleich an dieser Stelle zum neuen Abdruck zu bringen, da er gewissermaßen die geistige Entstehungsgeschichte des enzyklopädischen Werkes enthält. Er folgt hier wortgetreu:

Zur Geschichte eines Buches.

Noch vor 12 Jahren war man in Verlegenheit, wenn man über vaterländische Gegenstände alsogleiche Auskunft wünschte. Manches, es ist wahr, fand man auf; aber mit welcher Mühe, mit welchem Zeitverlust. In Nachschlagebüchern wühlte man herum, fast immer zuerst natürlich im Konversations-Lexikon, aber da fand sich entweder nichts oder meist Irriges, Partikuläres schon gar nicht.

Es war aber da ein Trödler, dessen Ware allerdings die feinste, nämlich Bücher; den wurmte dieser Umstand gar sehr. Er laborierte selbst literarisch in diesen Büchern; und wiewohl er einige tausend dergleichen Werke und Schriften besaß, so nützte ihm das doch nichts, und er sann und sann nach Abhilfe. Eines Tages war er so kindisch, sich selbst über die Bearbeitung eines Zentral-Nachschlagebuches machen zu wollen; er fand aber bald, daß das eine Narrheit sei, weil es denn doch eine Akademie oder einen Verein von vielleicht hundert Schriftstellern mindestens voraussetze.

Die Narrheit aber verfolgte ihn; sie steigerte sich, aus purer Liebe für das Vaterländische, zur fixen Idee; und er machte sich in der Tat ans Werk. Bald lachte er sich selbst aus ob dieses gigantischen Vorhabens, bald schmeichelte er sich, als im Besitz so vieler Quellen, und kehrte zur Arbeit zurück. Währenddes hatte er fast seinen ganzen Vorrat durchgesehen und extrahiert, auch beinahe alle Jahrgänge sämtlicher heimischer Zeitschriften, Blatt für Blatt, das

patriotische Tageblatt, den Hesperus, das Archiv, den Beobachter, die vaterländischen Blätter, die Modezeitung, selbst den Sammler, besonders die provinziellen Journale.

Ein Wust von Auszügen, Notaten, kleine Elaborate hatten sich gesammelt, und in diesem Wuste steckte der enragierte Trödler. Eine lange Reihe von fertigen Artikeln sah er wohl vor sich; aber aus vielen Fächern war noch gar nichts da, vornehmlich aus solchen, in denen er profan war, die durchaus einen Mann von Fach erheischten, z. B. alle administrativen, dabei Geographie, Statistik und viel Vermischtes usw., der Trödler sah jetzt klar, daß er allein nicht vorwärts käme; knirschend erwog er, daß er genötigt sei, noch jemanden in sein Labyrinth mit hineinzuziehen; und nun sammelte er sich, schloß sich ein, ging auf und ab in seinem muffigen Laden und stellte folgende Fragen an sich selbst: 1. Gibt es einen solchen Jemand? 2. Wird dieser Jemand sich entschließen, sich so aufs Geratewohl bloß aus Liebe für den patriotischen Zweck zu attachieren? 3. Wird er die Unternehmung auf gemeinschaftliche Kosten mitmachen wollen oder können? 4. Läßt sich hoffen, daß das Publikum diese ungeheure Leistung würdigen und das Werk den wünschenswerten Absatz finden werde?

Diese und ähnliche Fragen legte der gärende Trödler sich vor, hin und her schreibend und hin und her erwägend, während einer halben Nacht und während einiger halber Sexarder. Da er fand, daß er nicht ins reine komme, legte er sich zu Bette und überließ sich wirren Träumereien. Eine klare aber war darunter. Ein distinguierter schlanker Bureau-Mann erschien ihm, den er vom Verkehr ausgekennt. Das ist dein Mann, dachte er, der oder kein Anderer. Dieser schlanke Mann hatte alle möglichen Eigenschaften: die Kenntnisse, die Erfahrung, das literarische Geschick, den Fleiß und die Ausdauer, die vaterländische

Wärme des Herzens, den Besitz des Materials, gewiß auch die Empfänglichkeit für eine solche Unternehmung, die Solidität des Charakters und sonstige völlig entzückende Eigenschaften usw. Alles das wußte der Trödler; er ehrte und liebte den schlanken Bureau-Mann; er sprang aus dem Bette, sprang in die Kleider, sprang über einige Straßen, über einige Stockwerke und hin zu dem Arbeitstisch des Auserwählten.

Dieser, in seiner Weise freundlich lächelnd, hört teilnehmend und ruhig zu, betrachtet des Trödlers polnisches Gesicht sehr genau, nimmt ihn bei der Hand und hält diese eine Zeitlang in der seinen. Dem Trödler kam es so vor, als untersuche der Schlanke seinen Puls. Beide standen sprachlos einander gegenüber. Plötzlich, alle zwei heiterer Natur, lachten sie sich ins Gesicht und setzten sich nieder, und betrachteten sich schweigend, und fuhren sich über die Stirne; dann standen sie wieder auf, gingen auf und ab, guckten nach dem Kahlenberg hinüber, seufzten ein wenig, nahmen wieder Platz, ergriffen jeder ein Stück Papier, einen Bleistift, und zeichneten damit und kritzelten und machten Ziffern, alles ohne eine Silbe zu sprechen. Unwillkürlich und unwissentlich spielten beide die Rolle von Taubstummen; sie fragten sich mit Bleistift und antworteten sich mit Bleistift. Es war eine kuriose Situation.

Es hatte aber der ehrenwerte und scharmante Bureau-Mann ein Söhnchen, welches zugegen. Dieses Söhnchen stand dabei, hatte die Arme verschränkt und sah mit seinen klugen Augen, mit seiner äußerst verständigen Miene gespannt aber ruhig zu. Das Söhnchen war voller Anlagen, im Vergleich mit seinem noch ziemlich zarten Alter voller Geschicklichkeit und Kenntnisse und Einsicht, gewandt, vielseitig, arbeitslustig, emsig, rührig, überaus verwendbar. Dieses Söhnchen (jetzt schon ein tüchtiger entwickelter und

konsolidierter Geschäftsmann) hatte genau acht auf all und jedes; es erschien ergriffen und erglüht an der Idee der trödlerischen Proposition.

Plötzlich springt der schlanke Mann vom Sessel empor und ruft aus: „Ich bin dabei!"

Und nun war alles gut. Das Söhnchen aber trat hinzu und sagte mit liebenswürdiger Bescheidenheit: „Ich möchte auch dabei sein." Der Papa lächelte beifällig, tätschelte den kampflustigen Sprößling auf die Schulter, küßte ihn und sprach: „Gut, gut, versuchen kannst du dich." Der Trödler fing von diesem Augenblicke an, das Söhnchen sehr zu respektieren, und er wird stets fortfahren damit.

Also warf man sich jetzt auf das Opus mit Macht, mit Kraft, mit Ungestüm, mit unsäglicher Tätigkeit Tag und Nacht, in der Stadt und auf dem Lande, allüberall aufwühlend, um sich greifend, erraffend, erringend, aneignend, benützend, beitreibend, verarbeitend allüberall, all und jedes, unermüdlich und mit dem schönsten Erfolge. Man warb noch zwei Kollaboratoren, denen man Material, Instruktionen gab und Honorar; von Freunden, besonders von einem unvergeßlichen in Prag, ging auch gar manches ein, so sammelte man Massen auf, fing an zu sichten, zu ordnen, zu organisieren, zu alphabetisieren. So gestaltete sich der Anfang der ungeheuren Kette, welche ABC heißt.

Nun war es Zeit, noch einen recht hellen, scharfen, durchdringenden Blick auf die ganze Sache zu werfen. War es nicht wirklich Narrheit, solch eine gewaltige Summe von Kraft und Zeit und Geld einzusetzen, hinsichtlich der Aufnahme von Seite des Publikums und des ökonomischen Erfolges? Werden die Leute berücksichtigen, daß, um ein solches Werk in einer gewissen Vollständigkeit zu produzieren, ein Zeitraum von vielen Jahren nötig sei; daß es aber indes unter den Händen verdufte, gleich wieder Supplemate

nötig mache usw. usw. Wird man einsehen, daß es besser sei, einstweilen etwas, doch möglichst Entsprechendes, als gar nichts zu besitzen? Wird man die Vorurteile gegen inländische Literatur-Produkte nicht etwa auch hier eintreten lassen?

Bei diesen Erwägungen zitterte der Trödler. Allein der Wurf mußte geschehen; man mußte alles dem Geschick anheimstellen; man blieb der vaterländischen Gesinnung treu, unterließ es sogar, auf die vorteilhaftigen Anträge eines unwürdigen Verlegers einzugehen. Man schälte sich also von der Vorstellung der Narrheit los und überließ sich Hoffnungen, aber bescheidenen Hoffnungen, bauend dabei auf den Umstand, daß Beurteiler von Einsicht und Unbefangenheit der Arbeit würden Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Der Druck begann; die Korrektur war einem der zwei Kollaboratoren anvertraut; der Debit einem hochrechtlichen wackern Mann. Das Werk machte günstigen Eindruck; Kenner unterschieden den Kern; der Absatz steigerte sich. Rasch und pünktlich, pünktlich wie fast bei keinem ähnlichen Buche, folgten die Fortsetzungen; allein das Resultat war, daß kaum zwei Dritteile des Vorrats abgingen. Was zu tun? Man trat sie einem Verleger ab und kam mit ihm überein, den Preis zu ermäßigen, wie es leider bei so vielen Werken der unerläßliche Fall zu sein pflegt.

Es stellte sich sofort heraus, daß bei der anfänglichen Intention dennoch einige Elemente Narrheit obgewaltet, denn worin bestand das äußere Ergebnis? Die edle Anerkennung von zwei erhabenen Potentaten war einerseits eine beglükkende Entschädigung, nicht minder war die Nachahmung zweier auswärtiger Staaten schmeichelhaft, da sie sogar den Titel beibehielten.

Der Bureau-Mann und der Trödler bereuen nun ihre

Anstrengungen nicht, die das schlanke Söhnchen redlich geteilt, wiewohl sie ein vielleicht hundertfach bedeutenderes Resultat verdient hätten; sie sind fest überzeugt, daß, wie schon jetzt zum großen Teile, in der Folge der ganze Umfang ihrer Ansprüche werde erkannt werden und daß erst der Unternehmer der neuen Ausgabe eine reichliche Ernte erleben werde. Sie begnügen sich mit ihrem Bewußtsein und mit dem damit verknüpften Selbstgefühl, sich, ohne darauf ausgegangen zu sein, selbst eine Art Denkmal gestiftet zu haben. Das Fundament ist da; uns ist es nicht schwer fortzubauen; die Bahn ist gebrochen, der Pfad geebnet.

Das betreffende Buch aber ist kein anderes als die österreichische National-Encyklopädie.

Gewiß ist, daß die wahre Begeisterung nur darin bestehe, alle Nebenrücksichten zu vergessen und nur stets das Ziel vor Augen zu haben. Auch hier kann man sagen: Es gibt ein Verdienst unabhängig vom Erfolge.

Daß sogar ein so nützliches Werk wie die Österreichische National-Encyklopädie den Anlaß zur Unzufriedenheit, ja sogar zur förmlichen Anklage gegeben, erweist ein den Polizeiakten entnommener Brief Adolf Bäuerles. Der empfindliche Herausgeber der Theater-Zeitung, der schon seinerzeit das Entstehen und Emporkommen von Gräffers Conversationsblatt scheelen Blickes verfolgte, da er eine Art von Konkurrenzunternehmen in dem Journale erblickte, fand in dem Artikel: Bäuerle der Enzyklopädie einige ihn ganz überflüssiger Weise entrüstende Stellen und fühlte sich gedrängt an den Grafen Sedlnitzky als Präsidenten der obersten Polizei-Hofstelle ein Anklagschreiben zu richten, das von der Empfindlichkeit des Verfassers und wohl auch von der Gesinnung desselben gegen Gräffer überaus be-

redtes Zeugnis ablegt und als bezeichnendes Schriftstück hier seinem ganzen Inhalte nach wiedergegeben sei.

Wien, 4. Februar 1835.

Eure Exzellenz!

Gewohnt höchstdieselben nicht mit Klagen zu beschweren, da meine Ehrfurcht für Ew. Exzellenz zu groß ist als höchstihre kostbare Zeit nur einen Augenblick mit Privatangelegenheiten zu behelligen, habe ich, solange ein gewisser Franz Gräffer hier ein Journal, genannt Conversationsblatt redigierte und darin die liebloseſten Angriffe auf mich und meine Zeitschrift niederlegte, mit keiner Silbe seine Umtriebe erwähnt. Zufrieden, daß sein unwürdiges Verfahren höchsten Orts zur Kenntnis gekommen, daß gemeine Schulden und gegen ihn gerichtete gerichtliche Schritte ihn zur Flucht zwangen, daß er die Redaktion seiner Zeitschrift niederlegen mußte, (welches er freilich mit den Worten tat: „Beweggründe, welche sich nicht für die Öffentlichkeit eignen, im Wesentlichen sich erraten ließen, bestimmten ihn, von einem Journal abzutreten, das die Ehre der vaterländischen Journalistik hätte herstellen sollen" u. dgl., womit Gräffer die hohe Zensurbehörde anzuklagen glaubte, welche jedoch bekannt zu machen veranlaßte, daß Franz Gräffer, um jeder schiefen Auslegung seiner Erklärung vorzubeugen, durch Geldverhältnisse gedrängt den Entschluß faßte, Wien zu verlassen und deshalb selbst seiner Redaktion schriftlich entsagte —) zufrieden wage ich zu wiederholen, daß Gräffer hohen Orts hinlänglich als böswilliger Wortverdreher und Verleumder bekannt geworden, übergab ich alle seine mir zugefügten Kränkungen, ja selbst die mir auf Coremans Einwirken, Gräffers intimsten Freunde, angetanen Beleidigungen der Vergessenheit. Ich suchte sogar, als Gräffer unter höchst ungünstigem Umstand von seiner

Flucht zurückkam, ihm durch manchen freundschaftlichen Dienst beizuspringen.

Allein Neid und Bosheit und der Gedanke, daß er keine Zeitschrift weiter in Wien herausgeben dürfe, ließen ihn nicht ruhen, mich auch trotz mancher Aufmerksamkeit für ihn zu necken und wenigstens öffentlich allenthalben zu verlautbaren, „die Theaterzeitung würde sich keines solchen Gedeihens erfreuen können, wenn sein Blatt nicht hätte zu Ende gehen und er die Redaktion desselben niederlegen müssen". Ich beachtete, wie ich in tiefster Ergebenheit bemerkt, alle diese Dinge nicht und schwieg bis jetzt, in welchem Augenblicke jedoch Gräffer neuerdings als ein Redakteur und an der Spitze eines neuen literarischen Unternehmens stehend, das mit den Worten auf dem Titel die Aufmerksamkeit des Publikums vielfach auf sich zieht: „Im Geiste der Unbefangenheit bearbeitet", mit geschärfter Gehässigkeit gegen mich hintritt und meine verwundbarste Seite, meine tief im Herzen lebende und wurzelnde Liebe für Seine Majestät, meine unaussprechbare Verehrung für unsern angebeteten Kaiser öffentlich anzutasten wagt. Diese Schmähung befindet sich in Gräffers soeben erschienenem ersten Heft der sogenannten „Österreichischen National-Encyklopädie" (Wien, Beck'sche Buchhandlung) und schließt, nachdem Gräffer neuerdings die Theaterzeitung mit den gemeinsten Worten herabgesetzt und mich mit Persönlichkeiten angegriffen, mit den den erhabenen Gegenstand, welchen meine patriotischen Bücher bezeichnen, ganz außer Augen lassenden und alle Rücksicht, Schicklichkeit und Delikatesse verletzenden Worten: „Alle von Bäuerle der gebührenden Verehrung des besten Landesvaters gewidmeten Schriften machen sich durch ihre profane (welches hier für ruchlos genommen werden kann) Tertierung sowie durch eine gewisse überschwengliche Manier bemerkbar, die der

rechten Begeisterung und wahren Huldigung nicht eigen zu sein pflegt."

Noch nie ist jemand auf eine schändlichere Weise in derselben Stadt, wo er lebt, in derselben Stadt, in welcher er seine Gesinnung seit seiner Kindheit durch zahllose patriotische Handlungen dargetan hat, verleumdet und vor den Augen der Welt in einer so bedenklichen Weise durch unumwundenen ausgesprochene Beschuldigung schlechter Denkweise oder grober Heuchelei beleidigt worden. Ich bin es daher nicht nur mir, ich bin es dem Vertrauen der hohen Behörde, ich bin es der Verehrung für Seine Majestät schuldig, diese Verunglimpfung anzuzeigen und Ew. Exzellenz um Genugtuung in tiefster Ergebenheit zu bitten.

Ew. Exzellenz haben alle meine patriotischen Werke allergnädigst zu gestatten und solche auch huldreichst Sr. Majestät vorzulegen geruht. Durch Ew. Exzellenz hohe Gnade ist mir dreimal das allerhöchste Wohlgefallen Sr. Majestät und gerade über diese Werke zu erkennen gegeben worden (die Wiener Zeitung hat hiervon jedesmal Erwähnung getan), und als ich für solche Auszeichnung Sr. Majestät meinen tiefgefühlten Dank zu Füßen zu legen wagte, haben mich Sr. Majestät mit höchster Huld und allergnädigster mündlicher Belobung aufzunehmen geruht. Gewiß hätte ich nie wagen dürfen, die Gefühle meiner Verehrung für meinen Monarchen öffentlich an den Tag zu legen, wäre ich der hohen Behörde als ein schlechtgesinnter Österreicher, als ein zweideutiger Freund des Vaterlandes, als ein unächter doppelzüngiger verdächtiger Untertan bekannt geworden.

Ich flehe daher Ew. Exzellenz tiefgekränkt dringend um Ehrenrettung an, da ich mit einer solchen Beschimpfung beladen unter den Augen meiner Mitbürger nicht ruhig herumwandeln kann, mit einer Beschimpfung, die sie hart

an mir rügen müßten, wäre ich so befangen, sie stillschweigend übergehen zu können, mit einer Beschimpfung und Beschuldigung, die kein Österreicher hinnimmt, liebt er seinen Kaiser und seine Regierung wahrhaftig.

Mir sind übrigens dabei Äußerungen wie von Gräffer, einem Freunde des berüchtigten Coremans, den er schon in früheren Zeiten zum Organ seiner Gesinnungen machte und ihn einst in Wiener Blättern als hellstrahlenden Geist ankündigte — mir sind dabei Äußerungen, wie sie auch neulich (wahrscheinlich auch durch Gräffer, es ist dieselbe Ansicht, nur noch handgreiflicher) in einem Leipziger Blatte ausgesprochen wurden, erklärlich.

Eine gewisse Schriftstellerclique, die ich wohl kenne, möchte den Feinden monarchischer Regierung und vorzüglich ihren meinungsverwandten Spießgesellen im Auslande gern glauben machen, es gäbe auch in Österreich wenig wahre Patrioten, es könne zum mindesten in Wien kein Schriftsteller leben, der dankbar der weisen Fürsorge des Herrschers, aufrichtig der umsichtigen Verfügung der Behörde gedächte! Es ist so weit gekommen, daß sich mancher brave Mann in Wien scheut, vor gewissen feindselig gesinnten Menschen, vorzüglich Schriftstellern, aus reinem österreichischen Herzen zu reden, und daß derjenige verachtet wird, der nicht ihres Sinnes ist. Ich kenne viele von diesem Gelichter und habe manche Verhöhnung erleiden müssen. Weil sie mich jedoch nie für ihre Ansichten gewinnen konnten, so glauben sie mich wenigstens verdächtigen zu müssen. Von so undankbaren, schlechtgesinnten Menschen kann man nur das Niedrigste erwarten.

Daher tut es doppelt weh, wenn ein österreichischer Zensor dergleichen Angriffe übersieht, wenn er in einem Buche, das als National-Encyklopädie in die Hände des ganzen

Volkes zu kommen berechtigt ist, dergleichen versteckte Pasquille nicht auffaßt.

Mein untertänigstes Gesuch geht also in Ehrfurcht dahin, daß Ew. Exzellenz mir über diese selbst Seine Majestät höchst unzart berührende als Ew. Exzellenz gewiß höchster Ansicht geradezu entgegenstehende Beschuldigung in genannter National-Encyklopädie die huldreiche Genugtuung zu geben und der Verbreitung dieses Pasquills Einhalt zu tun anzuordnen geruhen möchte.

Ew. Exzellenz hohe Gerechtigkeitsliebe ist bekannt, die mir zugefügte Kränkung groß. Ich hoffe in tiefster Ergebenheit keine Fehlbitte zu wagen.

Womit in tiefster Ehrfurcht und Untertänigkeit geharret

Euerer Exzellenz

treuester dankbarster Knecht

Adolf Bäuerle

Herausgeber und Redakteur der Theater-Zeitung.

Dieses Schreiben ist auch für Bäuerles Denkweise so charakteristisch, daß dessen Wiedergabe hier, schon seines ganzen Tones wegen, gewiß von Wert erscheint. Übrigens erfolgte vom 6. April 1835 datiert die sehr knappe Erledigung der Eingabe von Seite des Polizeipräsidenten mit den Worten:

„Ad acta, nachdem der Artikel ‚Bäuerle' entsprechend abgeändert und in den noch unabgesetzten Exemplaren umgedruckt, übrigens Franz Gräffer gewarnt, den Zensoren die möglichste Umsicht in Beziehung auf vorkommende Persönlichkeiten anempfohlen und Beschwerdeführer von den ersteren Verfügungen br. m. in Kenntnis gesetzt worden ist."

Es sei hier bemerkt, daß Gräffers Österreichische National-Encyklopädie große Verbreitung gefunden, da sie

tatsächlich einem gefühlten Bedürfnisse entsprach und selbst heute, obgleich zumeist veraltet, noch manche nützliche und brauchbare Auskunft zu bieten imstande ist*). Sehr zu bedauern ist, daß die Verfasser der einzelnen Artikel nicht die heute vielfach so außerordentlich selten gewordenen literarischen Quellenschriften ihrer Arbeit angeführt und bibliographisch verzeichnet haben, woran man freilich zu jener Zeit bei Abfassung ähnlicher Werke selten gedacht hat.

Noch war die große Enzyklopädie nicht vollständig erschienen, als Gräffer im Verein mit Czikann daran dachten, ein Organ herauszugeben, das sich in gewisser Beziehung an diese Enzyklopädie anschloß, unter dem Titel: „Österreichische National-Zeitung. Ein gemeinsames Zentralblatt aller Länder des Kaisertums, sämtliche Zivilisations-Verhältnisse umfassend". Dieses hätte wöchentlich zwei Bogen enthalten und nach den vorliegenden Angaben die Hauptfächer enthalten sollen, welche im Titel der Enzyklopädie näher bezeichnet sind, also: Land- und Hauswirtschaft, Industrie, Handel und Gewerbe (Erfindungen, Entdeckungen, Verbesserungen), Wissenschaft, Kunst und Literatur, öffentliches und geselliges Leben. „Eine in jeder Richtung verläßliche Korrespondenz in allen Provinzen" sollte die der Tendenz dieser Zeitung verwandten Neuigkeiten vermitteln. Die Eingabe Gräffers und Czikanns mit dem Ersuchen zur Bewilligung der Herausgabe an die Polizei- und Zensurhofstelle vom 12. März 1836 besagt darüber: „Schon als die gehors. Gefertigten die Österr. Na-

*) Es möge darauf hingewiesen sein, wie wichtig selbst heutigentages die Herausgabe eines ähnlichen enzyklopädischen Werkes über Österreich-Ungarn natürlich in vollkommen moderner Form erscheinen würde. Allerdings müßte ein solches Handbuch von zahlreichen fachkundigen Mitarbeitern verfaßt und unter einheitliche Redaktion, etwa eines Komitees gestellt werden, dabei würde selbstverständlich sein Umfang ungleich größer ausfallen.

tional-Encyklopädie unternahmen, nährten sie den Plan zu der auf der Inlage charakterisierten National-Zeitung. Sie gehen dabei durchaus von der Zentralisierungs-Idee aus, annehmend, daß durch eine solche Zeitung (von der übrigens alles Politische ausgeschlossen bleibe) jedwedem in was immer für einer Form hervortretenden provinziellen Separatism entgegengewirkt und insbesondere dem harmonischen Prinzip der Staatseinheit ein vermittelndes Organ zur Verfügung gestellt würde. Wenn in jeder Haupt- und Residenzstadt die einzelnen provinziellen Interessen in einem obersten Mittelpunkte sich vereinigen, das große Ganze mit einem gemeinsamen Bande umschlingend, wenn Paris Frankreich ist, so ist auch Wien Österreich, das Kaisertum, jeder Bewohner des Kaisertums ein Österreicher. In diesem rein patriotischen almagamierend alles an den Punkt der obersten Leitungskraft des Staates knüpfenden Geiste ist diese Zeitung gedacht und entworfen. Die gehors. Unterzeichneten erlauben sich hiermit um die gnädigste Bewilligung zur Herausgabe derselben zu bitten, die mit 1837 beginnen soll." Es wurden auch als feste Mitarbeiter vorläufig angegeben die Namen: Balbi, Bergmann, Csaplovics, Enk, Feuchtersleben, Fitzinger, Gaal, Al. Jeitteles, Kuffner, Lichtenthal, Mailath, Rupprecht, Schmidt, Schmutz, Trimel, Tschischka usw.

Aber auch das Erscheinen dieser wohlgemeinten Zeitschrift unterblieb, da dto. 20. März 1836 die Gesuchsteller von der Behörde abgewiesen wurden mit der Begründung, „weil bereits eine übergroße Anzahl Zeitschriften von gleichem Inhalt und gleicher Tendenz bestehe".

Im Jahre 1838 erschien eine von Gräffer mit besonderer Vorliebe und mit nicht geringen Kosten veranstaltete Sammlung von Bildnissen unter dem Titel: „Porträt-Galerie berühmter Ärzte und Naturforscher des österreichi-

schen Kaisertumes (verstorbener und lebender)", 36 Bildnisse enthaltend. (Wien 1837 – 1838.) 4^0, die uns ein schönes Bild von seinem Sammeleifer und vorzügliche lithographische Porträts der erwähnten Gelehrten bietet. Der Herausgeber hatte die Absicht noch weitere Fortsetzungen der Porträt-Galerie anzureihen, was aber der kostspieligen Herstellung wegen, da ihm die Mittel fehlten, unterblieb. Man findet hier die meisten Bildnisse von Männern, über die Gräffer auch in den hier vorliegenden „Wiener Memoiren" und „Dosenstücken" nicht selten berichtet. — Um dieselbe Zeit hatte der mit den verschiedenartigsten Projekten beschäftigte Mann den eigenartigen Plan, eine Badeanstalt in der inneren Stadt Wiens zu errichten. Es liegt in dieser Hinsicht ein Bericht der k. k. Polizeioberdirektion an die Hofstelle vom 12. Mai 1837 vor, aus dem schon deshalb, weil daraus auch die bescheidenen Zustände jener Zeit in der erwähnten Beziehung zutage treten, einiges hier wörtlich mitzuteilen von Interesse erscheinen dürfte:

„Franz Gräffer ist bei der h. Landesstelle nicht nur um die Bewilligung zur Errichtung eines Badhauses in der inneren Stadt, sondern auch unter einem um Verleihung eines ausschließlichen Privilegiums auf dieses Unternehmen eingeschritten. Sein Gesuch wurde dem Magistrate zur gutächtlichen Äußerung zugeteilt und dieser sah sich veranlaßt, obgleich sich die Stadtphysici für die projektierte Anstalt in Sanitätshinsicht vorteilhaft ausgesprochen hatten, vorläufig noch das hierortige Gutachten einzuholen. Über Einvernehmen der Bezirksdirektionen in der inneren Stadt hat man dem Magistrat erwidert, daß sich von polizeilicher Seite weder gegen die Person des Gräffer, noch gegen die Errichtung einer Badeanstalt in der Stadt etwas einwenden lasse und durch die Vermehrung der öffentlichen Bäder

überhaupt das Publikum in Beziehung auf Gesundheit, Reinlichkeit und Bequemlichkeit in dem Maße gewinnen müsse, als solche Anstalten auch der minder bemittelten Klasse mehr zugänglich werden. Indessen lasse sich eine solche Steigerung der Gemeinnützigkeit der Bäder gerade von der Errichtung eines Badhauses in der inneren Stadt schon deshalb nicht hoffen, weil die ärmere Klasse größtenteils in den Vorstädten wohnt und auch abgesehen hiervon die hohe Miete der Stadtwohnungen die Badetaxe sehr verteuern würde. Zudem stelle sich ein Badhaus in der Stadt bei den vielen meist gar nicht entlegenen Badeanstalten der Vorstädte als kein Bedürfnis dar, nicht einmal für Unbemittelte, viel weniger für Wohlhabende, die sich zum Besuche des Bades eines Wagens bedienen oder deshalb in ihre Wohnung führen lassen können. Wäre hingegen eine Badeanstalt in dem Innern der Stadt wirklich ein Bedürfnis, so müßte man sich für diesen Fall vor allem dagegen erklären, daß darauf ein ausschließendes Privilegium verliehen und somit das Publikum rücksichtlich des Preises wie der Bedienung in die Hände eines Monopolisten gegeben werde.

Die Absicht Gräffers geht dahin, in einem so viel möglich im Mittelpunkte der Stadt gelegenen Hause eine ebenerdige Lokalität zu mieten, in derselben 12 Badewannen mit der nötigen Einrichtung, alles höchst einfach aufzustellen und zur Füllung der Bäder das Wasser des Hausbrunnens zu verwenden, welches an Holzfeuer gehitzt und in Kübeln zugetragen werden soll. Man hat darauf aufmerksam gemacht, daß diese Füllungsweise nebst dem beträchtlichen Mietzinse die Preise der Bäder bedeutend erhöhen und andererseits, da sie keine beliebige Änderung der Temperatur des Bades zuläßt, den Badegästen wenig entsprechen werde, daß ferner so manche mit diesem Etablissement notwendig

verbundene der Umgebung lästige Umstände als: der feuchte Dunst der Bäder, das Trocknen der Badewäsche, der außerordentliche Verbrauch des Brunnenwassers usw. es einem Hausbesitzer der inneren Stadt kaum wünschenswert machen dürften die Badeanstalt auch gegen einen namhaften Mietzins in sein Haus aufzunehmen. Indessen ließe sich, wie gesagt, nichts dagegen einwenden, daß Gräffer auf diese Gefahr hin einen Versuch wage und vorläufig ein geeignetes Lokal in Vorschlag bringe, wonach es dann die Aufgabe einer Augenscheins-Kommission sein werde, über die Qualifikation dieses Lokales für den fraglichen Zweck zu entscheiden."

Über eine weitere Verfolgung des Projektes dieser Badeanstalt ist übrigens weder etwas in den Akten des Polizeiarchivs enthalten noch bekannt geworden, ob Gräffer vielleicht nicht die Mittel auftreiben konnte, um seinen mit immerhin bedeutenden Kosten verbundenen Plan durchzuführen.

Übrigens unterließ es Gräffer weiterhin nicht sich abermals dem literarischen Gebiete zuzuwenden, und die Herausgabe einer für eine Zahl von Bändchen berechneten Veröffentlichung, die von 1839 an unter dem Titel „Der Papagei" aus seiner Feder erschien, kann hier deshalb die Aufmerksamkeit beanspruchen, weil der Verfasser darin zuerst einige seiner Wiener Skizzen dem Publikum vorlegte, die in späteren Sammlungen, namentlich in den „Wiener Memoiren" seine besondere Eigenart und Begabung erwiesen, kleine Kulturbilder aus dem Leben des alten Wien in zumeist humoristischer Weise zu entwerfen. Ohne Einwendungen und Schwierigkeiten der Zensurbehörde lief übrigens auch das Ansuchen um die Bewilligung dieser harmlosen Schrift nicht ab, das er am 13. April 1838 der Hofstelle in der nachstehenden Form überreichte.

„Der untertänigst Gefertigte hat eine Reihe heiterer Aufsätze und allerlei Einkleidungen geschrieben, in der Absicht von selben allwöchentlich einen Bogen in Druck erscheinen zu lassen. Er hat sich vor mehreren Monaten die Freiheit genommen, sich um die gnädigste Erlaubnis zu dieser Herausgabe unter dem Titel: „Der Pagagei für kurzweilige Zerstreuung" zu bewerben. Er war jedoch nicht so glücklich selbe zu erhalten, andererseits aber wurde ihm die Drucklegung in Bändchen oder Teilen bewilligt. Sofort ließ er versuchsweise ein Bändchen und zwar in der Buchhandlung Schmidts Witwe & Klang erscheinen. Nunmehr wagt es der gehorsl. Unterzeichnete, sein früheres untertän. Bittgesuch zu erneuern, ein Schritt, den er auf nachstehende Gründe stützen zu können glaubt:

1. Es wäre bei dem Texte keine gewöhnliche meist mechanische Redaktions-Verrichtung durch revidierten und zugemodelten Abdruck fremder Beiträge, sondern der gesamte Text des Papagei bestände aus eigenen Original-Aufsätzen des gehorsl. Gefertigten.

2. Weder dem Inhalte noch der Tendenz nach würde diese wöchentliche Herausgabe des Papagei eine Zeitschrift genannt werden können, da der Verfasser jede derartige Beziehung sogar zu vermeiden sucht. Der Papagei wäre nichts anderes als ein Buch, von welchem jeden Samstag ein Bogen ausgegeben würde.

3. Das bereits erschienene Bändchen hat bei dem Publikum Beifall gefunden. Man würdigt und unterscheidet besonders den Umstand, daß keine verletzenden Elemente darin walten. Herr Hofrat Winkler in Dresden, Herausgeber der Abendzeitung, schreibt dem Verfasser ganz eigens und wiederholt, als über einen neuen würdigen Zuwachs der Österreich so eigentümlichen Literatur des Frohsinns und „edleren" Humors. Der Verfasser kann daher

4. wohl mit Aussicht hoffen, daß dem Publikum diese neue Erheiterungs-Lektüre zusagen werde, welche übrigens

5. nichts weniger als für das Volk, sondern vielmehr nur für die gebildetere Klasse, bloß für distinguierte Lesefreunde geschrieben.

6. Der untertän. Gefertigte hätte bei dieser bogen- und pränumerationsweise gleichfalls bei Schmidt & Klang zu erfolgenden Herausgabe des Papagei den Hauptzweck, sich in den vielen Stunden, die ihm der Buchhandel übrig läßt, einen kleinen Nebenerwerb zu gründen, welcher ihm rücksichtlich seiner zwei unversorgten Töchter allerdings von Erheblichkeit wäre.

7.) An Manuskript hat er einen ansehnlichen Vorrat liegen, sogut als auf ein volles Jahr, teils zensiert teils eingereicht sind 10 Bändchen.

Der gehors. Unterzeichnete bittet . . . um huldvolle Berücksichtigung der angesuchten Unterstützungs-Motive.

Einer hochlöblichen k. k. Polizei- und Zensurhofstelle untertänigst gehorsamster

Franz Gräffer."

Von Seite des Zentralbücher-Revisions-Amtes wurde dieses Gesuch vom 1. Oktober 1838 der Hofstelle mit dem Bemerken unterbreitet, „daß ungeachtet der Versicherung des Bittstellers keine Zeitschrift herausgeben zu wollen doch die bogenweise Herausgabe und die im Gesuche vorkommende Benennung einer Wochenschrift auf diese Absicht hindeute und daß der Inhalt des vorgelegten Probeheftes wiewohl in Zensurrücksichten unbedenklich doch als eine bloße Sammlung von Anekdoten und witzigen Einfällen viel zu wenig geeignet scheine, um auf die Begünstigung einer bogenweisen Herausgabe zur leichteren Verbreitung Anspruch machen zu können". Infolgedessen wurde auch

von Seite der Hofstelle (3. Oktober 1838) „die bogenweise Herausgabe der Wochenschrift ein für allemal" abgewiesen.

Es erschienen somit in Bändchen mit dem vollen Titel: „Der Papagei für kurzweilige Zerstreuung nämlich jocose Genre-Stückchen verfaßt von Franz Gräffer" 2 Stücke im Jahre 1839 und ein drittes Bändchen im Jahre 1841 bei der erwähnten Verlagsfirma.

Noch sei auf eine in jener Zeit durch Gräffer in Wien begründete Richtung seines Antiquargeschäftes hingewiesen, welche den kenntnisreichen Mann auch als Schätzer merkwürdiger Autographe zeigt. Es ist dies die von ihm zuerst in Wien eingeführte Versteigerung solcher Autographe, die er mit großer Sachkenntnis im Laufe der Jahre an sich gebracht hatte. Daß im Vergleich zu den heutigen Zuständen es ihm nicht sehr schwer und verhältnismäßig wenig kostspielig gelang, außerordentlich wertvolle Handschriften zu erlangen, ist bei der damals nur von wenigen Kennern geübten Sammeltätigkeit und Schätzung selbst der wertvollsten Autographe begreiflich. Gräffer hatte bis 1841 Autographenversteigerungen veranstaltet. Als er am 16. April 1840 das Bücherrevisions-Amt um die schon lange erbetene Bewilligung zu einer neuerlichen Versteigerung abermals ersuchte, bemerkte er: „daß der Gegenstand, Unica, mehr oder weniger kostbar nur von sehr distinguierten, kompetenten und reichen Personen zur sorgfältigsten Mappenaufbewahrung erstanden werde" (unter denen Gräffer namentlich anführt: den Herzog von Lucca, die Grafen Moriz Dietrichstein, Chotek, Ossolinsky, Hardenberg, die Ritter von Timoni, Francksen., Enk, Roner) und fährt fort: „falls die Lizitation, deren Material einen Wert von einigen hundert Dukaten hat, nicht im nächsten Monate sollte stattfinden können, würde es ihm ein Schaden von mehreren hundert Gulden sein, weil die 10 — 12 Liebhaber

mit Ablauf des Mai Wien zu verlassen pflegen". Die Schwerfälligkeit und „Vorsicht" der Polizeihofstelle mit Bezug auf solche Autographenversteigerungen erweist die Anzeige dieser Behörde an die k. k. geh. Hof- und Staatskanzlei, um von dieser unter Vorlage des Kataloges „mit Bezug auf den Inhalt mehrerer dieser Autographe dann auf die Stellung und die Verhältnisse der höchsten und hohen Personen, von denen sie herrühren" zu erfahren: „ob und inwiefern die öffentliche Versteigerung dieser Autographe . . . in höherer polititischer und diplomatischer Beziehung keinem Anstande unterliege." Mit Ausschluß weniger Stücke hatte die k. k. geh. Hof- und Staatskanzlei gegen die Veräußerung keinen Anstand erhoben. Der gleiche amtliche Gang wurde auch bei zwei weiter angesuchten Autographenversteigerungen durch Gräffer im Juli und August 1841 eingehalten. Gräffer erwähnt in seinen „Wiener Memoiren" (vgl. insbes. in d. vorl. Ausgabe „Status der Autographensammlungen") öfter dieser seiner Lieblingsbeschäftigung mit den Autographen und hatte in der Tat Stücke aufzuweisen, die nach der heutigen Schätzung von ungeheurem Werte erscheinen.

Den unermüdlichen Bücherfreund und -kenner und eifrigen Bibliographen bezeichnet noch ein, das letzte, Gesuch zur Herausgabe eines umfangreichen Werkes, das er am 24. April 1841 dem Bücher-Revisions-Amte vorlegte. Es war dies eine Zusammenstellung, die unter dem Titel: „Das literarische Österreich, österreichisches Zentral-Bücher-Lexikon" hätte erscheinen und eine alphabetische Übersicht bieten sollen „aller in sämtlichen Ländern des österreichischen Staates seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis einschließlich 1844 im Drucke erschienenen Bücher und Schriften jeglicher Art mit Angabe der Druckorte, Jahreszahlen, Verleger, Preise, Formate usw. „Er wird", schreibt Gräffer in

einer die Bedeutung und Anlage des Lexikons näher bezeichnenden Beilage zu seinem vorläufigen Gesuche um Druckbewilligung, „das vaterländische Zentralbücher-Lexikon 200—300 Druckbogen stark" auf seine eigenen Kosten drucken, wenn ihm der dreijährige Zeit- und Müheaufwand verwertet wird. Dies ist aber nur auf dem Wege der Munifizenz denkbar. Wird ihm diese zuteil, so tritt ein Werk ins Leben, das unmittelbar der Verherrlichung Österreichs geweiht, ein Werk, das schon seiner Natur nach ein dauernd Monument ist, verschieden also von so manchen ephemeren Literatur-Produkten, denen die faktische Unterstützung des Staates geworden und noch wird. (Die französische Regierung gibt dem Bearbeiter eines ähnlichen Nationalwerkes: La France litéraire, das nur das 18. und 19. Jahrhundert umfaßt, Herrn Quérard so lange einen ansehnlichen Jahresgehalt, bis er es beendigt, was es noch jetzt nicht ist. Er begann 1827*).) Die Verwertung der Zeit und Mühe würde der Bearbeiter auf 4000 Gulden für jedes der drei Jahre in Anschlag bringen. Von diesem Betrage würde er auch die nicht kostspielige Mitwirkung der slawistischen und magyarischen Literaten sowie den Ankauf des bedeutenden Materials — darunter viele sehr teure Werke — bestreiten. Er darf glauben, daß die hier ausgedrückte Bemessung nicht unbescheiden befunden werde. Rein vaterländischer Eifer beseelt und leitet ihn."

Von Seite der Polizei- und Zensur-Hofstelle wurde dto. 6. August 1841 allerdings dem Gesuchsteller die erbetene Bewilligung erteilt mit der im vorliegenden Falle allerdings überflüssigen Bedingung, „daß sich dieser Katalog einzig und allein auf die Angabe des Titels usw. der einzelnen Werke beschränke und sich der Anempfehlung ebenso wie des Tadels und überhaupt jeder auch noch so kurzen kritischen

*) Und wurde 1844 in 6 starken Bänden abgeschlossen.

Beurteilung derselben enthalte". Aber der Plan scheiterte wohl an der Nichtbewilligung der nötigen Subvention von Seite des k. k. Staats-Ministeriums und ist leider nicht ins Leben getreten. Man kann es für damals wie namentlich auch für heute beklagen, daß ein so brauchbares Nachschlagewerk nicht zustande gekommen, das Tausende von Büchern und Schriften, die im österreichischen Staatsgebiete erschienen sind, der Vergessenheit entrissen hätte, da sie nach der damaligen mangelhaften Organisation des österreichischen Verlagsbuchhandels oft in keinem deutschen Bücherlexikon (z. B. bei Kayser, Heinsius usw.) aufgenommen erscheinen und somit nur zufällig das Erscheinen des einen oder andern festgestellt werden kann.

Bevor noch der letzten literarischen Veröffentlichungen Franz Gräffers seit 1845 gedacht sei, die als die wertvollsten aus seiner Feder den Hauptanlaß zu der vorliegenden Neuausgabe geboten, möge, da leider ein Bildnis des seltsamen und doch merkwürdigen Mannes trotz vielfach angestellter Nachforschungen nicht auffindbar war, der Schilderung gedacht sein, die ein zeitgenössischer Schriftsteller von ihm entworfen. Dies ist allerdings der boshafte Verfasser des Buches: „Österreichischer Parnaß, bestiegen von einem heruntergekommenen Antiquar", das 1839 angeblich „Frey-Sing bei Athanasius & Comp." (in Wirklichkeit bei Hoffmann & Campe in Hamburg) erschien und als dessen Verfasser Uffo Horn gilt. Dort findet sich eine Charakteristik des im Leben so vielen Widerwärtigkeiten ausgesetzten Gräffer (dessen bemerkenswerteste Veröffentlichungen über Wien damals übrigens noch gar nicht erschienen waren), welche lautet: „Stämmige Figur, blatternarbig, starker Tabakraucher, Buchhändler und Buchmacher, nicht ohne Geist aber ohne Begeisterung, Liberaler und Kriecher, Freidenker und Legendenschreiber, antiquiert, Zyniker, affektierte

Genialität, Lügenfabrikant en gros." Conſtantin von Wurzbach, der Verfaſſer des großen biographiſchen Lexikons, welcher den eigenartigen Mann noch perſönlich kannte, 1848 viel in ſeiner Geſellſchaft lebte und erwähnt, wie ihm der Umgang mit dem kenntnisreichen, originellen, aber immer liebevollen Sonderlinge ſo nutzvoll geworden, wendet ſich ſelbſt unwillig gegen die obigen Worte des „heruntergekommenen Antiquars". Wurzbach bemerkt über dieſelben: „Dieſe Charakteriſtik eines um die Hebung der literariſchen Zuſtände Öſterreichs vielverdienten . . . Mannes, der nur den Fehler hatte, ein Sonderling zu ſein, aber ein Sonderling trefflichen Herzens, ſeltenen Geiſtes und ungewöhnlicher Kenntniſſe, entſpricht ganz dem Geiſte des verrufenen Pamphlets." (Wurzbach, Biogr. Lex. 5 [1859], S. 296–300.) Franz Gräffer hatte im erſten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ein Fräulein Kugler geheiratet, die ihm aber nach kurzer glücklicher Ehe durch den Tod entriſſen wurde. (Vgl. d. vorlieg. Ausgabe II, S. 15 bis 18.) Zwei Töchter wuchſen an der Seite des Vaters auf, deren er, wie wir im vorſtehenden geſehen, mitunter in ſeinen Eingaben gedenkt, da er ja ihr Ernährer war. Der ſchätzbare Wiener Lokalchroniſt Moriz Bermann, ſelbſt mit Franz Gräffer befreundet, erwähnt in der Einleitung zu der 1862 herausgegebenen Sammlung von Erzählungen: „Das Buch des Scharfrichters", daß ihm 1852 eine Tochter des Verblichenen kurze Zeit nach deſſen Tode das einzige Manuſkript, welches Gräffer hinterlaſſen, übergeben habe, und teilt in dem erwähnten Buche zwei Erzählungen daraus aber zweifellos in eigener Überarbeitung mit. Mit den öſterreichiſchen, zumal Wiener Dichtern und Schriftſtellern war Franz Gräffer in reger Verbindung geſtanden. Wie er in früherer Zeit mit Jul. Schneller, Baron Biedenfeld, Eyb, Kanne, Saphir, J. S.

Ebersberg, Andreas Rittig von Flammenstern, Castelli, Hormayr und anderen freundschaftlichen Verkehr pflegte, so schätzte er namentlich den Dichter und ausgezeichneten Orientalisten Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall und Franz Grillparzer überaus hoch und wurde später ein besonderer Bewunderer des „Wiener Spaziergängers" Anastasius Grün, des Grafen Anton Alexander Auersperg, der den originellen mit so viel Humor begabten Gräffer gern in dessen Buchhandlung aufsuchte, wenn er nach Wien kam, und ihm sein volles Vertrauen schenkte. Als noch im Jahre 1838 Graf Auersperg wegen seiner horribile dictu ohne Anfrage bei der österreichischen Zensurbehörde und noch dazu unter dem Decknamen Anastasius Grün im „Auslande" herausgegebenen poetischen Schriften die Polizeibeamten in und außer Wien in Bewegung setzte, meldete der Laibacher Polizeidirektor Sicard an den Wiener Polizeichef: „daß nach seinen auf vertrautem Wege eingezogenen Erkundigungen der Antiquarbuchhändler Gräffer der Mittelsmann zu seinen (des Grafen Auersperg) literarischen Geschäften sein soll". — Gräffer hatte die Absicht, dem Dichter seine Verehrung durch die Widmung der „Wiener Dosenstücke" zu bezeugen, zu welcher Widmung es wohl abermals aus Zensurrücksichten damals nicht gekommen ist; als jedoch 1847 Gräffers „Neue Wiener Lokalfresken" erschienen, waren dieselben doch dem Dichter Anastasius Grün anstandslos gewidmet. Gräffer ersuchte den auch als Zeichner und Maler nicht unbegabten Grafen Auersperg, ihm eine Art Titelbatt für sein neues Buch zu entwerfen, worauf der letztere in Art eines Exlibris eine den Lokalfresken beigegebene Vignette entwarf, das einzige Blatt, welches uns, wenn auch nur im kleinen und als Silhouette, Gräffers Brustbild erhalten hat und das dem

ersten Bande auch dieser Ausgabe vorgesetzt ist. Zu jener Zeit scheint Gräffer auch die Herausgabe eines Romantischen Taschenbuches beabsichtigt zu haben, für das er auch von Anastasius Grün Beiträge erbat. Auf die angedeuteten Verhältnisse bezieht sich ein Brief des Grafen Auersperg, der einzige bisher von ihm an Gräffer vorgekommene, der als bisher ungedrucktes literarisch interessantes Zeichen der Verbindung beider hier seinen wortgetreuen Abdruck finden möge:

Thurn am Hart, 18. Nov. 1845.

Liebenswürdiger, Jokoser, Humorreicher!

Die Herren, welche ich bei meinem wiederholten Besuche statt Ihrer in Ihrer Handlung fand, können Ihnen sagen oder sollten es vielmehr gesagt haben, wie oft ich dort nach Ihnen gefragt und wie viele der herzlichsten Grüße ich dort an Sie bestellt habe. Insbesondere sollte mein alter Bekannter, jener Gnome, sich ein solches Versäumnis nicht haben zuschulden kommen lassen! Doch sei dem wie immer und sei auch bei den Riesenschritten, mit denen sich Wien erhebt, die Schottenbastei zur Höhe des Chimborasso angewachsen, ich werde bei meinem nächsten Wiener Besuche die Nummer 132 gewiß zu finden wissen.

1. Dedikation der Dosenstücke betreffend. Der Dichter Anastasius Grün findet sich durch Ihren Antrag sehr geschmeichelt; nur müßte er bitten, auf dem Dedikationsblatt einige allzu üppige Auswüchse Ihres Humors wegzulassen, nämlich den Strahlenglanz, dessen besagter Poet durchaus entbehrt, die Begeisterung, die er leider nicht zu erwecken vermag, und die Bewunderung, die er nie verdient hat. Um nicht an Humor ganz hinter Ihnen zurückzubleiben, erlaubt er sich seine Annahme in der beliebten Form einer Zensurerledigung auf dem rückfolgenden Blatte anzumerken. Da sich der leibhaftige Gottseibeiuns bisweilen

anmaßt, die Gestalt irgendeines der Heiligen Gottes anzunehmen, so dürfte es auch dem gründlichsten Hasser der Zensur einmal erlaubt sein, sich als Zensor zu denken und diese anmutige Maske zu borgen.

2. Romantisches Taschenbuch betreffend. Wenn nicht Armut im Wege steht, sollen die gewünschten Beiträge (nochmals wenn vorhanden?) im Jänner in dero Händen sein.

3. Titelblatt — Pultskizze?! Humor, Humor, nichts als überschwenglichster Humor!

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener Freund

A. Auersperg.

Eine hübsche sinnige Widmung sandte Gräffer an den Grafen Auersperg, als er ein Exemplar der, wie erwähnt, ihm dedizierten „Wiener Lokalfresken" auf grünem Papier drucken ließ und darauf schrieb: „Das einzige Grüne dem einzigen Grün".

Sein Antiquariatsgeschäft hatte Franz Gräffer, wie aus einem Berichte des Bücher-Revisions-Amtes an die Hofstelle hervorgeht, am 17. April 1846 zurückgelegt: „Er fühlte sich hierzu bestimmt", führt der Bericht an, „durch die wohlbegründete Besorgnis in Passiva zu verfallen, nachdem er durch einen nichtswürdigen Gesellschafter auf schmähliche Weise übervorteilt worden war, und zog sich insofern zur rechten Zeit zurück, als er es noch unbelastet von Schulden zu tun imstande gewesen." Noch sei beigefügt, daß die von Gräffer „anheimgesagte Antiquarbuchhandlungsbefugnis für Wien" dem in der Kath. Rathschen Buchhandlung beschäftigt gewesenen Joseph Mahl verliehen wurde.

Damit schließt die geschäftliche Tätigkeit eines Mannes, der nichtsdestoweniger aber literarisch wirksam blieb und gerade damals seine Veröffentlichungen aus dem alten

Wien begann. Zu diesen gehören auch seine Beiträge für den „Österreichischen Bürger-Kalender" auf die Jahre 1846 und 1847 (herausgegeben von einer Gesellschaft). Als er im Jahre 1847 das Manuskript eines Werkes: „Jüdischer Plutarch oder biographisches Lexikon der markantesten Juden und Jüdinnen" der Zensurbehörde überreichte, traf die Hofstelle nachstehende eigenartige Entscheidung: „Nachdem in diesem Manuskripte, welches dem Titel zufolge nur die Lebensbeschreibungen merkwürdiger Personen des Judentums enthalten soll, auch Biographien von Nicht-Juden wie z. B. des David Christian Georg Nathan, dann des k. k. Hofrates Joseph von Sonnenfels aufgenommen sind, welche beide Männer, wiewohl jüdischer Abkunft, schon in ihrer frühen Jugend zum Christentum übergetreten sind und nach ihrer Hauptwirksamkeit nicht unter die Juden gerechnet werden können, so müßte entweder der Titel seiner Schrift entsprechend abgeändert oder es müßten solche Biographien als nicht hierher gehörig gänzlich ausgeschieden werden." Infolgedessen, da weiter kein Anstand vorlag, erschien das Werk unter dem Titel: „Jüdischer Plutarch oder biographisches Lexikon der markantesten Männer und Frauen jüdischer Abkunft" (Wien 1848) in zwei rasch aufeinander folgenden Bänden. Es ist zu bemerken, daß die einzelnen Lebensbeschreibungen darin von verschiedenen Verfassern herrührten und Gräffer nur die Redaktion und die eigene Abfassung weniger Biographien selbst ausgeführt hatte.

Mit dem Buche „Zur Stadt Wien" (1849) war Gräffers letztes Werk erschienen. Den im Leben nicht vom Glück Begünstigten traf im Jahre 1849 ein Schlagfluß und machte ihn zu jeder weiteren geistigen Tätigkeit unfähig. Er wurde auf die Verwendung des Bürgermeisters R. von Seiler, da er immer mehr gelähmt war, ins Versorgungshaus nach

St. Marx, als aber leider auch noch Irrsinnsanfälle sich zeigten, ins Irrenhaus gebracht, wo ihn am 8. Oktober 1852 der Tod ereilte. Wurzbach hatte noch im Jahre 1849 in A. Bäuerles „Theaterzeitung" einen Aufruf an die Schriftsteller veröffentlicht, um dem ganz Verarmten durch eine Sammlung Mittel zum Leben zu verschaffen, der feinfühlige Gräffer aber wollte die anfangs zusammengebrachte kleine Summe von zwanzig Gulden gar nicht annehmen und verbat sich damals jede weitere Tätigkeit in dieser Richtung. — Franz Gräffer wurde auf dem Währinger allgemeinen Friedhof begraben, wenige von den Zeitgenossen gedachten damals noch dessen, was er geschaffen.

Zwei treue, ihm seit langer Zeit freundlich gesinnte Menschen, der Schriftsteller Moriz Bermann und sein viele Jahre bei Gräffer im Dienste gewesener Diener Hermann setzten ihm auf das heute verschollene Grab ein Gedenkkreuz mit folgender Inschrift:

Hier ruht
Franz Gräffer,
einer der begabtesten vaterländischen Schriftsteller, Gründer der österreichischen National-Encyklopädie.
Geb. Wien 6. Jänner 1785.
Gest. Wien 8. Oktober 1852.
Dieses kleine Denkmal setzte ihm sein dankbarer Schüler
Moriz Bermann
und sein treuer langjähriger Diener Johann Hermann.

Bevor noch einige nötige Bemerkungen über die vorliegende Ausgabe folgen, sei hervorgehoben, daß seit dem Jahre 1845 Gräffer eine Reihe von Veröffentlichungen begann, die sich fast ausschließlich mit dem alten Wien der früheren von ihm noch miterlebten Zeit beschäftigten. Darin hat er namentlich merkwürdige Personen, die er noch gekannt, Zustände, die damals geherrscht, denkwürdige Ge-

bäude der Stadt, die später verschwunden sind, oder Örtlichkeiten, die später ein ganz anderes Aussehen angenommen, alles nach eigener persönlicher Anschauung in der ihm eigenen humoristisch angehauchten Weise geschildert und damit kleine wahrheitsgetreue Bilder aus dem Wien jener vergangenen Tage geboten. Selbst in der Zeit noch weiter zurückgreifend, zeichnet Gräffer in diesen Büchern auch manches Kulturbild aus früheren Jahrhunderten, doch bleiben die Schilderungen des Selbsterlebten und Selbstgesehenen dabei stets das Wertvollste. Von diesen seinen Veröffentlichungen sind zu nennen: „Kleine Wiener Memoiren" (Wien, 1845), 3 Bände. — „Wiener Dosenstücke" (Wien, 1846), 2 Bände. — „Wienerische Kurzweil" (Wien, 1846). — „Neue Wiener Lokalfresken" (Linz, 1847). — „Neue Wiener Tabletten und heitere Novellchen" (Wien, 1848). — „Zur Stadt Wien" (Wien, 1849). Man kann diesen Büchern etwa noch anreihen: „Josephinische Kuriosa" (Wien, 1848 bis 1850), 5 Teile und „Franciscеische Kuriosa" (Wien, 1849), obgleich diese hauptsächlich zwei bestimmte Herrscher Österreichs ins Auge fassen, deren Charakter der Verfasser durch angeführte Anekdoten, Aktenstücke, Begebenheiten usw. hervortreten lassen will.

Die hier neu vorgelegten „Memoiren" Gräffers erschienen zu Wien in Fr. Becks Universitätsbuchhandlung 1845 zunächst in drei Bänden unter dem Titel: „Kleine Wiener Memoiren: historische Novellen, Genreszenen, Fresken, Skizzen, Persönlichkeiten und Sächlichkeiten, Anekdoten und Kuriosa, Visionen und Notizen zur Geschichte und Charakteristik Wiens und der Wiener in älterer und neuerer Zeit ...". Diesen folgten zwei weitere Bände, Wien, im Verlage von Mörschners Witwe und W. Bianchi, 1846, welche außer dem obigen noch einen zweiten Titel aufwiesen, der lautet: „Wiener Dosenstücke, nämlich:

Physiognomien, Konversationsbildchen, Auftritte, Genreszenen, Karikaturen und Dieses und Jenes, Wien und die Wiener betreffend; tatsächlich und novellistisch . . ." Erster und zweiter Teil. — Es umfassen also die „Kleinen Wiener Memoiren" zusammen fünf Bände, von denen jeder ein charakteristisches Titelbild nach seltenem Originale enthält; aus diesen Bildern sind drei auch in der vorliegenden Ausgabe wiedergegeben. Von den „Wiener Dosenstücken" allein erschienen später noch zwei neue Titelauflagen in den Jahren 1852 und 1867 ohne Doppeltitel.

In dem Vorworte zum Bande 1 der „Kleinen Wiener Memoiren" erwähnt Gräffer selbst, daß ein Teil des Inhaltes seiner Sammlung novellistisch ist, und bemerkt: „Der Kenner, ja selbst der nur obehin gebildete Leser wird die Fiktion vom Faktum recht gut zu unterscheiden wissen." Dies gilt auch für die Bände 4 und 5, für die „Wiener Dosenstücke". Der Verfasser erklärt diesen Titel in seinem Vorworte mit den Worten: „Dosenstücke. Zeichnungen auf Kupfer, auf Stein, auf Stahl oder Malereien, Aquarelle und Pinseleien, wie man sie auf Deckeln der Tabatieren sieht; bald ein Kopf, eine Physiognomie, ein Brust- oder Kniestück oder eine volle Personage; bald eine Karikatur, bald eine famose Attitüde oder eine heitere Gruppe, ein pikanter Vorgang; allerhand kleine Spiegelbilder, Quelquechoserien, Anekdotisches und dgl.: das ist es mit diesen Dosenstücken. Aber lauter Wiener Objekte; nichts als Wien."

Was die vorliegende Neuausgabe des Inhaltes dieser fünf Bände betrifft, so wurden jene Stücke davon zum Abdruck gebracht, welche tatsächlich „Memoiren" enthalten, d. h. Erinnerungen des Verfassers an Personen und Örtlichkeiten, mit denen er persönlich in Berührung gekommen und die er selbst genau gekannt, so daß seine Angaben als

wirkliche historische Quelle über die Alt-Wiener Verhältnisse seiner Zeit angesehen werden können. Das nur Novellistische erscheint ausgeschaltet, ebenso Dramatisches (wie z. B. der „Fehdehandschuh" aus den „Dosenstücken"), obgleich Gräffer die vorkommenden Persönlichkeiten möglichst nach ihrer Eigenart darin gekennzeichnet hat. Es liegt eben nicht im Zwecke der vorliegenden Ausgabe, freie Erfindungen dichterischer Phantasie vorzuführen, wenngleich der Verfasser sie unter dem Haupttitel der „Memoiren" miteinbegriffen. Um aber die Art und Weise darzulegen, wie er in solchen Fällen namentlich ihm bekannt gewesene Personen redend und handelnd eingeführt hat, sind am Ende des zweiten Bandes einige solcher Stücke als Probe von Gräffers Darstellungsweise in dieser Richtung aus den „Wiener Memoiren" auch abgedruckt. Der Autor hat sie selbst gewöhnlich als: Vision, Silhouette, Romänchen, Gattung Scherz, novellistisch, nicht unmöglich und in ähnlicher Weise bezeichnet. Ausfallen konnten auch jene Aufsätze, die zwar Historisches, zumal Kulturhistorisches über Wien bieten, aber oft durch mehrere Seiten wörtlich angeführte Stellen aus anderen Quellenschriften enthalten, in denen man Genaueres über den betreffenden Gegenstand finden kann; Aktenstücke oder Auszüge aus solchen, Verordnungen (z. B. wörtlich angeführte Stellen aus Ferdinands Kleiderordnung), Anführung von Rechnungs- und anderen Verzeichnissen, die schon veröffentlicht waren und ähnliches. Auch die Betrachtungen des Verfassers, welche er, ohne Tatsächliches anzuführen, über den einen oder anderen Gegenstand, wenn auch mitunter in seiner drastisch humoristischen Weise, angestellt, wegzulassen, erschien dem Zwecke dieser Ausgabe entsprechend, die ja hauptsächlich das selbst Erlebte, Geschehene oder höchstens von Persönlichkeiten, die aus eigener Anschauung berichten, Erzählte als zuver-

lässigen Beitrag zu den Verhältnissen der älteren Wiener Zeit vorlegen soll. In dieser Beziehung können dann Gräffers Mitteilungen manche wichtige Quelle zur Charakteristik einer mehr oder weniger berühmten Persönlichkeit oder zur Kenntnis von Zuständen bilden, die schon nicht mehr bestanden, als die „Kleinen Wiener Memoiren" vom Verfasser herausgegeben wurden. Dafür wurden auch Züge aus dem Leben solcher Personen, Anekdoten, welche sie und die Zeit charakterisieren, selbst Berichte über unbedeutende, aber für jene Tage bezeichnende volkstümliche Gestalten, die in der Residenzstadt damals allgemein bekannt waren und von denen heute nicht die geringste Kunde vorliegt, gewissenhaft aufgenommen.

Es sei hier zum Schlusse noch angeführt, daß unter dem Titel „Vermischte Wiener Skizzen" mit einem (allerdings dürftigen) Namen- und Sachregister eine (Titel-) Ausgabe von Gräffers unter diese Bezeichnung passenden Büchern über Wien (1845 – 1849) erschien, die außer den „Kleinen Wiener Memoiren" mit Einschluß der „Dosenstücke" auch die: „Wienerische Kurzweil", „Neue Wiener Lokalfresken" und „Neue Wiener Tabletten" in acht Bänden umfaßte, die aber sehr selten zu finden ist, wie Gräffers Veröffentlichungen überhaupt heute im Antiquarbuchhandel schon sehr schwer aufzutreiben sind.

Einer Ausgabe wie die vorliegende durfte mit Rücksicht auf die Benutzbarkeit ein alphabetisches Register nicht fehlen, welches denn auch mit Bezug auf Personen und Sachen so eingehend als möglich ausgearbeitet beigegeben erscheint. Auch die Illustrationen sind eine wertvolle und nötige dem Texte eingefügte Zugabe, sie erscheinen nach den seltensten Gemälden, Stichen, Lithographien usw. nicht nur als Schmuck, sondern als wahre bildliche Erläuterung.

Zum Schlusse obliegt mir die angenehme Pflicht, den

hochverehrten Archiven, Bibliotheken und Museen den verbindlichsten Dank für die Unterstützung auszudrücken, welche deren Vorstände und Beamte ebenso wie andere einzelne geschätzte Persönlichkeiten dieser Ausgabe in so liebenswürdiger Weise zuteil werden ließen, sowohl durch die freundlichst zur Verfügung gestellten seltenen Bücher, Handschriften und Archivalien als auch durch seltene Vorlagen für die Illustrationen und die Bewilligung solche zu reproduzieren. Es haben in dieser Beziehung ihr stets bewährtes Entgegenkommen zuteil werden lassen in Wien: Die Direktionen der k. und k. Hofbibliothek und der k. und k. Fideikommißbibliothek Sr. Majestät des Kaisers, der k. k. Universitätsbibliothek; des Museums und der Bibliothek der Residenzstadt Wien sowie des Polizeiarchivs im k. k. Ministerium des Innern und des k. k. Kriegsarchives, nicht minder die Vorstehung des Archivs des Vereins der Musikfreunde.

Von Anstalten außer Wien boten in ebenso freundlicher Weise ihr schätzbares Material: Das Landeskupferstichkabinett (dessen leider inzwischen dahingeschiedenen Vorstandes Herrn Dr. Franz Wibiral gütiges Entgegenkommen ich besonders dankbar erwähnen muß), in Graz, die k. k. Universitätsbibliothek und die Landesbibliothek in Graz, das Museum Ferdinandeum in Innsbruck, die k. k. Universitätsbibliothek in Prag, das städtische Rollet-Museum in Baden bei Wien, dessen Vorstande und Stadtarchiver Herrn Dr. Rainer v. Rainöhl die Benutzung wertvoller Baden betreffender Stücke zu verdanken ist.

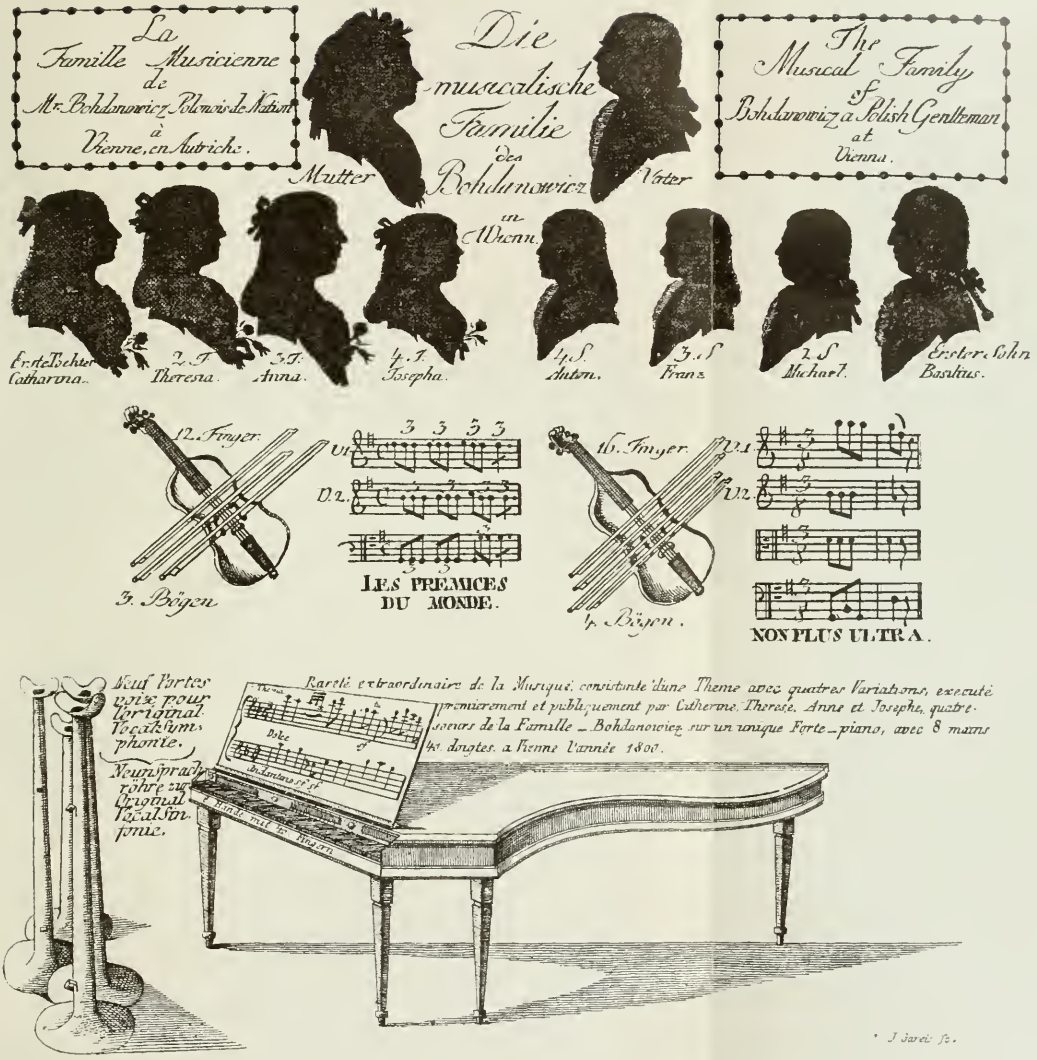
Auch den Herren: Franz Goldhann in Graz, Dr. Max v. Portheim in Wien, Dr. Ernst Richter, Dr. J. Schwarz und meinem lieben, nun auch aus der Welt geschiedenen Freunde, Regierungsrat Albert Weltner in

Wien, bin ich für Mitteilungen, Bildervorlagen, Gräffer betreffende Handschriften und manche wertvolle Ratschläge zu besonderem Danke verpflichtet.

Noch erwähne ich, daß im Jahre 1812 zwei Werkchen über Gräffer erschienen sind, die verschiedene seiner Skizzen zum Abdruck brachten und auch mit guten Illustrationen versehen sind, nämlich: „Franz Gräffer, Alt-Wiener Miniaturen, Stimmungen und Skizzen herausgegeben und eingeleitet von Eugenie Benisch-Darlang". Wien 1912, XV u. 204 S. und „Alt-Wiener Guckkasten, Schilderungen eines Zeitgenossen (1785—1852), herausgegeben von Paul Wertheimer". Wien 1912, XVI u. 143 S. — Beide enthalten Einleitungen, welche die Bedeutung der kleinen Wiener Schilderungen Gräffers über das alte Wien hervorheben, sonst aber nur knappste biographische Angaben nach Wurzbach. Die vorliegende umfangreiche Ausgabe dürfte durch die eingehende Benutzung so reichen archivalischen Materials für diese Einleitung und die mitunter förmliche Abhandlungen auf Grund desselben bietenden Anmerkungen wohl als grundlegend betrachtet werden.

Graz in Steiermark, Herbstmonat 1917.

Dr. Anton Schlossar.



Produktionsankündigung des Komponisten B. Bohdanowicz vor 1800 mit den Silhouetten von ihm und seiner Familie

(Archiv des Vereins der Musikfreunde in Wien)

Hermannsschlacht

Was sind die Milanollo[1]), was war Paganini[2]), was waren und sind und werden sein alle möglichen Virtuosen und Dilettanten, alle nur erdenklichen Scholaren und „Herren Professoren" des Geigenbogens gegen den nun lange dahingeschiedenen, lange vergessenen Violinkünstler Bohdanowicz[3])? Denn mit einem einzigen Bogen zu geigen: was ist das? Je weniger Geigenbogen (auf ein und demselben Instrumentexemplar), desto weniger Töne: nichts natürlicher. Je mehr Fiedelbogen appliziert, desto mehr Töne: wieder nichts natürlicher, und wieder nichts künstlicher, das heißt kunstvoller, wirkungsreicher usw. In den Saiten schlummert eine Welt von Tönen; Millionen Töne sind noch gar nicht entdeckt, noch gar nicht hervorgelockt; die Violine ist an Tönen unerschöpflich, daher ein ewig neues, nie untergehendes Instrument, das letzt übrigbleibende vielleicht auf Erden. Spielt man also statt mit einem einzigen Bogen mit zweien oder gar mit dreien oder gar mit vieren: welche Vervielfachung des Effekts?

Und Bohdanowicz ist es mit den Seinigen, der mit allen vieren zugleich gespielt, selbst die Weisheit der Chinesen beschämend, die in zwei Sekunden ihre Armee verdoppeln, indem jeder Soldat in jede Hand einen Säbel nimmt. In manchen Fällen begnügte sich unser Virtuose auch mit dem lediglichen Duplieren; er spielte Klavier à huit mains. Wer

an alledem zweifeln sollte, könnte es täglich sehen; das heißt: vor mir liegt eine in Kupfer gestochene Produktionsankündigung dieses Heroen in Folio, wie er selbst, in welcher Ankündigung all das Gesagte abgebildet zu sehen: die drei Bogen, die vier Bogen in kurioser Verschränkung, das achthändige Klavier. Unter den Drei-Bogen-Noten steht: Les premières du monde; unter den Vier-Bogen-Noten steht: Non plus ultra. Darüber zwölf Finger; sechzehn Finger. Über den Instrumenten schwebt der geniale Pole selbst (Bohdanowicz war ein polnischer Edelmann) mit seiner werten Familie, silhouettiert: Mutter, Vater; gleich unter ihr, wie billig etwas kleiner (wenn auch schon total ausgewachsen) vier Töchter, namens Katharina, Theresia, Anna, Josefa; gleich unter ihm, wie billig etwas kleiner (wenn auch schon total ausgewachsen) vier Söhne, namens Basilius, Michael, Franz, Anton, alle zehn einander gegenüber[4]). Zwischen Chef und Gattin ist zu lesen: „Die musikalische Familie des Bohdanowicz in Wien." Hinter dem Zopf des Chefs ist zu lesen das nämliche auf englisch; hinter dem Chignon der Gattin ist zu lesen das nämliche auf französisch. Man sieht, alles ist polyglottisch. Der übrige Text aber ist bloß französisch; aber das ist am meisten polyglottisch. Der Titel ist: Grande sonate et nommée souvenir du père et ses huit enfants musicals (1810). Auf der anderen Seite des Querfolioblattes ist oben in der Mitte ein großes Medaillon, das ausführliche Porträt des Chefs, vandyckisch kokettierendes Dreiviertelprofil; Bruststück (schade, daß nicht auch die Gattin so!), Adlernase, Adlerblick, feurig, vorstrebend weitaus den Horizont entlang, alles durchdringend, verschlingend alles; nur auf den Zielpunkt los; das Gesicht hager, verfallen; aber alles Geist und Mark, Feuer, Enthusiasmus, Tatkraft, Entschlossenheit: der Kopf eines Genies. Ja, ein Cäsarkopf, aber der Kopf eines kale-

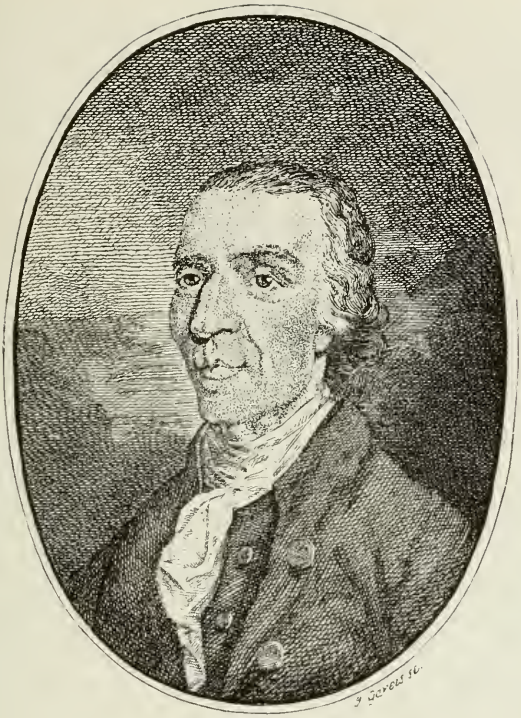
kutischen Hahnes für seine Auslacher. Darunter französisch ein Manifest seiner Tondichtung: „Die Hermannsschlacht."

Und die Hermannsschlacht eigentlich ist Bohdanowicz; das ist die große Selbstaufgabe seines Genius (der nur ein einfacher Geiger im Leopoldstädter Komödienorchester), die Sphäre, in der er gärt und flammt und ringt und wirkt; das Thema, für das er alle Welt in Bewegung setzt, aufstachelt, spornt, belagert, bestürmt mit allen denkbaren Waffen bei Tag und Nacht; die Künstler und ihre Verbindungen, den Hof sogar, alle möglichen einzelnen Leute und Kaffeeschalen beim „Jüngling"[5]). Er sitzt im Kaffeehaus, so ziemlich den ganzen lieben Tag, sinnend, brütend ewig, ewig Hermannsschlacht. Ruhig hockt er in einem dunklen Winkel, die Augen zu; man glaubt, er schnarche. Urplötzlich überkommt ihn der Geist des Arminius. Empor vom Sessel, die große Tondichtung der Hunderte von Instrumenten zu dirigieren, dem Billardspieler das Queue zu entreißen; und es fliegen ringsum die Hüte von den Köpfen, von den Tischen die Kaffeegeschirre, die Lampen vom Plafond, die Tabakspfeifen aus den Gesichtern usw. Bald ist die Vision vorüber, der Paroxysmus und Hermann und die Thusnelda und Wodan mit seinen Barden und Götzen, die ganze idealische Welt ist zerflossen, travestiert zur Wirklichkeit eines qualmigen Zimmers, wo man Melange trinkt, Tabak raucht, Billard und Tarock spielt.

Armer Dichter, die Schlacht ist verloren, und du mit ihr, denn nimmer soll dein Werk, an dem deine Seele hängt, die Arbeit deines Lebens, der Preis deiner Kraft ins Dasein treten, nimmer! Nichts erlebst du als die ewige Sehnsucht, die dich aufzehrt, glücklich schon schwillt sie nicht an zur fixen Idee, riesengroß, unbezähmbar. — Hieß es doch jetzt schon dort und da: der Phantast, der Narr! Die Welt, die Leute, mein Gott, wer kann es ihnen wehren

und verübeln? Mit welchem Rechte kann man fordern, daß jeder zu unterscheiden, jeder zu würdigen wisse die Heiligkeit der Begeisterung, die Heiligkeit des Talents? Besonders bei der himmlischen, unwiderstehlich ergreifenden Kunst der Töne, die eben aber durch verallgemeinernden Mißbrauch profaniert wird, dann belästigt, anwidert, wenn alle Familien musikalische Familien usw., vollends bei enormen Ideen und Tendenzen wie die der Tondichtung unseres Mannes. Seine Hermannsschlacht, zu der ihn die eiskalte Klopstocksche[6]) entzündet, die Instrumentenzahl nach Hunderten sollte (so projektierte er) in der freien Natur aufgeführt werden, ein unermeßliches Theater sein, zu ähnlichen Produktionen, auch mit einem großen Tempel. Im Prater meinte er, oder, wie es hieß, auf der Schmelz. Es würden dann auch viele Ausländer nach Wien gezogen werden. Bohdanowicz entwickelte das alles auf einer zwei Bogen langen Eingabe an den Ausschuß des Musikvereins, der das Aktenstück, so ich eingesehen, noch aufbewahrt[7]). Die Partitur würde einen Wagen füllen, der nicht gar klein sein dürfte.

Bohdanowicz war jedenfalls ein höchst interessanter Mann, schon deshalb, weil er ein Mann der Kraft war. Der Komponiteur der Hermannsschlacht wurde einerseits bewundert, andererseits ausgelacht. Beides ganz in der Ordnung; die Kategorien muß man trennen. Das ist die einzig wahre Gerechtigkeit, man muß eine talentvolle Schauspielerin, wenn sie auf den Brettern ist, nicht auszischen, weil sie liederlich ist. Jeder Seite des Charakters sein Recht, eine Beurteilung, die freilich nur die Frucht höherer Bildung sein kann. Wurde Bohdanowicz bewundert: ganz in der Ordnung; nur der tat es nicht, der des Mannes Schwung nicht begriff. (L'enthousiasme est ridicule, pour qui ne l'éprouve pas, sagt sehr fein die feine Staël.) Ward er ob



B. Bohdanowicz
Compositeur de la Musique du très
célebre poëme allemand de Klopstock,
nommé: Die Hermans Schlacht
(La bataille de Hermann.)

Komponiſt und Virtuoſe B. Bohdanowicz
(Stich von J. Gareis — Archiv des Vereins der Muſikfreunde in Wien)

seines karikierten Wesens belacht: auch mit Grund; das ist wieder eine Sache für sich. Und Dank und Segen allen denen, die uns zu lachen geben, denn das Lachen allein ist der höchste und reinste aller Erdengenüsse. (Eine selbständige Lachanstalt aber, von der ich schon so viel phantasiert, haben wir leider noch immer nicht.)

Saphir beim Konversationsblatt

Eines Tages, im Juni 1820, sitze ich und redigiere. Es kommen Briefe. Darunter einer aus Pest, von unbekannter und wahrlich nicht schöner Hand. Er ist unterzeichnet: Leibizer. Ich kenne aber nur einen Ökonomen dieses Namens, und der Brief ist gewiß von keinem Ökonomen 8). Ich lese. Unwillkürlich rufe ich aus: Der Mensch hat Geist. (Der „Mensch". Nun allerdings rein menschlich, wiewohl ich schon ein wenig ahnte, daß er bald zum Halbgott avancieren werde.) Ich lese die Einlage, betitelt: „Der Sans façon in Pest." Charmanter Gedanke! Ich kann nicht aufhören zu lesen und dabei zu denken: Ja, der Mensch hat Humor (schon wieder der „Mensch"); brillante Gedanken; er ist ein Genie. (Ach, das macht den „Menschen" wieder gut; wie nicht so im Leben.)

Augenblicklich in die Druckerei mit dem Sans façon; augenblicklich dem Herrn Leibizer, dem „Menschen", geschrieben, ihm eine strahlende Laufbahn prophezeit usw. Der Sans façon erschien in Nr. 78 und 79 (4. Juli), unterzeichnet: „— izer". Er gefiel ungemein, machte Aufsehen. Mit Verlangen sah ich der Fortsetzung entgegen.

Aber wer ist dieser Leibizer in Pest? Kein Mensch kennt ihn. „Ein ungarischer Jude", sagt der eine; vielleicht ein „jüdischer Ungar", sage ich. Gleichviel! Ja um so besser, denn in die Ungarn und in die Juden bin ich stets verliebt gewesen.

Erst nach ein paar Monaten kam wieder ein Leibizerscher Beitrag, alsogleich abgedruckt in Nr. 107 (7. September); gleich darauf aber ein längerer Text, die Fortsetzung des Sans façon. Der köstliche Korrespondenzartikel läuft durch drei Nummern (108—110). Am Eingang desselben habe ich den Einfall, folgende Anmerkung beizusetzen: „Die ersten Verlautbarungen dieses munteren und sinnreichen Kauzes haben wir in Nr. 78 und 79 geliefert. Die Redaktion." „Kauz", ich bitte dich tausendmal um Vergebung! Kauz und vorher gar „Mensch", welche Brutalität.

Der Artikel sprach noch mehr an; aus Ungarn frische Pränumeranten. Allerliebst!

Ich sandte meinem lieben Leibizer ein Freiexemplar. Bald wurde ich näher mit ihm bekannt; und so kam es dann endlich heraus, daß der Mensch und der Kauz niemand anderer sei als M. G. Saphir[9]). Mit diesem Namen erschien der erste Aufsatz in Nr. 134 (9. November). Dann in Nr. 137 ein selbständiger humoristischer in dem sogenannten Haupttext, voll Originalität und Genialität: „Betrachtungen über den vor mir liegenden unbeschriebenen Bogen Papier." Allgemeiner, glänzender Beifall! Ebenso in Nr. 140 (23. November): „Akte der Ehescheidung von meiner zukünftigen Frau." Beide M. G. Saphir unterschrieben.

Dies in Kürze die Nachweisung von des genialen Humoristen erstem Auftreten in Wiener Journalen.

Noch einmal, ja noch tausendmal herzlichsten Dank für deine köstlichen Texte, die nicht wenig zur Aufnahme und dem schmeichelhaften Ruf des Konversationsblattes beigetragen.

Und nun frage ich: was haben wir beide davon seit diesem Vierteljahrhundert? Ich hatte ein Blatt, und er gab mir Beiträge; jetzt hat er ein Blatt, und ich gebe ihm Bei-

träge 10). Er hat einen Titel, der ihm nichts einträgt; ich habe einen Titel, der mir nichts einträgt. Er hat ein paar Diplome; ich ein paar Medaillen. Immer plagen und placken wir uns beide mit Journalisterei!! Journalisterei: Tagwerkerei!

Undankbarstes aller Lose! Losestes aller Lose!

Wie oft habe ich ihm gesagt: Deutschland ist nicht der Boden für ein Blatt.

Und dann: hätten wir so viel Glück, als wir Mangel an Lebensklugheit und so ordinärer Pfiffigkeit haben! Ja, da wären wir steinreich.

Auf dem Balle

Die Bälle im Römischen Kaiser 11) vor etwa einem Vierteljahrhundert waren recht nett. Man war ganz ungeniert; man war wie zu Hause. Meist Mittelstand, aber das und das, was man scharmante Leute nennt. Einst waren da: der launesprudelnde Töpfer 12), den Wienern noch so ziemlich neu, mit seiner näselnden gedämpft heiseren Stimme, aber von Genialität wie immer; der angebliche Satiriker Friedrich 13), der sogenannte satirische Feldzüge, dann Sardellen geschrieben, alles ohne ein Körnchen Salz, ein düsterer, einsilbiger Mensch, der bald darauf sich so unsatirisch aus der Welt schaffte; dann der Doktor Witte 14), Vater und Sohn, pädagogische Monstra, deren Kardinalwitz darin bestand, zu sagen: Kaffee und Koffee unterscheiden sich; der weiße Kaffee, der schwarze Koffee (o weh, weh; o Kopfweh!). Ferner war da, und als funkensprühender Witzgenius wie immer und überall in seiner unverwüstlichen Kräftigkeit der Redakteur der Theaterzeitung 15), die damals erst zwölf Jahre alt war, er mit seiner Ehehälfte. Er war noch hager und blühte, wie jetzt noch, voller Feuer;

seine Gattin, recht anmutig und einfach. Nun aber das Kostüm, das ist das Objekt dieser Zeilen. Er: die Haare fast ganz glatt weggeschnitten, wie geschoren; die Halsbinde weiß, die zwei Enden durch einen goldenen Ring gezogen, der vorn in der Mitte des Halstuches festsaß, da die Enden des Tuches rückwärts befestigt. Die weiße Weste, lang bis unter den Bauch, am Hals ganz zu. Das eng anliegende Beinkleid Trikot von lilafarbiger Seide; enge Stulpstiefel, jeder mit drei lang hinabhängenden „Strupfen", zwei an der Seite, eine rückwärts; die Stiefel von Hirschhaut, fest am Bein. Ein großes goldenes Karniolpetschaft am Uhrband. Die Gattin ein weißes Musselinkleid, eng, knapp anliegend, ohne plastische Nachhilfe, ein schmales, hochrotes Seidenband um den Leib; kleine einfache Halskrause, das braune Haar völlig simpel coiffiert, ohne alle Zier als ein ebensolch rotes Band. Diese liebenswürdige Frau war schlank und groß; die Tracht ließ ihr scharmant. So tanzte sie mit ihrem Manne leicht und voll Temperament; sie tanzten allerliebst. Auch ich hatte die Ehre und das Vergnügen, mit ihr zu tanzen. Die Zeit zwischen den Tänzen verging ebenso im Fluge bei Tisch; nichts als Geplauder und Gelächter, bis auf den langweiligen Friedrich. Noch einen belebenden Gesellschafter muß ich nennen, den dämonisch witzigen, scharfen, schwarzen Jeittele s16), ein wahres Feuerwerk, der aber nicht tanzen wollte. Was ich hier schwätze, geht, wie gesagt, bloß das Kostüm an. Wenn man sich den Herrn Redakteur so denkt in jener Tracht, und seine teure Hälfte! Gewiß bleibt: die wahre Karikatur ist heute die Mode von gestern, morgen die Mode von heute, übermorgen die Mode von morgen.

Letzte Flucht

Schlaftrunken nickend, bei einem herabgebrannten Talgdocht saß der alte Zimmerwächter des Gasthofes zum goldenen Ochsen17) in seinem Hinterstübchen, als die plumpe alte Schwarzwälderuhr dicht an seinem Lehnsessel rasselnd drei Viertel auf neun schlug und der Schlummernde, den gewaltigen Schlüsselbund an der Hüfte, ebenso rasselnd emporfuhr. Er rieb sich die Augen, taumelte in der kleinen, mit allerhand Passagiergütern überfüllten Stube einige Male auf und nieder; schneuzte gähnend das Licht und schob das verbleichte violettfarbige Samtkäppchen zurecht, das ihm Pirus, sein wohlwollender Gebieter, vorlängst zum Geschenk gemacht hatte.

Es war ein kalter Spätherbstabend, seit Mittag hatte es unablässig geregnet. Lorenz fröstelte; er rieb sich die Hände und wollte, da bis zur Rückkunft der Passagiere aus der Komödie noch ein Stündchen Zeit war, eben nach Holz langen, sich ein wenig einzuheizen, als er durch sein vergittertes Fenster eine sonderbare Menschengestalt herankommen sah. Es war ein riesenhafter Mann, in einen eng anliegenden Pelz, Pekesche genannt, gehüllt; der untere Teil des Gesichtes war bis zur Nase mit einem roten, wollenen Tuch umwickelt; den Kopf bedeckte eine Pudelmütze. An der Seite des Mannes stand, die lange, spitzige Schnauze an dessen Schenkel lehnend, ein ungeheurer Wolfshund, dessen ausgehungerte, dürre Gestalt mit eingezogenem Schweif vor Frost und Nässe zitterte. Sein Herr versetzte ihm unwillig einen Schlag auf die Schnauze, daß er sich winselnd zurückzog. Hierauf lehnte der Mann seinen langen Tschakan an die Wand, schlug den Pelz auseinander, nahm die Mütze ab und schüttelte und streifte das tief sitzende Regenwasser ab, bei welcher Gelegenheit sein schwar-

zer Frack, sein kurzes, schwarzes Beinkleid und seine hohen Juchtenstiefel sichtbar wurden, von welch letzteren er jetzt Schmutz und Wasser abstampfte. Zuletzt zog er ein blau bedrucktes Linnentuch aus der Tasche und wischte sich das Gesicht und die Hände ab.

Bei dem obschon spärlichen Schein der Hauslampe hatte Lorenz dennoch unterschieden, daß das ganze Kostüm des Fremden ein zusammengerafftes, durchaus bereits sehr abgebrauchtes sei; und obwohl er schon länger als dreißig Jahre Passagieraufwärter gewesen, war ihm, wie er sich gestehen mußte, eine solche Erscheinung noch nicht vorgekommen. Aber eben sein vielgeübter Blick ließ ihn, da der Mann nun eben auch seine Gesichtsverhüllung abgenommen, deutlich erkennen, daß der Fremde wohl ein vornehmer Herr, vielleicht ein englischer Sonderling sein müsse. Inzwischen verhielt sich der vorsichtige Wärter ganz ruhig, zog sich in den Hintergrund zurück und legte die beiden an der Wand hängenden Pistolen auf das Gesims des grünen Kachelofens.

In diesem Augenblicke stand aber der Fremde auch schon dicht vor ihm. Er war rasch eingetreten und hatte den mit eindringenden Hund bei dem Stachelhalsband gepackt und hinausgeschleudert. Lorenz war überrascht und wollte schon nach der Klingelschnur langen; als er aber sah, daß der Reisende (denn ein solcher war der Mann offenbar) den Pelz und die Mütze, sowie den Tschakan wegwarf und in augenscheinlicher sehr glaubwürdiger Ohnmacht auf den Lehnsessel hintaumelte, faßte er sich sogleich wieder, nahm schnell aus dem knarrenden Wandschränkchen eine Korbflasche mit Kirschwasser und bestrich damit des Fremden Schläfe, Stirn und Lippen, so daß sich dieser rasch erholte und, wie aus einem Traume erwachend, umherblickte. Lorenz goß hierauf ein Kelchgläschen voll des stärken-

den Saftes und reichte es mit einem Stück Zwieback mit Artigkeit und Teilnahme seinem seltsamen Gast, der beides mit Gier augenblicklich verschlang, tief aufseufzte und sich rasch, mit vornehmem Anstand im Lehnsessel zurechtsetzte, gleichsam als ärgere es ihn, die Gesetze der tierischen Natur, wenn auch nur einen Moment, durch die Macht des Geistes nicht beherrscht zu haben.

„Wie fühlen Sie sich, mein werter Herr?" fragte Lorenz in verbeugender Stellung, im Tone des Mitgefühls.

„Freund, Ihr seid brav," entgegnete der Fremde mit rauher, näselnder Stimme und in einem Akzent, der Lorenz sogleich den geborenen Italiener erkennen ließ; „aber wo ist mein Nero?"

Bei diesem Namen heulte der Hund und scharrte wie verzweifelnd an der Tür, so daß Lorenz öffnete, das Tier einließ und ihm ein Stück Brot hinwarf, das es aber nicht eher berührte, als bis sein Herr ihm das Zeichen der Erlaubnis gegeben, der sich nun mit ihm liebkosend beschäftigte.

Lorenz hatte bereits hinreichend Gelegenheit gehabt, die Physiognomie und das ganze Äußere des Reisenden aufzufassen. Derselbe hatte eine ungewöhnlich hohe Stirn und ziemlich viele dunkelbraune stark grau gemischte Haare, die vorlängst noch frisiert worden sein mochten; große, dunkle, sprechende Augen, aus denen Geist, Feuer, Stolz, Kühnheit, Trotz und List blitzten; dichte vorspringende Brauen, eine mächtige, fast zu starke Adlernase; einen breiten fleischigen, aber etwas gemeinen, fast höhnischen Mund voll großer, aber brandiger Zähne; ein dickes, hohes, weit vorragendes Kinn; starken Bart, der wohl mehrere Tage nicht abgenommen worden, dichten Backenbart, ebenfalls ins Graue spielend; fleischige, aber eingefallene Wangen; das ganze Antlitz oval, groß, stark und von imperiöser Wirkung. Der ganze Körperbau erwies sich gigantisch, knochig, fest, voll Ebenmaß, bis

auf die allzu großen, starken, langfingerigen Hände. Der Mann war über sechs Schuh hoch und mochte bereits in den Siebzigen sein, dabei aber aufrecht, voll Rüstigkeit, Energie, Glut und Beweglichkeit.

Je mehr Lorenz ihn betrachtete, desto mehr fühlte er sich von Respekt durchdrungen, schon deshalb, weil er keiner jener gemeinen, rohen, eigennützigen Hausbedienten war, die den Gast nur nach seiner Kleidung zu beurteilen und zu behandeln pflegen. Außerdem ging es in seinem Gedächtnis auf, als habe er diesen Mann einst schon gesehen und mit ihm Verkehr gehabt. Auch dem Fremden war die Person des Wärters erinnerlich; er fixierte ihn, aber nur flüchtig. Doch begegneten sich in demselben Moment ihre Blicke, so daß Lorenz, wie im Gefühl einer bestätigten Vermutung, unwillkürlich ausrief: „Ich soll schon die Ehre gehabt haben, Eure Gnaden zu bedienen? Wenn auch vor vielen, vielen Jahren!"

„Mein Freund," entgegnete der Reisende in nachlässigem Tone, „dem mag wohl also sein. Ich war vor langer Zeit hier eingekehrt. Heißt Er nicht Lorenz?"

Dieser nickte mit einem tiefen Bückling.

„Er ist ein braver Mann," fuhr der Fremde mit wohlwollendem Lächeln fort, „Er hat mir einst meine Kassette aus den Händen der Diebe gerettet."

„Eure Gnaden haben mich auch fürstlich belohnt," sagte Lorenz mit dankender Kopfverneigung und küßte dem Manne die Hand.

„Nichts von alledem jetzt, lieber Freund," sprach dieser, wie im Tone des Befehls. „Heute von wichtigeren Dingen." Bei diesen Worten erhob er sich vom Sessel, wie in neu erlangter Kraft und Tüchtigkeit. Er tat, als wolle er nach seiner Taschenuhr langen, zog aber die Hand sogleich zurück und blickte nach der Wanduhr. „Erst ein Viertel auf zehn," murrte er. „Lorenz, geschwind ein warmes Zimmer,

ein kleines, ein wohlfeiles, verſteht Er mich; die Zeit iſt anders geworden, alt und ſchlecht wie wir beide. Eine Bowle, was doch? Ein paar Gläſer Glühwein, Fleiſchbrühe; das Zimmer gut geheizt. Einige Knochen für Nero! Hört Er, Freund! Jetzt ſchnell!"

Lorenz ſchickte ſich eiligſt an und bat unter Bücklingen den Gaſt, ihm zu folgen. Er ſchloß das einzige noch unbewohnte Zimmer auf, welches zufällig den Verhältniſſen und dem ausdrücklichen Begehren des Paſſagiers entſprach; ordnete haſtig alles übrige zur Bedienung an und empfahl ſich unter ungeheuchelter Anerbietung ſeiner Dienſte für alle möglichen Fälle. Als er ſchon die Tür geöffnet hatte, ſich zu entfernen, rief der Reiſende ihn plötzlich an: „Apropos, Freund Lorenz, iſt kein Brief aus Mödling an mich da?"

„Kein einziger Brief iſt zur Beſtellung in meinen Händen," antwortete Lorenz, „es iſt heute überhaupt keiner eingegangen. Ich bedauere."

Ärgerlich, mit einem derben italieniſchen Fluche riß ſich der Fremde ſofort die Kleider vom Leibe und ſchlüpfte in das Bett. Bald war die Brühe gebracht, der Wein und ein Teller Knochenfleiſch für Nero. Nachdem alles ſchnell aufgezehrt war, warf ſich der ermüdete Reiſende völlig nieder, ſtreckte und dehnte ſich und löſchte das Licht aus. Der Hund aber legte ſich feſt an die Türſchwelle. Beide entſchliefen augenblicklich.

Des anderen Morgens ſchon von ſechs Uhr an hatte Lorenz mehrere Male nachgeſehen, ob der Gaſt nicht ſchon wach ſei, und ſich unterdes mit Nero durch ein erkleckliches Frühſtück recht wohl befreundet. Es war ſchon halb acht, als er wahrnahm, daß der Reiſende erwacht ſei. Sogleich kehrte er um, ſtand aber in wenigen Minuten mit einer Doppelportion Schokolade und geröſtetem Milchbrot aufwartend

an dessen Lager. Der Gast fand sich angenehm überrascht, lächelte und sagte: „Wie verfällt Er gerade auf ein solches Frühstück?“ „Eure Gnaden,“ entgegnete Lorenz, „ich erinnere mich recht gut an Dero Gewohnheit vor so vielen Jahren.“ Der Fremde klopfte ihn auf die Schulter und sagte: „Nun, Lorenz, ist das wichtigste, daß Er mir Schreibgeräte bringt und in einer Viertelstunde wiederkommt, einen Brief zu übernehmen, damit selber unverzüglich nach der Brühl bei Mödling bestellt werde.“

Das Verlangte war alsogleich vorhanden. In zwei Minuten war der Gast angekleidet, setzte sich und schrieb in italienischer Sprache:

„Bist Du nicht mehr gewohnt, zu tun, was ich Dir befohlen? Was ist das? Schon vor acht Tagen mußt Du mein Schreiben aus Dux erhalten haben. Der gestrige Tag ist vergangen. Kein Brief von Dir angelangt, also auch kein Geld! Foutre! Noch heute mußt Du mir zwanzig Dukaten schicken. Nur unter dieser Bedingung bin ich

Dein Bruder Johann Jakob.“

Er legte das Blatt zusammen, siegelte es mit einer Oblate und schrieb eben die Adresse, als Lorenz eintrat. Die Adresse lautete französisch: „An Herrn Franz Casanova[18]), berühmten Maler, Mitglied verschiedener Akademien; derzeit in der Brühl nächst Mödling bei Wien in Österreich.“ Beigesetzt war: „Cito, citissime.“

„Nun, Lorenz,“ sagte der Gast, „geschwind auf die Post damit. Spätestens morgen wird Antwort kommen, beschwert mit zwanzig Dukaten, von denen Er, Freund, jene sechs Stück zurückbehalten kann, die Er heute so gut sein wird, mir zu geben.“

Lorenz hatte unterdes die Adresse gelesen und als er den Namen Casanova erblickte, errötete er vor Freude. „Ach, gnädiger Herr,“ rief er entzückt aus und warf das Käpp-

chen auf den Tisch, „gnädiger Herr, welch ein glückliches Geschick! Sie sind Herr von Casanova von Seingalt[19]. Wie konnte mir dieser berühmte Name nicht gleich bei Ihrem ersten Anblick einfallen? Ich Tor! Ich gedächtnisloseAuster! Aber verzeihen Eure Gnaden! Ich beschwöre Sie!"

Brief und Käppchen liegen lassend, sprang er davon, kam aber in der nächsten Minute wieder, legte zwanzig neue, funkelnde Dukaten auf den Tisch, nahm Brief und Käppchen und lief davon.

„Braver Bursche das," murmelte Herr von Seingalt, „redliche deutsche Seele. Damals schenkte ich dir hundert, jetzt nehme ich von dir zwanzig geborgt. Aber was tut das? Allons! Weiter!"

Casanova ergriff die Feder und schrieb französisch:

„An Herrn Buchhändler Degen hierselbst!

Mein Herr!

Es ist mir nötig, die Ehre zu haben, Sie zu sprechen und zwar dringend. Sie erinnern sich wohl noch an die, obschon wenigen vergnügten Stunden vor so vielen Jahren. Ich schätze Ihren Charakter, habe alles Zutrauen zu Ihnen und sehne mich nach Ihrem Rate in einer Sache, die nur Sie allein vermitteln können. Ich werde heute den ganzen Tag zu Hause sein, denjenigen zu erwarten, als dessen bereitwilligsten Diener sich zeichnet

J. J. Casanova von Seingalt,
Ritter mehrerer Orden, Mitglied verschiedener
Akademien und gelehrter Gesellschaften.

Für den Augenblick wohnhaft
im goldenen Ochsen Nr. 27."

Der Brief war überschrieben. Casanova klingelte. Ein Junge erschien. „Den Augenblick diesen Brief zu Herrn Degen[20] in die Wohnung, die Handlung wird noch nicht geöffnet sein." Der Junge lief mit dem Schreiben fort.

Etwa zwei Stunden waren verflossen, während welcher Zeit Casanova ein Memoire an den Abbé Sieyès[21]) in Paris geschrieben, als es an der Tür pochte und der Buchhändler Degen eintrat.

„Willkommen! willkommen! werteſter Herr Degen," rief ihm Casanova entgegen, indem er ihm beide Hände darreichte; „Sie ſind ein Mann von Welt und ein Mann der Freundſchaft. Tauſend Dank für Ihre Willfährigkeit! Setzen wir uns!"

„Womit kann ich Ihnen angenehm ſein?" fragte Degen, noch ein ſchöner Mann in den beſten Jahren, mit blühendem Geſicht und der heiterſten, freundlichſten Miene von der Welt, elegant gekleidet, indem er Casanova aus einer goldenen Doſe Tabak anbot. „Ich bitte, belieben Sie unverhohlen zu ſprechen, Herr von Seingalt."

„In Kürze, verehrter Herr Degen," erwiderte Casanova, indem er ſich ſehr verbindlich gebärdete, „iſt der Fall dieſer: Ich habe die Abſicht, eine Geſamtausgabe meiner Arbeiten zu veranſtalten, aber nicht nur der bereits gedruckten, die ich umgearbeitet habe. Auf dieſer Liſte hier ſehen Sie die Confutazione di Venezia, die Istoria della Polonia, meine italieniſche Überſetzung der Iliade, die Solution du problème deliaque und die Corollaire de l'Hexaëdre, den Icoſameron, eine lediglich Überſetzung, nehme ich nicht auf[22]). Nun aber haben Sie, werteſter Herr Degen, die Güte, ſich ſagen zu laſſen, daß ich während meines unſeligen Aufenthaltes in Dux[23]), ein wahres Exil, mein Leben, welches an Denkwürdigkeiten und pikanten Abenteuern ſo überreich iſt, beſchrieben habe und zwar en détail wie die Histoire de ma fuite."

„Es iſt mir dies bekannt," bemerkte Degen, „es muß ein beiſpiellos intereſſantes Werk ſein."

„Nun," verſetzte Casanova, ſich den Bart ſtreichend,

„ich kann mir wohl schmeicheln . . . Es ist aber kein Buch für Deutschland und diese Memoiren sowohl, wie meine früheren Schriften sollen als Oeuvres complètes in achtzehn bis zwanzig Bänden, natürlich nirgends anders als in Paris erscheinen. Sie begreifen, werter Herr, daß ich dabei auf ein artiges Honorar, dann auch auf eine Tantieme ausgehe; und so hoffe ich denn, in Paris selbst fortan in einer unabhängigen, würdigen Lage leben und den Traum meiner besseren Jahre aufs neue träumen zu können. Was sagen Sie zu diesem Plane, mein Herr?"

Degen antwortete: „Da Sie mir, mein berühmter Herr von Seingalt, Ihr Vertrauen widmen, so halte ich es für Pflicht, aufrichtig zu sein. Die Unternehmung an und für sich kann ich nicht anders als billigen."

Casanova unterbrach den Sprechenden mit den Worten: „Das freut mich, aber nun zur Hauptsache. Ich bin gegenwärtig auf der Reise nach Paris. Allein, offen gesagt, es mangeln mir die Mittel, in dieser Jahreszeit und bei dem entsetzlichen barbarischen Klima Deutschlands, das noch weit mehr als das böhmische ein Bärenland heißen kann, auf eine behagliche Weise zu reisen. Ich wende mich deshalb an Sie, mein werter Herr. Hier sehen Sie, habe ich soeben eine Anweisung pr. dreitausend Livres ausgefertigt, lautend auf Treuttel in Paris[24]), der meine Werke unfehlbar verlegen wird. Diesen kleinen Betrag nun werden Sie, mein großhändlerischer Freund, wohl die Gefälligkeit haben, mir zu antizipieren. Spätestens in drei Monaten ist die Sache ausgeglichen."

Degen betrachtete den Wechsel, sagte aber kein Wort. Er präsentierte Casanova eine Prise, nahm deren selbst mehrere und fuhr fort zu schweigen.

Casanova erhob sich und ging auf und ab, Degen fixierend. Endlich sagte er: „Ich rechne völlig auf Sie, mein Herr; Sie erlauben, daß ich das tue."

Mit ihm einherwandelnd, versetzte Degen, den Wechsel auf den Tisch legend: „Herr von Seingalt, gestatten Sie mir die Bemerkung, daß ich nicht Gelegenheit gehabt, mich bei meiner Antwort auf Ihre erste Frage ausführlich zu explizieren, nämlich in betreff Ihrer jetzigen Reise nach Paris."

„Ich höre," sagte Casanova übellaunig und etwas mit dem Fuße stampfend.

Degen fuhr fort: „Da Sie nun meine unverhohlene Meinung verlangen, so frage ich meinerseits: ‚Was wird Graf Waldstein[25]) dazu sagen?'"

Bei diesen Worten stand Casanova still. Sein Gesicht glühte zornig; er stemmte die Arme in die Seite, stampfte mit beiden Füßen und gebärdete sich wie einer, der vor Galle kein Wort finden kann. Endlich rief er schreiend aus, so daß Nero zu bellen begann: „Wie? Diable! Der Graf! Was da der Graf? Sollten auch Sie, mein Herr, so kurzsichtig sein, ihn für meinen Wohltäter zu halten? Mein Tyrann ist er; mein Kerkermeister, wie alle seine Leute in Dux, die tagtäglich ihre Tortur mit mir treiben. Als mich der Graf in Paris kennen gelernt, mir sein Haus anbot, mir den Titel eines Bibliothekars antrug, mochte er wohl allerdings freundschaftliche Gesinnungen gehegt haben. Aber Sie glauben nicht, wie sich dieser Mann geändert hat! Kurz, ich sage Ihnen, meine jetzige Reise ist nichts anderes, als der zweite Teil meiner Flucht aus den verdammten Bleikammern."

Hier holte der Mann Atem und setzte sich, indem er den noch immer knurrenden Hund streichelte. „Das hier", sagte er, „ist mein einziger treuer Freund. Diable, der Graf! Ich bitte, schweigen wir von ihm. Nur das noch: Ich habe in Dux einen Brief an ihn zurückgelassen, der alles gehörig motiviert. Und außerdem ist der Graf jetzt auf Reisen."

Degen zwang sich, eine ruhige Miene anzunehmen, setzte sich ebenfalls und sagte in sichtbar erkünstelter Gelassenheit: „Mein Herr von Seingalt, es kommt mir nicht zu, Sie zu erinnern, wie sehr Sie den würdigen, wohlwollenden Grafen, dessen Denkungsart und Charakter von der ganzen Welt geehrt wird, kompromittieren, und wie Sie selbst sich . . . sich exponieren in Ihren alten Tagen. Ich merke nur an, daß der Graf nicht mehr auf Reisen, daß der Graf hier ist, hier in Wien."

Casanova sprang empor und tobte, jedoch ohne zu reden. Als er etwas ruhiger geworden, sagte er: „Nun, was folgt daraus, mein Herr?"

„Daraus folgt dieses," antwortete Degen ruhig und trocken, „der Graf kennt Ihre Absicht und weiß, daß Sie hier sind, hier in diesem Zimmer Nr. 27."

„Diable," schrie Casanova. „Aber nur weiter!"

„Weiter also," sagte Degen. „Der Kastellan in Dux, von der Reiseroute des Grafen genau unterrichtet, die er aber Ihnen wohlweislich verschwiegen, hatte seinem Gebieter Ihr zurückgelassenes Schreiben hierher überschickt. Nun müssen Sie wissen, daß der Herr Graf mein vieljähriger Kundmann ist und diesen Morgen mir die Ehre seines Besuches in der Handlung erwies. Kaum habe ich ihm einige neue Werke zur Ansicht vorgelegt, so stürzt ein Laufbursche herein, sagt: ‚Von Herrn von Casanova aus Nr. 27 im goldenen Ochsen' und behändigt mir Ihr Billett."

Casanova gor vor Zorn, unterdrückte aber alles und schwieg.

Degen, ohne darauf zu achten, erzählt fort: „Nachdem ich es gelesen, nimmt der Herr Graf Ihren Duxer Brief aus seinem Portefeuille, teilt mir den Inhalt mit und lacht. Hierauf sagt er: ‚Aus allem geht hervor, daß Casanova

ein alter Narr ist. Das ist allerdings nur ein Spaß, denn er ist auf der anderen Seite so geistreich und liebenswürdig, daß man sich das gefallen lassen kann. Allein meine Ehre gestattet nicht, zuzugeben, daß die Welt sage: Casanova ist dem Grafen Waldstein entsprungen, oder Graf Waldstein hat den alten Casanova davongejagt, in dieser Jahreszeit. Ich weiß, er ist mir zu freundschaftlich zugetan; ich habe tausend Proben seiner Anerkennung des geringen Sorts, das ich ihm gemacht. Niemand ist schuld an seiner Verzweiflung, als zwei bis drei Domestiken.'"

Casanova horchte hoch auf.

„‚Das soll anders werden,' fuhr der Herr Graf fort. ‚Die beiden Bengel sind bereits entlassen[26]; der Kastellan ist dislogiert. Von heute an erhält Herr von Seingalt einen eigenen Bedienten, den er sich selbst wählen kann. Ferner erhöhe ich Herrn von Casanovas Honorar als Kustos um dreihundert Dukaten, bezahle die viertausend Taler, welche er dem Buchhändler Walther[27] in Dresden schuldig ist, und endlich nehme ich das Honorar seiner Oeuvres complètes auf mich, nachdem jedoch die Memoiren, welche in einem sehr mittelmäßigen Französisch geschrieben sind, gehörig redigiert worden.' Dies sind die Worte des Herrn Grafen, vor zwei Stunden zu mir gesprochen," schloß Degen seine Mitteilung und nahm eine Prise.

Casanova, nachdem er eine Weile auf und ab geschritten, an die Fensterscheiben getrommelt, den Nero gestreichelt, eine venezianische Arie gepfiffen und sich wieder gesetzt hatte, sagte mit heiter gewordener Miene: „Mein Herr Degen, man sollte glauben, das sei à la Waldstein. Wie kam der gute Graf eben dazu, einen, verzeihen Sie, einen Fremden in diese Ehrensache einzuweihen."

„Sie müssen erlauben, Herr von Seingalt," erwiderte Degen. „Erstens, daß ich das Glück habe, dem Herrn

Grafen kein Fremder zu sein; das können Sie, mein Herr, schon daraus schließen, daß mich der Herr Graf ausdrücklich gebeten, die Rolle des Vermittlers zu übernehmen, billig voraussetzend, daß Herr von Seingalt sein Anerbieten, dessen Quelle die unvergänglichste Hochachtung und Freundschaft ist, würdigen werde."

Casanova rieb sich die Hände und umarmte Degen, welcher fortfuhr: „Der Herr Graf setzte hinzu: ‚Wie sehr freue ich mich auf den bevorstehenden Winter, die langen Abende in der genußreichen Gesellschaft meines alten Freundes Seingalt hinzubringen und so überhaupt den größten Teil meiner Zeit, doch nur, wie es Herrn von Casanova, dessen Alter ich schonen muß, gefällig sein wird; denn meine Reisen stelle ich ein.'"

Casanova, nicht ungerührt von diesen eklatanten Beweisen der edelsten Zartheit, reichte dem wackeren Vermittler die Rechte mit den Worten: „Mein Herr, mein verehrter Herr, ich bitte um Ihre Hand, ich bitte um Ihre Freundschaft. Der Graf hat recht: Casanova ist ein Narr, und kein lieber Narr. Lassen Sie sich umarmen, mein teurer Herr!"

Degen sagte: „Also ist der Bund geschlossen?"

„Und für immer," setzte Casanova hinzu.

„Nun brauche ich Ihnen, verehrter Herr von Seingalt, nur noch zu sagen, daß der Graf im goldenen Ochsen wohnt. Da unten sehen Sie seine Equipage. In einer halben Stunde dejeuniert er, in einer Stunde reist er nach Dux."

Mit Entschiedenheit sagte Casanova: „Ich reise mit!"

In diesem Augenblick trat der Graf ein.

„Zum roten Igel"

„Was sehen Sie sich um? Was suchen Sie?"

„Den roten Igel, Freund, wo wir zur Zeit der Kontinentalsperre zu frühstücken pflegten; während der ‚kaffeelosen, der schrecklichen Zeit'. Und es muß hier sein, ich kenne den Punkt! Was ist das für ein Gebäude?"

„Eine Musikanstalt, Freund!"

„Ach, doch noch zum Durchgehn wie damals?"

„Ja, das können und wollen wir. Da gelangen wir direkt in die Hammerschen Lokalitäten[28])."

Gesagt, getan. In demselben Zimmer, rückwärts gegen den Hof. Freilich, es ist vergrößert, man hat eine Wand weggeschlagen. Aber die nämliche Stelle der Hammerschen Ilias! Freilich statt des genuinen Ofners jetzt kurioses Dekokt, Bier genannt, und hier doch noch am mindesten kurios; aber die klassische Stelle mit ihren tausend Rückerinnerungen!

Hier bestand das Frühstück aus einem halben Seidel Ruster, echten Ruster. Das kostete neun Kreuzer Bankozettel, also etwa zwei Kreuzer gut Geld; jetzt kostet der schlechteste mehr als neun Kreuzer Münze. Man schlürfte den köstlichen genuinen Trank aus Kelchgläsern, verweilte ein Stündchen und plauderte, und mit was für Leuten? Ha! „Schöne Zeit, wo bist du? Kehre wieder!" Ach, du kehrst nicht wieder, nie und nimmer: alles ist demoralisiert, die Wirte wie die Gäste, wie alle Leute, wie selbst der Himmel. „Ist kein Dalberg da? Kein Hammer?" Es gibt keinen roten Hammer mehr (NB. senior), weder beim roten Wein beim roten Igel, noch sonst auf Erden.

Der Freund war damit einverstanden. Wir gaben uns Mühe, das häßliche Gesöff zu verschlingen, denn bleiben wollten und mußten wir, da es uns Bedürfnis, in der Er-

innerung zu schwelgen. „Hier," sagte er, „in der finsteren Ecke pflegte jener bejahrte Arzt mit dem freundlichen, anmutigen Gesicht zu sitzen. Er war so kenntnisreich als wohlwollend und bescheiden. Es war, glaube ich, der Doktor Boër[29])."

„Richtig, Boër, allerdings. Der größte Geburtshelfer, den es je gegeben. Er hatte aber Nachfolger, z. B. Lederer[30]). Wissen Sie noch, wie damals Hahnemanns Organon[31]) soeben herausgekommen und wie Boër sich darüber geäußert?"

„O ja. Er war ein persönlicher Widersacher Hahnemanns, aber ein Anhänger seines Systems, er verteidigte die Homöopathie und prophezeite ihr Eingang und Glorie. Sie war damals sehr verpönt bei uns. Und das wurmte Boër. Er war ein Zögling des großen Josef. Er hieß eigentlich Boogers. Der Kaiser erkannte ihn, ließ ihn reisen. In den Niederlanden, in Frankreich, in England, in Italien sammelte er viele Kenntnisse. Seine Schriften über einfache, naturgemäße Geburtshilfe sind klassisch. Ein gewisser Doktor Reitz[32]), der ihm gegenüberzusitzen pflegte, balgte sich wirklich mit ihm herum. Reitz hatte ganz bizarre Ansichten von der Physik."

„Ich erinnere mich. Dieser Mann war halb blind vor lauter Experimentieren an sich selbst. — Er war heftig, unterlag deshalb auch immer der ruhigen, gründlichen Philosophie eines gewissen pensionierten Hofsekretärs, der ein gelehrter Mann war und das plumpste, kupferigste Gesicht von der Welt hatte. Sein Name aber fällt mir nicht bei?"

„Cremes[33]) muß das gewesen sein, niemand anderer?"

„Jawohl, Cremes. Er war ein streng mathematischer, scharf logischer Kopf, ein Kombinations- und Komptabilitätsgeist ohnegleichen. Er arbeitete an einer finanziellen Schrift, ich glaube über die Bankozettel, deren Druck ihm

dann die Zensur versagte. Er war sanft und gut. Sein Schwiegersohn ist unlängst gestorben."

„Der Virtuose Leidesdorf 34) in Florenz, jawohl, der früher Kunsthändler in Wien, in der Kärntnerstraße gewesen."

„Cremes hielt sich viel zu dem Buchhändler Beck 35), ein dicker, aber ausgezeichnet schöner Mann. Der korpulente Beck ist es eigentlich, der dies adäquateste Frühstück ausfindig gemacht, und uns alle zu Proselyten."

„Vergessen wir nicht einen der interessantesten, den Sensalen Sallaba 36)."

„Ah, Sallaba, köstlichster aller Gesellschafter! Jammerschade um dich. Ich kann nicht ohne Begeisterung an dich denken."

„Niemand kann das, der ihn gekannt. Wohl wenige Menschen haben so viele Reisen, so viele Erfahrungen gemacht. Diese Menge von Kenntnissen, von Sprachen, diese Menschenkunde und dabei diese unerschöpfliche Munterkeit, dieser deliziöse Humor, dieser unversiegbare Witz, alles gewürzt mit Anekdoten und Zitaten voll attischen Salzes. Was sind die Rabelais, die Lichtenberg dagegen? Der Liebling aller Männer, einst auch gewiß der Liebling aller Frauen."

„Warum nicht? Sein edles, geistreiches, sprechendes Antlitz, ein Abdruck Friedrichs des Großen, sein savoir faire, sein Temperament. Oh, wenn der Mann seine Memoiren niedergeschrieben hätte! So exzentrisch und so weise zugleich. Gewiß bleibt: Sallaba ist nicht zu ersetzen."

„Am wenigsten wohl von seinem sonst so interessanten und liebenswürdigen Sohn 37). Sallabas Bruder war ein sehr renommierter Arzt 38); sein Neffe, einer der geschicktesten Offiziere des Generalstabes 39), Oberst, avancierte unlängst zum General."

„Gratuliere vom Herzen. Aber es gehen mir noch immer

Juwelier Neuling
(Nach einem Ölgemälde von Joh. B. Lampi — Im Besitz von Dr. Ernst Richter)

einige Notabilitäten dieses Morgenzirkels ab. Es schwebt mir so ein äußerst blasser, schmächtiger Mann vor, noch in guten Jahren, mit einer sehr feinen Stimme, der uns durch seine unglaubliche Bücherkenntnis in Erstaunen setzte."

„Ah, Herr von K**r[40]), allen Respekt. Der Mann ist seitdem zu einer hohen Charge gestiegen, vielleicht der einzige jenes Kränzchens, der noch am Leben. Solche Bibliographen gibt es allerdings wenige, besonders jetzt und bei uns, wo es bereits zum Ton gehört, sich mit Büchern gar nicht mehr abzugeben. Es fällt förmlich auf, wenn irgend über literarische Dinge gesprochen wird. Daran ist nichts schuld, Freund, als der leidige Phäakismus. Nimmt es mit der Schlarafferei, mit all den zahllosen Gaukeleien des Tages und der Nachtschwärmereien wieder ab, so wird sich auch der Geschmack für Literatur und Wissenschaft wieder heben. Es ist ein wahrer Skandal mit all diesen Anschlagzetteln. Nichts als Komödie, Musik, Tanz, Reunionen, Schmauserei, Seiltänzerei, Bier- und Weinsalons, Spektakelei."

„Lassen wir das und erfreuen wir uns lieber im Geiste noch der substanziösen Kolloquien des Herrn von K**r und seines Freundes, mit dem er sich einzufinden pflegte, dessen Name mir aber nicht beifallen will. Ein schon sehr betagter Mann, klein, schwächlich, mit auffallend herausgetriebenen Augäpfeln."

„Ha, freilich, freilich, der geistvolle, witzige, spitzige Appellationsrat Mandelli[41])! Sie haben recht. Der war ja eine der Perlen der Gesellschaft. Gelehrt, erstaunlich belesen, ein Anekdotenmann der eruditen Sorte."

„Eine lebendige Enzyklopädiana. Überhaupt ein Anamann, so eine Art Menage[42]). Sie kennen ja die Menagiana? Voll Reminiszenzen und Applikationen aus alten und neuen Klassikern, selbst aus Kirchenvätern. Alles

schmunzelnd, zynisch, ironisch, sarkastisch, unvergleichlich. Ah, Mandelli, wie herrlich spielteſt du."

„Er besaß auch ein enormes Gedächtnis, immer und ewig genährt, bereichert durch eine stattliche Bibliothek, in der sich sogar die Waltonsche Polyglottenbibel[43]) befand, die er von Binz[44]) um fünfhundert Gulden gekauft. Schon ein Siebziger, warf er sich noch auf das Arabische, auf die Bibel!"

„Ein Siebziger, Septuaginta, gut."

„Er war eine redende Bibliothek und hätte dabei auch gern mit allen redenden Brunnenschönen parliert. Ha, welche niedliche kleine Abenteuer gab es da? Der rote Hammer selbst, als Beobachter im eigenen Hause, gab sie uns als Mysterien zum besten. Lieber Himmel, wenn man so all diese merkwürdigen Menschen denkt und erwägt, daß sie nun vergessen sind für immer und ewig: es ist doch eine niederschlagende Empfindung! Ist nicht zuweilen, so zufällig von einem oder dem anderen die Rede, so haben sie eigentlich gar nie existiert. Nichts ist, wodurch ihr Andenken aufbewahrt würde!

Boër, nun der hat sich sein Monument gesetzt; nehmen wir: Mandelli, Sallaba, Cremes, K**r . . .

Lauter Gelehrte, würdig, einen schönen schriftstellerischen Namen zu hinterlassen."

„In der Tat merkwürdig; fast alle diese Männer. Es beweist aber nur aufs neue, daß es in Österreich so viele Gelehrte gibt, die keine Schriftsteller sind, als auswärts Schriftsteller, die keine Gelehrten. Muß man denn eben Autor sein, um gelehrt zu heißen? Das wäre sehr traurig. Wissen Sie was? Bearbeiten wir ein vaterländisches Gelehrtenlexikon von solchen Männern, die nichts geschrieben haben."

„Ich bin dabei."

Bei Alexander von Rußland

Ich gehe in die Schauflergaſſe und erblicke den Kaiſer von Rußland. Das iſt der Mann für dein Kleinod, denke ich; der iſt es.

Ich rede darüber mit dem Fürſten Wolkonski[45]), der ſich für außerordentliche Dinge wohl intereſſiert. Der Fürſt erſtaunt über das außerordentliche Ding. Er ſagt: „Morgen um zehn Uhr."

Im Vorzimmer finde ich einen Mann, den ich vom Sehen aus kenne. Groß, dick, faſt ungeſchlacht und ausdruckslos, faſt ohne Haar. Er geht auf und ab. Ich begrüße ihn. In der Hand hat er einen Degengriff, nur einen Griff, ohne Klinge, ohne Scheide. Dieſer ganze Griff, auch das Stichblatt voll Diamanten; der Knopf ein einziger. Der Mann war der Juwelier Neuling[46]).

Er expliziert mir dieſe blitzenden Dinger und ſagt: „Eine halbe Million." Ich zweifle keinen Augenblick; zweifelte aber noch weniger, daß mein eigenes Kleinod, obſchon millionenmal ſeltener, leider nicht auch eine halbe Million wert ſei.

Ich beſaß nämlich einen unbeſchreiblichen Schatz. Ich will ſagen: einen Schatz, den man wohl beſchreiben kann, wie es erſt neuerlich der meiſterhafte Falkenſtein (Geſchichte der Buchdruckerkunſt)[47]) getan, aber nicht wiedererlangen, hat man ihn einmal weggegeben. Weggeben, das ſollte man nicht; aber wenn man Handel treibt, ſo hat man die Schätze nur, um ſie gehabt zu haben.

Dieſer mein unbeſchreiblicher Schatz war nichts anderes, als die Sammlung der urſprünglichen Xylographien: Biblia pauperum, Ars moriendi, Ars memorandi uſw., ſechs Opuskula. Der Kenner gerät in Verlegenheit vor Erſtaunen, wenn er ſie ſieht in der Beſchaffenheit, wie die

meinigen. Alle sechs waren sie in einem eisernen Einband mit eisernen Buckeln. Ich zeigte und explizierte diesen meinen Degengriff dem Juwelier Neuling. Er lächelte. Das freute mich, denn es bewies, daß er nicht heuchle. Wie das Lächeln zu deuten, wußte ich recht wohl.

Außer meinem Juwelier hatte ich den Schatz schon diesem und jenem vorgewiesen. Ich hatte ihn sogar zwei- oder dreimal in der Wiener Zeitung angekündigt. Mehr kann man nicht tun, bevor man zugibt, daß Seltenheiten ins Ausland wandern.

Ein Türhüter trat wieder heraus und Neuling trat hinein. Nach einer kleinen halben Stunde kommt er zurück. Ich sah nicht, daß er etwas in der Hand trage.

Der Türhüter trat wieder heraus. In einer Minute stand ich vor dem Kaiser Alexander48). Einfacher als er, gestern und heute, kann kein Mensch auf Erden gekleidet sein. Gestern ein grauer Überrock, bis zur simpelsten schwarzen Halsbinde zugeknöpft, und runder Hut; heute dieselbe Binde, weiße Weste, Frack und Beinkleid schwarz, keine Spur von irgendeiner Bijouterie.

„Dies ist der Wolkonskische Schatz?" fragte er mild in schönem Deutsch.

Ich schlage das Buch auf und lege es auf den grün behängten Tisch.

Er blätterte und betrachtete aufmerksam, besonders die Apokalypse.

Ober dem Buch lag das Neulingsche Millionenstück. Gute Nachbarschaft.

„Ich glaube," sagte Alexander, immer stehend und die Apokalypse wiederholt betrachtend, „wir haben schon etwas davon in Petersburg."

„Höchstwahrscheinlich, Sire," bemerke ich; „aber das Ganze!"

„Haben Sie eine schriftliche Notiz?"

Ich legte sie vor.

Er durchlief sie und durchschaute das Buch noch einmal, obschon flüchtig. Nun betrachtete er genau den Einband.

„Der Einband ist gleichzeitig," sagte er.

Ich machte eine Verbeugung.

„Es ist mir, als komme mir das Buch nicht ganz unbekannt vor. Woher wohl haben Sie es bezogen?"

„Es war in Lemberg," antwortete ich. „Der Mann, namens Speiser[49]), von dem ich es vor einigen Wochen gekauft, und der es von seinem Bruder hat, lebt hier."

Der Kaiser, wieder auf die Apokalypse kommend, blättert fort und sagt, nachdem er in die Notiz geblickt: „Eine große Merkwürdigkeit, fürwahr, und in diesem vortrefflichen Zustand. Ich muß aber jemanden zu Rate ziehen; ich bin nicht Kenner des Wertes. Übrigens aber, hätten oder wüßten Sie alte, sehr alte Slavica, geschichtliche oder poetische? Slavica überhaupt, Polonica, Bohemica, aber wie gesagt, sehr alte und seltene."

„Wie geht es mit dem Handel?" setzte er hinzu.

„Eure Majestät," entgegnete ich, „der Buchhandel muß wohl, schon seiner Natur nach, aufhören, blühend zu sein. Momente dienen ihm zuweilen, wie der jetzige in Wien*). Seine Basis aber ist ohne Halt und ohne Zukunft. Ohne eine rationelle, oberste, zentrale Leitung ist er verloren. Er zerstört sich selbst durch seine Hyperproduktivität."

„Sie haben recht," fiel er ein. „Ein Gewerbe hätte er nie sein sollen."

Er schwieg.

„Nur ein Zweig der Administration selbst," bemerkte ich fragend.

Er nickte.

*) Kongreß.

Dann sprach er: „Warum findet man denn in ganz Wien kein einziges russisches Buch?"

„Eure Majestät," erwiderte ich, „das ließe sich wohl erklären."

Er lächelte.

„Sie sind wohl", sagte er, „so gut, Ihre Seltenheit hier zu lassen. Indes danke ich Ihnen," fügte er sehr sanft und warm bei; „leben Sie wohl."

Ich ging. Das Vorzimmer voll Leute, mit allerhand Dingen zum Antrag. Mich fror. Es war ein sehr kalter Jännertag. In des Kaisers Zimmer war es mir nicht weniger kalt vorgekommen. Ich eilte nach Hause.

Es vergehen, wie man sagt, acht Tage, vierzehn Tage; es vergehen drei Wochen: ich höre nichts von meinem Schatz. Endlich gehe ich zu Wolkonski. Ich treffe da ähnliche Leute in solcher Angelegenheit. Es ist so, daß der liebenswürdige Fürst sich aufmacht, selbst da nachzusehen, wo die Sachen liegen.

Wir klettern ihm nach bis unter den Dachboden des Amalienhofes 50); ein Bedienter mit. Da sieht es aus, wie auf dem Estrich des Goldschmiedes der Scudéry. Schneegewölk läßt kaum etwas unterscheiden. Hunderte von Paketen, von Schachteln, von Etuis, von Futteralen, von Kistchen und Kästchen und Portefeuilles und Schatullen. Der Degengriff wohl schwerlich darunter. Meinen Schatz aber erschaute ich gleich, weiß und rot emballiert; meine Livree. Ich nehme meinen Schatz unter den Arm, bedanke mich und eile nach Hause, denn es war wieder verflucht kalt.

Millionen Wertes war vielleicht da oben. Ich hatte keine Zeile.

Nach einiger Zeit schlug auch für meinen Schatz die Stunde des Scheidens. Die Trennung war ganz süß.

Der gelehrte, geist- und kenntnissprudelnde Karl Baron von Doblhof[51]) erzählt mir, ein Freund, der Marchese Malaspina[52]) aus Florenz, sei hier, nachdem er Deutschland vergebens durchzogen, eine gewisse Biblia pauperum aufzufinden für sein kostbares Kabinett. Ich öffne eine Schublade, zeige dem Baron das eiserne Kleinod. Er stutzt; er staunt; er bittet um Aufbewahrung. Ich gebe ihm den Schlüssel. In zehn Minuten ist er wieder da; mit dem Marchese. Noch zehn Minuten, und der Marchese ist Eigentümer des Schatzes; der Florentiner ist glücklich.

Eine lebendige Geschichte der Holzschneide- und Kupferstichkunst hatte er gesammelt, sie dereinst seiner Vaterstadt zum Geschenk zu machen. Das geschah denn auch. Er ist tot. Florenz kann prunken mit den Malaspinaschen Kostbarkeiten, unter deren allervornehmsten Perlen mein Schatz. Lebe wohl, du! Wir sind füreinander verloren!!

Joujou

Ich weiß nicht, ob man sich noch an die gewissen Joujou erinnert, welche in den neunziger Jahren Mode gewesen? Ich zweifle. Sie wurden wohl ebenso schnell vergessen, wie das Kaleidoskop, dessen plötzlicher Untergang wohl sonderbar ist, ebenso wie jener der Dräsinen, auf denen man sich im Burgschen Maschinenhof[53]) so angenehm unterhielt. Ein Joujou also, wie ich es meine, bestand aus einer dosengroßen Doppelscheibe; dazwischen ein Gründel (Achse), an welchem eine vier Fuß lange Seidenschnur mit einer Schlinge, die an den Mittelfinger zu legen. Die Schnur mehrere Male um den Gründel gewickelt; die Scheiben, während man die Schnur nach aufwärts bewegt, losgelassen, verursacht eine vermehrte Retention der Scheiben, so daß die abgewickelte Schnur als Nachwirkung der

Schwungkraft wieder entgegengesetzt aufgewickelt wird und bei progressiver Wiederholung dieses Prozesses die Scheiben bis an das obere Ende der Schnur zu laufen kommen. Ohne Zeichnung ist es schwer, das Ding klarer zu machen. Indes, man kann es sich hinreichend vorstellen. Auch findet sich solch ein Joujou wohl noch bei irgendeinem Drechsler. Die Doppelscheibe war entweder von Holz oder von Bein, Elfenbein, auch von Perlmutter, je nachdem. Die Leute gingen nicht gern aus ohne dieses Joujou; es gehörte zum Ton, es war Mode. Kinder und Alte, ordinäre und vornehme Leute beiderlei Geschlechts, ernste Geschäfts- und Amtspersonen unterhielten sich während des Gehens oder eigens stehenbleibend mit diesem Dinge; Damen aus dem Wagenfenster heraus ließen das Joujou sinken und steigen. Man nannte es auch: Patriotchen, „Patriotel", um die Teilnahme an der unglücklichen Königsfamilie Ludwigs XVI. zu bezeichnen[54]).

Lannes

Napoleons Roland, wie Gretzmiller[55]) ihn nannte, verschied den 31. Mai 1809, des Morgens um fünf Uhr, in Simmering[56]). Das Rührende des letzten Beisammenseins der beiden Helden kann man sich denken, schildern aber läßt es sich nicht; alle Federn scheiterten. Plötzlich fällt Napoleon der große Frank[57]) ein. Augenblicklich sendet er seinen Adjutanten nach dem großen Frank. Du lieber Himmel! Was sollte der noch, und wäre er Chiron oder Hippokrates selbst gewesen. Die Wunde, ja! Ihr Zustand war normal, allein das Fieber ließ sich nicht mehr bannen[58]). Man weiß, daß Napoleon dem großen Johann Peter die allerglänzendsten Anträge machte, sich in Paris niederzulassen; auch daß diese abgelehnt wurden.

Man weiß auch, daß Napoleon, mit einer Flechte behaftet, ihn zu Rate zog, auf die Kur aber nicht einging, weil sie ihm zu lange gedauert. Einige, aber wenige behaupten, der Stoff habe sich auf den Magen geworfen; das sei der eigentliche Magenkrebs, usw.

Eine Probe (Vorschlag)

Ich bin für einen Augenblick der und der.

Das Ding verstimmt mich. Ich will etwas tun.

Ein Teil der Leute, denke ich mir, ist krank. „Beilhieb gegen Hornstoß", empfiehlt Fouqué. Nichts da! Hippokrates ist besser mit seinem: Wirken die Arzeneien nicht, hilft das Eisen; hilft das Eisen nicht, hilft das Feuer!

Gut, denke ich. Ich will diesen Leuten ein Rezept schreiben.

Ich invitiere neun gute Schriftsteller, rechtschaffene Männer, die ich aber persönlich nicht kenne. Ich lade sie ein auf übermorgen um zehn Uhr.

Übermorgen um zehn Uhr ist da; die neun Autoren sind auch da.

„Nun, meine Herren," sage ich, „jetzt brauchen wir noch einen artigen oder unartigen kleinen Jungen oder so einen Waisenknaben, einen hechtgrauen."

Während ich das sage, lege ich Beckers Weltgeschichte[59]) auf den Tisch und eine Stecknadel dazu.

„Ah," sagt einer der Herren, „wenn es sich um das handelt, diese hechtgraue Kunst verstehen wir auch."

Der hatte gleich alles durchschaut.

Der nimmt den nächstbesten Band des Werkes, sticht mutig mit der Nadel hinein und schlägt das Buch auf. Die Namen: Rom belagert, der Bourbon, Cellini zeigen sich zuerst.

Sehr wohl.

„Meine Herren," ſage ich, „ich danke Ihnen. Belieben Sie ſich auf kurze Zeit in dies Zimmer zu begeben."

„Iſt ſerviert, Max? Max, bediene die Herren gut."

„Und ich, meine Herren, erlauben Sie, ich verweile indes in jenem Kabinett."

Dies ſagend, verſchwinde ich. Nichts bleibt in dem Gemach als Beckers Weltgeſchichte und die Stecknadel.

Im Kabinett gehe ich zweimal auf und ab. Dann ſetze ich mich und ſchreibe.

Wie ich aufgehört habe zu ſchreiben, ſehe ich nach der Uhr.

Anderthalb Stunden hatte ich geſchrieben. Es iſt ein einaktiges Drama in Jamben: Cellini und der Bourbon[60]).

Ich überleſe es flüchtig; korrigiert iſt gar nichts.

Nun gehe ich in das Geſellſchaftszimmer. „Meine Herren," frage ich, „wie befinden Sie ſich?"

Die Herren befanden ſich ſehr wohl, ſo wie die Herren Naturforſcher.

Dieſe neun aber ſollten Kunſtforſcher ſein.

Ich nehme Platz und ſage, mein Manuſkript präſentierend: „Meine Herren, hier iſt mein Rezept. Nehmen Sie es mit ſich. Leſen Sie; urteilen Sie, und dann, wenn ich bitten darf, erzählen Sie den Leuten den Zuſammenhang! Man wird hernach begreifen können, daß ich auch der Verfaſſer der früheren Stücke ſei."

Auf dem Graben, vor vierzig Jahren

Eines Mittags ſtehen wir bei dem kleinen beſpiegelten Buchladen des Herrn von Mösle[61]). Wir ſehen zwei Männer heraustreten, von dem kleinen, zierlichen, perükkierten, betroddelten Reichsritter bis vor die Tür begleitet,

in tiefſter Verbeugung, untertänigſten Reſpektes voll; ſein koſtbarer Solitär, den ich ihm einſt glücklich retten ſoll, blitzt in der Sonne. Der eine der beiden Männer iſt von faſt auffallend kleiner Geſtalt, mit einem Bäuchlein; das runde Geſicht voll und friſch, die Augen klar und frei, das lichte Haar friſiert; kurzer Zopf. Sein feiner Anzug ein ſimpler brauner Überrock, weißes Halstuch wie jedermann, ſchwarzſeidene Strümpfe. Der andere, von mehr hoher Statur, nahe den Dreißigen, ein wenig mager, von blühendſter, friſcheſter Geſichtsfarbe, dunklen, verhältnismäßig kleinen, aber höchſt ſprechenden Augen, gebogener Naſe, ein wenig vorſpringendem Kinn, iſt voll Leben, Feuer und Beweglichkeit. Er trägt einen blauen Frack mit blanken gelben Knöpfen, lichtes langes Beinkleid und Halbſtiefel. Der Ältere hängt ſich an ſeinen Arm; eifrig konverſierend ſchreiten ſie fürbaß. Der kleine Reichsritter, geſtreckten Halſes, ſieht ihnen nach: „Heute iſt mir eine große Ehre widerfahren; große Ehre," ſagte er zu meinem Begleiter; „große Ehre, Herr Kollege." Aber, wir hielten nicht ſtand.

„Wiſſe," ſagte mein Oheim[62]) zu mir, „der ältere dieſer Herren iſt niemand Geringerer als der berühmte Johannes von Müller[63]), Deutſchlands Thukydides; jetzt erſter Kuſtos unſerer Hofbibliothek, an der Stelle des unvergeßlichen Denis[64]). Der Freund an ſeiner Seite, ein feuriges Genie, ſchon jetzt großer Kenner faſt aller Wiſſenſchaftszweige, iſt Herr von Hammer[65]). Dieſe Worte hätten die beiden Männer faſt hören können; im tiefen Geſpräch waren ſie ſtehengeblieben. Vorübergehend vernahmen wir, wie Müller zu ſeinem Freunde ſagte: „Was wollen Sie, geliebter Freund! Ihre Aufſätze im ‚Deutſchen Merkur'[66]) ſprechen zu laut für Sie. Ich ſage Ihnen, Sie ſind ein Proteus. Ich ſage Ihnen, Sie werden für die orientaliſche Geſchichte das ſein, was für die ſchweizeriſche . . ."

Herr von Hammer bittet ihn, zu schweigen, als er eine Dame sich nähern sieht von anmutigen seelenvollen Mienen, umwallt von einem einfachen schwarzseidenen Kleide, einen schmalen weißen Schal um die Schultern. Die zwei Herren schreiten auf sie zu und verbeugen sich. Frau von Pichler[67]) grüßt freundlich mit dem Fächer. Ihr Begleiter läßt sie mit Herrn von Hammer im Gespräch und erzählt Müller, wie fleißig er heute schon gewesen. Dieser jedoch, sich rasch ab an Frau von Pichler wendend, fährt fort: „Vor allen Dingen, gnädige Frau, muß ich Ihnen gratulieren. Ihre Gleichnisse[68]), ich kann nicht aufhören, darin zu lesen, sind sinn- und geistreich. Entsprechen ihnen auch Ihre Idyllen, mit denen Sie beschäftigt sind, so ist mir bange um den Ruf meines Landsmannes Geßner[69]). In der Tat, Sie debütieren als Meisterin." Johannes Müller war nicht der Mann der Schmeichelei. Die Dame empfand und würdigte den edlen Wert dieser Worte. Sie errötete ein wenig und entgegnete in der holdesten weiblichen Verlegenheit: „Wie süß und erhebend aus dem Mund eines solchen Mannes! Ach, und wie getrübt zugleich; ich fürchte immer, wir verlieren Sie. Ich habe eine Ahnung, ich weiß nicht, man will meinen, Sie ziehen fort." Ihr Begleiter empfahl sich und entfernte sich mit der bewegten Dame.

In der Mitte des Weges hören wir hinter uns noch eine fremdartige und doch so bekannte Stimme: „Ich versichere Ihnen, mein Prinz, man wird schon im nächsten Feldzug auf meine Grundsätze der höheren preußischen Taktik zurückkommen, wenn man auch so barbarisch sein sollte, von meinem Werk über Winterpostierungen keine Anwendung mehr zu machen. Eure Hoheit, ich versichere ..." Bei diesen Worten war der Sprechende uns schon vorgeschritten; der General Lindenau[70]), in voller Uniform, wie immer;

mit der kurzen, überknappen Lederhose, wie immer; der gepuderten Zopffrisur, wie immer; den Degengriff hinten hinaus, wie immer; die Hände in den hohen Rocktaschen, die Ellbogen im schärfsten Winkel ausgespreizt, wie immer; die aufrecht-steife, echt soldatische Haltung, wie immer. Alles wie immer, von den Winterpostierungen 1789 an bis nach den Sommerpostierungen 1809. Der Herr ihm zur Rechten ist der Feldmarschall Herzog von Württemberg[71]); herkulisch und schön gebaut, mit dem runden wohlwollendsten Gesicht von der Welt, in einfachem blauem Frack; Nankingbeinkleid, Reitstiefel.

An der Ecke der Dorotheergasse gewahren wir eine Gruppe. An einem Kaufladen, nachlässig, lehnt ein Mann, umgeben von sechs bis zehn aufmerksamen Zuhörern. Herr von Kotzebue[72]) erzählt ihnen etwas. Dem ersten Porträt in dem Dollschen[73]) Nachdruck seines Theaters gleichend, ist er in einen blauen Überrock gehüllt. Seine Miene ist nicht heiter; und doch ist er redseliger als je. Zum öftesten richtet er das Wort an den Advokaten Sonnleithner[74]), der schon anfängt in Fülle überzugehen. Er sagt: „Ihre Schrift, lieber Doktor, über das Verhältnis des Elsasses zum Deutschen Reich verrät den guten Publizisten. Machen Sie dem kleinen Mann den Prozeß!" Sonnleithner verbeugt sich und erwidert: „Ich glaube, der kleine Mann ist ein großer Mann; und hat uns allen selbst schon den Prozeß gemacht. Es hat mir heute nacht geträumt, er sei ein Zensor und habe beim Artikel ‚Deutsches Reich' ein Deleatur gemacht." Bei diesen Worten fuhr Herr von Kotzebue auf, laut rufend: „Mit dem Schwert, ja, mit dem Schwert à la Brennus! Was sagen Sie, Herr Lange[75]), der Sie überall der Held sind?" Lange, in seiner Wucht, will sich schon erheben, als die Versammelten wie auf ein Kommando plötzlich auseinanderfahren. Ein Ge-

lispel entsteht: Sonnenfels[76]); der Hofrat Sonnenfels! Alles macht ehrerbietig Platz und zieht den Hut. Sonnenfels erwidert sehr höflich, aber in voller ernster Amtsmiene die Begrüßung. Die schöne, ausdrucksvolle, geistreiche Physiognomie des kleingebauten Mannes wendet sich kaum im Halbprofil zu den Grüßenden. Er ist schwarz, en robe, frisiert; er ist im Geschäftsschritt, einen Pack Akten unter dem Arm. Auf allen Gesichtern leuchtet der Ausdruck der höchsten Achtung; nur Herr von Kotzebue zieht, sonderbar lächelnd, den Mund.

Man ist schon im Begriff, auseinanderzugehen, als ein Reiter daherspreng. Er nimmt Herrn von Kotzebue wahr, springt ab, gibt das Pferd dem Reitknecht und geht auf die Gruppe zu[77]). Der große, magere, schöne Mann, im elegantesten Kostüm, nimmt schnell den gestülpten Hut von der gepuderten Frisur, Herrn von Kotzebue bekomplimentierend mit den Worten: „Ich hoffe noch, die Ehre zu haben, Sie in meinem Schönau[78]) zu bewirten. Wir wollen noch einmal die sinnreichen Inschriften lesen, die Sie die Güte gehabt, für den Tempel der Nacht zu verfassen; hernach, ich bitte . . ." Herr von Kotzebue erwiderte einige verbindliche Worte, macht den Herren ein Gesamtkompliment und entschwindet um die Ecke, um alsbald um alle anderen Ecken der Stadt und des Landes zu entschwinden.

Das Kramersche Kaffeehaus

Im Schlossergäßchen[79]), vom Graben hinein, rechts, gleich anfangs der soundsovielte Laden, da ist eine Lederhandlung. Das Lokal ist düster; in dem schmalen Gäßchen von unmittelbarem Tageslicht kaum, von einer Sonne schon gar nicht die Rede. Der Laden ist klein: zehn bis zwanzig Personen mögen Platz haben.

Und das war ein Kaffeehaus, ein berühmtes Kaffeehaus, das literarische Kaffeehaus des großmächtigen Wien.

Die Zeit ist in den neunziger Jahren. Wir schlendern am Trattnerhof, den man von dem früheren Gebäude her noch lange den Freysingerhof[80]) nannte, vorbei. Eine große blanke Kaffeekanne von Messing, gehalten von einem viel kleineren Mohren, der ebenso glänzend, blinkt uns entgegen. Es ist etwa drei Uhr; es ist schon Nachmittag. Wir gehen ein wenig hinein.

Die Höhle, von dem einzelnen Talglicht des Feuerburschen im Hintergrunde etwas erhellt, ist mit Eichenholz ausgetäfelt, mit dünnen Goldleistchen und etwas Rokokogeschnörkel verziert. Die Wände wie der Plafond matt erglänzend von der berührten Talgkerze und der Afterhelle des Tages.

Es sind sechs Tische, darunter drei Solitärtischchen, da, auch von Eichenholz, sehr abgebraucht, aber sehr hell gebohnt; einige mit Marmorplatten. Es sind vier Bänke und sechs Sessel da, unter denen vier Taburetts, sämtlich dick gepolstert, sehr groß und massiv, mit derbem schwarzem Leder überzogen. Ein plumper Spiegel hängt da im Hintergrunde; es hängen da noch vier Spiegelleuchterchen, jedes mit einer einsamen Unschlittkerze versehen. Auf den Tischen liegen die Zeitungen, nämlich: das „Wienerische Diarium"[81]), in klein Quart, weiß auf schwarz gedruckt (mit blasser Schwärze auf grauem Papier); die Augsburger Mollsche „Ordinari"[82]) und der Neuwieder (aus dem Reiche der Toten)[83]). Das waren alle Zeitungen und Journale; es gab nicht viele mehr in dieser glücklichen Zeit. Heraußen vor der Tür an jeder Seite ein großes hölzernes Sofa, grün angestrichen.

Also wie wir eintreten, kommt uns ein großer, starker Mann mit zornigen Gebärden entgegen. Es klang, als ob

er fluche. Ein Gesicht von wenig geistigem Ausdrucke, so wie die Gesichter der von der Pike auf Gedienten zu sein pflegen. Er ist in Offiziersuniform, der Hut bordiert, der Degen in den Rockschoß so gesteckt, daß der Griff hinten hinausragt; die hohen, steifen, spiegelhellen, großbespornten Reiterstiefel ober der Wade rund ausgeschnitten, vorn bis über die Knie reichend; die Frisur schwach gepudert, aber stark pomadiert; der Zopf nur bis zur Hälfte des Rückens. Dieser martialische Mann, wie wir eingetreten, schwang soeben das dicke spanische Rohr, das ihm bis an die Brust reichen mußte, mit dem goldenen Knopf und schwarz- und goldgewirktem, dick bequastetem langem Doppelband. Der Erzürnte kehrt wieder um und ruft einem Manne, der bei einem Gläschen Acqua d'oro sitzt, wie zurechtweisend zu: „Aber der Postzug, der Postzug! Ich berufe mich auf Friedrich den Großen. Die kleinen Schwachheiten der Virginia: pah, aber ihre vielen Schönheiten! O ihr Kritikaster." Der das so herausdonnert, ist der General Ayrenhoff[84]). Der Bekannte erhebt sich wie begütigend, mit murmelnder Stimme entgegnend: „Nur ruhig! Mein Nicolai[85]) schreibt mir dasselbe. Wie ich mit meinem Werk über die Tabakpachtung, der neuen Auflage, fertig bin, mache ich ein Gedicht auf Virginia für den Musenalmanach." Bei diesen Worten präsentiert er dem verletzten Poeten eine große Scharnierdose von Porzellan, mit Gold eingefaßt: „Eine Prise aus Berlin, ein Geschenk von Ramler[86])." Dieser freigebige Mann ist ebenso groß wie der General. Er hat aber ein schönes, edles Gesicht, sprechende Augen, hübsch gebogene Nase, einen küßlichen Mund, blühendes Inkarnat. Die Haltung steif. Die Bewegungen, wie die Rede, bedächtig. Stark gepudertes Haar, dicken nicht gar langen Zopf, dreieckigen Hut. Enge Halsbinde mit Schnalle, dichtes, gefaltetes, tabakbe-

Joseph von Sonnenfels
(Nach einem Gemälde von F. Mesner gestochen von Schmutzer 1769 — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

streutes Jabot. Himmelblauseidene Weste mit vergoldeten Knöpfen, mit Untertaschen bis zum Anfang der Schenkel. An dem ebenfalls himmelblauseidenen kurzen Beinkleid eine stählerne Uhrkette, die bis nahe an das Knie reicht. Der Rock eine Gattung Hofkleid, ohne Kragen, von silbergrauem sogenanntem „Zeug" (eine Art Nanking), die Knöpfe, so groß wie ein Guldenstück, sind Tableaus. Jeder stellt einen Vogel vor, von natürlichen Federn zusammengesetzt. Darüber ist ein Uhrglas; die Einfassung ist Metall. Manschetten, tintig, bedecken die halbe Hand. Rot- und weißgestreifte Seidenstrümpfe; plumpe Schuhe mit großen geschliffenen Glassteinen besetzt. Da es ein Wochentag, so hat der Herr seinen Stahldegen an der Hüfte im ewig herabgleitenden, ewig wieder hinaufzuschiebenden hosenträgerlosen Beinkleid nicht eingehäkelt. Dieser Herr zieht an der langen Kette eine große kugelförmige Uhr aus der Tasche, macht sie von dem Chagringehäuse los, zieht sie von rückwärts auf und spaziert jetzt mit dem noch immer grollenden General gravitätisch hinaus; er ist der Herr von Retzer[87]).

Drei Herren, die an einem der größeren Tische sitzen, sehen den Abtretenden schmunzelnd nach. „Ja," sagt der eine, „mit seinem ewigen Postzug, er selbst ist samt seiner Muse mit Extrapost schon der Vergessenheit zugeeilt." Die beiden anderen lächeln ihn an, der selbst unaufhörlich lächelt, mit seinem länglichen, gar nicht üblen Gesicht, schalkhaften, kleinen, dunklen Augen, mageren Zügen, satirischem Mund, Prise auf Prise nehmend aus einer Frankfurter Erdäpfeldose. „Postzug, Postzug," hüstelt er heraus und steht auf, im engen Raume kopfschüttelnd, tanzend umhertrippelnd. Der lange, dünne Zopf wird von der schüttelnden Bewegung des wenig behaarten, kaum frisierten Hauptes tüchtig herumgeschnellt. Die hagere, große Figur knackt beinahe. Die schmale

Halsbinde eng; der kragenlose Rock, die lange Weste, das kurze Beinkleid, alles eng anliegend, von schwärzlichem Tuch. Der Tabak auf dem ungeheuren, handbreiten Jabot wird mit einem ordinären blauen Schnupftuch unablässig weggestäubt. Strümpfe von schwarzer Wolle, Schuhschnallen von Stahl. So gestikuliert der Mann herum.

„Apropos, lieber Leon 88)," ruft ihm einer der Herren am Tische zu, „sind Sie einverstanden? Ich will meinen Lukrez gar nicht drucken lassen; er gefällt mir nicht." Bei diesen Worten steht der Mann auf und geht auf Leon zu. Es ist der einfache, anspruchlose, gesetzte Ratschky 89). Sein ganzes Äußere kündigt das an. Mittlerer Größe, ziemlich korpulent, ist er ein hübscher Mann von angenehmer, freundlicher Miene. Er trägt einen Frack von dunkelgrünem Halbtuch, an der Brust mit einem Drahtheftel zusammengehalten; eine schwarzseidene Weste, schwarzes Halstuch, kleines Jabot, schwarzseidene Hosen, mit Schleifen befestigt wie die Schuhe, weißzwirnene Strümpfe, keine Manschetten und keine Handschuhe, wenig Frisur, kein Puder, kleiner Zopf. Seine Übersetzung des Lukrez gefällt ihm nicht, so sehr der kundige, aufrichtige Leon dagegen streitet; und sein Lukrez wird in der Tat nicht gedruckt.

Während dieses Geplauders sitzt der dritte ruhig am Tisch und liest die Gespräche der Toten. Es ist ein Mann, mehr klein, von fahler Gesichtsfarbe, von bekümmerten Zügen, nachdenklich; das dunkle Auge von etwas Seele; wenig Haar. Der Anzug nachlässig, von schwarzem, ziemlich ordinärem Halbtuch, weiße Strümpfe, zinnerne Schnallen. So sitzt er da wie brütend. Plötzlich wirft er die kleine Zeitung weg und ruft wie mit Grabesstimme leise und seufzend aus: „Auch der dahin! Himmel, der verdient eine Ode!" Haschka 90) nimmt nun ein Buch aus der Tasche und beginnt auf den inneren Deckel mit Bleistift zu schreiben.

In diesem Augenblicke erscheint an der Tür eine imposante Gestalt. Leon und Ratschky, ihr Platz zu machen, springen beiseite. Sie geben dem Eintretenden großen Raum, ziehen schnell und tief den Hut und machen eine tiefe Reverenz. Haschka schiebt Buch und Bleistift schnell wieder ein, springt auf und bekomplimentiert den Angekommenen mit einer Mischung von Submission und Freundschaft. Dieser bewegt sich mit einer gewissen vornehmen Leichtigkeit, doch artig, höflich und warm. Es ist ein Mann im Sommer des Lebens, mittlerer Statur, edlen Angesichtes, schönen Profils. Lichte Augen ohne sonderliches Feuer, hübsche Nase, hübscher Mund, weißliche Haare, elegant frisiert mit sogenannten Wuckeln. Der galaartige Rock von weißer Seide, an allen Rändern farbige Stickerei von zarten Girlanden; große Knöpfe von Perlmutter. Die Halsbinde vom feinsten Batist, an beiden über das Jabot hängenden Enden mit Brüsseler Spitzen; das Jabot selbst wie die langen Manschetten aus puren preziösen Blonden. Die lange Weste von strohgelbem Atlas, mit zierlich gestickten Blumen und Goldstickerei übersäet; das Beinkleid von demselben Stoff, an dem mit goldenen Schnallen befestigten Knieabsatz gestickt; an jeder Seite eine lange massive goldene Uhrkette. Weißseidene Strümpfe; an den feinlackierten Schuhen starke Schnallen von purem Gold. An beiden Händen blitzende, kostbare Solitäre. Dieser Mann, von edler Haltung und jenem Aplomb, welchen das Selbstbewußtsein der Bedeutsamkeit einflößt, tritt mit gemessenen Schritten ein, nimmt den Chapeau bas vom nobelsten Kastor, schleudert ihn auf den nächsten Sessel und sagt mit einer gewissen Eilfertigkeit und gewinnendem Sprachorgan zu den Anwesenden: „Nun, Freunde, gute Nachrichten! Ein Brief von Wieland.“ Bei diesen Worten langt er in die Rocktasche, zieht ein ziemlich großes Portefeuille, wie es eigent-

lich nur Geschäftsleute zu tragen pflegen, heraus, und aus diesem einen Postbrief mit Kuvert, langer Adresse und großem Petschaft. Darauf den Brief an einer Ecke fassend und in die Höhe haltend, wie im Triumph, fährt er fort: „Der große Wieland ist mit meinem neuen ‚Doolin' zufrieden! Was will man mehr! In diesem Merkur91) wird Deutschland es nächstens gedruckt lesen." Haschka macht ein Kompliment; Ratschky gibt Zeichen des Beifalls; Leon nimmt den Brief an sich und liest. Man bemerkt eine Art Kopfschütteln an ihm; einige Male stutzt er; endlich, da er ihn gelesen, gibt er ihn mit den Worten zurück: „Die Bemerkung hinsichtlich des ‚Amadis' und Wielands selbst scheint doch wohl etwas zweideutig; indes ich gratuliere." Hierauf macht er eine höfliche Verbeugung und geht. Alxinger92) erwidert kaum seinen Gruß und übergibt das Schreiben Haschka.

Leon ist noch nicht zur Tür hinaus, als Rautenstrauch93) eintritt. Ein großer, schlanker Mann mit hübschem, frischem Gesicht, hohem Toupet, Haarrollen, sehr langem Zopf, den großen Stülphut in der einen, ein langes spanisches Rohr in der anderen Hand; dunkelblauer Frack mit krebsrotem Kragen und derlei Armelaufschlägen; Weste und Beinkleid von strohgelbem Zeug; hirschlederne, der Gestalt des Beines sich eng anschmiegende, bis über das Knie reichende, rückwärts angeschnallte Stiefel, wie sie einige Zeit die Artilleristen und Ingenieure trugen; langsamer Schritt. „Nun, meine Herren," ruft er ganz unbekümmert um alles andere, „der Schalk wird gleich da sein; nur eines der Stubenmädchen, wie ich sie geschildert94), hält ihn noch auf. Ah, hier ist er schon."

Und richtig, der Schalk ist da; folgendermaßen sieht er aus: ziemlich groß und recht hager, Nacken und Kopf etwas vorgebogen, das Gesicht dürr, länglich, blaß, passable Nase,

schelmischer Mund; kleine, wie blinzelnde, scharfe, dunkle Augen; wenig Haar, gepudert, an den Schläfen aufgewickelt; kleiner Zopf. Enge, schmale, weiße Halsbinde; großes, aber ordinäres Jabot; der enge, frackartige, vorn mit einem eisernen Heftelchen festgehaltene Rock von ziegelbraunem Zeug, so auch das kurze Beinkleid; die Weste von strohgelber Seide mit schwarzen Querstreifen; die seidenen Strümpfe ebenfalls der Quere nach braun und schwarz gestreift; an den abgetretenen bestaubten Schuhen kleine stählerne Schnallen; eine derlei Uhrkette; in der einen Hand einen ziemlich hohen, kegelförmigen, schwarzen Strohhut mit fünf dünnen Seidenbändchen verziert, herzförmig angeheftet, jedes mit einer kleinen Stahlschnalle; in der anderen eine Lorgnette, die nicht oft von den Augen wegkommt. Der Gang zimperlich, wie auf den Zehen; die Haltung jungfräulich; die Miene lächelnd; die Stimme etwas heiser; die Rede lebhaft. Der ganze Anzug aber mehr oder weniger abgenützt, unsauber; all und jedes zynisch. Das Gesicht insonderheit um zehn bis fünfzehn Jahre älter als das Porträt bei seinen Gedichten[95]), welche Blumauers Gedichte sind.

Blumauer[96]) grüßt flüchtig, eilt an ein Tischchen, zieht einen Speisezettel heraus, einen Bleistift und schickt sich an, auf der Rückseite des Papierstreifens zu schreiben. Da tappt ein plumper Kerl herein. Ein Kaffeehaus ist nicht der Ort, Gedichte niederzuschreiben. Der Kerl hat einen Pack noch nasser, großer Ankündigungszettel auf dem Arm. Er nimmt einen davon, schleudert ihn unbekümmert in die Luft. Das Plakat fliegt; wie von einem Schleier ist Blumauers Büste, ist sein Bureau bedeckt. Mit dem Karmen ist es vorbei. Rautenstrauch springt hinzu, ergreift den Anschlagzettel, macht geschwind selbst eine Wand, hält ihn empor; er ist rot gedruckt; obenauf ein großer Bär, ein Hirsch,

ein Stier, ein Leu; eine Menge attackierende Hunde. Es ist ein Hetzzettel: Hetz-Amphitheater. Rautenstrauch proklamiert: „Mein neuestes Opus 97)." Die Hetzzettel sind von Rautenstrauch verfaßt. Man liest, man lacht, man klatscht, man geht. Alxinger zuletzt, Arm in Arm mit Haschka.

Gehen auch wir. Die zwei Bänke vor dem kleinen Kaffeehause sehen wir noch besetzt. Auf der einen ein großer, dicker, dicker Mann in einem weiten grünlichen abgeschabten Überrock, den Bauch voll Tabak; Herr von L*** 98). Er rastet, er verdaut. Er ist der stärkste, unersättlichste Esser und Verdauer in ganz Europa; er hat das Haus zum Küßdenpfennig und noch ein anderes glücklich verdaut. Wohl gespeist zu haben! Auf der anderen Bank einer, der ein ganzes Reich zu verdauen, der Exkönig Stanislaus II. 99), ebenso dick und groß, mit einer mächtigen Perücke: in der Hand eine große Tüte mit Bonbons, die er gutherzig an die liebe Jugend verteilt.

So verlassen wir denn das kleine Kaffeehaus mit seinen großen Gästen und denken an Rautenstrauchs neuestes Produkt.

Vor dem Stubentore

Zur beliebten Restauration kann freilich das liebe Brot allein hinreichen, freilich sind zum Gehen die Füße die Hauptsache; aber mit trockenem Brot und mit den bloßen nassen Füßen würde man nicht weit kommen. Ohne Suppe und Rindfleisch also und ohne Schuhe und Stiefel bliebe man sitzen oder liegen. Wie ungerecht folglich, wie leichtsinnig, unsere Nothelfer und Erretter, die bekannten Hörnerträger, die Vierfüßigen, zu verunglimpfen, zu pasquillisieren, sie, die für uns leben und sterben; der Tierquälerei selbst gar nicht zu erwähnen. Vielmehr, sie sollen leben,

diese Wesen! Lassen wir sie leben, aber allerdings erst, wenn wir sie schon tot gemacht, eine Palingenesie, die wieder allerhand Maßregeln und Funktionen voraussetzt. Unter anderen müssen diese schätzbaren Individuen massen- oder korporationsweise gehörig beigetrieben, dann wieder stückweise in kleinere Anzahl abgeteilt, mit dem Monogramm der einzelnen Käufer versehen, oft mit Gewalt zu Paaren getrieben werden usw., bevor sie endlich in die Metzgerei kommen. Und nun frage ich als Leser: wozu dieser Bandwurm von einer Einleitung, wozu eine so geschraubte Vorrede, solch eine läppische Prüderie, um von dem Stand der Ochsen endlich auf den Ochsenstand 100) zu gelangen? Als ob man sich des schämen müßte? Wie gespreizt! Warum nicht gleich mit einem gesunden Hornstoß sagen: „Heute ist Donnerstag; Schule ist keine; gehen wir ein wenig hinaus auf den Ochsenstand." Nun also! Und nun weiter! Es ist zwar ein schmähliches Wetter; aber vom Stubentor aus haben wir keine fünf Minuten. —

Ja, schöne Zeit, wo bist du? Ihr vierzig Jährchen, wo seid ihr? Du lieber romantischer Ochsenstand, wo bist du? Ihr tapferen Hauptakteure selbst, wo seid ihr? Und ihr mut- und wutaufreizenden Pikadore, Matadore usw., was ist es mit euch selbst? He? Aber man tröste sich: „Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten", er sei ein Ochs oder nicht. — Der erinnerungsvolle Ochsenstand, zwischen der Wien und dem Invalidenpalais, ist im buchstäblichen Sinne zu Wasser geworden, denn niedliche und friedliche Marine wird da getrieben, und das Viereck des Kanalhafens ist jetzt das Quadrat jener pompösen, rigorösen festländischen Affäre. Idyllische Ruhe, nicht einmal von dreimasterischem Matrosengelärm unterbrochen, herrscht jetzt auf dem gemütlich sanften, wogenlosen Wasserspiegelchen, auf demselben Erdraum, wo vor kurzem noch mörde-

risches Gebrüll und Gebell erscholl; Wasser rieselt anstatt Blut, jetzt hydrogen, sonst oxygen. Und weißt du noch, seliger Ochsenstand? Erinnerst du dich noch an deine blutsverwandte und unmittelbare Nachbarin, die Hetze 101)? Und wie zwischen deinem und ihrem Hintritt nur ein paar Jährchen liegen? Wie ihr gewaltsam verschwinden mußtet; du untergraben von oben herab — sie, die Muhme, verzehrt von unten herauf, elementarisch beide: durch Wasser du, sie durch Feuer? „Denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand." So verschwand der Ochsenstand, daß man blutig sich nicht letze; so schon früher auch die Hetze. —

Sorglos, unangefochten, ungespießt wandelt man jetzt auch an Donnerstagen auf der Hauptchaussee der Vorstadt Landstraße; die Haustore, die Kaufläden sind geöffnet, die Krambuden, die Straßenhütten, und die Obst- und derlei Ständchen sind auf ihren Plätzen. War es aber einst daran, daß Károlyische Herden zur Linie hereinstürmen sollten, da ward es auf der Landstraße tags vorher eingesagt, auf daß man die Tore und Türen schließe, die ständische Obstlerei, Lebkucherei usw. einstelle, und überhaupt männiglich sich vorsehe, „widrigenfalls man die Folgen usw." Zogen dann die feurigen Andalusier ein, so geschah dies nicht ohne solennes Geleite, nicht ohne Sicherheitswache. Die Guardia zu Roß, Dragoner mit blankem Säbel, eine Schar vorne; die Guardia auch an den Flanken, nicht minder als Arrieregarde. Und trotzdem manches Malheur. Im ganzen genommen kommt man glücklich auf dem besagten Exekutionsplatze an, und alsbald beginnen die bürgerlichen Operationen, doch nicht ohne militärische Obhut, denn die starken Dragoner umstehen in scharfer Wacht, und scharf überall hinlugend, das Spektakelquadrat, welches wieder in viele kleinere und größere Vierecke zerfällt. Diese bestehen natürlich aus starken Balken und Bäumen, der Länge nach gitter-

artig befestigt, und dicht besäet von dem lieben schaulustigen Publikum, so an diesen Balken steht, oder an ihnen hängt, oder ganz oben auf ihnen dragonerisch reitet, oder seiltänzerisch balanciert, häufig aber, wenn die Andalusier in ihrer natürlichen oder gesteigerten Wildheit anprallen oder sich bäumen, schon durch die Erschütterung schockweise abgeschüttelt werden, zuweilen sogar in ein ebenfalls okkupiertes Quadrat, auf einen Wald von Hörnern. Da sieht man auch die liebe Jugend; da sieht man auch allerhand vom schönen Geschlecht mit und ohne Salopp; da sieht man alte Herren, uralte ochsenständische Stammgäste, die sozusagen ihre gesperrten Sitze oder Stände haben, ihr eigenes, personales, liebes Ochsenständchen. Fragt man in unseren zimperlichen, verweichlichten, homöopathischen Tagen: Aber lieber Himmel, wie können diese Leute, unter denen so viele Honoratioren, Familienväter, Familienmütter, Familienkinder mit ihren Familienmöpschen, sich solchen familiären Gefahren aussetzen? Ei, würde es als Antwort heißen, was da! Wer wird so furchtsam sein! Was kann einem denn geschehen? Man muß „halt" Courage haben und vorsichtig sein. Ich gehe schon zwanzig Jahre lang auf den Ochsenstand, und den lass' ich mir nicht nehmen, und mein Peppi schon ins siebente Jahr; und den Spektakel lass' ich mir nicht wehren, besonders wenn die „Károler" kommen. Das ist halt ein Festtag und kostet keinen Kreuzer. Selbiges die Replik eines oder des anderen Herrn Grammelstätter, oder Wurstelhauser, oder Krazelberger, oder Hachelputzer usw. auf dem Balken. Spricht's und liegt unten; liegt unten und sitzt wieder oben. Man war damals noch so elastisch! Ja, der Monsieur Grammelstätter, das war ein ganzer Mann mit seinem Peppi, und die Zuschauer allesamt waren lauter Messieurs Grammelstätter und lauter Peppis. So viel ist gewiß, daß der prickelnde

Reiz der auch allerdings augenscheinlichen Gefahr diesen Grammelstätterschen Liebhabern die Lust nur noch erhöhte, ähnlich der subtilen Tendenz jener Küchenjuno, die ihrem Gebieter, einem „ledigen Witwer", entgegnete: „Und ich gehe ‚halt' doch zu der Henkung; ich will mich ‚halt' fürchten." (Sehr gut!) —

Sich vorzustellen, was bei einer solchen Ochsenteilung alles geschah und noch geschieht, nicht geschah und noch nicht geschieht: dazu bedarf es keiner schwunghaft poetischen Einbildungskraft. Die Hauptaktionen weiß man. Bei dem Abteilen und Auswählen gibt es unausweichlich viele Konfusionen, viel Geschrei, viel kannibalisches Dreinschlagen; viel Gehetze, viel Gebrüll, viel Schweiß und Blut, viele Beschädigungen; hie und da unter den Zweifüßigen dieser oder jener leicht Verwundete, dieser oder jener schwer Blessierte, ein paar Tote und dergleichen Unannehmlichkeit. Ferner zur Übung der Sulteln, Blasseln 102) usw. geflissentliches scharfes Hetzen, als Bravoursache, als Gegenstand von Wetten usw. Aber jetzt ist alles eitle Prosa gegen die damalige furiöse Poesie, und die noch übrigen Grammelstätter müßten heutzutage einschlafen und lieber auf dem Wasserglacis 103) herumgähnen oder auf dem Schanzel 104). Damals war das Ding energisch, imposant, drastisch, großartig, famos in seiner Weise so à l'Espagnole, rein à la Stiergefecht. Wohl zehn bis zwanzig magyarische Feuerstiere waren im blutigen heißen Hetzkampf überwunden, zerschunden, gebunden, auf niederen Wagen davongefahren, wie im Felde die Blessierten aus dem Gefecht. Dort und da setzte solch ein Gehetzter in Wut und Verzweiflung, obwohl plump, kurzfüßig und vielzentnerschwer, leicht wie das luftige Reh über das Geländer weg, mitten durch all die Grammelstätter und Grammelstätterinnen, und Reißaus, gleichviel auch wohin und hinein in die Wien, die

kristallene, in gewaltigem wuchtigem Sturz, daß hochauf über ihn die silberhellen, entsetzten Wellen brandend zerschellen; zehn, zwölf Bullenbeißer nach, fünf, sechs Knechte, ein paar zu Pferde, Dragoner rasselnd nach und rasselnd vor, und einhauend auf den Flüchtling und ihn niederhauend, denn, wo nicht, er sprengt nach der Stadt. Wohl geschah es mehr als einmal, daß solch ein Ausreißer wirklich durch das Stadttor eindrang und in die Gassen, obschon die Torwache beordert war, ihn mit dem Bajonett zu fällen; der Stier aber hatte deren zwei, und zweimal zwei Füße, lauter Duplikate der Stier. Andere rissen wieder anders aus; chacun à son goût! Zum Beispiel links hinüber, dem Kanal zu, der eben im Bau war; und wieder zum Beispiel der, ein mammutisch kolossaler, braungefleckter, der wohl alle neulichen Madrider übertroffen, mit kurzen Hörnern und windschnellen Beinen, einem Büblein in hellrotem Zeugfracke nach. Und der Bulle erreicht es schier. Das Büblein wirft allen Ballast weg: den Hut, aus der Tasche die fünf „Plutzer"-Birnen 105), die drei eiernen Kipfel, das Schnupftuch, auch den Comenius; es ist am Rande des Kanals; der ist dort breit und auf dem Grunde kocht und siedet es in dampfenden Kalkpfannen; das hellrote Bübelchen aber, aut aut! flugs hinüber und der Braungefleckte nicht. Er scheut den Satz und ergibt sich. —

Beim Nachhausetransport der einzelnen Scharen setzte es noch gar manche Abenteuer mehr oder weniger sekundärer Gattung ab, denn nie fehlte es an einer anderen Schar von freiwilligen und mutwilligen Begleitern. Dragoner ritten auch mit. Nach und nach verlor sich alles vom Schauplatz, die Schauspieler und die Zuschauer. Von letzteren verweilte noch manche kleine Gruppe, das Vorgefallene rekapitulierend, besprechend, kritisch erörternd, vergleichend, oft in Widerspruch und Zank und ernsthaftem Streit; andere in

ähnlichen Gesprächen wandelten gesellig von dannen, zum „Kegel" oder zur „Birn" 106) auf ein Glas Zwölfer. Zuerst hatten sich die Kaufherren, die Herren Fleischhacker mit ihren Equipagen oder Reitpferden entfernt (zum Reiten sind sie jetzt schon zu bequem), die den Platz rings umstanden hatten. Auf dem nun verödeten Schauplatze selber wohl noch manche Rudera, Fragmente von Kleidern, von Eßwaren, von mancherlei kleinen Utensilien mitten unter Kot und Blut und Jauche, schnell und gewerbseifrig beschritten von Jungen und Dirnen, Nachschau haltend, scharf musternd und nie ohne Ausbeute. —

Die zahlreichen Fenster des Invalidenpalais 107), vollgepfropft von geborgenen Zusehern, waren eigentlich die Logenreihen. Unerschrocken behauptete sich, selbst an mörderischen Károlyischen Tagen, rechts an der Ecke der Landstraße, des ersten Hauses, ein martialisches Obstweib mit seinem Warenstand. Diese Pomona war selbst ein Prallstein für die höchste Gefahr, überall exponiert; aber die Husarin hielt aus, ermutigt und entschädigt durch reichen Absatz und gar oft, in sehr bedenklichen Momenten, umschart und heroisch beschützt von einem Rudel Schulkameraden und derlei Gesindelchen. Auch sie vermutlich ruht schon sanft. — Und auch der ganze dortige Ochsenstand, der romantische und bacchantische, ritterliche und zitterliche, graus- und kampferfüllte, stier- und hundzerbrüllte, gefahrverachtende, menschen- und viehverschmachtende, taten- und untatenvolle, rauferisch, schinderisch tolle, reizende und abscheuliche, einladende und abschreckende, verabscheuungswürdige und deliziöse, skandalöse und gloriöse, sekkante und pikante, scharmante und meschante dortige Ochsenstand ruhet sanft. Denn nur zuweilen, so lautet und lügt die Sage, wie die meisten anderen, plätschern in dunklen Nächten nach einem Donnerstage einige elfenartige Schemen mit und ohne Ge-

Das bürgerliche Kanonierkorps bei dem Dankfest anläßlich der Eroberung Belgrads am 12. Oktober 1789, abgehalten am Hof in Wien

(Nach einem anonymen Stich — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

hörn auf den zarten, weichen, niedlichen Wogen des niedlichen Hafens, treiben sich da bescheidentlich ein wenig herum, wie eine sehr zahme wilde Jagd und huschen und entschlüpfen sonder Spur in die Ritzen der aufgespeicherten Ziegel- und Holz- und sonstigen Haufen. Annalen übrigens dieses Ochsenstandes gibt es leider nicht, falls nicht etwa irgendeiner der alten Grammelstätter derlei heimlich gekritzelt und neidisch in seinem Rokokopulte vergraben; etwa unter dem Titel: „Memoiren und ochsenständige Briefe des verstorbenen Grammelstätter, ‚noch bei Lebzeiten' zu Papier gebracht, da ein Verstorbener nicht schreiben kann; und nicht von ‚weiland' Grammelstätter geschrieben; gewidmet dem Monsieur Bohrer[108]), halb ihm noch lebendig, halb seinen vielerlei Manen."

Glückshafen

Wie ironisch und doch sehr treffend zugleich: eine Hütte, nicht einmal mit Stroh gedeckt; eine gewöhnliche hölzerne Jahrmarktsbude, wie sie noch auf dem Hofe, der Freiung usw. Ein solcher Glückshafen, periodisch wiederkehrend, bestand noch in den neunziger Jahren auf dem Graben, zunächst dem Hause der Hirschapotheke[109]), der Länge nach in gleicher Linie mit dem Uhrmacherladen. Die üblichen Gewinste waren Quincaillerieſachen, darunter wertvollere als Uhren, Service usw. Eines Tages wurde aber sogar eine förmliche Equipage „Roß und Wagen" gewonnen. Dieser Kasus, als Köder, wurde gehörig ausposaunt oder vielmehr ausgetrommelt und sonst publiziert. Roß und Wagen aber standen zur Anschau längere Zeit vor der Bude selbst. Ein Herr Hackel[110]), der gewisse, war, wenn ich nicht irre, Unternehmer. Die Sache aber abzuschaffen, war sehr klug; die Sache ward abgeschafft. Die Sache aber in

dem verhängnisvollen Jahre 1809 momentan wieder zu gestatten, war auch sehr klug, denn der Projektant hatte dem Fonds der Wohltätigkeitsanstalt schöne Nutznießung zugesagt. Der Glückstopf wurde also wieder aufgetan den 13. April für die Dauer des Jubilatemarktes[111]). Die Bewilligung wurde aber nicht erneuert. Dieser Glückshafen ist also verbaut und verschüttet; offen gelassen aber für ewige Zeiten derjenige, gar nie und nimmer an das zu denken, was man Glück zu nennen pflegt. Dann wird man mitten im Glückshafen drinnen sein, ohne es zu wissen, wie die kleinen Kinder, die wir nicht aufhören zu beneiden. Wie aber, wenn da heranschleicht die ideologische Kritik, raunend: Kein Glück ohne Selbstbewußtsein? Da haben wir es! Geschwind zwischen beides hinein usw.

In der Josefstadt

Julius Cäsar, Arm in Arm mit einer ärmelaufgestreckten böhmischen Köchin, mit einem aufgespannten Parapluie; Hanns Dollinger[112]) in voller Rüstung in Gesellschaft der Cleopatra, gleichfalls mit offenem Regenschirm in der Kaiserstraße[113]) unter freiem Himmel: das konnte man sehen unter dem pauvren Theaterprinzipal Meyer[114]) in den neunziger Jahren. Die Helden nämlich zwischen den Akten schlüpften geschwind in die gerade gegenüber befindliche Bierkneipe auf eine Halbe Mailänder oder Weißes (welches Weiße ganz schwarz war und schaumig, sechs Kreuzer die Maß). Dollinger, ohne Schirm, wäre auch verloren gewesen, da seine blinkende Rüstung von Pappe mit Silberpapier überklebt. Der bürgerliche Durst aber mußte schnell gelöscht werden, denn heute waren viele Zuschauer, wohl vierzig bis fünfzig, und Meyer frohlockend rieb sich die dirigierenden Hände. Gar oft aber, wenn es schon halb acht

oder drei Viertel auf acht war und fast alle Bänke noch leer, trat er düster und doch freundlich hinaus auf die Straße, invitierend, gratis einzutreten, die nächstbesten Vorübergehenden, häufig Mägde, wasserholende, abendlich feueranmachende, oder Lehrjungen, so alle auf derlei Gelegenheiten schon lauerten. Erst dann, wenn doch ein paar Dutzend Zuschauer vorhanden, konnte mit der Komödie begonnen werden. Bei kargem Personal fehlte es oft an einem kleinen Teufel. Geschwind wurden derlei von der Straße hereingeholt. Die Kleider statt Seide oder Samt häufig von Papier. Ich sah zwei Teufel in einem Surtout von schwarzem Glanzpapier. Es war Humor bei dem ganzen Treiben, trotz des Mangels an Mitteln, um die sich der wahre Humor nicht zu kümmern braucht. So der hochaufgeschossene langfüßige Meyer mit seinem urewigen weißgrau melierten Frack, ein rechtes Pendant zu dem ebenso pauvren Komödienchef Wilhelm in Baden 115), beide oft lebend von einem Seidel Bier und einem Stücklein Käse. Fürwahr, da ging es besser einem winzigen Schuljüngelchen, wenn es an gewissen Tagen sichere zehn Kreuzer zu verzehren. Das Musensöhnlein ging auf das Schanzel (kleine Schanze) 104) zu den pomologischen Schiffen. Es kaufte ein: hundert Zwetschgen um einen Kreuzer; zwanzig Pfirsiche um den anderen Kreuzer; um den dritten ein riesiges Kipfel. Alles verteilt in den Taschen, in den leinwandgefütterten Hut. An der Stadtmauer des Schanzels läuft eine lange Bank. Da setzt sich der glückliche Gast hin und fängt an zu konsumieren. Bald ist er mit zwei Drittel fertig; den Rest verspart er sich in die Josefstädter Komödie. Den Hanns Dollinger muß er sehen; der Eintritt beträgt einen Siebener. Direktor Meyer unter dem Haustore, lauernd auf Zuschauer, zieht vor dem Wichtlein von ferne schon den dreieckigen Hut ab, denn selbes war schon

öfter da, hatte stets bar und ohne Abzug bezahlt. Man konnte nämlich auch feilschen, „handeln". Kunden erhielten Rabatt wie bei den Buchhändlern, die jetzt allesamt in ganz Europa fast lauter solche Meyer sind, was längst vorauszusehen. Aber damals war alles wenigstens noch naiv und voller Lustigkeit. O unvergeßlicher Hanns Dollinger mit der feueranmachenden, ärmelaufgestreckten plastischen böhmischen Köchin! „O schöne Zeit der ersten Liebe" im Komödienbierhaus! Jetzt soll das Josefstädter Theater gar stattlich beschaffen sein. Man muß wieder hineingehen. So „alle halbe Jahrhundert" einmal in die Komödie gehen, kann nicht schaden.

Volks-Plutarch

Unwillkürlich und sehr gerne kommen wir auf die Idee eines Volks-Plutarch zurück, enthaltend Personnagen der unteren und der Mittelklasse, scheinbar kleine Notabilitäten und derlei charakteristische Leute, die sonst total vergessen werden. Doch nicht lauter Ernst, bewahre! Wie die Wiener selbst sind, auch heiter und jovial; recht viel Pläsierliches; auch allerlei Exzentrisches; selbst sogenannte Juxe, wie es nun die Individualitäten gestatten oder erheischen. „Wiener Volks-Plutarch!" Das erste würde sein ein Register. Wie wäre es, wenn wir eines anfingen? Wie man angefangene Arbeiten für Damen hat im Trattnerhof 80) (angefangene Arbeiten für Damen: Saphir, geschwind, das ist ein Thema für dich! Der du auch hübsch und dezent bist). Also: angefangene Arbeiten für den Volks-Plutarchisten. Nicht viel herumsuchen, was uns gerade einfällt. Der „Wirschmidt" (oder wie er sich geschrieben), gewiß eine gute Figur. Mit seiner rauhen Stentorstimme, wie er heiter und freundlich und höflich ist: Ich habe die Ehre usw. Und er hatte wirk-

Der rote Igel
(Nach einer Photographie — Museum der Stadt Wien)

lich viele Ehre wie viele Gäste. Seine kolossale Figur; sein stets lächelnder Mund; sein netter Anzug; seine Passion als Jäger, vielleicht von ihm übergegangen auf die anderen Kaffeesieder. Wirschmidt, gut 116)! — Der „Pflasterer-kommandant" mit dem Elefantenfuß. He? Kennt man ihn noch? Nicht? Nun, der Plutarch wird es schon machen. — Der „Lorbermann", der ururalte, der krainerische. Nun? Vor fünfzig Jahren schon stieg er einher, schon ein starker Sechziger oder Siebziger; in der Urzeit hoch gebaut, schon aber gekrümmt mit dem Höcker, wie der eines Auerstieres, genau so und anders nicht; mit dem stacheligen weißen Bart; kurz angebunden im Handel; rechtschaffen. Seit mehreren Monaten vermisse ich ihn; vergebens schaut man auf dem Heidenschuß in die Schlucht; so in den tiefen Graben 117); da pflegte der Methusalem zu stehen. Lorbermann, hundertjähriger, wach' auf! — Der „alte Rath", das heißt: der alte Franz Rath 118); der eine Fuß krumm und steif; mühsam hinkend mit der Krücke; ein emeritierter Schulmeister; armer Teufel. Blumauer verschafft ihm ein Ständchengratiale als Bücherrödler; als solcher treibt er sein kleines toleriertes Wesen im tiefen Graben. — Noch ein Elefantenfuß, der „alte Joseph", Amtsdiener bei der Bücherrevision, noch im Mautgebäude 119). — Der „Postwagenausträger", der Tiroler, die Geldsäcke, die großen groschengefüllten Ochsenblasen auf der Achsel tragend, schon ganz schief. Willkommener Mann das. — Der alte „rote Hammer" beim roten Igel; NB. der wahrhaft alte; so gut und brav als sein roter Wein 28). — Der „Martini" aus dem Ballhaus 120) mit dem lichtgrauen Frack, der beste Billardspieler, so daß die à la guerre-Spieler bei Milani 121) zitterten, wenn er sich näherte. Die „Madame Lechner" 122) mit ihren vielerlei Perioden und Thronsitzen; noch am Haarmarkt, eine Art Löschenkohl 123). — Die kleine bucklige

Spitzenhändlerin, so wohl ein Jahrhundertchen bei ihrem Truhenständel im Paternostergässel 124) gehockt; gutes Ding, sehr resigniert; hockt, glaub' ich, noch wo. — Dero Seitenstück, das Krapfenmädel beim Eckstein des Babitsch auf dem Kohlmarkt 125) mit der Laterne. „Meine Gefüllten" usw. — Der „Universitätshausknecht" mit der erschrecklichen Halsgeschwulst, welche aufbewahrt annoch zu sehen 126). — Der „Blinde" mit dem alten schäbigen Hund, dem treuen ehrenwerten Vieh, angeschirrt mit Riemen, den Alten nach sich ziehend; er mit etwas Schein noch tappend mit einem Stab; der Hund ein Bastard, dunkelgrau. Rührend, rührend genug! — Der „Türk auf der Landstraße", der ewige Türk, immer frisch gekleidet mit neuen gelben Pantoffeln, kreuzweise auf der Kaffeehausbank, moroser Kauz; raucht lang nicht mehr. — Die nette „Stockhändlerin" dicht neben dem Stockimeisen 127), in einem schmalen Laden. Vermutlich eine Witib; dreißig und etliche Jahre alt, weißes Musselinkleid mit rosenfarbenen Tupfen, kleines niedliches Häubchen, strickte den ganzen Tag; verschwand, wie die Zuckerrohrstöcke aufkamen; nicht groß, nicht klein, blühendes rundes Gesichtel; rare Frau. — Der „Aßner", der fromme andächtige Kupferstecher in seinem Laden, Ecke des Salzgrieses von oben. Stach die „Mandelbogen", den Prater und dergleichen, in Folio ein Kreuzer; ganzer Bogen ein Sechspfennig. War ein erschrecklicher Mann, verstümmelte die schönsten, kostbarsten Kupferstiche, schnitt, wo etwas Nacktes, so gewiß Mythologisches, ganze Stücke heraus 128). — Der „Naturdichter Schütz", ein Postbote, Klepperpostmann 129). Führe diese irgend jemand aus. Der Impuls ist gegeben. Und NB. mit Illustrationen, gescheiter, dankbringender, unterhaltender, als idealische oder allegorische Sachen.

Volks-Plutarch, nicht zu verwechseln mit dem Wiener

Bürger-Plutarch, den ich vor einigen Jahren in der Zeitung projektiert. Dieser sollte die Individuen öffentlicher und Privattugenden, an denen Wiens Geschichte von jeher so reich, auffassen, aufbewahren und hinstellen, wie ein Monument zur Anerkennung, Verherrlichung und Nacheiferung, als ein Spiegel solcher Handlungen, die gar oft würdiger sind, als die gepriesenen Großtaten historischer Zelebritäten. Der Gedanke des Vergessenwerdens, Vergessenseins ist ebenso unerträglich, wie die Idee des Nichtseins. Kaum erinnert man sich z. B. noch der Schlossermeisterin Kähr[130]), belohnt mit der goldenen Bürger-Medaille? Es ist doch traurig. Ein Bürger-Plutarch also von Zeit zu Zeit vermehrt. Den Volks-Plutarch aber anlangend, der es im Grunde nur mit originellen oder singulären Stadtfiguren der unteren Klassen zu tun, dessen Charakter eigentlich Possierlichkeit, so sind mir eben wieder einige solche Personnagen eingefallen. Als Andeutungen, als Fortsetzung eines lediglichen Registers stelle ich sie her. Mit wem nun könnte ich, selbst eine Wiener Frucht, besser und lieber beginnen, als mit der Schmaus-Wawerl? Ja, die Schmaus-Wawerl beim „goldenen Schiff" auf dem Platzel[131])! Eldorado der Gourmandise. Untergegangen längst bist du Goldschiff mit all deinen Leckerbissen, mit der feisten, lächelnden Patronin selbst, mit den meisten der Passagiere. Eine moderne unter den Tuchlauben ist nur ein Nachdruck. Schmaus-Wawerl aber, dein Name lebt — dicht neben dieser modernen: erinnert man sich noch des kleinen italienischen Mandoletti-Ehepaares? Beide frisch, beweglich, lustig, die süße Streubüchse immer in der Hand, wie der Zucker noch teuer, jetzt unsichtbar, wo er nichts kostet. — Der enragierte Riedl[132]), kreuzbraver Mann, beim Schützenkorps; treuestes Bild eines Franzosenfressers. — Der Sternwirt mit seinem Non posso parlare. — Der kleine,

bucklige, verliebte Apotheker bei der Landskrone. — Die nachmalige Herzlin[133]) im Tabakgewölbe bei der Flucht in Ägypten, auf dem Judenplatz, wo er sie kennen gelernt (Landskrone und Flucht: gewiß kein Konterfei da!). — Der Buchhändlerkommis Bleibtreun[134]); Textmacher der Harfenisten; Gelegenheitspoet; wie Iffland hier, sein Karmen an ihn: „O Priester in Thaliens Tempel, nehmt euch an Iffland ein Exempel." — Der Baron Puh, der aber weder Baron war, noch Puh hieß, sondern Burghart[135]); mit dreieckigem Hut, langen Locken, großem Haarbeutel, Schleppfrack, stets in Schuhen; der letzte Zopfträger; noch gefräßiger als L**[98]), der ein paar Häuser verdaut. Der Dr. Weissenböck[136]); stets vor Huglmann[137]) oder Jüngling, die Leute anpackend, sie überredend, daß sie krank, ordinierend: „Sie schau'n heute kurios aus; der Magen ist nicht in Ordnung, kenn's aus den Augen; kein G'spaß machen, haben halt ein bisserl was mitgemacht." Mit sieben Kreuzer auf Melange konnte man sich befreien. — Der Narrendattel[138]); der Hahnreiter[139]); der Baron Stubitza[140]); der Calvi[141]); die letzten zwei im Saint-Germain skizziert. — Alles überragender Heros aber, was Drastisch-Burleskes betrifft, der Begg[142]); eine Welt von Genie und Originalität, Mikrokosmus von kühner Geistes-kraft, gepaart mit der kompletteſten Unwissenheit; kecken Selbstgefühles; mitlachend, wenn man selbst vor Lachen zerplatzte, wohl wissend, das gelte nur dem barocken Ausdruck, nie dem Geist, den man ehrte und pries, beides mit hohem Recht. Dieser noch nie dagewesene, nimmer wiederkehrende Charakter würde entweiht, würde nicht begriffen, bloß als Medaillon: ein volles lebendiges Bild muß ihm werden. Material ist da; Saphir hat dessen und ich. Ich unter anderem besitze das Idiotikon. Dieses Kraftgenie zu belachen und zu bewundern fanden Karl Maria von Weber (der Ton-

Der Hahnreiter (Franz Weillrath)
(Lithographie, Jo(?) bezeichnet — Sammlungen der Stadt Wien)

held), Saphir, Mailath, Castelli, Kachler, Emil Eyb, Kanne, Ig. Jeitteles usw.143) sich ein. Wer den Mann verstand, war glücklich, konnte schwelgen in einem Paradies von Geistesgenuß. Saphir verstand ihn, ich verstand ihn; Saphir glüht und flammt noch jetzt für ihn, wie ich; mir ward die Ehre zuteil (ja, zur Ehre rechne ich es mir), ihn zu kommentieren. — Kurz, die Ausführung dieser und ähnlicher Figuren ein andermal und anderswo; und werden uns die Leute zu wenig, so nehmen wir Individuen aus dem Tierreiche, deren es auch lokal-geschichtliche mehrere gibt. Z. B. der kolossale Gaul, das Wagroß; die privatisierenden Störche im Seitzerhof 144); der Auerstier der Hetze, so jetzt ausgestopft in Paris 145); „Eine Schweinemißgeburt" in Fuhrmanns „Alt- und Neu-Wien" 146), daselbst abgebildet; die zwei pensionierten Schimmel in den Klepperställen (paßt seltsam gut zusammen) 147); dann, ja vorzüglich der Adler in Schönbrunn, vielleicht vor vierzig Jahren noch am Leben, den der große Eugen in Belvedere täglich selbst zu füttern pflegte 148). Der Adler des Adlers des Adlers! (O ein Adler gefangen: wohl das Entsetzlichste! Der König der Lüfte, kaum aufrecht stehen! Ach!) Lassen uns endlich die lieben Vieher im Stich, so nehmen wir Sachen: Häuser, Möbel, Kleider, Waffen, alles was uns vorkommt, besonders aber jene schönen Sachen, die man Frauenzimmer nennt, und deren Sachen wieder wir selbst sind. So mischt sich denn alles recht gut durcheinander in diesem Volks-Plutarch und gibt selber ein recht jokoses Potpourri. Einverstanden! Auf Rangen nicht zu vergessen! Deren gibt es viele geschichtlich interessante. Auch auf Zwerge. Es geht noch einer herum (ein sechzig- bis achtzigjähriger Zwerg; verrunzelt, gebückt, ist etwas ganz Eigentümliches; wie ein altes Kind, wenn man so sagen darf), der bei einem großen Herrn „Zwerg war"! Leibzwerg!! Nehmen wir hernach

auch noch einige hübsche Bäume aus dem Prater, kann nicht schaden. Die Engländer haben ein prächtiges Porträtwerk ihrer schönsten Bäume. Den Adam der Akazie in Wien, noch prangend im Hofe des ehemals Friesschen Palais[149]). Nehmen wir hernach noch solche Balkonträgerinnen wie daselbst (echte schöne Wienerinnen, wenn beliebt; so sahen alle anderen noch vor vierzig Jahren aus; spiegele man sich), und andere derlei Karyatiden, und dieses und jenes. Einverstanden. „Juxiger" Wirrwarr!

Französisches Spielhaus

„Messieurs, faites votre jeu! Rien ne va plus!" Noch gellt diese Exklamation im französischen Spielhause, Plankengasse, wo jetzt Leibenfrost[150]), erster Stock. Drei, vier Salons; Rouge et noir, Roulette und wie alle diese höllischen Erfindungen heißen. Es ging nobel her; es war Hasard comme il faut. Die Bankhalter, die Croupiers, die feinsten Kavaliere, funkelnd von kostbaren Steinen. Manieren, nun versteht sich, perfaitement à la Parisienne. Elegante Livreebediente trugen Erfrischungen umher, auch Punsch, feinen Wein, Konfitüren, alles gratis. Als öffentliches Spielunwesen: welch eine Erscheinung in Wien[151])! — In dem verhängnisvollen ersten Stock ging es her, wie bei allen solchen fluchbeladenen Gelegenheiten. Parterre aber, an der Stiege unten, an dem Haustore, da stand man sich am besten. Diese Leute, Bettler genannt, konnten nur gewinnen. Gäste von oben, herabsteigend, die Taschen voll Gold, berauscht vom Glücke, eine Stimmung, in der jedermann freigebig, warfen den armen Teufeln so einige Goldstücke hin. — Vorigen Jahres starben zwei Leute: einer als Bettler, früher wohlhabend; der andere wohlhabend, früher Bettler. Es waren zwei Gäste des Spielhauses von

1809. Der erstere hatte den Kern seines Vermögens dort verspielt und sank und sank. Der andere hatte keinen Heller besessen, dort aber Taler, Dukaten zugeworfen bekommen, gesammelt, gewirtschaftet und stieg und stieg. — Nichts alltäglicher; es ist wahr. Aber diese zwei Gäste hatten sich persönlich näher kennen gelernt. Der Erbettler unterstützte den Erwohlhabenden, gab ihm redlich und mit Verzinsung die einzelnen Almosenstücke wieder; und daß sie endlich so dahin gingen, wo man nicht mehr spielt, zu gleicher Zeit, in ein und demselben Monat: das ist vielleicht nicht alltäglich. — Noch lebt ein Herr W**. Der wollte durchaus zehntausend Dukaten gewinnen. Neuntausendneunhundert und soundso viele, aber die zehntausend nicht voll, hatte Fortuna ihm wirklich schon zugeworfen. Unmöglich! aufhören konnte er nicht. Ich saß dabei. Er verlor diese und, o wie alltäglich! ebensoviel, ohne zuletzt mehr als ein paar Gulden zu besitzen. — An tragischen, entsetzlichen Szenen hatte es nicht gemangelt. Den Wienern aber zur Ehre: die waren mehr Zuschauer als Handelnde; meist Franzosen, darunter viele weibliche.

Burgtor und Basteirunde vor vierzig Jahren

Wir stehen außerhalb des Burgtores[152]), rechts in dem weiten Halbkreis, vor dem Eintritt in die Alleen. Dieser Halbkreis ist mit Obstständen besetzt; die sogenannten Fratschlerinnen[153]) bieten rufend und schreiend ihre Waren an: sechzig Zwetschgen um einen Kreuzer; fünfzehn große Pfirsiche um einen Kreuzer; auch: „Lemoni großi, Bamarandschen siassi"; auch „Haring frischi". Zwischen diese Hökerinnen eingeteilt und schon im Eingang der Baumreihen selbst stehen Verkäufer und Händlerinnen, die auf einem Brett, quer über eine Butte[154]) gelegt, gesottenes kaltes Rindfleisch feil

haben, auch große längliche Fladen, von ordinärem Mehl in Schweineschmalz gebacken, Fußsohlen genannt, das Stück zu anderthalb Kreuzer.

Aber auch an geistiger Nahrung gebricht es hier nicht. Wir sehen zwei große Bücherstände und notabene lauter Trattnerschen[155]) Verlag, frisch blau broschiert, nur so leicht eingehängt, ganz neu, noch unaufgeschnitten; lauter defraudiertes Gut. Trattner wußte wohl davon; natürlich fast unter seinen Augen; aber er ignorierte es großmütig, dachte vielleicht: nun, in Gottes Namen lebt; ich lasse euch absterben. Solch ein Bücherstand, ebenfalls durchaus Trattnerschen Verlages, war auch anfangs des Spittelberges, an der Ecke der kaiserlichen Stallung; war auch auf dem Trödelmarkt[156]) nächstan; war auch bei der Lerchenfelder Linie. Wollte Herr von Trattner seine ungeheure Buchdruckerei besuchen, der Reiterkaserne gegenüber, in dem Gebäude, welches jetzt das Transporthaus ist, so konnte, so mußte er drei bis vier solcher schmugglerischen Filialen passieren. „Blumen auf den Weg gestreut."

Auf der Chaussee vor diesem Burgtore, zur Rechten, stationieren in fußhohem Staub oder Kot fünfzehn bis zwanzig Fiaker; ein äußerst bequemer Punkt für die Fahrlustigen, so recht zwischen Stadt und Vorstadt. Man sollte glauben, auf dieser Passage müßten durchaus solche Mietkutschen stehen, denn wer wird und kann dann zurück auf den Michaelsplatz oder hinauf auf die Laimgrube[157]) laufen, eine solche zu holen.

Der Staub ist entsetzlich! Hinein zum Tor! hinauf auf die Bastei!

Ja, hinein zum Tor? Das ging nicht so schnell! Da hatte man gar allerhand Wege zu passieren.

Zuerst eine etwa sechs Klafter lange Abteilung des Geh- und Fahrweges durch drei mit Quadern belegte niedere

Beim Burgtor
(Nach einem Stiche von J. A. Klein — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

Mauern, welche gegen die Stadt zu höher auflaufen, weil das Terrain etwas abwärts geht. Auf diesen schon sehr verwitterten, ausgebröckelten Steinen hockt allerhand Volk zur Kurzweil oder nicht: lose Straßenjungen, Fratschlerinnen, Vogelhändler, Gipsfigurenhändler[158]), Neugierige; allerhand Rangen; Hunde und Katzen. Dicht daran, links, ist ein kleines hölzernes Gebäude, eine Tabakbude, aber was für eine! Hier ist der beste, frischeste Tabak in ganz Wien. Hierher geht man von den entgegengesetztesten Teilen der Stadt, sein Lot Schwarz oder Galizier zu holen. Stundenlang fastet man, um dann beim Hinaus- oder Hineingehen dort seine köstliche Prise zu kaufen; und dann bleibt man noch ein Weilchen stehen, das Versäumte nachzuholen: drei, vier Prisen zu nehmen auf einmal. Den ganzen Tag hindurch wird diese Bude wie gestürmt. Der Trafikant weiß die besten Lieferungen zu beziehen; er hat unter seiner Butike einen trefflichen Keller. Mehrere Male des Tages muß er die ungeheuren Haufen Kupfergeld sortieren; er hat dazu einen eigenen Menschen; die schwarzäugige Tochter und noch ein Mädel helfen dem schon etwas steifen kleinen brünetten Trafikanten die sich balgenden Kunden bedienen. Hier ist der stärkste Konsum: die Trafik trägt mehr als zwei Generalspensionen.

Indes kann der Mann bei seinem stürmischen Absatz vollkommen beruhigt sein: fänden auch Exzesse statt, unmittelbar neben ihm ist ein Wachposten von sechs bis acht Mann und ein Schlagbaum.

Jetzt passieren wir eine ziemlich lange Brücke mit hölzernem Geländer; sie ist schon sehr konsumiert; es muß im Schritt gefahren werden. Man kommt da nur langsam vorwärts, denn die Frequenz ist stark und es ist nur ein Fußweg.

Nun sind wir an dem eigentlichen Stadttor, das schwarz-

grau und grün verwittert, streng und ernsthaft ausschaut. Die mehrere Klafter lange Passage ist dunkel; über diesen Torweg geht die Bastei. Wir treten endlich ins Freie; aber in der Stadt selbst sind wir noch immer nicht. Vor uns das mächtige Burggebäude; der offene Weg, ein paar hundert Schritte lang, zieht sich rechts zu dem niederen, dunklen, schmalen Tore durch die Burg selbst, wie es noch jetzt besteht.

Wie wir aber bei jenem alten, eigentlichen Stadttor hereingeschritten, hatten wir links, der Länge nach an demselben, noch einen größeren Wachposten zu passieren gehabt. An diesem Posten vorüber, der Stadtmauer entlang, zieht sich ein offener Weg aufwärts nach der Bastei; ein anderer von dem Tor aus rechts. Den wandeln wir hinauf; er ist mehrere hundert Schritte lang, links mit einem Geländer versehen, schwarz und gelb angestrichen.

Nun sind wir oben. Wenige Schritte, da ist links als Zugang über dem Wall die kurze grüne Holzbrücke, von der schon so manches Geschichtliche gesprochen worden. Sie führt gerade auf den großen runden Platz, den Hauptversammlungspunkt der promenierenden Welt, wo Milani 159) seine sogenannte Limonade hält. Ringsum im Grase ist auch der Tummelplatz der lieben Jugend, der Kinderwärterinnen mit ihren Rangen. Dies Völkchen versteigt sich auf die Anhöhen, denn diese Basteipartie ist eine Schanze mit mehreren Erdaufwürfen von Kanonen, von denen aber keine mehr da.

Wir ziehen es aber heute vor, diesen Militär- und Zivilredouteplatz unbesucht zu lassen; wir gehen geradeaus, dem Palais des Herzogs Albert 160) zu; links eine Geländerbarriere, unten der Burggraben.

Allerhand bekannte, viele unbekannte Leute begegnen uns. Nichts natürlicher!

Siehe da, dieser so tiefsinnig scheinende und doch so lustig gestikulierende Mann. Er hat ein Manuskriptheft in der Hand; er liest. Er schlägt es zu und steckt es ein. Er memoriert ein wenig; er hat das Ding gefaßt, auswendig gelernt; er pfeift und schnalzt mit den Fingern. Er ist nicht mehr jung, aber er tut, wie man tut, wenn man hüpft. Nun freilich, es ist der heitere, ewig jokose Perinet[161]). Den hätten wir ja schon von ferne an seiner langen, schreiend himmelblauen Atlasweste erkennen sollen! Er sieht aus wie frisiert, aber das Zopfband ist los; gleich wird er es verlieren. Und wie der schäbige dreieckige Hut zerknüllt ist und schäbig, wie von Bier, schmierig wie seine blaugestreiften Strümpfe. Lassen wir das gut sein; der Mann ist lustig und guter Dinge. Jetzt langt er in die tiefe Tasche seines Fracks, der bis unter die dürren Waden reicht; jetzt verbeißt er sich in eine ungeheure Birne; jetzt liegt das Zopfband schon am Boden. Perinet, wo bist du!

Da ist das ein anderer Mann, der in voller Gravität, abgemessenen Schrittes einherwandelt, fein gekleidet, ein markiertes Gesicht, ernst und edel, wie ein fester Gelehrter. Gewiß komponiert er so für sich irgendeinen lapidarischen Text oder sucht seinen täglichen Ärger über seinen Schwager, den Hofrat Sonnenfels[162]), zu verwinden; oder aber er „kalkuliert" nordamerikanisch, ob es denn möglich sei, vom Grafen Ayala[163]) die Aldinische Sammlung käuflich zu erschwingen: diese oder ähnliche „Oder" finden statt, denn es ist der Hofrat Birkenstock[164]). Allen Respekt.

Nicht allen Respekt, gar keinen Respekt aber dir, der du in deiner steifen, nichtssagenden Hochaufgeschossenheit, läppisch schwingend das lange spanische Rohr, da herumtippst auf dem grünen Grase, eine Prise nimmst aus der Porzellandose, keinen Menschen anschaust, nicht einmal den salutierenden Fähnrich wieder grüßest. Ei, du kurioser, maliziöser,

malkontenter Patron! Aber das hätte dir doch kein Mensch angesehen, daß du Anno fünf eines Morgens zum Burgtor hinaus in voller Uniform, der Reitknecht wie du selbst ohne Mantel, dem Feind entgegenreiten werdest. Ja, ja, der General Funk[165]), der muß verrückt sein.

Für den Augenblick aber, mein brüsker Haudegen, sei so gut, diesem Tragsessel auszuweichen, schon der Dame wegen, die darinnen sitzt. Soviel Anmut wird dir in deinen verschiedenen Feldzügen wohl schwerlich vorgekommen sein. Siehe, sie neigt das graziöse Haupt heraus; ja, sie ist es, die Gräfin Zielinska[166]); fort und fort blüht sie wie eine junge Rose. Höflich und freundlich, mit dem den Polinnen so eigenen unbeschreiblichen Reiz Adel und Huld vereinend, grüßt sie und wiederholt sich herausneigend! Und wer ist denn der Glückliche?

Ach ja, das glaube ich, der berühmte Peter Frank[57]). Wäre er nicht eben in Gesellschaft einer Dame, er würde eilen, fliegen zwischen die tragenden Rotröcke, die keuchend ihrer Last erliegen, denn die Huldin hat den Fehler, schon allzu voluminös zu sein.

Der würdige Repräsentant des Hippokrates also begnügt sich, den Gruß zu erwidern. Wie der Mann rüstig und aufrecht einherschreitet! Welche Frische des Gesichtes noch; welch sorgfältiger, ja eleganter Anzug! Die Frisur freilich gepudert. Er zieht eine der zwei Uhren an der Goldkette heraus; er verdoppelt die Schritte; die schlanke, etwas magere Frau von Jenisch[167]) kann ihm kaum folgen. Da entschwindet er hinunter in die Kärntnerstraße.

Köstliches Wetter; wir verweilen auf dem luftigen Wall; wir machen die ganze Tour über die ganze Bastei. Aber nicht gar so langsam, wie die zwei kleinen Herren da vor uns. Wer sie sein mögen? Oh, das erraten Sie nicht, mein Lieber, schwerlich. Erstens sagen Sie, es sind Brüder. Nun,

das ist fein beobachtet: die Gleichmäßigkeit des Baues, der Haltung, des Ganges, fast sogar der Tracht! Das ist etwas. Nun, Freund, ich muß Ihnen sagen: Sie haben recht. Der mit dem wirklich auffallend kleinen dreieckigen Hute, mit der festgeschnürten Halsbinde, dem langen, steifen Zopfe, der kurzen, grauen Kapotte und den stählernen Sporen ist der jüngere, glaub' ich, und heißt Wenzel; der andere heißt Josef. Kurz, diese zwei kleinen Herren sind zwei große Generäle, Grafen Colloredo[168]); jeder hat ein Regiment. Josef ein starker verdienter Artillerist, so à la Wenzel Liechtenstein[169]), versteht sich „weiland"; von Wenzel muß ich Ihnen noch sagen, daß alle Offiziere seines Regiments (es hat dunkelgrüne Aufschläge) ebenso kleine Hüte tragen müssen und die ganze Mannschaft so zusammengepreßte Hälse. Mehrere hat schon der Schlag getroffen.

Sehen Sie, wie devot der Graf Fuchs[170]) sie grüßt; das ist der Graf Fuchs, dieser zartgebaute, bewegliche, gesprächige Mann. Wie er mit ihnen plaudert. Nun, hätten Sie ein genealogisches Anliegen, und wäre es die verwickeltste stemmatographische Frage: aus dem Stegreif würde er Sie belehren. Ja, das ist ein Mann; nach seinem schlichten, einfachen, naiven Äußeren und Benehmen sollte man das nicht glauben. Ich sage Ihnen, er ist auch sehr liebenswürdig, sehr kordial; er ist Bücherkenner, Bücherbesitzer und Bücherssammler. Alle Zweige der Genealogie kultiviert er und deshalb ist es erklärbar, daß er die größte Kollektion von Partezetteln besitzt. Und dann: welch ein hingebender Patriot. Graf Fuchs lebe!

Lange genug haben wir jetzt das Gewimmel auf der Schlagbrücke da unten betrachtet. Setzen wir unseren Weg fort.

Wem das kleine Haus hier gehört, möchten Sie wissen?

Etwa deshalb, weil die noch immer reizende Roose 171), die Blume unserer Aktricen, hineinschlüpft? Ich kann Ihnen nur sagen, wem es nicht gehört: mir. Es liegt wirklich allerliebst. Hier sollte ein Kaffeehaus sein; und ich glaube, es spekuliert schon einer darauf.

‚Die Roose? Ja, sie ist hübsch, recht sehr hübsch, eine scharmante Blondine, aber ich muß sagen, sie hat schon zu viel Embonpoint, noch mehr als ihr Mann 172).‘

Ich finde nicht, erlauben Sie. Die Frauen sind nicht leicht zu fleischig, finde ich, mit Erlaubnis. Und die Männer nicht leicht zu mager.

Die Männer nicht leicht zu herkulisch, sage ich Ihnen.

‚Ich bin der Meinung, in ganz Wien gäbe es nicht noch zwei Männer so athletisch und doch so voll Proportion, wie der dort vorne mit dem Buch in der Hand.‘

Ja, da haben Sie recht: das Modell eines Herkules. Und welche Waden! Hätte ich einen Balkon, zwei solche Figuren müßte ich haben. Was glauben Sie aber, wer dieser so nachlässig, so ärmlich gekleidete Mann ist? Der Sprachlehrer Voltiggi 173), schon dem Greisenalter nahe. Er liest und hungert zugleich; er schreibt und hungert zugleich; er gibt Lektionen und hungert zugleich; er hungert und lacht zugleich. Glückliche Natur! In einem der niedlichen Häuser da mit dem gustiösen Vorgärtchen am Schottentor ist seine ärmliche Wohnung.

Ach, das ist schön! Dennoch unterhält sich der Graf Ayala mit ihm, einer der schönsten Männer, Pius VI. sehr ähnlich. Der Graf schenkt ihm ein Buch, ein Werk von ihm selbst, gegen das Unwesen der französischen Revolution gerichtet: „Von der Freiheit und Gleichheit der Menschen und Bürger“, hier gedruckt, auch italienisch und französisch. Sieben Auflagen sind binnen wenig Monaten erschienen. Der Graf besitzt die schönste Sammlung der Aldinen 174). Wohl

wird der Graf Apponyi175) sie akquirieren. Das ist noch ein Kavalier, der auf eine Bibliothek hält. Kennen Sie den kleinen roten durstigen Gruber176), seinen Bibliothekar?

‚Allerdings, dort geht er ja.‘

Um Vergebung! Gruber ist viel kupfriger. Aber ein Landsmann von ihm wandelt da ganz pathetisch; der in rosenroter ungarischer Nationaltracht, blond, frisiert, mit langem Zopf, ein mehr kleiner Mann, den dreieckigen Hut unter dem Arme, ist der berühmte Geschichtschreiber Engel177). Bravo!

Er geht schnell durch dies kleine Portal; dieses ungeschickte Quergebäude entzieht ihn unseren Blicken. Mag es ein Teil der Fortifikation sein; aber da links in einer einzigen Stube, da wohnt jemand, und rechts, da wird den ganzen Tag gekocht; ein ewiger Küchenrauch, und da durch diese schmale schmutzige Passage muß die ganze schöne Welt sich durchdrängen.

Geschwind zum Paradiesgärtchen178). Nun wieder beim Burgtor. Eine volle Stunde. Unsere diätetische Tour ist zu Ende.

Ein Autograph

In einer Laube saß ein anmutiger schlanker Knabe, goldgelockt, mit einem dunkelgrünen Barett bedeckt. Sein Teint war blaß, aber die vollen Wangen blühten. Das Kinn war etwas vorspringend; die Gestalt der Nase noch unentschieden; der graziöse rosige Mund klein und schwellend; das blaue Auge sinnend und belebt, wie stets von Empfindungen und Vorstellungen bewegt. Seine Kleidung als Morgenanzug bestand aus einer Art Bluse von blaugestreiftem Pikee, weißen Pantalons und hohen Schuhen. Den Hemdkragen hielt ein leichtgeschlungenes schwarzseidenes Tuch

zusammen. Der Knabe saß auf einem grünangestrichenen Gartensofa an einem kleinen Tisch von Nußbaumholz, auf welchem Schreibgerät lag und ein Buch in vier dicken Bänden.

Der liebliche Knabe war mit Schreiben beschäftigt, das ihm etwas schwer anzukommen schien. Von Zeit zu Zeit stützte er das Haupt auf die linke Hand, augenscheinlich, um nachzudenken; jedoch rasch erhob er es und schrieb mit seiner feinen schlanken, malerisch edel geformten Hand schnell einige Worte nieder. Mehrere Male aber, wenn ihm das Betreffende nicht beifallen wollte, langte er hastig nach einem der vier Bücher, schlug es auf und blätterte und suchte mit Eilfertigkeit, wobei durch die rasche Seitenbewegung des Kopfes das reichgeringelte goldige Haar lustig umherschnellte. Das Mechanische des Schreibens selbst ging etwas langsam vonstatten, wie bei allen Ungeübten, besonders wenn sie in einer fremden Sprache schreiben, die sie sich eben erst aneignen. Der junge Schreiber strich manche Wörter aus, andere an ihre Stelle setzend, nachdem er wiederholt in einem der Bände nachgeschlagen oder für sich selbst nachgedacht hatte. Endlich schrieb er den Aufsatz ins reine. Er verweilte unverwandt bei seiner Arbeit in der abgeschlossensten Sammlung, ohne auf irgend etwas der nicht ganz unbewegten Umgebung zu achten; wie ein Mann. Er war ungefähr elf Jahre alt.

Ihm zur Linken in einer Entfernung von etwa zwei Schritten auf einem Gartenstuhle saß ein großer, stark, aber ebenmäßig gebauter Mann von blassem Gesicht, lichten Augen, etwas spärlichem blondem Haar und ernster, fester, aber heiterer und völlig ruhiger Miene. Er trug einen blauen Frack, weiße Weste, Nankingbeinkleid, Halbstiefel und einen runden Hut, den er auf die Bank des Knaben gelegt hatte. Der Mann war im Sommer des Lebens. Er saß in durch-

weg ruhiger Haltung; wie denn auch sein ganzes Wesen jene Art Gesetztheit anzukündigen schien, die bei so manchem Berufe Grundbedingung zu sein pflegt. Er las in einem römischen Klassiker. Nur einige Male, und das nur absichtslos, glitt sein Blick über das Buch hinweg auf seinen jungen Nachbar und dessen wiewohl geräuschvolle Beschäftigung. Es hätte scheinen müssen, als wolle er diesen auch nicht mit einem einzigen Blicke beobachten oder stören, oder sonst irgendeinen Eindruck auf ihn hervorbringen.

Eine volle Viertelstunde lang hatte der holdselige Knabe gearbeitet. Er nahm jetzt das Quartblatt in die Hand, schob sich auf dem Sofa zurück, um an die Lehne zu gelangen; setzte sich so bequem zurecht und durchlas das Geschriebene, das drei Vierteile einer Seite ausfüllte. In seinem kindlichen, noch unausgeprägten und doch schon männlich charakterisierten Antlitz hätte man einen Anflug von zweifelhafter Selbstgefälligkeit wahrnehmen können. Nachdem er die Schrift noch einmal durchgesehen, schob er sich wieder an den Tisch vor, ergriff die Feder und unterzeichnete sie mit seinem Monogramme, einem fast unlesbaren F, umringelt von einer Menge sich durchkreuzender Kreise, die sich wie ein kleines Büschel Haare ausnahmen. Er bestreute nun diesen volltintigen Namenszug und überreichte mit einer leichten Verneigung des Hauptes das Blatt dem Manne an seiner Seite. Er sagte zu ihm mit heiterer, fast lächelnder Miene in französischer Sprache, mit etwas schwächlicher Stimme: „Sehen Sie hier mein kleines Machwerk! Seien Sie, wie allezeit, ein milder Richter."

Der Mann hatte alsogleich bei der ersten Bewegung des Knaben das Buch zusammen und in seinen Hut auf die Bank gelegt, sich, jedoch ohne aufzustehen, merkbar verbeugt und das Blatt in derselben Haltung empfangen, ohne aber

etwas zu sprechen. Er durchlas es mit Aufmerksamkeit, zuerst für sich, dann laut, in unbeirrtem Ernst, wiewohl einige Male ein leichtes Lächeln sich aufzudringen schien. Der Knabe beobachtete dabei in ganz regungsloser Haltung die gespannteste Aufmerksamkeit.

Was der Mann las, war folgender kleiner Aufsatz, der mit dem noch vorhandenen Autograph*) Wort für Wort, Punkt für Punkt übereinstimmt:

„‚Wolf von Wunnenstein und Götz von Sartern.‘ Ein Ritterroman. Im 12. Jahrhundert, als das Faustrecht in ganz Deutschland, insonderheit aber in Schwaben und Thüringen wüthete, lebte auf seiner Väter Stammburg am Neckar, der alte Ritter Wolf von Wunnenstein. Im Gau des Grafen Seyfried von Sundau lag dieses Adlernest, denn mit Recht konnte man es so nennen. Die ganze Gegend beherrschte und übersah Wolf von seiner Veste; der Neckarstrom schlängelte sich in annehmlichen Krümmungen um sie, und kein Kaufmann war vor der Habsucht der Knechte des Wunnensteiners sicher. In seiner Jugend ging Wolf wohl auch auf den Fang aus, itzt aber freute es ihn nimmer; und er brachte lieber die langen Winterabende, statt in einem Walde oder in einem Schneegefilde, am warmen Ofen mit einigen alten Waffenbrüdern zechend zu. Wann es aber gegen einen Erbfeind oder in eine Privatfehde zu ziehen galt, da hielt er immer mit.“

Als der Lesende geendigt hatte, verbeugte er sich leicht und sprach: „Es ist dies kein Gegenstand meines Lehrfachs; ich hatte eine Übung aus dem zweiten Buche unseres Eutropius gehofft. Und nun finde ich zu meiner Überraschung

*) Diese höchst interessante Reliquie befindet sich jetzt in dem reichen, kostbaren Autographenkabinett des Herrn Alfred Ritter von Frank in Wien, der auch viele Tauschdubletten besitzt 179). (Anm. d. Verf.)

noch, daß Eure Durchlaucht sich in dieser schwierigen deutschen Sprache sogar als Autor versuchen."

„Was meinen Absprung von unserem etwas trockenen Eutrop betrifft," entgegnete der Prinz, „so bitte ich um Entschuldigung. Es fällt mir viel leichter, selbst zu entwerfen, als nach einem vorliegenden Pensum zu arbeiten. Ich fühle, daß ich mich durch eigene Kompositionen der deutschen Sprache schneller und sicherer bemächtigen werde."

„Das Verfahren", sagte der Mann mit Zufriedenheit, „hat viel für sich. Es zeugt von Selbsttätigkeit des Geistes; indes ist die Mühe doppelt."

Der Knabe bemerkte hierauf schnell, indem er zugleich aufstand: „Die Mühe scheue ich nicht; nur rasch ans Ziel!"

Der Lehrende erhob sich jetzt ebenfalls, bedeckte sich und schritt an des Prinzen Seite den Laubgang entlang, die Schrift stets in der Hand. Er sagte: „Ich lobe Ihre Energie, Durchlaucht; indes die Formen der Sprache, die Wortfügung; es ist nötig, sich dem Genius jener Sprache zu unterwerfen, die man lernt. Französisch denken und Deutsch schreiben gibt eine seltsame Verschmelzung."

„Lassen Sie mich," erwiderte der Prinz, indem er stehenblieb, „ich bitte, diesen selbst auferlegten Kampf noch eine Zeitlang fortsetzen; ich füge mich gern, verehrter Lehrer und Freund. Soll ich dann, muß ich dann einfach übersetzen, so erlauben Sie mir wohl, daß ich einen Text von Ihrer eigenen gediegenen Feder dazu nehme."

Ein Lächeln überflog des Mannes Mund. Er ging über des Prinzen Äußerung hinweg und sagte im Weiterschreiten, dem Schlosse zu: „Es wird Ihnen gerne vergönnt sein, noch einiges aus sich selbst zu konzipieren, doch wird es gut sein, sich abwechselnd einem kleinen fremden Pensum zu unterziehen, welches so eingerichtet werden soll, daß Eure Durch-

laucht sogar das Lexikon des Heinsius 180) dabei entbehren können."

Hohe Freude strahlte aus des Knaben neubelebten Augen! ach! aus diesen Augen, die tags darauf von heißen, bitterlichen Tränen überströmen sollten.

Tags darauf, den 22. Juli 1821, brachte man dem Kinde die Nachricht vom Tode des Vaters.

In dem Lehrenden werden unsere Leser den unvergeßlichen M. von Collin 181) erkannt haben, der des Herzogs von Reichstadt 182) klassische Studien zu leiten hatte.

Beggiana,

nicht W**iana 183), oder Bäckeriana; es genügt: Beggiana. Einige Züge nur jenes eigentümlichen Kraftmannes, der auf seine „empfänglichen" Gesellschafter so erstaunliche Wirkung hervorgebracht, begeisternd noch in der Erinnerung, jetzt, nach einem Vierteljahrhundert! Einige Splitter also dieses mächtigen Urwalds! — Jemand fragt: an was doch die Frau gestorben sein möge? Der Begg antwortet: „Ich glaube, sie war entweder bucklig oder wahnsinnig." — Auf die Neuigkeit, daß die Donau wieder ausgetreten, bemerkte er: „Sie ist zu nahe bei Wien; man muß sie hinrichten (ihr eine andere Richtung geben)." — „Ja," erzählte er, „Anno neun, wie unsere Franzosen wieder hier waren, da habe ich meine Absätze (Handelsgeschäfte) noch in dem sogenannten Ungarn gehabt, mit dem toten Glaserer, aber viel ausgestanden. Ein reitender Sachs auf einem abgeworfenen Pferd hat mich da mitten durchgestochen (zwischen Leib und Arm). Ein feiner Insekt muß nicht nach Ungarn gehn, wo es lauter ‚Sporkionen' gibt." — Es ward gefragt, was das für eine Falltür sei. Des Begg

Antwort: „Es ist der Untergang des Kellerts.“ – „Ich sitze im Gasthaus; schaffe eine Halbe Bier an und trinke ein Seitel Wein; da kommt ein Vater herein mit seines Fraues; es war mein plötzlicher Freund.“ – Wenn er sich verwickelte, half er sich schnell heraus: „Ich weiß es nicht, ich behaupte es nicht; ungeachtet dessen, so so so, das das das; ich bin ein simpelhafter Staatsmann.“ – Jemand erzählte, er habe gestern in Schönbrunn gespeist, worauf der Held: „Oh, ich habe auch schon in verschiedenen auswärtigen Staaten gespeiset, unter andern in Brünn.“ – Stadt und Staat waren ihm synonym: „Der Staat wird jetzt gut gepflastert, besonders was die Ufer betrifft (die Trottoirs).“ – Als einer Prag über die Gebühr herausstrich, versetzte er: „Was wollen Sie? Der Geymüller[184]) hat gestern Prag gekauft.“ – „Jeder Fremdling seie verpflichtet, ein Seidel Wein zu trinken; und man muß ihn nicht töten.“ (Jeder Gast soll wenigstens den Betrag eines Seidels verzehren; und gegen Unbekannte muß man nicht brutal sein.) – „Unser Saffieh (Saphir) der alte junior (darunter verstand er jedoch eben den älteren) seie ein Santast.“ – Wurde er warm, so ging alles im Genitiv: „Das Theater seie ein Standale der Nature des Stoffes, des Gegenstammes (Gegenstands), des Glacies, des Grases, des Mannes ihres Fraues usw.“ – „Da liegt ein tiefer Hund begrame.“ – „Der Fido savant ist mit dem N. N. zum Geymüller gefahren, ist rechts gesessen; er ist so gescheit wie die alten Römer.“ – Folgendes ist rein unbegreiflich: Goethe, Jean Paul und Rossini hielt er für alte Römer, so schon vor Jahrtausenden gelebt. War die Rede von einem neuen Werk, so hieß es: „Ja, das ist nur eine Nachschwederung der alten Römer; ja, wie der Goethe und Jean Paul noch gelebt haben.“ Bei der Nachricht von Jean Pauls Tod stutzte er, fixierte in Gesellschaft, durchschaute

alles!! — Übersetzen nannte er „Überschwedern"; Schriftsteller: „Weltschreiber"; Künstler: „Freilaufer". „Die Freilaufer sind vogelfrei (so frei wie der Vogel in der Luft). Freilaufer ist nicht der Musiker, nur der Kompositeur; nicht der Akteur, nur der Literatorische (Dichter)." — „Wenn einer etwas abdruckt, wase der Sensur ist ausgestrichen, so verdient er auf den höchsten Galung (Galgen) im tiefsten Kerker plötzlich aufgehenkt werde (Strafverschärfung)." — „Dieses Puver (Pulver) habe ich von hereingebrachten böhmischen Landleuten gekauft usw." — „Auf dem hohen Markt habe ich heute zwei Wägen voll falscher Eide gesehen." — Bei einer Beanstandung von seiten der Landesregierung setzt er sich und schreibt an den Magistrat (allen Ernstes): „Lieblicher Magistrat! Indeme als daß ich N. N. das und das erfahre, so bitte ich, daß der liebliche Magistrat die liebliche Regierung plötzlich und auf das Genaungeste untersuchen und abstrafen lassen. Ich N. N." — Zum Schlusse seien den lieblichen Lesern noch ein paar liebliche Artikel aus dem Idiotikon (angelegt von Bar. Eyb) mitgeteilt: „Adressierter Hund" (dressierter); „Aguasito" (gleichsam); „Asterlitz" („wo die Ruften"); „Akkulität" (Fakultät); „Altertum" (Lebensalter); „Astronomitätigkeit"; „Beschädigung" (Entschädigung); „Colifirt" (kultiviert); „Critissant" (kritisch); „Depeschen" (Petechien); „Doalett" (Duell); „Ehegattung" (Gattin); „Entschädigung" (Beschädigung); „Fäseln" (zum besten haben); „Fassion" (Invasion); „ferirter Gehalt" (fixierter); „Geschlafe" (Sklave); „Hirnszühe, seine" (viel Verstand); „Hebung" (Aneiferung); „Just" (Jus); „Katzebub" (der Sande des K.); „Maericanisch"; „Malak" (krank); „Rappenvogel" (Rabe); „Sympathyisch"; „Supernation" (Subordination); „Schachtspiel"; „Sesuv" (Vesuv); „Subjekkin" (Frau); „Wälzung" (Vorbringen im Diskurs); „Daherwälzung

des Gegenstamms." — Wie gesagt, wie die Staël gesagt: Die Begeisterung erscheint denen lächerlich, die sie nicht teilen.

Abenteuer 1809

Landwehr[185])

Niemand wird den imposanten Akt der Landwehrfahnenweihe[186]) vergessen, auf dem Glacis zwischen dem Burg- und Schottentore. Wie feierlich, wie rührend, wie erhaben! Der Kaiser, noch rüstig, zu Pferde; die Kaiserin, blühend, Maria Ludovika[187]), von einem der beiden Collin so feurig besungen, in offener Kalesche. Tausende von Zuschauern ringsum: alles Begeisterung; alles Flamme.

Von dieser gloriösen, ergreifenden Handlung schwärmten wir noch in unserem miserablen Standquartier zu Hautzental[188]), schwärmten wir in der ganzen Kampagne überall.

Während des ganzen Hinausmarsches sangen wir Schillers Räuberlied[189]); es fiel gar nicht auf. Wehe aber, hätte es einer gewagt, Pantalons zu tragen.

In Braunau stürmischer Jubel! Zehn Schritte noch, und der junge Wiener im Ausland! Und hernach: der Tabak; das Bier! So fort durch Landshut, und weiter.

Ich hatte eine Spezialkarte von Bayern bei mir. Der Hauptmann Hufnagel[190]), ein alter, redlicher Mann, erschaut sie. Er ist erstaunt. Er will sie haben; er muß sie haben. Ich gebe sie aber nicht her. Er will mich dem Bataillonskommandanten vorstellen, dem ehrenwerten, tapferen, liebenswürdigen Saint-Quentin[191]). Lieber Himmel, mit diesem Helden war ich schon viel früher besser bekannt in seinem Hause auf der Mariahilferstraße. Hufnagel wollte desperat werden, und ich ließ ihn desperat werden.

Friedrich Schlegel[192]), der hochgelehrte Friedrich Schlegel, schlägt in Landshut österreichische Prokla-

mationen an. Wie das? Man weiß, daß er, im Hauptquartier des Erzherzogs Karl, deren verfaßt, begeisterter, feuriger als sonst seine Schriften; voll Schwungs. In Landshut sollen sie affichiert werden. Es sind Leute genug da, diese Maueranschläge dort und da anzuheften. Aber Schlegel, hingerissen von patriotischem Eifer, legt selbst Hand an. Er eilt, so schwerfällig er auch ist, herum; er klebt an. Aber er ist kurzsichtig; trotz seiner Augengläser pappt er manche umgekehrt an, so daß man, sie zu lesen, von den Fenstern des ersten Stocks es hätte tun müssen. Niemandem fiel es ein, zu lachen.

An ihm vorbei schießt ein wütender Hund, auf einen Metzger zu, der vor seiner Butike aushackt. Das Tier beißt ihn in die linke Hand; mit dem eben erhobenen Beil in der rechten, hackt er sich im Nu die linke ab, total, daß sie auf dem Block liegt. Alles in einem und demselben Augenblick. Der Arzt Maier[193]) hat recht mit seiner neuen Theorie oder vielmehr Praxis, nicht lang kunstgerecht ablösen oder absägen; was da viele Umstände, was da unnötige Schmerzen: ein herzhafter Hieb, Punktum.

Bei Tann[194]), des Abends hinter einem Hügel, da galt es ernsthaft. Saint-Quentin, der hagere, martialische, trotz seiner Wunden lebenskräftige Mann, das Theresienkreuz an der mutigen Brust, besteigt seinen mageren alten Fuchs, zieht den Degen, sprengt die Front entlang: „Meine Erren! Jetzt zeig Sie, daß Sie ahb Courage! Courage, meine Erren!"

Ebenso rückwärts auf der Landshuter Höhe. Die Chirurgen hinter der Front kramen schon ihre Etuis aus. Man war schon umklammert. Zurück! Der würdige Feldkaplan Sommerau[195]), jetzt verdienter Kirchenfürst, kennt die Seitenwege, zeigt sie uns. Wenige kommen um.

Unsereiner versprengt, bei Stadt Steyr gefangen; sogleich ranzioniert, und wieder fort.

Burgtor in Wien von außen 1819
(Nach einem Aquarell von A. v. Saar — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

Versprengt. In Stadt Steyr. Dort über dem Haustore hängt ein großes rotes Buch! Geschwind hinein. In zwei Minuten sitzt der Flüchtling am Falztisch, buchbindert fixfingrig zu. Ans Fenster zu treten, wagt man kaum. Zwei württembergische Chasseurs, die Pistolen gespannt, sprengen ventre-à-terre in die Stadt; in ein paar Minuten ist Stadt Steyr französisch 196). Ein Tagesbefehl verkündet: Wer einen Landwehristen beherbergt, wird füsiliert. Fort also, fort! Mein entschlossener Wirt jedoch, ein fester Ehrenmann, Kaltenbeck des Namens 197), besteht darauf, daß ich bleibe. Der Streit aber endet schnell, da sechs Mann Einquartierung auftreten. Es lief alles gut ab; ich ward als Dolmetsch etwas nützlich; aber geheuer war es nicht. Der Wohltäter darf nicht füsiliert werden.

Versprengt. In Linz. Geheuer war es nicht: fort! Der Flüchtling ist in Zivilkleidern. Beim Stift Florian saust Bernadotte-Pontecorvo 198) auf einer Tigerschabracke vorüber, begleitet von einer Schar roter sächsischer Dragoner. Weiter gegen Linz ist ein österreichisches Infanterielager, nämlich ein sächsisches: nur in der Nähe unterscheidbar. Wie leicht verwechselt im Dampf des Gefechts, so auch geschehen. In Linz! Wo ist die Buchhandlung Eurich 199)? „Dort." Unter dem Haustore ein sehr kleiner junger Mann, die Hände in den Taschen, ein weißes Filzkäppchen auf. Ich frage nach dem Prinzipal; der ist in Wien. Den sehr kleinen jungen Mann aber lerne ich kennen. Er ist die Freundschaft, die Liebenswürdigkeit selbst. Nicht gar lange danach korrespondieren wir. Er kommt nach Wien; er bleibt in Wien; er macht meine Schwester glücklich. Es war Tobias Haslinger 200). Ach, Geliebter, wie schwanden die Jahre, die dreißig?! Du stiegest und stiegest. In stiller, freudiger Seele gönnte man dir's, oder laut jubelnd. Einsicht und Schwung, Kraft und Fleiß, Mut und Be-

harrlichkeit, Edelsinn und Rechtlichkeit, tausend Tugenden waren dein Eigen. So stiegest du, eines Tages aber urplötzlich zu entschwinden auf luftigen Höhen im Himmelsgewölke, o Geliebter, ewig, ewig Unvergeßlicher. Sieh, die Haslinger hatte einen guten Einfall: Du hast die Bekanntschaft des Haslinger beim Militär gemacht.

Negoz

Dem stockenden Berufsgeschäft entrückt; der Feind im Lande: was soll man tun in Wien? Mit Karten negoziieren, aber nur mit gewissen. Ich habe einen Vorrat der großen Schmidtschen von Oberösterreich[201]). Nun, das Land ob der Enns, nur ein Durchhaus und schon passiert, da hat es keinen Skrupel. Der Stadtkommandant Meriage[202]) im Friesschen, Lefèbvre im Collaltoschen, Bessières[203]) im Esterházyschen Palais, für ihre Sammlungen, zahlen sie brillant. Bei Bessières liegt sie auf dem Billard. Der Marschall mit dem gelbbraunen, kalten, ernsten, starren Gesicht tritt ein; tritt hinzu, besieht sie flüchtig, tritt ab, sagend, ohne nach dem Preis zu fragen: Il faut l'acheter! Mit dieser Karte ging es; alle Kunsthandlungen verkauften sie.

Aber mit Lipßkys Karte von Ungarn[204])! Das ist etwas anderes! Der Vizekönig von Italien ließ bekanntmachen: er biete tausend Gulden für ein Exemplar. Ich hatte eines. Ich versteckte, vergrub es. Nicht sicher genug: ich verbrannte es. Mehrere Kunsthändler hatten sie wohl auch, gaben sie aber nicht her.

Füsillade

Eines Tages geht ein Zug langsam zum Burgtor hinaus. Ein paar Dutzend Gendarmen, aber sonderbar, zu Fuß, den Säbel gezogen; in der Mitte der arme Teufel Eschen-

bach, ein Sattler, so zwei Kanonen vergraben; in seinem Milizrock, lichtgrau mit roten Aufschlägen. Dann ein kleines Liniendetachement; dann eine Schar Wiener. Man knirscht; man verabredet sich, man sollte ihn befreien. Der Unglückliche hat eine ruhige Miene. Man kommt beim Jesuitenhof an, neben der Getreidemarktkaserne; an der äußeren Mauer. Ein Dreieck; einige Schüsse. Die Grube war schon gegraben. Ach Gott[205])!

Noch eine

Palm[206]) wurde füsiliert. Eurich wurde nicht füsiliert; Kupffer wurde auch nicht füsiliert. Alle drei waren sie proskribiert, ob des Vertriebes der Piece: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", ein verfluchter Titel. Eurich, der kompakte, biderbe, ehrenfeste Eurich, wurde nicht füsiliert, weil er Courage hatte. Kupffer[207]), der knackende, zimperliche, wirrwarre Kupffer, ward nicht füsiliert, weil er keine Courage hatte. Eurich ging in Wien, mitten unter Tausenden von Franzosen, herum, mir nichts dir nichts, in seine sogenannte drapfarbene Kapotte bis zur schwarzen Halsbinde eingehüllt. Ich erschrak, wenn wir uns begegneten; er nicht. Wie jammerschade wäre es gewesen um diesen stoff- und wirkungsreichen, unendlich vielseitigen Mann, so voller Kenntnis und Tüchtigkeit, noch jetzund, hochjährig, rüstigen Geistes, energisch, schaffend, waltend, wie ein junger, genialer Feldherr. Kupffer jedoch, bebend, zitternd, entfloh, dem nächsten Hort zu, nach Preßburg. Da klagte er dem bewegten Kaiser Franz sein Leid und erhielt für den Augenblick die nette Summe von fünfhundert Gulden. Für Kupffer würde es ein Glück gewesen sein, proskribiert zu bleiben. Und jetzt würde man den Vogelfreien nicht mehr finden. Alles ist füsiliert bis auf Eurich und unsereinen. Man lebt; man lebe!

Ranzion

Auf der Bastei, neben dem Dembscherschen[208]), auf der Stelle, wo das kleine Liechtensteinsche Gebäude, war ein einstöckiges, längliches Haus; in selbem ein Traiteur, bei dem es recht lustig herging. Französische Harfnerinnen spielten und sangen; gegenüber das Paradiesgärtchen[178]), recht schmal, mit der Donnerschen Reiterstatue Franz' I.[209]) Ich komme hin, sehe da einen Offizier sitzen, den ich kennen soll. Aber was ist das? In seiner Gesellschaft meine Nichte? Ei! Wie? Was? Just, ich setze mich an ihren Tisch; tue nichts dergleichen. Der Offizier zieht die Uhr. Himmel, es ist meine Uhr, die Uhr, welche ich den zwei Grenadieren, so mich gefangengenommen, als Lösewert überlassen. Richtig, es ist einer jener zwei; sehr schnell schon Offizier. Gut. Aber Malchen, Malchen! Ich lasse das merken. Er erkennt auch mich. Ich sage: Jetzt sind Sie mein Gefangener; ich bin dieses Mädchens Oheim, der Vormund. Sie werden Malchen nicht haben. Er sagt: Sie sind noch mein Gefangener; Sie kennen den Tagesbefehl; ein Landwehrmann; genug. Ich lache; er lacht auch, Malchen[210]) lacht ebenfalls. Sie expliziert die ganze Erscheinung. Der Offizier, ein würdiger Mann; schon ihr Bräutigam, sie heiraten sich alsbald. Wir gaben uns beide los. Er avanciert und bedeutend. Aber er bleibt in Rußland und sie bleibt in Frankreich. Ob sie noch lebt?

Wiener Zeitung

Während der feindlichen Okkupation ward die Wiener Zeitung von französischer Seite aus redigiert, das ist in der Ordnung. Daß aber ein Österreicher, ein Wiener, der Redakteur war[211]), das ist häßlich und mehr als häßlich. Ein gewisser *** war 1805 mit den Franzosen fortgezogen, 1809 mit ihnen wiedergekommen. Ein junger Mann von

Talent; das ist alles wahr. Man las es sogar gedruckt. Mehrere der Invasionsproklamationen (Tagesbefehle) waren von seiner Feder. Die Wiener Zeitung redigierte er in dem alten Eckhause der Rauhensteingasse, jetzt zur Elster. Der Mann tat sehr verflucht französisch; aber es zerschnitt einem das Herz, einen Wiener in Wien selbst gegen die Wiener und Wien schreiben zu sehen. Das imstande zu sein, dazu gehört eine verfluchte Natur; und der Mann hatte sie doch nicht so ganz, denn er war um des Himmels willen ein Wiener. Das sagt genug für den, der es fassen kann. *** aber wollte auch Proselyten machen, eröffnete brillante Aussichten, wies auf sich selbst hin. Ich weiß keinen, keinen Wiener, der darauf horchte. Hatte man in litteris mit dem Zensurminister Bacher212) (Bureau in der Reichskanzlei; sehr merkwürdig: im Gebäude der Kanzlei des deutschen Reiches 1809, von dem die Franzosen, einmarschierend, so gütig waren auszurufen: Ah, cette ville est jolie) zu sprechen, der ein äußerst komplaisanter Mann war, so bezog er sich auf die günstige Äußerung des ***. Es ging da mehreren Wienern so. Ah, was soll das? Allez vous en!

*** aber war Spekulant, geldgierig; wohl auch geldbedürftig? Das kann nicht mildern. Er mietete in der Dorotheergasse einen Laden, druckte Blumauers Schriften, neun Teile, bei Pichler, unternahm den Morgenboten213), eine Schrift in Heften, und machte gute Geschäfte. Er zog wohl auch mit nach Rußland.

Der Stadtkommandant202)

Ähnliches wie bei Bacher und W*** lag auch in der Tendenz des Stadtkommandanten Meriage, der im Friesschen Palais residierte. Er lud, wenn er ihm gefiel, diesen oder jenen, mit dem er zu tun gehabt, ein auf eine Partie Billard, sagte ihm viel Schönes und dergleichen. Seine

Offiziere verspielten geflissentlich, zahlten mit den in Masse vorgefundenen, noch unausgefertigten Bankozetteln und taten dick. Meriage pflegte angekaufte Sachen mit Anweisungen auf den Magistrat zu bezahlen. Gehorsamer Diener. Man überließ ihm nichts mehr und spielte nicht mehr Billard dort. Ein paar junge Skribenten debauchierte er dennoch. Ihre Namen weiß ich nicht mehr, möchte sie auch nicht nennen. Nur auch mit hinein nach Rußland.

Parade

In Schönbrunn war sehr oft Parade[214]). Da konnte man Napoleon bequem sehen. An der großen Treppe, über die er kam, harrten fast immer mehrere blessierte Militärs mit Suppliken. Wenn er die Truppen defilieren ließ, ging er erst einige Male auf und ab; dann stand er still. Die Hände bald auf dem Rücken, abwechselnd die rechte in der Weste ruhend, in der anderen das Schnupftuch. Wirklich nahm es sich so aus, als wisse er nicht, was er mit den Händen anfangen solle. Er kommandierte zu kommandieren. Wie Rapp den Stapps[215]) festhielt, konnte man deutlich sehen, sah ich deutlich. In der schattigen Ecke des Schlosses nächst der Treppe stand der historische Schimmel Ali.

Audienz bei Napoleon vierzehn Tage nach des Helden Karl Siegesschlacht bei Aspern

Motto: „Bei jeglicher Beurteilung unterscheide man die Zeit und die Umstände." Denis.

Eines Tages sehe ich meinen uralten Oheim Rudolf[216]) bei mir, einst einer der allervornehmsten Sosier Deutschlands, was man dort und da noch liest, noch weiß.

„Du haſt jetzt Muße," ſagte dieſe ehrwürdige Ruine. „Ich habe ein Geſchäft für dich. Hier die Urkunde meiner Geldforderung an die franzöſiſche Regierung. Sie iſt zwar aus alter Zeit, allein —"

„Nun," unterbrach ich ihn, „was kann ich?"

„Geh zu Napoleon," verſetzte er ruhig, „geh an meiner Statt!"

„Geh zu Napoleon!" — Wie ein Blitz ergriff mich das.

Ich beſah das Dokument! Faſt ſo viele tauſend Franken, als der Gläubiger Jahre. Das Dokument nahm ſich ſehr gut aus.

Zu Napoleon gehen, das konnte man ſo ſchlechtweg nicht. Ich ging vorerſt, aber wirklich ganz ſchlechtweg zu Duroc[217]). Duroc war die ſchönſte Laune, die Liebenswürdigkeit ſelbſt. Ich war feurig, wie der Teufel. Das gefiel ihm, und — ich ging zu Napoleon.

In Schönbrunn. Duroc führte mich ein.

Der Kaiſer inmitten ſeiner Generäle — die ganze Iliade tauchte flammend in mir auf. Bei ſeinem Anblicke wurzelte ich am Boden. — Ich fühlte, daß ich totenblaß ſein müſſe. — Dazu noch dieſes: es ſchien, die erhabene Gruppe ſei im Begriff, ſich zur Parade zu begeben.

Allein Napoleon, mit einem Blick auf Duroc, winkt. Ich trete heran, zwar feſt, aber ich fühlte, daß ich feuerrot ſein müſſe.

Ich überreiche das Memoire Napoleons Händen, jenen wunderſchönen Händen, die bekanntlich auch allen ſeinen Geſchwiſtern eigen.

Der Kaiſer durchlief das Papier eine Minute lang. Dann ſah er mich kalt und feſt an. Ich, ſchon voll Faſſung, hielt dieſen Blick ruhig und energiſch aus.

„Sie ſind?"

„Des Bittstellers Neffe, Sire!"

„Welchen Landes?"

„Majestät! Ein Pariser!"

Napoleon schwieg, betrachtete mich aber mit einer sonderbaren Schärfe.

Mit einer Verbeugung setzte ich hinzu: „Sire, alle Wiener sind zu Parisern geworden."

Kaum waren mir diese Worte, nur einem leichtsinnigen jungen Menschen verzeihlich, entschlüpft, als ich die Plumpheit, die Lächerlichkeit, das Verwerfliche, die Abscheulichkeit dieser Schmeichelei tief, tief empfand.

Napoleon durchschaute sogleich das alles. Er weidete sich, wie es schien, einen Augenblick an meinem Schamgefühl. Er lächelte mild. Dieses Lächeln! Ich begriff nun faktisch den unbeschreiblichen, allgepriesenen Zauber dieses Mundes, auf dem, wenn er lächelte, die Grazien thronten, hinrissen, fesselten.

„Die Jugend", sagte er sanft, „ist da, sich zu übereilen. Aber die Wiener übereilen sich sonst nicht. Ich kenne sie gut. Es sind brave Leute, recht sehr liebenswürdig, besonnen, verständig, folgsam, bieder als Landeskinder. Ich ehre die Wiener."

Dieses Wort aus diesem Munde, an dieser Stätte erhob, entzückte mich.

„Könnte ich jetzt der Repräsentant aller Wiener sein," sagte ich begeistert.

„Wer sind Sie sonst?" fragte Napoleon kalt.

„Buchhändler, Sire."

„Und das in Deutschland?" versetzte er, wie ironisch. „In dem phlegmatischen Deutschland, wo man auf den Ruhm nichts hält, so gut als nichts. Dieses ideologische Land hat viele große Schriftsteller, aber sie dürfen oder wollen nichts für die Nachwelt hervorbringen. Man kennt

sie also nicht, folglich existieren sie nicht. Was soll es dann mit dem Buchhandel?"

„Sire," fiel ich ein; aber Napoleon ließ mich nicht zu Worte kommen und fuhr wie sprudelnd fort:

„Dieser Handel wird stets nur in Frankreich und England blühen. Allein, er ist ein lächerliches Gewerbe. Er nährt sich nur von der Narrheit. Die Büchersammler sind Tröpfe. Eine Masse von Dingen auffammeln, aufspeichern, von denen man kaum ein Tausendstel genießen, benützen kann. Es ist Narrheit! Ja, Gemälde, Münzen, Kupferstiche! — Die Idee des Buchhandels ist Unsinn. Er muß in seinem eigenen Fett ersticken, zerplatzen, da er millionmal über den Bedarf erzeugt, und . . ." Hier brach der Kaiser plötzlich ab.

Ich benutzte diesen Moment, um den Gegenstand meiner Audienz zu erörtern.

„Hoffen Sie nicht," bemerkte Napoleon, „die Sache scheint etwas verjährt, erloschen. Wie alt, sagen Sie, ist der Supplikant?"

„Achtzig! Sire!"

„Wohlan, er soll noch erleben!"

Bei diesen Worten schritt Napoleon vorwärts. Der Zug erhob sich in den großen Hof zur Revue.

Sie mitanzusehen, war mir nicht möglich. Ich war zu voll größerer Dinge. Ich versenkte mich in das dichteste Gebüsch des Gartens und kam, ich weiß nicht wie und wann, wieder in die Stadt.

Seitdem ist mehr als ein Vierteljahrhundert verflossen. — Die Szene, der Seele eingebrannt, lebt in mir, wie von heute. Aufgeschrieben hatte ich nichts. Hier geschieht dies zum ersten Male. Allein, das Unnennbare, der Geist der Erscheinung entbehrt der Möglichkeit des Wortes.

Einige Jahre danach erzählte ich das Erlebnis dem

Bruder Napoleons, Ludwig218), diesem edlen, anmutigen Herzen, bei dem ich, leider nur kurz, die Ehre hatte, in Diensten zu sein. Der Graf Saint-Leu, etwas bitter schmunzelnd, entgegnete: „Ja, ja, dieser Jupiter, hätte er nur nicht so viel geblitzt!"

Die Bittschrift übrigens blieb ohne Ergebnis. Nichts von den Tausenden von Franken. Aber Tausende von Franken gibt es unendlich viele! Ich hatte Napoleon gesprochen!

Ein Diner

Die Gäste: Brentano219); M. von Collin181); F. von Schlegel192); Schneller220); von Steigentesch221); Werner222). — Zwischen den Gängen der Schüsseln lesen sie sich Stücke ihrer neuesten Erzeugnisse vor. — Salon im Hotel zum römischen Kaiser in Wien11).

Man wandelt im Saale umher. Steigentesch mit Collin; Schneller mit Brentano. Werner steht an einem Fenster; er liest mit Sammlung in einem kleinen Buche, dessen schwarzlederner Einband, dessen Goldschnitt bis zur Unscheinbarkeit abgegriffen.

Steigentesch sieht mehrmals nach der Uhr. Zu Collin: „Unsere Tischzeit ist da und unser Schlegel ist noch nicht da. Seltsam!"

Collin lächelnd: „Es werden Verlegergeschäfte sein. Sein neues Geschichtswerk . . ."

In diesem Augenblick tritt der in Rede Stehende ein, vom ungewohnt schnellen Gehen etwas außer Atem, die Uhr in der Hand, auf die in Schweigsamkeit Stehenden zuschreitend. Werner schlägt das Buch zu und schiebt es in die Brusttasche. Er zieht aus dem Armel eine ungeheure runde Dose und präsentiert sie dem grüßenden Schlegel. Beide schnupfen mehrere mächtige Prisen223).

Schlegel zu den anderen, die sich versammelt: „Herren und Freunde! Entschuldigung! Schaumburg[224]) ließ mich nicht. Ich mußte heute noch einig werden."

Steigentesch: „Garçon, Garçon, aufgetragen!"

Man sitzt.

Steigentesch: „A l'italienne? Keine Spur de l'italienne in dieser Suppe."

Schlegel: „Schlecht italienisch ist gut russisch. Garçon, den Kaviar!"

Steigentesch: „Den Kaviar, Garçon! Die Sardellen!"

Schneller: „Die Entremets sind die Epigramme der Mahlzeit."

Werner während des Schnupfens: „Das ist stark faktisch gesprochen. Ein Epigramm ist ein rein geistig Ding. Man sieht den Professor der Geschichte: wenn ich sagen darf, das materielle Weltkind."

Collin, Brentano, Steigentesch schmunzeln. Schlegels Miene wird ernst. Schneller lächelt. Er entgegnet: „Einem Dichter, wie Sie, Würdiger, unterwerf' ich mich willig. Ich erkenne, ich preise Werner als den größten Dichter unter den Predigern und als den größten Prediger unter den Dichtern[225])."

Alles klatscht. Werner neigt sich; er deutet auf Steigentesch: „Das ist nur auf unseren General da anwendbar: der Dichtergeneral, der Generaldichter."

Brentano: „Würdiger, es ist der Verfasser der ‚Marie'. Herr von Collin, haben Sie diese kleine Satansschule nicht rezensiert?"

Collin: „Das wohl! Aber ich unterließ den Abdruck. Ich zensiere mich selbst."

Werner nickt lebhaften Beifall und präsentiert Collin eine Prise. „Markör! Das Bier ist gut. Noch eine Flasche!" — Er trinkt das fünfte Halbglas aus.

Brentano hebt das sechste Weinglas empor: „Marie."

Schneller sein erstes gewässertes, stößt an: „Ich teile die Anstößigkeit. Ich bin zwar Gatte; aber ‚Marie'. Sie lebe jedenfalls als Kunstwerk!"

Schlegel: „Kellner, noch ein Rebhuhn, aber so gut als das erste." Zu Steigentesch: „Was sagen Sie zu den Trüffeln?" Der Gefragte, fortschmausend, antwortet nicht.

Collin: „Wer nicht nein sagt, sagt ja. Ich finde, man speist zu langsam."

Steigentesch während des Kauens: „Ich sage nein, ich sage, man speist ventre-à-terre."

Schneller: „Im Wortsinn noch nicht so ganz."

Steigentesch murmelnd: „Das ist keine geborene Straßburgerin. Professor, ist sie Ihre Landsmännin? Nein, sie verträgt keinen Leberreim, die . . ."

Schneller, mit Enthusiasmus, erwidert: „Sie ist eine Originalausgabe. Ich bürge. Sie hat das rechte Format für sechs Gäste."

Werner: „Sechs? (Schnupft schnell aufeinander.) Es ist da ein altes Sprichwort von der ominösen Zahl dreizehn. (Auf Schlegel blickend.) Einer von uns ist um die Hälfte mehr. Wir machen die Hälfte von dreizehn aus."

Steigentesch springt auf: „Ich mit meinem Volumen; so lass' ich's gelten; als Wisser jedoch ist unser Freund dreizehn mal dreizehn schwer. Garçon, noch zwei Bouteillen Bordeaux! Wie steht es mit dem Champagner?"

Er geht ein wenig auf und ab, das Glas in der Hand, und streichelt sich den Bauch. „Ja, ventre-à-terre. Man ist nahe daran, in des edlen Stuttgarters 226) Bauchstapfen zu treten. Diable. Sie kennen Talleyrands Bonmot. Der andere langsam watschelnd und doch immer ventre-à-terre."

Es kommt Bordeaux. Brentano erhebt sich, gesellt sich

zu Steigentesch. Die Gläser werden gefüllt. Beide umkreisen langsam schreitend die Tafel. Schlegel folgt. Brentano schwingt ihm zu Ehren das Glas. Steigentesch sagt zu Schlegel: „Vergessen wir nicht, Freund, dieser kleine Salon ist auch der Schauplatz Ihres Ruhms. Ist es nicht auf diesem Punkte, daß Sie Ihre historischen Vorlesungen hielten[227])? Warum konnte ich nicht Gast sein? Wie mundeten sie den Wienern?"

„Die Wiener, meine guten lieben Wiener, waren hungrig," sagte Schlegel. „Und ihre Mahlzeit war substanziös," bemerkte Brentano.

Die Gläser waren leer. Man nimmt wieder Platz. Die Fische winken. Der Champagner kommt. Schlegel bringt Schnellern ein Glas zu, mit dem dankbaren Ausruf: „Meinem Sachwalter!"

Werner mit dem ewigen Bierglase, nachdem er eine Prise genommen, fragt an: „Was war das wohl für ein Prozeßchen?"

Und Schneller nimmt das Wort: „Der gedruckte Prospektus begann: Historische Vorlesungen über die Geschichte; von Friedr. Schlegel. Einige Mikrologen ketzerten darüber, witterten Pleonasmus. Nun, ich vertrat die Sache; ich analysierte und es hatte ein Ende. Überhaupt aber: Männer wie Schlegel und Eichhorn[228]), mein Vorbild, haben wohl das Recht, zuweilen . . ."

„Außerordentlich zu sein," rief, das Glas in der Hand, Brentano. „Der Meinung bin ich nicht ganz," äußerte Collin, der während einiger Zeit einen Aufsatz von Steigentesch gelesen und mit Bleistift Anmerkungen dazugesetzt hatte. „Dem großen Publikum soll man keine Blöße geben. Es urteilt nur nach der Oberfläche. Ein Titel muß streng korrekt sein. Was Eichhorn betrifft, so machte nicht er, sondern sein Verleger den Schnitzer." Collin trinkt sein

Wasserglas leer und fährt fort: „Auf irgendeinem Bande seiner Geschichte der Literatur steht: Dritte Hälfte."

Alles lacht.

Steigentesch sagt: „Die kleinen Forellen haben keine dritte Hälfte. Das ist noch ein größerer Fehler. Wieder noch ein größerer: eine Forelle soll kein Walfisch sein. Garçon, Champagner. Wo bleibt das Gebäck! He, Garçon, Garçon!"

Brentano bringt Schnellern das Glas: „Ihre Weiblichkeit, der duftigste Sonettenkranz, der je geflochten[229])!"

Schneller entgegnend: „Viktoria, Ihrer ‚Viktoria mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte; ein klingendes Spiel'[230]), ihr die klingenden Gläser!"

Steigentesch: „Viktoria!"

Werner, sich nicht vom Bierglase trennend, eine Prise nehmend: „Die Viktoria, ja. Aber die Weiblichkeit ist etwas hart, so wie meine eigenen Verse."

Alle erheben sich und die Gläser: „Die Söhne des Tales!" Brentano wiederholend: „Die Söhne des Tales!" Er nähert sich Werner und umarmt ihn begeistert. Steigentesch versucht dasselbe.

„Garçon, das Dessert; die Liköre!"

Bei diesem Ausruf Steigenteschs steht Werner auf. „Ihr Herren und Freunde, ich weiß zu strafen. Übermäßiges Lob gebührt der schwachen Kraft des schwachen Sterblichen nimmer. Meine ‚Söhne', wenn sie meinen Söhnen gefallen, so freut mich's. Aber keinen Lorbeer! Eher mögen die weltkinderschen Aristarchen fortfahren mich zu schmähen, wie neuerlich."

Collin: „Ich habe das Geschwätz gelesen. Es ist ein elendes Pasquill[231]). Einen Werner ficht das nicht an. Die Heiligkeit des Talents zu würdigen, ist die erste Pflicht des Rezensenten. Der das nicht tut, ist kein Mann."

Werner: „Selbst der gegründete Tadel ist mir gleichgültig. Ich werde stets schweigen. ‚Nur, wenn da irgendeiner sagt, Werner hat einen Löffel zu sich gesteckt: nur dann werde ich reden‘*).“

Alle: „Die Söhne des Tales!“

Brentano: „Das Kreuz an der Ostsee!“

Werner: „‚Ponce de Leon‘! Und nun die Pönitenz! Sie rezitieren uns noch die Erscheinung der ‚Libussa‘ aus Ihrer ‚Gründung Prags‘ 232)!“

Steigentesch: „Garçon, den Kaffee!“

Brentano rezitiert aus dem Gedächtnis.

Wagen rasseln im Hofe. Ein Bedienter tritt ein. Man sieht nach der Uhr. Alles erhebt sich. Die Hüte, die Kleider! Man eilt, man fliegt, denn der 24. Februar wird gegeben.

Ein schwarzer Prinz

Auf der Burgbastei wandelten zwei Männer, abseits vom Publikum. Beide in reifen Jahren. Der eine, ein Weißer, war in tiefstes Schwarz gekleidet; der andere, ein Schwarzer, in blendendes Weiß; der Stil seiner ganzen Tracht türkisch.

Dieser letztere Mann war von fürstlicher Abkunft, als siebenjähriger Knabe von einem feindlichen Stamm geraubt, an Christen verkauft, nach Messina zu einer Dame gebracht worden, die ihn sorgfältig erziehen ließ. Nur schwer trat sie ihn dem österreichischen General Fürsten Lobkowitz 233) ab. Der gewann ihn lieb, nahm ihn mit auf Reisen, in Feldzüge. Nach des Gönners Tode kam er in das Haus des Fürsten Wenzel Liechtenstein 169) in Wien, folgte diesem auf Reisen, auch nach Frankfurt zu Josefs Kaiserkrönung,

*) Seine Worte. (Anm. d. Verf.)

wo er im Spiel zwanzigtausend Gulden gewann. Er heiratete. Der Fürst wurde ihm abhold. Der Erbe und Neffe aber, Fürst Franz[234]), seine Kenntnisse, seine Tugenden ehrend, sicherte ihm eine Pension und übertrug ihm die Aufsicht über die Erziehung seines Sohnes, des Fürsten Alois[235]). Da wohnte er mit im Palast und genoß aller Ehren, alles Ruhmes, alles Lohnes. Er war sehr unterrichtet, gelehrt; redete und schrieb viele Sprachen, war Schriftsteller; reellen, liebenswürdigen Charakters, edel, tapfer im Feld. Dies war der Neger Angelo Soliman[236]), Schwiegervater des nachmaligen Hofrats Baron Feuchtersleben[237]), eines Mannes, der unter anderem Freund des Mathematikers Vega[238]), Mitbearbeiter seiner weltberühmten Logarithmen war.

Der andere der beiden Männer war der Abbate Casti[239]). Sein längliches, knochiges Gesicht war voll scharfer Züge und Geist. Augen, Nase und Mund ganz Voltairisch. Fürst Rosenberg[240]) hatte ihn in Florenz kennen gelernt. Von seiner Genialität bezaubert, suchte er ihn zu gewinnen, zog ihn nach Wien. Als Direktor der Hofschauspiele ernannte ihn der Fürst zum kaiserlichen Hofpoeten. Casti war nicht dankbar. Er hatte allerhand Zänkereien. Seine bekannten Poesien machten, ihrer Tendenz wegen, daß viele seiner Freunde sich von ihm zurückzogen. Auch der streng sittliche Angelo wich ihm aus. Allein auf Spaziergängen kann man das nicht immer. So wandelten sie auf der Burgbastei.

Zu dieser führte eine kurze, massive, grün angestrichene Holzbrücke über den schmalen Raum zwischen zwei Wällen. Unweit dieser Brücke, links, an einer schwarz und gelben Barriere hielten die Männer an. „Hier," sagte Casti, „hier ist der Punkt. Hier ist es, wo der Abbé Georgel[241]) den Vermummten sprach mehrere Nächte." Angelo entgegnete:

Angelo Sollmann
(Nach dem Gemälde von J. N. Steiner gestochen von J. G. Haid — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

„Wie konnte der Abbé Georgel, als Sekretär eines Gesandten, wie der Prinz Rohan[242]) in Wien so unvorsichtig sein?" „Was sagen Sie da: unvorsichtig," rief der Begleiter aus, „es war eitle Dienstpflicht; er wagte sein Leben für seine Stellung. Ich kenne die Sache in ihrem ganzen Zusammenhange. Ich habe sie im Manuskript Georgels gelesen, das seinerzeit gedruckt werden wird. Also, Georgel erhielt die anonyme Einladung zu dem Rendezvous. Georgel kam; der Unbekannte, eine Maske vor dem Gesichte, war schon da, hier, auf dieser Stelle. In der zweiten Nacht erhielt er die bedungenen tausend Dukaten und behändigte seinerseits das Versprochene." „Oh, jetzt erinnere ich mich wohl," unterbrach Angelo. „Der Elende erntete bald seine Früchte. Der wachsame, scharfsinnige österreichische Graf Mercy[243]) in Paris durchschaute schnell alles. Mit Meisterschaft kehrte er das Nötige vor, und die Maske erhielt ganz kuriose Notizen. Endlich packte ihn auch die niemals schlummernde Nemesis. Sein Gewissen erwachte. Eines Tages fand man seine Leiche, von der Donau ausgeworfen. Wissen Sie das, mein Herr Abbé? Und nun leben Sie wohl und fahren Sie meinetwegen fort, Ihre Novelle galanti zu vermehren."

Der Abbé wurde brennend rot vor Zorn. „Ihnen zum Trotz, mein Herr afrikanischer König, eben nicht; sondern ich kontinuiere meine Animali parlanti. Ihnen aber prophezeie ich, daß man Ihre Haut so einst auf Holz aufziehen und öffentlich ausstellen werde."

Noch ehe er geendigt, hatte sich der wackere Angelo voll Unwillen schon entfernt.

Die Prophezeiung aber ging seltsam genug in Erfüllung. Ein anderer Abbé, der Direktor des Naturalienkabinetts, Eberl[244]), hatte sie verwirklicht. Doch nicht lange, so ließ ein richtigerer Sinn eine geeignete Veränderung eintreten.

Ein anderer, ein dritter Abbé, würdigte den ausgezeichneten Angelo Soliman angemessener. Grégoire in seinem Werke: De la litérature des Négres 245) hat ihm ein schönes Denkmal gesetzt.

Auch Frau von Pichler hat diesen verehrungswürdigen Zeitgenossen geschildert. Ich weiß aber nicht auswendig, in welchem Bande ihrer Schriften, und ob vor oder nach Grégoire 246).

Reunion auf dem Eise

Wie es noch Sommer, folglich auch noch Winter gab, da gab es auch eine Reunion, gleichsam eine Redoute auf dem Eise, welches Eis der Spiegel des Kanalhafens 247) war. Eine Unzahl von Schlittschuhläufern, jung und alt, gering und vornehm, halbnackt und stutzerisch; Damen auf eigenen Schlitten, alles bunt und quer durcheinander, des Sonntags gleich nach Tische. Ringsum auf dem Eise selbst, an des Hafens Rändern, oben auf der Brücke: alles voll Zuschauer, denn es war ein amüsantes Schauspiel; man sah scharmante Leute; es gab allerhand abenteuerliche Auftritte; es gab allerhand zu lachen. Die Handelnden wie die Zuschauenden unterhielten sich trotz der oft grimmigsten Kälte ein paar Stunden exzellent, und alles gratis. Das Ding war aber eigentlich noch nicht das Rechte. Ein Spekulant 248) hatte den Einfall, es zu organisieren, eine förmliche Anstalt zu gründen. In der Mitte des Hafens ein großes Zelt mit Restauration und Musik, denn mit Restauration und Musik muß alles anfangen und aufhören; Musik eigens für den Eislauf komponiert, den langen Schönheitslinien angemessen, zu beseelen des Stahles Schwung; Schlittschuhe und Schlitten im Vorrat zum Ausleihen; Leute da zum Unterricht: Schlittschuhprofessoren; der ganze

Raum mit Netzen umzogen, denn: Abonnement für einen Monat oder den ganzen Winter oder auch einzelner Eintritt; beim Kassierer eine gedruckte Anleitung zur Kunst Tialfs, ein förmlich Büchlein; und überhaupt, der Eislauf sollte zu dem Rang einer schönen Kunst erhoben werden, wie der Tanz. Also gut! Der Spekulant läßt zuerst die Anleitung drucken, dann schreibt er den Prospektus, die Einladung für den hohen Adel und das verehrungswürdige Publikum. Dies war den 10. November 1810. Hierauf kommt der Spekulant provisorisch mit der Kanaldirektion überein und gibt das Plakat in die Wallishausserſche Druckerei[249]), obenauf ein großer schöner Holzschnitt, eine Szene auf dem Hafen. Der Spekulant hatte aber in seinem Aufsatz von der Chirurgie zuletzt gesprochen, statt zuerst. Er hatte erwähnt, es werden auch Chirurgen zugegen sein, falls eines Falles, eines Malheurs; anstatt daß er gleich anfangs, als Motiv der Unternehmung gesagt hätte: Es ereignen sich stets viel Unglücksfälle bei dem Eislauf; er wolle daher eine ordentliche Anstalt usw. Kurz, die Sache mußte unterbleiben. Und das war recht gut. Denn erstens, wie gesagt, die rechten Winter wurden immer matter und matter, blieben allmählich aus, und dann, das Publikum wurde von Jahr zu Jahr weichlicher, das Herrenpublikum schon gar. Dieses sitzt lieber in einem qualmigen Salon oder Bierhaus ganz ruhig, statt etwas Chirurgisches zu riskieren. Und so würde der Eisdichter Klopstock[250]) (in Antiquarbeilagen meist mit pf, wie auf der Troppauer Edition, erstere Bände) vergebens ausrufen:

„O Jüngling, der den Wasserkoturn
Zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt!
Laß der Stadt ihren Kamin; komm mit mir,
Wo des Kristalls Ebne dir winkt."

Auch Goethe[251]) (meist Göthe gedruckt, da er selbst

ausdrücklich begehrt: Goethe) würde fruchtlos invitieren: „zum Schrittschuh". (Er verlangt und schreibt Schrittschuh, was doch wohl jeder andere Schuh.) Mit dem Schlittschuhlaufen also ist es bei uns nichts, obgleich alle Gymnastiker es empfehlen, obgleich der große Frank[57]) es besonders dem schönen Geschlecht rekommandiert. Wer aber dennoch Lust hätte, den mache ich auf mein Büchlein aufmerksam: Das Schlittschuhfahren, eine praktische Anleitung usw. Von F. E. Fergar. 12. Wien 1827, bei Haas[252]). Die erste Kunst dieser Kunst aber ist die Kunst zu fallen. Wer nicht geschickt zu fallen weiß, der stehe ab.

Tabakisches

„Wir Europäer geben jährlich so und so viele Tausende aus, um uns die Nase mit schwarzem Staub zu verstopfen." Eine Exklamation Voltaires, die dann Baron Retzer, wohl der enragierteste Anbeter des Ferneyer Götzen, in seiner Geschichte der österreichischen Tabakpachtung des breiteren heraushebt[253]), als wäre sie ein geistreicher Einfall. Aber jene Tausende sind nichts. Vor 1670 war das Tabakwesen fast von gar keinem Belang auch für die österreichische Kammer. Damals aber faßte Graf Christoph Khevenhüller[254]), Oberstlandjägermeister, die Sache auf. Er verschaffte sich ein Einfuhrprivilegium. Alsbald wurde das ganze Gefäll verpachtet. Eine förmliche Organisation erhielt das Tabakwesen durch den portugiesischen Israeliten Diego d'Aquilar[255]), den Karl VI. 1725 zu diesem Behufe nach Wien berufen. 1765 waren Löwel, Hönig, Baruch[256]) und Kompanie die Pächter von Österreich, Böhmen, Mähren und Schlesien; und nach zehn Jahren für die sämtlichen Erbländer. Nach ihnen Fries, Grosser, Puthon, Arnstein[257]) und einige andere, an deren

Eislaufen nächst der Stubentorbrücke in Wien
(Nach einem Gemälde von G. Opiz)

Spitze Hönig258). Von 1784 an hat der Staat dies Gefäll in eigener Regie. Die interessantesten Daten über Bau, Handel und Gefäll des Tabaks findet man in der österreichischen Nationalenzyklopädie, Artikel Tabak 259). Die Ursache aber, aus welcher die Konsumtion des Schnupftabaks etwa von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an gar so ungemein sich gehoben, gehört nicht dahin. Sie ist auch mehr anekdotischer Natur, vielleicht ein lediglich Gerücht, was weiß ich. Allein, die Idee ist so interessant und rücksichtlich der raffinierten Industrie der Pächter dergestalt scharf charakteristisch, daß sie der Erwähnung wohl wert sein mag. Es wird nämlich erzählt, diese Pächter hätten bekanntgemacht, daß jedermann, der auch nur ein halbes Lot Tabak kaufe, dazu eine Dose, die wenigstens einen Groschen wert, umsonst erhalte. O wie fein! Leute also, die den Tabak sogar haßten, gingen in das Netz. Sie haben mit dem halben Lot, das vielleicht ein paar Heller gekostet, eine nette Dose; sie tippen ihn ihr heraus, pantomimisieren an der sauberen Nase herum; bald wird es Ernst, Gewohnheit, Unentbehrlichkeit; die Sklaverei ist fertig. Welch ein Wink für Redaktionen anderer Blätter als der Tabakblätter? Kurz, wie gesagt: es ward erzählt. Wenn der Tabak gut war, so ist der starke Verbrauch um so erklärbarer. Andererseits ist dafür die wirkliche Güte des Rauchtabaks sehr gestiegen, und mit ihr auch das Rauchen selbst. In Gottes Namen alles, nur keine überseeischen Zigarren, in unserem Klima Nerven, Seelenkräfte, Geist abspannend, zerstörend; das allersicherste Mittel, zu machen, daß die Farbe der Gesichter mit der fahlen, pergamentgelben, aschgrauen Farbe der abscheulichen Paletots auf das genaueste übereinstimme. Und leider: Probatum est.

Monsieur Bohrer

Wie mancher große Mann fällt der Vergessenheit anheim, bloß deshalb, weil es noch immer keinen Privat-Plutarch gibt, keinen Plutarch für schöne und edle Handlungen unhistorischer Personen, solcher Leute nämlich, die sich unöffentlich verdient machen im sogenannten gemeinen Leben, welches gar oft das allerungemeinste Leben ist. — Solch einen Notabeln[260]) weiß ich und ich will ihn nennen. Aber was sage ich? Unöffentlich? Kann man denn publiker sein, als wenn man, vom Paternostergässel[124]) gegenüber, an dem rechten Eckhaus der Naglergasse eine schwarze Tafel angeheftet hat, auf der mit goldenen Lettern steht, daß man in dieser Gasse selbst, beim Lamm, wohne? Ja, nun aber existiert kein Paternostergässel mehr und das Eckhaus mit der Apotheke und das Lammhaus[261]) in der Gasse sind seitdem ganz andere Häuser. — Großer Mann, kein Mensch weiß mehr etwas von dir und das nach einer so kurzen Zeit von etwa vierzig Jahren. Höchstens erinnern sich deiner so beiläufig ein paar bejahrte Leute, die damals blutjunge Leute gewesen. — Aber tröste dich, ehrwürdiger Schatten! Ich will das Andenken an dich, du großer Mann, ein wenig auffrischen. — Auf jener schwarzen Tafel stand mit goldenen Buchstaben folgendes: „Monsieur Bohrer kuriert Hunde und Paperln, Fasanen und andere verschiedene Tiere. Wohnt im Lamm im dritten Stock." — Und nun, mein lieber Leser, was sagst du dazu? Zarte Leserin, was meinst du dazu? Ein Hundedoktor! Warum soll ein Hundedoktor nicht auch ein großer Mann, ein historischer Charakter sein? Das wäre sehr traurig. Denn der Hund ist unser Mitgeschöpf so gut, als wir sein Mitgeschöpf sind. Tatsächlich aber ist, daß jeder, der den Doktor Bohrer persönlich gekannt, ihn für einen sehr wichtigen, folglich

für einen großen Mann gehalten. Was will man mehr? Wenn man wirklich mehr will, so kann ich noch dieses sagen: Doktor Bohrer war auch körperlich ein großer Mann, wiewohl etwas zu dick, aber aufrecht und stattlich, mit einer roten, goldbordierten Weste, zwei Uhrketten und überhaupt in einem Kostüm aus der guten alten Zeit her. In seines Wertes Bewußtsein schritt er, umgeben von einer Schar vierfüßiger Patienten, täglich ein Stündchen auf der Bastei in freier Luft einher, die Taschen wohl gefüllt, den Busen wohl gefüllt, denn überall steckten kleine Hunde, die nicht gehen konnten. Monsieur Bohrer hatte keinen Nebenbuhler, denn alles wendete sich nur an den Doktor Bohrer. Damals hatte Wien dreihunderttausend Menschen und zwanzigtausend Hunde. Man kann also schließen, wie viel Doktor Bohrer zu tun gehabt und wie viel er sich verdient. Was endlich trugen ihm nicht auch die „Paperln, Fasanen und anderen verschiedenen" Tiere ein? — Kurz, Monsieur Bohrer war ein verdienter, ein wohlhabender, ein gefeierter Mann. Und dennoch: dieser Doktor Bohrer ist so gut als vergessen! Kaum weiß man noch seinen Namen! — Oh, wie niederschlagend und zugleich wie abschreckend für das Streben nach Größe selbst! — „Das ist das Los des Schönen auf der Erde." — Ihr zahllosen Schatten all derjenigen aber, die durch Bohrers Kunst gerettet worden: oh, umsäuselt sanft sein holdes Andenken! Und kein treuer Hund tripple beim „Lamm" vorüber, ohne dankbar wedelnden Schweifes zwei- bis dreimal feierlich ein wenig zu heulen! Aber nicht zu laut, das schickt sich nicht. Nur privatim! — Ruhe sanft, Asche des Monsieur Bohrer!

In vollem Ernste: dieser Veterinär war ein anständiger, rechtschaffener, gesetzter, solider Mann; er war auch ein frommer und eben deswegen auch ein andächtiger Mann.

Er war dort und da „ordentlicher" Vorbeter bei Prozessionen, zuweilen auch bei der Mariazeller. Das Eigene hatte er dabei, daß er es nicht bloß auf Verstorbene, sondern auch überhaupt auf die Lebenden antrug. Denn, sagte er in seiner Philosophie, es ist, damit diese Lebendigen auch wieder für uns zum Himmel flehen. Recht gut das, recht gut, guter Bohrer! — Monsieur Bohrer war ein robuster, stattlicher Mann von mächtigen Waden, deren es damals noch gab; er trug sich nach alter Weise, höchst modest, ja gravitätisch; das große Jabot, ein kleines Tabakappalto, oder vielmehr das kleine ein großes. Als Tierarzt lachte man ihn nicht aus, wie jetzt, wo man leichtsinnig über alles lacht; er war sehr angesehen, verdiente und genoß das Zutrauen selbst der allervornehmsten Personen. Er hatte mehrere distinguierte Hündchen in der Kur bei sich in seinem eigenen Hausspital. Diese Individuen aber distinguierte er. Tatsache ist und möge es noch so komisch herauskommen, es ist faktisch und läßt sich bei solch einem Mann ganz füglich erklären, daß er zu diesen Patienten „mein Fräulein" sagte und „junger Herr". Anderen Kranken von geringeren Parteien gestattete er keine Art Gemeinschaft mit jenen. Solche unbescheidene Aspiranten wies er mit fester Entschiedenheit, mit rigorosem Ernste zurück in die gehörigen Schranken ihres Standes. Endlich (so lautet es in Dlabacz' Künstlerlexikon 262) am Schlusse jeder Biographie: „endlich starb er") endlich segnete Monsieur Bohrer das Zeitliche und zugleich alle seine zeitlichen Kränklinge: aber noch immer existiert kein volles plutarchisches Bild seines Ich und seines Wirkens. Und nun noch einmal: Ruhet sanft, ihr großen starken Gebeine des Monsieur Bohrer, ihr!

Alois Blumauer

(Nach Joſ. Kreutzinger geſtochen von Jakob Adam 1787 — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

Metaſtaſio

Man erinnert ſich an Caſti[239]); man erinnert ſich an Metaſtaſio[263]). Man weiß: beide waren Italiener; beide waren Abbés; beide waren Dichter; beide waren kaiſerliche Hofpoeten in Wien. Nun endlich: beide wohnten im Michaelerhauſe. Welche Ausſaat alſo zu Verwechſlungen! Und in der Tat! Ich weiß nicht, woher mir eine derlei bekannt. Ein N. N. ſteigt da hinauf, fragt nach dem Herrn Abbate. „Hier, nur gerade hinein.“ Gut! Der N. N. findet am Schreibtiſche einen uralten Mann. „Ich komme,“ ſagte er, „Ihnen zu danken für den köſtlichen Genuß. Ihre Novellen ſind göttlich.“ Der alte Mann, ſo ziemlich ein Achtziger, der erſchrickt, droht, ſpringt mühſam auf und ruft huſtend: „Für wen halten Sie mich, was ſoll das?“ Der Beſuchende erſchrickt ebenfalls, ſo ſehr als nur immer möglich; es dämmert in ihm: ein Quidproquo. Er bittet tauſendmal um Verzeihung; und er iſt ſo liebenswürdig, ſein Bedauern ſo aufrichtig. Nun freilich, die Novellen des Caſti und der reine keuſche Metaſtaſio! Der Fremde erhält auf eigene Bitte auch ein Autograph von ihm. Metaſtaſio, der eben an Laxenburg[264]) denkt, ſchreibt ihm auf:

Lassenburgo non è castello,
Lassenburgo non è città,
Mà è un luogho bello,
Che piace a Sua Maestà!

Blumauer auf dem Sterbebette

Blumauer erkrankte 1798[265]). Anfang März ſtand es ſchon ſehr ſchlecht um ihn. Den 15. März ging mein Oheim zu ihm und nahm mich mit. Er wollte von ſeinem vielſeitigen Freunde Abſchied nehmen; dann hatte er infol-

ge eines Vertrages Anspruch auf dessen ungedruckte, kleine vermischte Schriften. Diese wollte er sich ausfolgen lassen. — Blumauer wohnte in der Kärntnerstraße, im „eisernen Mann", im zweiten Stocke bei Madame Hackel[266]), später Inhaberin des Badehauses zur „scharfen Ecke", Schwiegermutter des jetzt pensionierten k. k. Hofschauspielers Heurteur[267]). Eine Magd geleitete uns in die Krankenstube; ein schmales, lichtgrün ausgemaltes Zimmer. Blumauer lag im Hintergrunde an der Seitenwand rechts, das Gesicht trotz seiner ruinierten Augen gegen das Fenster gekehrt; das Haupt etwas aufrecht; beide dürre Arme straff der Länge nach parallel ausgestreckt auf eine einfache Decke. Das jämmerlich abgemagerte, bebartete Antlitz war kaum mehr zu unterscheiden; der Blick schon wie todesmatt. Als mein Oheim an das Bette trat, wollte der Kranke die linke Hand zum Gruß erheben, mußte sie aber sogleich wieder sinken lassen. — „Ich weiß," sagte er mit heiserer, feiner, nur lispelnder Stimme, gedehnt und in abgebrochenen Worten, „weshalb Sie kommen." „Sie zu sehen, liebster Freund," entgegnete mein Oheim gerührt und zärtlich. „Dank, Dank," stammelte der Patient. „Auch der Manuskripte wegen." „Ja, ja, sie sind noch nicht ganz geordnet. Morgen früh; morgen." Mein Onkel sagte, er sei eigentlich gekommen, selbst zu sehen, wie es mit der Hoffnung stehe. Der Kranke seufzte leise, versuchte mit dem Haupt ein verneinendes Zeichen zu geben. Endlich lächelte er und lallte: „Hoffnung? ... Oh, lassen Sie mich ... Ich fühle mich ..." Es kamen Leute. Mein Oheim war zu sehr erschüttert. Wir entfernten uns. „Geh du morgen hin," sagte er zu mir. „Du wirst ein Paket Papiere erhalten." Als ich tags darauf eintrat, lag Blumauer wie schlafend da; er war schon tot. Eine Frau händigte mir ein hohes Quartpaket ein. Es war versiegelt und überschrieben: „Für Herrn Ru-

dolph Gräffer.“ Diese Überschrift war aber nicht von Blumauers Hand. Das Paket bestand nicht aus den betreffenden Manuskripten; von diesen war kein einziges Stück dabei; sondern es waren zwanzig und etliche zusammengenähte Faszikel, jeder betitelt: „Adversarien aus meiner Lektüre; nach alphabetischer Ordnung.“ Es waren Auszüge, fast alle von Blumauers eigener Hand, meist halbbrüchig geschrieben, Extrakte aus Büchern und Journalen der siebziger Jahre[268]). Ein Dichter, ein Lebemann, ein Libertin und seitenlange wörtliche Auszüge; wie auffallend! Aber man muß wissen, daß Blumauer auch Fleiß und Gründlichkeit besaß, wovon seine bibliographischen Arbeiten[269]) Zeugnis geben. Mein Oheim schickte das Paket zurück und ließ sich das rechte erbitten. Das erfolgte aber nicht. Der Himmel weiß, wo es hingeraten. Jene Adversarien aber kamen im vorigen Jahre in meinen Besitz und ich überließ sie einem Liebhaber.

Höchste Gefahr

Es wird noch Leute geben, welche die Echtheit des Folgenden bestätigen könnten. Etwas Entsetzliches, man kann sagen Beispielloses, war auf dem Punkte, sich zu ereignen, das ganze Land in tiefste Betrübnis zu stürzen. 1797 am Rande des Burgtorglacis war der Stadtgraben mit Palisaden besetzt. Man ging dahin, alles zu besehen; mit einem betagten Manne auch ich. Dicht an uns vorbei schreitet ein Mann mit einer Dame. Er in einem weiten grauen Überrock, mit rundem Hut, mäßig langem Zopf; sie in einem weiten violettfarbenen seidenen Kleid; mit vielen Besätzen, ein großes schwarzes Spitzentuch um; auf dem Haupt einen großen verhüllenden Capuchon. Die Dame wandelt scharf an der Kante des Erdreiches. Dieses, gelockert, weicht; die

Dame schwankt, beginnt zu stürzen; ein Augenblick und ihre ganze Gestalt fällt in voller Wucht auf die spitzigen Palisaden. Mein Gesellschafter ist dicht an ihr; ihm allein war es möglich, den Sturz aufzuhalten. Mit Kraft erfaßt er die Dame, bringt sie wieder auf festen Boden. Aber wer schildert sein Erstaunen, sein Entzücken: es ist — die Kaiserin 270); ihr Begleiter der Kaiser. Wer der glückliche Retter war, weiß ich recht gut; und wie gesagt: es wird noch Leute geben, usw. Dieser glückliche Retter sprach nie davon; niemand wußte von ihm; kaum daß die Tat, rasch wie der Augenblick, bemerkt worden. Er begnügte sich mit dem süßen, erhebenden Bewußtsein.

Augartenvision

O Augarten 271)! O Prater 272)!

O Prater, du Erstgeborener: wo sind deine schönen Tage: „Les jours de fêtes": sont-ils passés? Wenn der Ostermontag nicht mehrere Wochen nach dem Pfingstmontag verschoben, der 1. Mai nicht auf den 1. August verlegt wird: kannst du dein sinkendes Dasein noch fristen? Denn siehe, o Prater: schon beginnt das liebe Wildbret seine ursprünglichen Rechte geltend zu machen. Schon zählst du mehr Hirsche als Leute! Ein Blick hinüber auf deinen unmittelbaren Nachbar, auf deinen neun Jahre jüngeren Bruder, den Augarten, muß dich mit niederschlagenden Ahnungen erfüllen. Laß dich bemitleiden.

O Augarten: wo ist dein Glanz? Atmest du denn noch? O kaum, o Augarten: wo ist deine strahlende Glorie, wo sind die Triumphe, wo ist der leuchtende Ruhm, der dich erfüllte, als jener große Mann noch war, der dich ins Leben gerufen und Leben und Pracht in dich selber mit schöpferischem Hauch! O Augarten, dahin sind deine goldenen

Seufzerallee im Augarten
(Nach einem Stich von J. Ziegler — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

Tage; verlassen bist du und einsam; eine gefallene Größe. Dein Viereck mit seinen kleinen Quadraten gleicht einem Schachbrett ohne Figuren. Nichts bist du mehr, als eine große Trauerweide; ein noch größerer Schatten ohne lebendiges Licht. O Augarten, laß dich beweinen!

Sonst, damals: welche Welt von Herrlichkeiten! Den ganzen Tag über hattest du Besuch; des Morgens, des Abends viele Hunderte von Gästen. War ein Sonntag, ein Feiertag: da dehnten sich deine Räume; die Blüte der schönen, der eleganten, der vornehmen Welt ergoß sich strömend, flutend nirgend hin als in dein paradiesisches Viereck. Tausende, viele Tausende seidener Damenschleppen rauschten mit deinen schattenden Zweigen um die Wette; es war die blendendste Redoute von der Welt. Aber erst im Beginn des Frühlings und an der Neige des Herbstes nun, war es da möglich, durch das Menschengedränge zu gelangen ohne zerrissene Kleider, ohne verwüstete Frisur! Nein, es war nicht möglich. Jedenfalls mußte man einen Fächer, einen Galanteriedegen oder einen Chapeau bas einbüßen. Die besuchteste Faschingsdienstag-Redoute, wo man erstaunlich viel „Vergnügen ausstehť", ist nichts dagegen. Auch jene Unzahl wahrer oder eingebildeter Patienten, die ihr Mineralwasser nur im Augarten trinken konnten, wo ist sie? Und dann, wo ist, o Augarten, jenes Heer flötender Nachtigallen, die der zartfühlende „Schätzer" dieser Wandelnden fort und fort ankaufen und da ausfliegen ließ?! Alles ist nun dahin, dahin!

Aber noch einmal will ich in dir wallen, du Aufenthalt so vieler Anmut, Schönheit, Pracht und Lust! Das Wetter ist so entzückend; das Gedränge der Besucher noch erträglich. Von der Schwelle der Saaltüre überschaue ich mit Behagen diese Flora der schönen Welt. Ich trete ein, gleichzeitig mit mir ein Mann, den ich kennen soll! Richtig, es ist

Brambilla[273]), der Leibarzt des Kaisers. Warum aber ist er so in Hast? Er scheint in Angst! Er eilt rechts dem kleinen Wohnhause des Kaisers zu. Ich bebe!

Nein, nein, dort wandelt der angebetete Josef rüstig und heiter einher. Eine Rose aus seinem Gärtchen in der Hand, spricht er seiner Weise nach laut und hastig. Aber wie sein blühender Teint schon in arges Rotbraun sich verändert! Und die leidige Perücke: wie entstellend für das edle Haupt! Der braune Frack, der gestülpte Hut voll Staub; das schwarze Halstuch, die strohgelbe Weste in Unordnung; die bespornten Stiefel schmutzig? Gewiß kommt er soeben von der Reiherbeize.

Aber gleichgültig kann es nicht sein. Brambilla redet, ehe das kaiserliche Wort es ihm geheißen. „Euer Majestät," sagt der Leibarzt, „ich eile herüber von der Josephsakademie. Ich höre, ein Unfall; der Rappe ist zu feurig; Euer Majestät sind doch nicht beschädigt?"

„Es ist nichts, mein Lieber," sagte der Kaiser mit seiner hellen, durchdringenden Stimme. „Der Fürst Kaunitz[274]), dieser berühmteste Reiter auf Erden, machte seine Künste und mein Rappe ward eifersüchtig. Eine halbe Sekunde lag er mit mir im Staube. Kein Wort mehr davon; ich bitte. Doch, reden wir nicht so laut; Kaunitz schreibt da drinnen. Was haben Sie da für eine Schrift?"

„Es ist der Katalog der Barthschen[275]) Präparatensammlung," antwortete Brambilla.

„Gut," sagte der Kaiser, „sie ist gekauft. Die zweitausend Dukaten beheben Sie noch heute. Die Sammlung mache ich der medizinischen Fakultät zum Geschenk."

Indem trat der Fürst Kaunitz aus dem kleinen Hause, ein Schreiben in der Hand. Er übergab es dem Monarchen. Brambilla entfernte sich und ging in den kleinen Blumengarten. Nachdem der Kaiser das Schreiben durchgele-

sen, gab er es dem Fürsten zurück und sprach: „Ich bin nur neugierig, was dieser Rohan276) noch alles anstellen wird. Diese Geschichte erinnert mich an seine Etourderie bei seinem Einzuge in Wien, wo er auf dem Graben silberne Hufbeschläge verlieren ließ. Die Sache kann ernsthaft werden; ich bedauere meine gute Schwester. Wenn man sie nur nicht wieder verkennt."

Der Fürst enthielt sich jeder Entgegnung. Er beschränkte sich, mit seinen ernsten, geistüberströmenden, klaren Augen wie fragend in die lebenflammenden seines erlauchten Gönnerfreundes zu blicken. Schnell aber abgehend, langte er aus der Brusttasche seines violettfarbenen Samtrockes einen versiegelten Brief. Ihn dem Kaiser überreichend, sagte er: „Dies vom großen Johannes Müller an den großen Josef."

Der Kaiser war freudig überrascht. Er las das Schreiben und küßte die kleinen Buchstaben und engen Zeilen. „Wie er es mir", bemerkte er lächelnd, „noch immer nicht verzeihen kann, daß ich damals den Mann von Ferney nicht besucht277)! Nun, nun, es hatte seine absonderlichen Gründe. Aber sagen Sie mir, lieber Kaunitz, ist das nicht unser alter Türkenheld, der da herankommt?"

Und in der Tat, er war es. Als er bemerkte, daß der Kaiser ihn wahrnehme, zog er den dreieckigen Hut so schnell, daß eine Wolke von Puder aufflog und seine mächtigen, vorspringenden Augenbrauen bedeckte. „Willkommen, Held Loudon278)," begrüßte ihn der Monarch. „So geschwind schon von Hadersdorf hier? Können Sie denn meine Einladung schon erhalten haben?"

„Eurer Majestät Order und mein erbeuteter Araber können fliegen. Ich bin zu Allerhöchstem Befehl."

„Sie sollen", sagte der Kaiser, „deren noch mehrere erbeuten, mein lieber Feldmarschall. Wissen Sie, um was es

gilt? Held Loudon muß noch einmal gegen den Halbmond, und wenn auch sein Freund Gellert279) dagegen protestiert! Mein voller Ernst."

„Dann auch der meinige," entgegnete Loudon, sich verbeugend. „Eure Majestät, ich bin gerüstet."

„Das Weitere bei Tisch," setzte der Kaiser hinzu. „Für jetzt, meine Herren, sehen Sie, Brambilla gibt schon tausend bittende Zeichen, will ich ein wenig rasten."

Der Kaiser entfernte sich in das kleine Haus; Brambilla folgte ihm.

Kaunitz und Loudon begaben sich in das Gärtchen, über den ausbrechenden Türkenkrieg verhandelnd.

Ein Tag in Baden; vor vierzig Jahren

Ein Tag: also vier bis fünf Stunden. Vor vierzig Jahren hatte in Baden280) der Tag nicht mehr als vier bis fünf Stunden, wie er jetzt vierzehn bis fünfzehn Stunden hat. Die Zeit hat kein Gesetz mehr.

Die gewöhnliche Fahrgelegenheit war in der Kärntnerstraße beim Greif, nachmals Erzherzog Karl genannt281), wie noch jetzt, und wie es bleiben sollte, immer und ewig zum Erzherzog Karl, wie das welthistorische Charakterbild des erhabenen Originals selbst immer und ewig. Schon einen Tag, zwei Tage vor der Abfahrt mußte man sich eines Platzes versichern. Man erlegte zwölf alte, abgegriffene Silbergroschen. Also: übermorgen um sieben Uhr? „Punkto sieben." Gut! Man ist schon um drei Viertel da. Um halb acht, nach und nach, sind auch die übrigen Passagiere da, ist sogar der Wagen selbst schon da, und was für ein Wagen: damals für vier Personen, jetzt für zwölf, ein kleines Haus auf großen Rädern. Rings um den Wagen, unter dem Torwege Kisten, Kolli, sechs bis zehn Koffer und

Ansicht von Baden
(Nach einer Photographie — Museum in Baden)

Haubenschachteln, Hausrat aller Art, ein Klavier; und endlich sind auch diese blinden Passagiere aufgepackt, in Ketten gelegt; man kann den Leuten im ersten Stock in die Zimmer schauen. Noch zwei Koffer auf das Dach; noch zwei Koffer zwischen die Füße des Kutschers. Es schlägt acht. Pünktlich um acht Uhr beginnt die Fahrt; und da es im Schritt geht, kann man mit Zuversicht annehmen, daß sie noch denselben Tag beendigt sein werde. Immer im Schritt bis auf den Wiener Berg; es geht ja immer sanft bergauf. Um zehn Uhr in Neudorf[282]); da ist Station, den klassischen Bratwürsten zu Ehren ein bescheidenes Ständchen. Pünktlich schlägt es ein Uhr, wie man bei dem massiven mittelalterlichen Stadttore (oh, wo bist du, liebes malerisches Tor?) einfährt. Länger hält man es nicht aus; man entspringt dem Frachtwagen. Kutscher, Trinkgeld da! Ein Polturakenstück, oder sechs Pfennige.

Noch einen verschlingenden Blick auf das pittoreske Stadttor! Vor der Kirche ein kleines Haus: Chirurgus Stuhlhofer[283]). Rechts einbiegend, der Kirche gegenüber, sehen wir ein neues, großes, noch nicht fertiges Gebäude: die Redoute[284]). Etwas rechts hinauf ein Kirchhof, der eben umgegraben wird, Wohnstätten für Lebendige zu tragen. Wir steigen in dem Redoutebau herum; da ist das nette Theater[285]). Auf einer Bank an der Pforte sitzt ein alter Mann und trinkt schluckweise aus einem Seidel Bier; der kleine dicke Schlucker heißt Wilhelm[115]), heißt der Eigentümer des Redoutegebäudes. Er sitzt da ohne Hut, hat eine uralte Perücke auf, trägt einen uralten grauen Überrock, ist rotwangig, wohlgenährt; sieht aber sehr melancholisch aus. Das Seidelglas steht einsam neben ihm auf der Bank; Spuren von Brot und Käse daneben. Vielleicht des Mannes Mittagsmahl?

Sehen wir, was heute gespielt wird! Da ist der Pflock

mit der Komödientafel. Der Zettel ist ein Kleinquartblatt, aber auf Schreibpapier. Welcher Luxus! Nicht doch, welche Ökonomie: er ist geschrieben. Man gibt Schillers „Räuber" (abgekürzt); vorher „Die Kavallerie zu Fuß". Da kommt der Theatermaler Wild 286) herangerannt; Wild, die große, knochige, hagere Don Quijotefigur mit dem aschgrauen, verrauchten, farbenschmierigen, langen Gesicht, den ganzen Tag die Pfeife im Mund; mit der zerrissenen, besudelten, grauen Jacke, den löcherigen Stiefeln; wenn nicht atemlos herumlaufend, wenn nicht kleckſend: auf dem Billard liegend, Melange stark weiß schlürfend. Das Kostüm der Räuber war aus den ersten neunziger Jahren. Karl Moor, von dem schwarzbärtigen, heiser bellenden Schuster 287) gegeben, trug einen dunkelblauen, engen Schleppfrack, dessen Aufschläge und Kragen krebsrot (wie man die Franzosen abzumalen pflegte), eine lange schwefelgelbe Weste, kurze, knappe, schwefelgelbe Hosen, enganliegende, hirschlederne Stiefel bis über die Knie, ziemlich langen Zopf, gepudertes Haar. Sein Herr Bruder rosenrot seidenes Staatskleid, Haarbeutel; einen gewaltigen ausgestopften Buckel. Amalie mit einer Bouffante. Die Herren Unterräuber, kostümiert wie ordinäre Tagwerker, hatten auch derlei Frau Unterräuberinnen bei sich. Zu lachen hätte niemandem einfallen können; alles war gerührt; es wurde ansehnlicher geweint, als jetzt; aber auch ärger gelacht, als jetzt bei der „Kavallerie zu Fuß", die so sehr gefiel, daß sie jede Woche gegeben werden mußte. Fenzl 288), im Besitz einer unermeßlichen Schar von Kindern, war Arrangeur; Wilhelms Neffe 289), ein sehr hübscher junger Mensch, war Tänzer. Waffen, Kostümstücke, allerlei Geräte wurden von den Einwohnern oder Gästen ausgeborgt. Ach, du liebe, unvergeßliche „Kavallerie zu Fuß"; warum manövrierst du nicht mehr! — Baron Zinnegg (Zinneck?), als er das Theater

übernahm, machte dann trotz seiner Krücken die rechten kunstentsprechenden Schritte; er pokornysierte schon[290]).

Wir bedauerten, an der Räuberei nicht teilnehmen zu können, und setzten unseren Weg in der Wiener Gasse fort. Siehe da: eine Buchhandlung in Baden, zum ersten Male! Auf dem Gassenladen des alten Bognerischen Hauses eine Tafel: Geistingers Buchhandlung[291]). Da Sonntag, war sie geschlossen; niemand vom Personal zu sehen. Wir gucken durch den Torweg in den Hof hinaus; rückwärts, hier in der Stadt, noch ein Weingarten beim Hause, wie es ein paar hundert Jahre früher noch in Wien selbst. Jetzt alles vermauert; wie die Weingärten nächst Wien, um die der ganze Norden uns beneidet, beginnen, vererdäpfelt zu werden.

Wir sahen nach der Uhr. Höchste Zeit war es in den Park[292]). Der Park? Wo ist denn der Park? Wir waren schon im Park. „Sie sind ja schon da," belehrte man uns. Ja so! Nun sahen wir den Park vor lauter Bäumen; Badener Park und Schönbrunner Garten: scharmant. Der Park strotzte von Leuten. Eine sogenannte Harmonie von sechs bis acht Blasinstrumenten ließ sich hören. Viele Hunderte von schwitzenden, bestaubten Wienern waren soeben angelangt, jetzt aber in voller Parade. Man war beim Hirsch[293]) oder sonstwo abgestiegen, sich zu säubern, sich parkmäßig zu adjustieren. Wir drängen uns herum, die Leute grüßen sich; die Wiener sich freundlich zunickend, zulächelnd, wie erfreut, sich nach so langer Zeit hier wiederzusehen, in Baden, im Park, wie nach Jahren irgendwo zufällig in Amerika. Und dann erst tags darauf, auf dem Stephansplatz und dort und da: „Sie, Sie, gestern habe ich Sie in Baden, im Park gesehen!" Es war Mode, sich Sonntags im Badener Park zu sehen und es sich tags darauf in Wien als eine Neuigkeit zu erzählen. Man hätte die schönsten

Bekanntschaften machen können; man hatte die Laune, sie zu machen; man machte sie; man hatte gar keine Unbekannten; es gab gar keine derlei. So naiv war alles.

Nun sind wir im Kiosk! Atmen wir; nehmen wir eine Prise. Gratulieren wir uns! Das Gedränge wird immer ärger; man geht nicht mehr; man wird getragen, wie in der Chaussée d'Antin. Wer aber mag der sein, der da getragen wird in dieser ungeheuren Portechaise? Der Tragsessel hält gerade an dem vorderen Eingang unseres Tempels; einen gigantesken, sehr bejahrten Mann hebt man heraus und pflanzt ihn auf einen bereitstehenden Stuhl. Es ist der hochbetagte Baron Gontard[294]), Kompagnon des Grafen Fries[295]); er hat hier seinen festen Platz; staubgrau sein Antlitz, sein Haar, seine Kleider; er atmet noch. Damen, blühend, junonisch, wogend an seiner Seite. Fort, fort, o Freund, das Bild tötet!

Man trägt uns aufwärts zum Tempel des Äskulap[296]). „Das ist der Erasmus mit seinem Gedärm," sagt eine dicke Bierwirtin zur Mamsell Tochter; „der Tempel ist nicht schlecht. Schau, schau!" — Man trägt uns umher; vor lauter Leuten sehen wir keine Leute. Nur ausgezeichnete, hervorragende Gestalten unterscheidet man. Den Feldmarschall Württemberg[71]), den Athleten, strotzend von Kraft und Feuer. Mit welchem Mut er vor ein paar Jahren ins Wiener Aufgebot, dann an seine Spitze trat. Wäre es nur zum Ernst gekommen; er ist ein Seitenstück zum Löwen Moritz Liechtenstein[297]) dort.

Man hört nicht auf, uns zu tragen. Wir kämpfen uns durch: Luft, Luft! Wir klettern die Langsche Anlage[298]) hinan. Sitzplätze hier, Luft, Licht, Aussicht! Erholen wir uns!

Das Publikum beginnt sich zu verlieren. Tischzeit ist. Brechen wir auf! Den Park durchschreitend, begegnen wir

einem lieben Freund; der schließt sich uns an; willkommen. Ihr wollt essen, aber wo? Im Hirsch, im Löwen, bei der englischen Köchin, im Schwan, im Adler; nirgend, nirgend mehr ein Platz, zumal für drei. Aber bei meinem guten Humpel[299]) da draußen! Gut!

Auf dem Wege machte uns der Freund auf zwei Männer aufmerksam. Der eine von gedrungenem Körperbau, mehr groß, stark, fast aussehend wie aus Eisen gegossen oder gehämmert, gewiß voll herkulischer Muskeln und Sehnen; ein braunes, bronzenes Gesicht, blatternarbig, auf Stöcken mühsam gestützt, schwer, aber doch kräftig einherschreitend, war der Baron Plächl[300]), der Tapfersten einer, Theresienritter, auch Inhaber der goldenen Kriegsehrenmedaille (wie nicht gar lange darauf Erdmann[301]), Moritz Liechtensteins Adjutant). Ich zog den Hut. Er lebe! Und dem Himmel sei Dank, er lebt noch, obschon damals gewiß schon ein starker Dreißiger. Noch schreitet der eiserne Mann rüstig und wacker einher auf Wiens Promenaden, wie vor vierzig Jahren in Baden. Der andere klein, blühend, beweglich, in jungen Jahren, mit einem gekürzten Fuß, der abgeschnittene Hutdeckel an Drähten hinaufgerückt, daß die Luft durchstreiche: der russische General Brown[302]). Es ist etwas Seltenes, daß er zu Fuß. Seine Pferde, seine Equipagen von höchster Eleganz, von äußerster Kostbarkeit. Schon um fünf Uhr des Morgens fuhr er aus, stets durch die Wiener Gasse hinaus. Er wohnte auf dem Platz, im Eckhause der Wassergasse. Sein Weinlager war preziös. Vom Geistingerschen Geschäftsführer läßt er sich auf die Bouteillen kalligraphische Etiketten schreiben. Der bringt sie; der Graf zieht aus einem Pack neuer Bankozettel einen Griff aufs Ungefähr heraus; das ist das Honorar. Allen Respekt.

Bei Humpel mußten wir im schmalen Hofraume sitzen;

aber alles war gut. Schon drei Uhr; beinahe höre ich schon einspannen. Punkt sechs Uhr beginnt die Rückfahrt. Wir erhoben uns. Am Haustore begrüßte uns der nachmalige Bürgermeister Mayer[303]), der nebenan sein Haus, einen ungarischen Weinschank, hat. Ein freundlicher hübscher Mann, der etwas Literatur trieb, mehrere Jahre später zwei Bändchen recht gute geschichtliche Miszellen über Baden herausgab. 1809 bestand er Lebensgefahr. Ein besserer Österreicher als sein Ungar im Keller, hatte er allerhand Austriaca versteckt, oder sonstiges getan oder unterlassen, so beim Feind verpönt. Der Herr Bürgermeister sollte füsiliert werden. Es wird schon angeschlagen, gezielt. Aber plötzlich redet der Exponierte noch einmal zugunsten seiner Unschuld und zwar auf französisch. Die Franzosen sind überrascht, der Kommandierende geht in sich; der Bürgermeister wird pardoniert. Dies erzählte er mir selbst. „Ja, ich sprach damals noch Französisch: das rettete mir das Leben!" Warum denn nicht? War doch 1805 bei der ganzen Bürgermeisterei und Magistratur in Wien außer dem würdigen Rat Pöltinger[304]) vielleicht kein zweiter oder dritter, was weiß ich, der damals schon Französisch gesprochen. Aber freilich: das Mayersche „damals noch"!

Der achtenswerte Mann ging mit uns bis zum alten Rathaus auf dem Platz. Er rief einen jungen Beamten, Ornauer, Glasersson, etwas blind: er solle uns eine Fremdenliste geben. Die war in Speisezettelformat und, wie der Theaterzettel, geschrieben. Diese Listen wurden wöchentlich, auf Abonnement, ausgegeben; monatlich einen Gulden. Derselbe Ornauer schrieb sie[305]).

Wir waren an einem Eckhause vorbeigegangen, in dessen beiden Torwinkeln zwei dicke große Männer saßen und Tabak rauchten. Das waren die alten Leibdiener eines recht alten Grafen Sternberg[306]), der seit vielen, vielen Jah-

ren Baden besuchte. Sein Wagen war einer, wie man deren jetzt nicht mehr sieht. Es war ein Solitärwagen, ein Bastard, ein Kasten so schmal, daß nur eine einzige Person darin sitzen konnte, aber bequem, wenn man will, wie ein Schlafsessel. Soeben ging der Doktor Schenk[307]) von dem alten Patienten heraus. Doktor Schenk war ein großer, starkgebauter, schöner Mann, mit etwas stark rotem Gesichte, frisiert, gepudert, mit bescheidenem Zopf; den Hut pflegte er in der Hand zu tragen. Weste, kurzes Beinkleid, Strümpfe von Seide; zwei Uhren mit langer Goldkette; Schuhschnallen bald von Silber, bald von Gold; goldene Tabatiere mit Edelsteinen besetzt, deren er, Dosen und Steine, in seiner Melkerhofwohnung ein ganzes Sortiment als Präsente besaß; an den Fingern, an der Brust blitzende Solitäre. Er war der eigentliche Badearzt und verdiente, aber mit Recht, ungeheuer. Heute trug er einen gelblichen Frack; jeden Tag der ganzen Woche einen anderen von anderer Farbe, darunter auch Rot. Doktor Schenk war unermüdlich, schon um fünf Uhr, auf den Beinen; freundschaftlich; nicht eigennützig; affabel, belesen, heiter, interessant, alles was die Ärzte sein sollen und so selten sind. Sein Schwiegervater war der Syndikus Grundgeyer[308]), ein großer, hagerer Mann, Hausbesitzer von Blumenstock, Vater von noch zwei Töchtern, ledig, auch so schlank. Vom Lande war noch ein Arzt nach Baden gekommen, Doktor Tetzer[309]), etwas Rival des Doktor Schenk. Anfangs machte er ein wenig Epoche; nach einigen Jahren nahm er ein tragisches Selbstende. Den merkwürdigen Chirurgen Rollet werden wir besuchen, sobald wir Kaffee getrunken haben.

Nun also: wo trinken wir Kaffee? Vielleicht da drüben im Kasino, wo soeben der alte Fürst Batthyány[310]) mit seinem Sohn Billard spielt? Der höfliche Inhaber Otto[311])

winkt uns Bekannte wohl freundlich einladend hinüber; aber nichts da; hinaus in das neue Kaffeehaus, zu Scheiner[312])! Wohlan! Wir gehen bei seinem Schwiegervater vorüber, dem Glasermeister Ornauer[313]), der zugleich die Post hat; ein rechtes Vorbild eines ehrsamen Stadtbürgers; gut beleibt; seine kleine, dünne Frau Liebste steht unter der Tür und schilt ein wenig. Und nun rasch zum Frauentore[314]) hinaus ins Freie.

Gleich links ein ganz neues Haus, „zur Landschaft", Caroline Pichler[315]) wohnte die letzten Sommer darin. Der Buchhändler Binz[316]) hat es sich gebaut, oder seiner Tochter, der Frau des geschickten dortigen Chirurgen Schratt[317]), dessen Sohn, Binz' würdiger Enkel, ein guter Bücherkenner und starker Bücherbesitzer[318]). Da sehen wir schon, jenseits des Flüßchens, en face das ganz neu aufgeführte Kaffeehaus des mächtig dicken, schwammigen, pausbackigen, schreierischen, reichen Scheiner. Der Punkt ist sehr klug gewählt. Alles strömte zu Scheiner, mußte zu Scheiner strömen; es war durchaus unausweichlich, wie bei Daum auf dem Milanischen Kohlmarktpunkte[319]). Mietwagen stellten sich gleich auf, die Leute dort- und dahin zu fahren; die aber blieben in dem neuen, scharmanten Kaffeehause sitzen und spielten Preference den ganzen lieben Nachmittag, ganz à la Geflügelhändler Nitschner, der, grau in grau gekleidet, von Seide alles, was von Seide möglich, mit vorspringendem Kinn und weißem Zopfe, den Ton angab. Nun, bei Scheiner, da gefällt es uns, trotz des Schwefelgeruches der gegenüber ausquellenden dampfenden Bäder. Die Lage ist übersichtlich, heiter; die Lokalität, die Einrichtung allerliebst; der Kaffee um sechs Kreuzer recht gut; die neue zarte Frau Scheiner mit ihren blanken Zähnen recht höflich, also viel höflicher als der Gespons. Alles recht schön; aber in Baden zählt der Tag nur

Dr. Anton Rollet
(Nach einem Gemälde von Joh. B. Lampi im Stadtmuseum zu Baden)

vier bis fünf Stunden; schon höre ich anspannen. Lassen wir erst den karriereſausenden Reiter vorbei; dann weiter. Das ist der General Lindenau 70); zum ersten Male sehen wir ihn in Zivilkleidern und zu Pferde, und in Karriere! Seltsam nimmt sich der runde Hut, der violettfarbene, langschößige, offene Frack aus; der pauvre angezogene Reitknecht auf dem ebenfalls vermagerten Rosse kann dem noch eine kleine Elle langen, stattlichen, wagerecht fliegenden Zopf seines Herrn kaum folgen.

Wohin fliegt denn die Generalität? Gewiß nach Helena? Keineswegs! Schon steigt sie ab; sie geht in den Sauerhof auf Besuch. O du altes Sauerhofgebäude 320): wie geschichtlich nahmst du dich aus! Ein altes Herrenhaus, wie Scott sie schildert; eine Gattung Burg, massiv, grau und verwittert. Oder gleichst du nicht vielmehr einem mittelalterlichen, befestigten Räuberwirtshause? Nun, so geschah dir recht, daß kein Stein auf dem anderen geblieben. Indes sehen wir noch zu guter Letzt deinen alten, überhöflichen Pächter, den ehrlichen Christ 321), früher Jude, die schadhaften Beine schwer einherschleppend. Er begrüßt alle Welt; er ist die Lustigkeit selbst. Sein Pachtzins in vielen, allerbesten Jahren war eine Bagatelle; der Mann ist reich geworden, was ihm jedermann gönnte.

Jetzt schnell hinüber zu Rollet 322); vielleicht ist er zu Hause. Wir fragen die nächstbesten Leute, die da über den Steg herankommen. Wie? Richtig: der stämmige, vollwadige Spreitzer 323) mit seiner stämmigen, hochbusigen Frau, das substanziöseste, kräftigste, blühendste Paar auf Erden, die Kaffeewirtsleute von Guttenbrunn. Sie kommen heran, die Gebeugten, des siegenden Rivalen strotzendes Glück von ferne zu schauen; sich alsbald klug zurückzuziehen in die geringere, doch unbedrohliche Existenz einer Obsthütte auf dem Bauernmarkte. Also Rollet ist nicht zu Hause;

der ist weit über Berg zu Dutzenden von Patienten. Der kleine, freundliche Mann, beweglich, teilnehmend, herzlich, kuriert schon halb durch seinen Anblick. Uneigennützig und doch täglich zunehmend an Wohlstand, wandert er eilfertigen Fußes weit und breit einher, zu den allerärmsten Leuten, Hilfe spendend, Arzneien, Rat, alles umsonst mit Segen und Gottlohn, er ist der Harrach[324]) von Baden. In späteren Jahren, nun, wenn der eigene Fuß schwächer, die Zeit kostbarer wird, die Visiten entlegener: da hilft ein kleines, weißes Rößlein aus. Ach, guter, würdiger, ehrenwerter Rollet, für heute müssen wir auf dich verzichten! Weder dich selbst können wir begrüßen, noch deine schönen Sammlungen von Naturalien, Münzen, Büchern, noch deines berühmten Freundes Gall[325]) kostbare Spenden an Schädeln und Autographen! Aber wir sind selbst schuld: Männer wie Rollet muß man bei Nacht überfallen, um sie zu treffen; um Mitternacht muß man die Invasion machen; da findet man sie noch wach und frisch bei der gelehrten Lampe.

Also lebe wohl indes mit all deinen Schätzen und Anlagen zu neuen Schätzen. Lebe auch wohl ungesehen, du idyllisches Helenental[326]), dessen Schlüssel, originell genug, ein Redoutengebäude, und, ebenso originell, ein Redoutengebäude dicht an einem Friedhofe, noch dichter als jenes in der Stadt. Lebt wohl! Ihr müßt ja wohl leben, denn es schlägt halb sechs; der Tag in Baden ist so gut als aus. Es ist blendend heller Tag; und es ist schon stockfinster.

Nur noch einen kleinen Umweg, den Kupferschmiedgarten[327]) zu sehen, ob seiner nimmermüden Wasserkünste. Allerliebst: diese Strahlen, diese Kreuzfeuer, diese Staubregen, die Vexiermanöver. Horch! Schwer und dumpfig hallt Geläute. „Es ist drei Viertel; es ist Mitternacht."

Auf dem Hauptplatze sehen wir die ganze bewaffnete Macht der Stadt Baden aufgestellt. Diese ganze bewaffnete Macht ist ein einziger Mann, aber ein ganzer Mann, „der Soldat ganz allein": der alte Christian, der Stadtsergeant. Er ist die ganze Besatzung. Diese Besatzung trägt den groben, abgegriffenen, dreieckigen Hut der Länge nach (salutiert wird nicht militärisch; der Hut muß herunter, täglich drei- bis vierhundertmal), ihr Beinkleid ist hechtgrau, die Jacke auch, rot ausgeschlagen; die Garnison hat einen Säbel an einem schwarzen Bandelier; die Garnison hat ein spanisches Rohr. So steht die Mannschaft mitten auf dem Platze aufmarschiert; grüßt und plaudert und lacht; sie raucht dampfend Tabak aus einem uralten Ulmer Kopfe. Dies die friedlichen und feierlichen Operationen der bewaffneten Macht. Nein, nicht alle! Ein Kreis von Leuten bildet sich um diese kleine Armee; sie ist ganz eingeschlossen; sie muß sich ergeben. Sie erzählt auch vom Ergeben. Die Macht Christian328) erzählt den Leuten von zwei anderen Mächten: vom Siebenjährigen Krieg; diese Macht hat ihn selbst ganz mitgemacht; sie war bei Prag, bei Kollin, bei Leuthen, bei Hochkirchen usw. und ist überall blessiert worden, nur nicht an der Zunge. Da kommt jemand: der Pfefferkrämer von da drüben. Augenblicklich hört der Siebenjährige Krieg auf; die Garnison mit der Linken die Pfeife aus dem Munde, mit der Rechten den Hut vom Kopfe; den Bückling tief; des Zopfes ehrwürdige Länge schnellend hoch empor. Und wieder hallt es schwer und dumpfig, wie heute alle Luft, vom bemooften Kirchturme herunter und hinauf und ringsum, bis zum Reisewagen beim Hirsch. Der Siebenjährige Krieg ist aus: die Geisterstunde ist da. Lebe wohl, alter Christian, da, auf das Wohl Theresiens und Dauns und Christians.

Lebt wohl auch, ihr vielen anderen alle, die ihr nicht

mehr wohl leben könnt. Und ihr wenigen anderen, die ihr noch wohl lebt; ach, vermutlich blutwenige mehr sonst, als Plächl[300]) und Otto[311]): lebt auch wohl!

Timlich

Ein gewisser Timlich[329]), emeritierter Fechtmeister, längst tot, focht auch literarisch und kalkographisch kurios herum. In einem Kämmerlein auf der Fischerstiege produzierte er allerhand: eine Anleitung zur Fechtkunst; einiges Poetische, einen Roland; dann stach er in Kupfer dies und jenes, Vignetten, abscheuliche, zum Militäralmanach; dann stach er seine eigenen Hunde, da er Nimrod. 1809 aber focht ihn eine absonderliche Spekulation an, eine Courage eigener Art. Kaum war jene, den unsterblichen Helden Karl und die vaterländischen Waffen ewig verherrlichende Aspernschlacht geschlagen, so trat Timlich auf mit dem gestochenen Plan derselben. Der Plan war fast ganz falsch, nur so aus dem Stegreif der Länge nach auf einem halben Bogen. Und nun, was tut Timlich? Er nimmt ein paar hundert Abdrücke, legt sie auf den Arm, wie die Zettelträger, und geht aus. Er geht über den Salzgries. Die Leute schauen; sie fragen. „Die Schlacht von Eßling," sagt er, „die Schlacht von Eßling, ganz neu; kostet einen Gulden!" In zehn Minuten hat er fünfzig verkauft. Er geht weiter über den Fischmarkt[330]), verkauft wieder fünfzig oder mehr oder weniger. Er geht weiter zum roten Turm hinaus; er verkauft wieder fünfzig oder weniger oder mehr. Er geht über die Schlagbrücke[331]), nimmt Platz auf einer grünen Bank bei Hugelmann[137]), heraußen; legt seine Ware auf den Schoß, verkauft wieder fünfzig oder mehr oder weniger. Plötzlich steht er auf und läuft, so schnell es seine kolossale plumpe Figur gestattet, zum Kupferdrucker, wie-

der eine Partie abzuholen, zu schnellem Verkauf fünfhundert oder weniger oder mehr. Atemlos sitzt er wieder bei Hugelmann, und so geht es fort. Ich will nur sagen: alles das mitten unter den geschlagenen Franzosen, die gerade die Käufer der meisten Exemplare waren. Und nicht ein Haar wurde dem Manne gekrümmt! Timlichs Freunde und Bekannte, deren er viele, da er ein rechtschaffener Mann, fürchteten für ihn; aber er lachte, dampfte fort aus seiner Riesenpfeife und warf einen Blick auf seinen alten Hühnerhund. Auf dem Plane stand nicht Aspern, sondern Eßling, wie die Franzosen die Schlacht nannten. Er ward auch bei Geistinger auf dem Kohlmarkt[332]) verkauft. — Hierher noch ein schöner Zug der Wiener, aber auch der Franzosen. Nach dieser Weltschlacht fand sich die Hauptstadt Österreichs von Blessierten angefüllt. Die Wiener, als wären das ihre eigenen Landsleute, sehend nur den unglücklichen Menschen und Bruder, gaben tausend und aber tausend Beweise ihres echt samaritanischen Charakters, indem sie, wie bekannt und gepriesen, unter allen Völkern des Erdbodens die ersten: reine Engel in Menschengestalt. Das der Zug der Wiener. Nun der Zug der Franzosen. Den 8. Juni fand man an den Straßenecken folgende Verlautbarungen in französischer Sprache angeheftet: „Gott möge euch segnen, ihr edlen Wiener, die ihr die Tränen der verwundeten Feinde trocknet, die ihr die Franzosen wie eure eigenen Mitbürger pflegt. Napoleon dem Großen wird es zur Kenntnis kommen, und der Lohn wird euer würdig sein[333])." — Wen das nicht rührt, der hat kein Herz.

Kupferne Krapfen

pflegen nicht mehr vorzukommen. Sonst, da sie noch im Umlauf, nämlich die Sechspfennigstücke oder „Polturaken" (Halbgroschen), gefiel man sich, selbe genau und forschend zu beschauen, am Rande, ob sie nicht die Güte haben wollten, sich öffnen zu lassen, wie eine runde Dose. Man drehte wohl auch und drehte; und siehe: zuweilen gelang es. Die Schraube ohne Ende hatte einen guten Anfang; Ruck auf Ruck, und gar bald auch ein gutes Ende. Sofort in dieser kupfernen Ungestalt lag ein Dukaten, oder ein Doppeldukaten, oder wohl gar ein Souveränd'or. Scharmant! Es fügte sich wohl auch, daß die Höhlung leer oder der Inhalt auch nur eine geringe Kupfermünze, ein Junges des Polturaken. Auch recht brauchbar. Pfennige und Heller trug jedermann bei sich; sie hatten noch gute Geltung; Unentbehrlichkeit bei einer Zeche oder sonst bei kleinen Zahlungen; gewissenhaft gab der Kellner, der Bäcker, der Trafikant, die „Obstlerin" diese kleine Münze heraus; alles „bei Heller und Pfennig". Das leere Sechspfennigstück behielt deshalb doch seinen Wert; ja der stieg noch, denn man hatte ein doppeltes Kunstprodukt. Und jetzt findet man derlei Stücke nur noch etwa in Sammlungen von Kuriositäten. Im Schönfeldschen[334]) Museum sah ich noch dergleichen. Wer aber dieses Krapfenfüllen eigentlich erfunden, darüber geben die Numismatiker keine Auskunft. Ein Anhaltspunkt jedoch ist da. Ich habe mir nämlich erzählen lassen, die Idee rühre von der großen Maria Theresia, der Prägerin, selbst her; und der Beweggrund sei eine feine, zarte Diskretion gewesen. Als Almosen nämlich, gespendet diesem oder jenem Pauvre honteux. An all und jeden der Tausende solcher Leute konnte, wollte sie doch nicht mehr geben, als etwa ein paar Dukaten; also wenigstens als Andenken ein halb Dutzend solcher

Kupfermünzen; doch immer das Porträt der angebeteten Monarchin. Die Beteiligten mochten das Geheimnis wohl recht gut kennen; und das Sauvez les apparences war beobachtet. Auch Kreuzer gaben eine solche Hülle ab; für das Format der einfachen Dukaten ganz geeignet. Es ist nicht alles nicht Gold, was nicht glänzt.

Das Mozarthaus usw.

Über des göttlichen Mozart Sterbehaus und Begräbnisplatz war man noch vor einigen Tagen nicht einig. Letzterer sollte noch immer der Friedhof von Matzleinsdorf, ersteres, wie man erst kürzlich gelesen, das Abchaus in der Rauhensteingasse 335) sein, welch kleinem Gebäude man seit einiger Zeit überhaupt einen historischen Namen aufprägen zu wollen scheint. Ich kam darüber mit Herrn Alois Fuchs 336), k. k. Hofkapellsänger, zu sprechen, einem Manne, der in musikalischen Angelegenheiten ausgebreitete Kenntnisse und Verbindungen hat und unter anderem ein verehrter Freund des unvergeßlichen Abbé Stadler 337) war. Herr Fuchs überraschte mich mit der Versicherung, daß er imstande sei, authentische Auskunft zu erteilen, die er aus der einzig wahren Quelle, nämlich des löbl. Kirchenmeisteramts bei St. Stephan geschöpft. Herr Fuchs führte noch manches Tatsächliche an von höchstem Interesse. Ich bat ihn um geneigte Mitteilung und Einwilligung, diese Details zu veröffentlichen. Mit der diesem würdigen Manne eigenen diensteifrigen Bereitwilligkeit entsprach er meiner innigen Bitte; und so mögen denn unverzüglich jene überaus merkwürdigen Belege und anderweitigen Daten folgen.

Zuerst der Auszug des Sterbeprotokolles. „Den 6. Dezember 1791. Der Titl. Herr Wolfgang Amadeus Mozart, k. k. Kapellmeister und Kammerkompositeur, in der

Rauhensteingasse im kleinen Kaiserhaus Nr. 970 338), am hitzigen Frieselfieber beschaut, alt 36 Jahr. Im Freydhof A. St. Marx III. Klasse in der Pfarre bei St. Stephan bezahlt 8 Gulden 56 Kreuzer. Wagen 3 Gulden." –

Ferner: Im Wiener Diarium vom Jahre 1791 in Nr. 99, Seite 3162, kommt Mozart unter den Verstorbenen vor, wie folgt: „Den 5. Dezember in der Stadt: Herr W. Amad. Mozart, k. k. Kapellmeister und Kammerkompositeur, alt 36 Jahre, in der Rauhensteingasse Nr. 970." – Das damalige kleine Kaiserhaus Nr. 970 hat jetzt die Nummer 934; es bildet eine ziemlich vorspringende Ecke, zwei Häuser neben dem goldenen Abc, welches Nr. 936 hat. Hier wohnte und starb der große Tondichter (der Shakespeare der Tonkunst; wie dieser der Mozart der Dichter?) im ersten Stockwerke. Das ziemlich geräumige Zimmer ist sehr dunkel, es hat zwei Fenster in einen engen Hof. Seine Arbeitsstube befand sich um die Ecke gegen die Straße zu.

Mozarts Arzt war zuletzt Dr. Closset 339); beigezogen wurde Dr. von Sallaba 38), Primararzt des allgemeinen Krankenhauses, Bruder des im vorigen Jahre verstorbenen k. k. Wechsel- und Börsesensals Wenzel Johann Edler von Sallaba 36), einer der geistreichsten, liebenswürdigsten Männer. Mozart verschied in der Nacht auf den Fünften. Süßmayer 340) war bei seinem Erlöschen zugegen. Alsbald fand sich Graf Deym 341) (unter dem Namen Müller, Eigentümer des Kunstkabinetts beim roten Turm) ein und nahm einen Gipsabdruck von dem Antlitz des großen Toten. Gottfried Freiherr van Swieten 342) (vielverdienter Sohn des großen Gerhard Freiherrn van Swieten), wie dieser Präses des Studien- und Zensurwesens, Präfekt der Hofbibliothek usw., erschien ebenfalls sogleich in dem Hause der Trauer; mit Rat und Tat. Schikaneder 343) war trostlos. Auf der Bahre liegend,

war Mozart mit einem schwarzzeugnen Totenbruderschaftsgewand angetan.

Seine Todeskrankheit währte fünfzehn Tage. Er war schon leidend, als er von Prag, von der Krönung zurückkehrte. Die ihm im Herbst 1791 verliehene Domkapellmeisterstelle bei St. Stephan, die ihn in eine geborgene Lage versetzt hätte, konnte er nicht antreten[344]).

Herrn Fuchs gebührt der innigste, verpflichtetste Dank. Es ist dies derselbe Mann, dessen Kabinett musikalischer Autographe nicht nur bekannt, sondern berühmt ist, als die bedeutendste Sammlung dieser Art unter allen existierenden. Sie ist das Ergebnis einer mehr als zwanzigjährigen Tätigkeit und Aufopferung, enthält ungefähr neunhundert der berühmtesten Komponisten, Noten und Text, oft größere vollständige Werke (die Italiener allein hundertachtzig) usw. Ein Näheres in einem eigenen Artikel (Fuchs, Alois usw.) in der „Nationalenzyklopädie". Angemerkt sei hier nur noch, daß der Besitzer ununterbrochen fortfährt, zu sammeln und sein Kabinett zu vervollständigen.

Übrigens: das „Mozarthaus"; so sollte es für ewige Zeiten heißen.

Mozarts Grab

Während man Webers[345]) Gebeine aus England herüberholt und ein Totentanz sich veranstaltet, Lanner[346]) einen Grabstein zu bringen, muß die Rede sein von den Reliquien Mozarts, Mozarts! ... Seltsame Fügung das, fürwahr; grell genug! ... Wo aber auf dem St. Marxer Friedhof ruhen diese über allen Ausdruck kostbaren Reste? Wohl kennt man ungefähr die Stelle, wo die Hülle des göttlichen Mozart eingesenkt worden (ein selbständiges Grab ward ihm nicht, da Totenwalzer wie Sonnenfinster-

niswalzer noch nicht erfunden); aber seitdem ist mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen. Dahin ist die Hoffnung, die unschätzbaren Reliquien selbst nur zu unterscheiden, wenn sie auch wirklich vorhanden. Nichts bleibt übrig, als der jammervolle erbärmliche Trost, daß man schon vor fünfunddreißig Jahren, nämlich 1808, jegliche Aussicht aufgegeben. Lese man zur Güte dieses: „W. Amad. Mozarts sterbliche Hülle wurde auf dem Gottesacker vor der St. Marxer Linie begraben; aber die Stelle ist leider nicht mehr anzugeben. Seine Witwe[347]) verfiel unmittelbar nach seinem Tode selbst in eine gefährliche Krankheit. Baron Swieten besorgte die Bestattung Mozarts, und da er dabei nur die größtmöglichste Ersparnis für die hinterlassenen Familienglieder berücksichtigte, so wurde der Sarg in ein gemeinschaftliches Grab eingesenkt, und selbst der kleine Aufwand eines Steines, den die Witwe zur Bezeichnung der Stelle so gerne gesetzt hätte, mußte vermieden werden. Mozart starb am 5. Dezember 1791, und die Leichname wurden damals nach der Angabe des Totengräbers in der dritten und vierten Reihe vom Kreuze an gerechnet (?), welches auf dem St. Marxer Kirchhofe steht, begraben. Der Fleck, auf welchem Mozarts Körper verwest ist, kann jetzt (1808), nach siebzehn Jahren, nicht mehr bestimmt werden, weil die Gräber periodisch umgegraben werden. Um das Jahr 1816 werden die obigen Gräberreihen wieder bearbeitet und vielleicht gelingt es alsdann einem glücklichen Späher, noch den Schädel[348]) zu entdecken, in dem sich einst eine der herrlichsten Erscheinungen des Geisterreiches offenbarte.“ — Diese bittere Notiz kommt in den „Vaterländischen Blättern“ vor, 1808, Nr. 31, wahrscheinlich von der Feder des würdigen Stadler, der um Mozarts Andenken so verdient ist. Die Daten stimmen mit denen des Herrn Fuchs überein, in dessen

Veröffentlichungen über diesen Gegenstand, in der Musikalischen, der Theater- und der Wiener Zeitung 1841, ohne daß ihm jene Notiz bekannt gewesen. — Neulich erhielt ich folgende Zeilen von ehrenwerter Hand: „Ihr Mozart-Aufsatz veranlaßt mich, Ihnen bekannt zu machen, daß der Totengräber in St. Marx genau die Stelle weiß, wo Mozart begraben wurde und wo viele Jahre eine alte Musikuswitwe jährlich betete. Er hat es, da so viel darüber geschrieben wurde, bekanntgemacht, doch ist noch niemand zu ihm gekommen, was ihn sehr böse macht." Zum Schluß zwei Einfälle: 1. Ein eigenes Beinhaus mit der Aufschrift: „Gebeine seit einem halben Jahrhundert, darunter die Reliquien Mozarts." 2. Shakespeare-Museum; Napoleon-Museum; Mozart-Museum!!

Das neue Lerchenfeld

war von jeher der privilegierte Schauplatz origineller Improvisationen, humoristischer Auftritte, romantischer Szenen usw. Das neue Lerchenfeld[349]) ist eine eigentümliche Welt von Leuten, Dingen und Vorfällen. Unbegreiflich, daß sich noch kein Hogarth gefunden, sie zu schildern, kein Nestroy[350]), sie, wie sie ist, ohne viel komödisches Arrangement auf die Bretter zu bringen. 1809 ereignete sich ein tragikomischer Kasus, der wohl vergebens seinesgleichen sucht. Als, nach dem Ausdruck eines gewissen genialen Bäcker (der, längst tot, auch noch eines Zeichners gewärtig)[183]), „unsere Franzosen wieder hier waren", führten sie sich beim Einmarsch in das neue Lerchenfeld gar ungebührlich auf. Unsere Franzosen plünderten und massakrierten; der Blamer Wirt unter anderen, blessiert, starb daran[351]). Ein Apothekerkommis, bereits ausgeplündert, aus Furcht für sein Leben, flüchtete, aber wohin? Unter die Toten selbst,

da wird man doch am sichersten sein? Er eilt auf den Friedhof; da ist eine frische Grube, indes mit Brettern bedeckt. Willkommene Entdeckung! Geschwind da hinein. Der Pharmazeut legt sich da zurecht und befindet sich sehr wohl. Allein nicht gar lange bleibt er ungestört. Ein Achzen vernimmt er, ein Stöhnen, dicht neben sich. Ein netter Schreck, ein billiges Entsetzen, ein angemessenes Grauen, eine bescheidene Verzweiflung bemächtigen sich seiner! aber auch, unbewußt, eine erstaunliche Courage erfüllt sein rezeptisches Herz, so daß er, vor lauter Furcht ein lauter Held, laut ausruft: „Wer da?" Und siehe und höre: aus einer hart daran befindlichen Grube antwortet es weinerlich und kläglich: „Ich bin es, der Richter von Hernals[352])." Der Pharmazeut gab sich auch zu erkennen und somit war alles gut. Sie brachten die Nacht ruhig zu. Der gute Morgen kam von selbst. Sie wünschten einander wohl zu speisen und trennten sich, kamen beide glücklich davon während der ganzen Invasion. Das hier Erzählte ist Tatsache[353]).

Mord aus Künstlerneid

Adam Friedrich Oeser[354]) war geboren den 18. Februar 1717 zu Preßburg; gestorben den 18. März 1799 zu Leipzig, als Direktor der dortigen Kunstakademie; einer der ausgezeichnetsten Maler und Bildhauer. An Biographien gebricht es nicht; sein plötzliches Verschwinden in und aus Wien jedoch, alsbald nachdem ihm die goldene Prämienmedaille zuteil geworden, dürfte noch in Dunkel gehüllt sein. Die handschriftliche Notiz eines Verwandten der Oeserschen Familie aber setzt uns in den Stand, dieses Rätsel, ein blutbedecktes, zu lösen. Der achtzehnjährige Oeser erhielt die Medaille unmittelbar aus den Händen seines Monarchen Karl VI., welch letzterer Umstand wohl

auch noch unaufbewahrt sein mag. Oesers leer ausgegangene Mitbewerber, gärend vor Neid, Grimm und Rachsucht, wollen seine Auszeichnung feiern, laden ihn in ein Gasthaus auf der Freiung auf ein Souper; die Medaille muß er mitbringen. Sie wird betrachtet; sie geht von Hand zu Hand. Sie verschwindet aber; sie ist nicht zu finden. Es entsteht Wortwechsel, Streit. Es kommt zu Tätlichkeiten. Die Degen fliegen aus der Scheide. Die Mörderbuben dringen auf Oeser ein, verwunden ihn, verwunden ihn tödlich, mit einer „vergifteten" Degenspitze (so lautet es ausdrücklich in der Notiz). Gräßlich; entsetzlich! Aber der Himmel ist barmherzig. Der Sterbende hat einen Verwandten, der ein sehr geschätzter Wundarzt ist. Zu diesem wird er in selber Nacht noch gebracht. Nach langem, langem Siechtum genest der kräftige Jüngling. Aber in Wien duldet es ihn nimmer, das er so heiß geliebt, wo ein so edler Triumph ihm geworden; denn die Mörder lauern. Oeser verschwindet. Man hielt ihn für tot. Der ganze blutige Auftritt ward vergessen. Der blühende Künstler mit seiner ewigen Wunde zog nach Sachsen, seine glänzende Laufbahn beginnend. Nach Jahren findet seine Mutter und seine Schwester in Preßburg, findet deren Gatte den Namen Oeser, ruhmvoll genannt in fremden Zeitschriften. Ist es ihr Bruder? Wäre es möglich? Da fügt es sich 1769, daß der würdige, leider noch immer und überall so unglückliche Gelehrte Korabinsky[355]), ein Name, den die edlen Ungarn nie aufhören werden hochzuschätzen, eine Reise nach Dänemark unternimmt. Der Bitte, zu forschen, unterzieht er sich gern. Er kommt in Leipzig an und siehe: Ja, es ist der Sohn, der Bruder, der Schwager. Oeser antwortet sogleich; Korabinsky desgleichen. Und somit ist die Biographie eines vornehmen Künstlers, eines der Unsrigen, eines genialen Magyaren, mit einem nicht unmerkwürdigen Datum be-

reichert. Ein späteres Schreiben Oesers, vom 23. Oktober 1776, besagt, daß er seiner Schwester ein Altarblatt, Emmaus, gemalt. Es heißt da: „Schenke es in deinem Namen der Kirche.“ Ein Weiteres über Oeser und Korabinsky in der österreichischen Nationalenzyklopädie.

In der Redoute; vor vierzig Jahren

So sind die Wiener, mein Freund! Voll Zuvorkommenheit und Dienstleifer, voll Selbstaufopferung. Ich hatte Gelegenheit gehabt, Herrn Fergar356) eine unbedeutende Gefälligkeit bei Lakington zu erweisen, ein Nichts. Nun komme ich nach Wien. Er hört davon; er sucht mich auf; nötigt mich, über ihn zu verfügen. „Ich verweile nur drei Tage,“ erwidere ich, „ich gehe nicht aus. Städtephysiognomien habe ich genug gesehen; übrigens aber freilich: die Physiognomien Ihrer Notabilitäten, das wäre allerdings willkommen.“ Herr Fergar ist entzückt. „Ganz apropos,“ sagt er, „in ein paar Stunden ist Redoute; ich hole Sie ab!“

Gleich beim Eintritte in den nichts weniger als luminösen Saal bemerke ich eine Gestalt, die ich schon irgend gesehen. Ein großer, dicker, schöner Mann von frischer Gesichtsfarbe, die sprechenden Augen, wenn ich so sagen darf, ganz diagnostisch. Er spricht eifrig mit einem etwas kleineren Mann von kaltem, nüchternem Gesicht und düsterem Blick. Er sagt soeben folgendes: „Ich empfehle Ihnen das Brownsche357) System; ich sage Ihnen, es hat alles für sich; ich kenne es; unser Verweilen an diesem Orte gehört selbst in die Erregungstheorie.“ Mit bescheidener Stimme entgegnete sein Begleiter: „Es kommt mir nicht zu; aber wenn ich nicht irre, so erwähnt deren schon Aristoteles und nicht sehr günstig.“

„Redoute und Ariſtoteles! Ei, ei, Herr Fergar! Was ſagen Sie dazu?“ — „Ich ſage Ihnen,“ antwortet er, „daß wir einen guten Anfang machen auf unſerer Entdeckungsreiſe. Jener Herr iſt Joſef Frank[358]), Sohn des großen Johann Peter Frank[57]). Sein Geſellſchafter“, fuhr er fort, „iſt der Verfaſſer[359]) des ‚Regulus‘. Iffland war der Akkoucheur dieſer ſchönen Erſtgeburt. Das Stück wird jetzt in Berlin gedruckt und die Wiener Raubvögel werden es dann ſo ſchnell und ſo ſchlecht als möglich nachdrucken.“ „Ach,“ rief ich aus, „eine kalte, marmorne Antike, wie der Kopf des Dichters ſelbſt. Gut! Ich danke Ihnen. Reiſen wir weiter!“

„Nein, nein, bleiben wir. Bemerken Sie,“ ſagte Herr Fergar, „wer da auf Frank zuſchreitet. Es iſt der Graf Karl Harrach[324]), ein Kollege von ihm.“ „Freund,“ rief ich aus, freudig überraſcht, „wieder ein Bekannter aus England.“ Ich konnte mich nicht enthalten, den Grafen zu begrüßen. Er hatte mich augenblicklich erkannt. Mit Begeiſterung ſprach er von uns Engländern, von ſeiner Aufnahme dort. Und fürwahr, man muß ein Mann ſein, wie dieſer Mann, um bei uns die Huldigungen zu ernten. „Dr. Heaſtly[360]),“ ſagte der Graf zu mir, „mein Weſen iſt eigentlich franzöſiſch; und doch, ihr habt euch ja förmlich um mich gezankt.“ „Sie haben uns begeiſtert, Herr Graf,“ erwiderte ich. „Ihr edler Humanitätsſinn, Ihre gediegene Liebenswürdigkeit, Ihre Genialität, Ihre reichen Kenntniſſe mußten uns hinreißen. Für Ihre Karikaturenſammlung, Herr Graf, bringe ich einen ſchönen Pack von Beiträgen mit.“

Ein Strom riß uns von dem Grafen, entzog uns ſein geiſt- und ſeelenvolles Geſicht voller Ausdruck, mit dem leichten Anflug gutmütiger Schalkheit. „Ich bin Arzt, weil ich Kavalier bin,“ hatte ich ihn noch ſagen gehört. „Ich habe Mittel und bin alſo verpflichtet, zu helfen.“

Wir drängten uns durch die Massen, die sich teilen mußten, denn es wurde getanzt, Langaus und Menuett. Nicht lange, so teilte sich unsere Umgebung, einer hohen, schlanken Gestalt ehrend Platz zu machen. „Geben wir Raum," erinnerte mein Begleiter. „Es ist der Prinz de Ligne[361])." „Der Prinz de Ligne. Ah, wir sind heute glücklich. In meinem Leben, Freund, habe ich noch kein Antlitz gesehen, das mich so mächtig angesprochen, gefesselt hätte." Geist und Herz, Ernst und Heiterkeit, Seele und Feuer, Hoheit und Popularität strahlten mit unbeschreiblichem Zauber aus diesen Mienen voll der schönsten Männlichkeit. Die Aufmerksamkeit des Publikums schien ihm nicht zuzusagen. Er suchte seitwärts einzubiegen. Er verschwand. Ach, der Prinz de Ligne! An seiner Seite eine maskierte Dame; volle, starke Formen. Etwa Frau von Staël[362])? Nein! nein! Es sah so aus, als suche er jemanden. Richtig! den Grafen Harrach. Wie begreiflich! Zwei so innig verwandte Heroen des Humors, und was für eines Humors? De Ligne, die Blume der Ritterlichkeit, die letzte, die allerletzte! Ach, de Ligne!

Die Wogen drängten uns fort. Die ärgerlichen Prenezgardeleute mit ihren Staubtüchern und Besen wühlten wieder umher. Wir streiften an den berühmten Mathematiker Vega[238]), einen starkgebauten Mann, der mir so melancholisch vorkam. Ich las, ich weiß nicht was, in seinem getrübten Blick: tragische Ahnungen! so etwas. Die Fluten drängen uns zu den Sitzen. Wir hören lispeln: „Eine Göttin, fürwahr. Wie sie thront! Diese Augen, eine Welt voll Geist. Dieser Adel der Haltung." Einige Frauen flüstern sich zu: „Wie man sie schön nennen kann, wohl gar bezaubernd? Sie hat Anmut, ja, etwas Liebreiz. Sie hat Kenntnisse, viele Talente, köstliche Manieren, ein Savoir faire, comme il faut. Aber, mein Gott, bei alledem, ohne

Ansicht des Redoutensaales zur Maskenzeit
(Nach einem Stich von C. Schütz — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

die Millionen, davon sie eine halbe in ihrem reichen Haar, ohne die Millionen?" — Welche Medisance, dachte ich, als Herr Fergar, errötend vor Entrüstung, zu der Sprecherin herauspolterte: „Mit Gunst, Frau Marquise, wenn Sie selbst auch alle ihre Millionen hätten, so würde sich gleichwohl niemand um Sie bekümmern; und wenn Fanny Arnstein[363]) keinen Heller besäße, so wäre sie dennoch eine Millionärin."

Die Weiber verloren sich und machten uns Platz, die Bewunderte näher zu beschauen. In der Tat, will man die Grazien malen, so muß diese Frau dazu sitzen. Ja, Grazie, alles ist Grazie an ihr. Dieser Bau, diese Haltung, diese Bewegungen, lauter Wellenlinien. Mein Hogarth, der du diese Wellenlinien erfunden oder getauft, hier hast du, was du im Leben nimmer gesehen. Alles ist Harmonie; der Ausdruck dieser Frau ist Musik. Dann erst ihr Hauch, ihr geist- und witzgeflügeltes Wort. Alles ringsum war Enthusiasmus. Alles starrte auf das Wunderbild, wie von magischem Zauber gebannt; stumm, regungslos. Aber siehe! O du Allmacht des Magnets befreundeter Geister! Schon nahen de Ligne und Harrach, schon sitzen sie an ihrer Seite.

Doch horch! Welch seltsames Gemurmel? Und jetzt, wie Stimmen streitender Männer? Unwillkürlich gelangen wir hin. Was sehe ich? Wie? Auch hier dieser unselige Obrist, dieser Makel unserer Armee? Dieser Raufbold, der Europa durchzieht, exaltierte Zweikämpfe aufzusuchen. Wahrhaftig, er ist es.

„Wer ist der Mann dort, sein Gegner?" fragte ich Herrn Fergar.

„Sein Gegner," sagt er, „wenn Sie den Mann mit dem schwärmerischen Gesichte meinen, ist der Baron Geramb[364]). Sein Wesen ist halb kriegerisch, halb poetisch.

Er ist einer unserer glühendsten Patrioten. Im Falle eines neuen Feldzuges will er auf eigene Kosten ein Freikorps ausrüsten. Er hat ein Gedicht zu Habsburgs Ruhm unter der Feder." — In diesem Augenblicke kommt ein Bekannter auf Herrn Fergar zu.

„Stellen Sie sich vor," sagt er, „dieser verrückte Engländer fängt da mit dem Baron Händel an, fordert ihn heraus, und wo glauben Sie und wie glauben Sie, daß sie sich schlagen sollen? Welche echt britische Narrheit! Das Duell soll auf dem Atna sein, auf dem Atna, denken Sie! und der Überwundene soll, so lautet der Akkord, vom Sieger in den Krater des Berges gestürzt werden. — Nein, das ist mehr als originell!"

Wir lachten. Was blieb uns übrig? Alles lachte, denn man hielt das Ganze für die Wirkung einer momentanen Wallung, für eine Fabel, aber das war sie dennoch nicht. Es versteht sich, daß die Ordnung alsbald wiederhergestellt war. Ich aber kannte meinen Mann. Schon drei lagen durch ihn im Krater.

Baron Geramb mit zwei Damen entschwand. Der famose Obrist trat aus der Gruppe. Er schnitt mir ein Gesicht und stieß, ob zufällig oder nicht, an einen Herrn, der neben meinem Freunde stand. Dieser Herr hatte eine freundliche, überaus wohlwollende, angenehme Miene; seine Figur war stattlich, sein Gesicht aber sehr kurz; er hielt ununterbrochen die Lorgnette an die Augen. Er wandte sich an seinen Gesellschafter mit den Worten:

„Nun, lieber Baron, Sie haben sich die Tapferkeitsmedaille verdient, wollen Sie Ihre Bravour gegen diesen Narren geltend machen? Wie wäre es, wenn Sie uns von ihm befreiten?"

Diese Worte waren so gesprochen, daß der Oberst sie hätte hören müssen. Jener Herr aber wandte verächtlich

sich ab. Sein Begleiter lachte laut und schallend: „In unserem Tirol, auf der Ortlerspitze, warum denn nicht? Ich kann ihn dort zwar in keinen Krater legen, es ist recht zu bedauern. Wollen Sie mein Sekundant sein, General?"

Ringsum wurde gelacht.

Der Baron war ein hübscher, kräftig gestalteter Mann, noch jung, ein artiges Gesicht, lichte Augen, schönen Mund, kurzsichtig ebenfalls.

„Chasteler[365]) und Hormayr[366])," flüsterte mein Freund mir ins Ohr, „sie sind innige Freunde, Hormayr ist Genie, starker Geschichtskenner mit einem enormen Gedächtnis, so daß er die Aneide von vorn oder von rückwärts rezitieren kann. Sein Vorbild und sein warmer Freund, der große Stücke auf ihn hält, ist Johannes von Müller[63])."

Wir gingen in den zweiten Saal. Herr Fergar wies mir den hartgesichtigen Füger[367]), den Klopstock der Zeichner; ich kannte seinen „Sokrates vor den Richtern"; er zeigte mir in dessen Gesellschaft Lampi[368]), den Porträtmaler, dessen Verdienst man übertreibt; sein fettes Antlitz drückte nicht viel aus; ich kannte von ihm „Amor und Psyche". Wir sahen Frank, schon im Begriffe fortzugehen.

„Jetzt," sagte ich zu meinem Begleiter, „jetzt erlauben Sie, daß ich auch ein wenig der Brownschen Erregungstheorie fröne. Wo finden wir eine gute Bowle? Ich lechze nach einem nationalen Trunk. Dazu ein klein wenig Ruhe."

Bald fanden wir beides. Aber welches Gedränge; alle Tische besetzt. Mit Mühe mittelte der Markör einen Sitz aus an einem kleinen Tische. Da saßen zwei Greise. Gott, wie ward mir? Dieses markige Gesicht, ganz im Sinnen, wie in Andacht verklärt, diese vollen Brauen! Als ich mich beim Niedersetzen verbeuge, fixiert er mich scharf; wie wenn Rückerinnerungen in ihm aufdämmerten, sucht er in mei-

nen Zügen zu lesen. Ja, er war es! Mit innigster Rührung, im höchsten Gefühle der Bewunderung, mit der reinsten Pietät erkannte ich den Mann wieder, dem vor wenig Jahren noch mein ganzes Vaterland, das ganze stolze England huldigend zu Füßen lag.

Ja, er war es, Josef Haydn[369]). Respektvoll sprang ich auf, keines Wortes mächtig; nur meine Bewegungen sprachen. Er erkannte mich. Es wollte eine sentimentale Szene werden. Der andere Alte, wie verdrießlich darob, suchte zuvorzukommen und rief, die Kaffeetasse wegsetzend: „Meine Herren, Sie müssen die Güte haben, zu wissen, daß hier ein kleines Rendezvous gefeiert wird. Ich fuhr eigens nach der Stadt, um meinen alten, teuren Freund noch einmal zu sehen; eigens hier, an diesem Orte da; das hat seine sehr guten Gründe. Also jetzt ohne Umstände, trinken Sie Ihren Punsch, und nach einer Viertelstunde lassen Sie uns wieder allein." — Ton und Worte eines Feldherrn, dachte ich. Wer magst du sein, du alte Ossiangestalt; man sieht, du bist gewohnt, zu kommandieren. Wie er so schwarz und martialisch umherblitzte, wie Lodas Geist von den buschigen Augenbrauen Schlachten schüttelnd. Und doch hoch und stämmig dabei, ein Riese, um dessen Lenden wogt die Schlacht.

Der sanfte Haydn aber vermittelte sogleich alles. „Mein teurer Lascy[370])," sagte er, „wüßten Sie, wie mein Herz wieder voll wird und überquillt bei dem Anblick dieses Herrn. Da sah ich den huldvollen König Georg, seine gnadenreiche Gemahlin[371]). Welche Engelsgüte. Der Herzog von York[372]), die Prinzen von Wales[373]). Oh, wie süß haben sie mich gehätschelt. Dann, o lieber Himmel, die liebevolle, zärtliche Familie Shaw[374])! Mein Gott, welche Erinnerungen!" — Ich las Tränen in des Mannes Augen. Aber Held Lascy begann wieder zu kommun-

dieren, und die Haltung stellte sich alsbald her. „Keine Herzensdechargen," donnerte er. „Es ist genug. Ihr Herren, wie hat der Punsch geschmeckt?"

Natürlich waren diese Worte das Signal zur Retraite. Wir erhoben uns. Haydn drückte mir die Hand, wie zum Abschied für die Ewigkeit. Ein unaussprechlich wehmütiges, himmlisches Gefühl schwellte mein Herz. Dieser Händedruck war wie ein Segen. Gesprochen wurde keine Silbe. Von Rührung durchdrungen, ihr nicht zur Beute zu werden an diesem Ort der rauschendsten, profansten Weltlust, stürzte ich fort, hinaus, wieder in den großen Saal, in die Wellen des Sinnentaumels.

Vor uns ging ein schlankgebauter Mann, sich in diesem Augenblicke umsehend. Ein ovales, markiges Gesicht, voll Leben und Schärfe in den schwarzen Augen; von südlichem Teint. Höflich grüßte er eben eine junonisch gebaute, imposante Dame, geführt von einem stattlichen Mann, dessen heroische Formen und Mienen einen Kriegsgott anzukündigen schienen. Es war Graf Saurau[375]), der Frau von Weissenthurn[376]) gegrüßt, deren Begleiter der aus Prag anwesende Schauspieler Eßlair[377]). „Wir suchen Salieri[378])," sagte letzterer zu Herrn Fergar; „denken Sie sich," und das düstere, sinnende, olivenfarbige Gesicht des kleinen Italieners flammt auf in rotem Zorn, als dieser dicke Mann da den Tonsetzer der „Zauberflöte" rühmt.

Bei diesen Worten zeigte Eßlair auf eine Gattung Mammut, das soeben heranwatschelte. Es war Schikaneder[343]), der sechs Fuß hohe, dritthalb Zentner schwere, speckhalsige Vogelfänger; der lachte, hielt sich den monströsen Bauch und erzählte dasselbe, doch mit mancherlei sehr rätselhaften Anspielungen. Wir lachten gerne mit und hätten beinahe vergessen, daß es schon vier Uhr sei.

O ihr fatalen Masken; wie viele andere Notabilitäten und Zelebritäten mußtet ihr mir verhüllen! Beim Anblick des Merkwürdigen, des Außerordentlichen ist selbst ein Engländer unersättlich.

Lebt wohl, ihr alle, ihr merkwürdigen, interessanten und anmutigen Menschen! Möget ihr euch noch lange, lange wiederfinden in diesen heiteren Hallen! Lebt wohl!

Des Obersten letztes Duell

Es war schon vier Uhr vorbei, als Dr. Heastly, von seinem Wiener Freunde, Herrn Fergar, begleitet, in seinem Gasthof ankam. Von tausend romantischen Eindrücken erfüllt, rief der Doktor auf diesem Wege mehrere Male schwärmend aus: „Wie viele historische Personen, wie viele berühmte Männer, welche Menge interessanter, liebenswürdiger Menschen und anbetenswerter Gemüter habt ihr in eurem glücklichen Wien! Und vor allem, Freund, was für göttliche Weiber!!"

Die Freunde trennten sich. Der Doktor warf sich auf das Lager und entschlummerte. Kaum zwei Stunden mochte er geschlafen haben, als sein Diener hereinstürmte, ihn zu wecken. „Herr," sagte er verstört, „ich kann nicht anders. Es ist ein Wüterich draußen, ein Mann, der mir bekannt vorkommt, der auf das entschiedenste verlangt, Sie augenblicklich zu sprechen."

Der Doktor hatte sich im Bette noch nicht aufgerichtet, als der Oberst von dieser Nacht schon vor ihm stand; diese plumpe, gedrungene Gestalt mit den stechenden Satansaugen, der narbenvollen Nase, dem breiten, lippenlosen Mund, den zerhauenen, dürren Wangen. Er war in Reisekleidern. Er stellte sich brüsk ganz nahe an das Bett. Dann sagte er: „Mein Herr Doktor, Sie wissen, warum ich da bin."

Der Angeredete stieg aus dem Bette, zog den Schlafrock an, winkte dem Bedienten, sich zu entfernen, und entgegnete mit vollkommener Ruhe: „Mein Herr Oberst, ohne Zweifel, um Abschied zu nehmen auf ewig.“

„Nein, mein Herr,“ tobte der Soldat; „ich bin da, um zu machen, daß Sie selbst bald Abschied nehmen von der Welt und deren Impertinenzen. Ihre höhnisch lächelnde Gebärde der vergangenen Nacht kostet Sie das Leben. Sie sind kein Ehrenmann.“

„Das ist genug; ich bin ein Engländer,“ versetzte der Doktor gelassen. „Vom Fünfundzwanzigsten des nächsten Monats an, wo ich in Palermo sein werde, bin ich zu Diensten.“

„Ich hoffe,“ sagte der Oberst, etwas überrascht, „daß Sie jedenfalls in Palermo sein werden, denn Sie wissen, alle meine Zweikämpfe finden auf dem Atna statt.“

„Sonderbare Fügung,“ bemerkte kalt lächelnd der Doktor. „Der Zweck meiner Reise bringt es gerade so mit sich. Vermutlich“, setzte er, den Mund unwillkürlich ironisch verziehend, hinzu, „bin ich der Fünfte, den Sie in den Krater befördern.“

„Nein, der Vierte,“ sagte der Oberst mit einem brutalen Lachen. „Die Ehre, der Fünfte zu sein, ist einem hiesigen Baron vorbehalten. Den 26. März, des Morgens um sechs Uhr, erwarten Sie mich am Fuße des Atna.“

„Gut,“ sprach der Doktor.

Der Oberst ging.

Das war vor vierzig Jahren.

Diejenigen, welche in dem Wiener Konversationsblatte 1819 und 1820379) nachblättern wollen, werden in der Reihe der Mitarbeiter, unter denen ich so glücklich war, M. Collin, Grillparzer, Hammer, Hormayr, Jean Paul, Adam Müller, beide Schlegel, Schneller,

Werner usw. nennen zu können, auch den Namen des Dr. Heastly in London als einen der tätigsten antreffen. Da nun auch der Freiherr von Geramb, als Trappist und Schriftsteller so merkwürdig, dem Himmel sei Dank, noch jetzt am Leben ist (ein neuer Brief aus Rom bezeugt dies), so kann über den Ausgang des Heastlyschen Duells kein Zweifel obwalten. Auch dieser Doktor ist noch am Leben. Er war im Jahre 1826 nach Indien gezogen, dann nach China. Er ist jetzt Mandarin.

Nachdem er vor vierzig Jahren Wien verlassen, hörte ich viele Jahre nichts von ihm. Ich zitterte. Aber sollte der Baron Geramb nichts wissen? Es gelang mir nicht, etwas zu erfahren; es war in dem damals noch regsamen, bunten geschäftlichen Wirken keine Zeit, keine Gelegenheit. 1818 mit der Gründung des Konversationsblattes beschäftigt, schickte ich aufs Geratewohl den Prospektus nach London an meinen Freund. Und siehe da! Nach wenigen Wochen erfolgte ein Brief mit Beiträgen und mit der kurzen Erzählung jenes Zweikampfs, der wirklich stattgefunden, aber drei Jahre später.

Dr. Heastly, der Geforderte, schoß zuerst. Es war des Obersten letztes Duell, die erste Kugel, die ihn traf, und die letzte, denn sie durchbohrte ihm das Herz. Seine letzte Kraft verwendete er, sich in den Krater zu stürzen. Sein menschenfreundlicher Gegner suchte es zu verhindern. Allein da er wahrnahm, daß der Verruchte beabsichtige, ihn mit in den Abgrund zu ziehen, ließ er ab, und der Oberst stürzte seinen drei Opfern nach.

Ein distinguierter Koch

1807 oder 1808 trat in die Schaumburgsche Buchhandlung[380]) ein herkulischer Mann, gehüllt in einen ein-

Ferdinand Freiherr von Geramb
(Nach dem Gemälde von C. Hummel gestochen von J. Pichler — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

fachen hellbraunen Überrock, zog etwas den runden Hut, musterte das Personal und sah sich in dem Laden um, als ob er jemanden vermisse. Hierauf sagte er zu einem der Kommis: „Ich wünsche, daß Sie mir alle die Kochbücher und auf Kocherei Bezug habenden Schriften vorlegen, in was immer für Sprachen."

Diese Anrede überraschte, denn der Unbekannte schien durchaus ein Mann von Distinktion; man konnte nicht denken, daß er ein Koch oder, wie sich die Köche jetzt nennen, ein Officier de bouche sei. Aber, was liegt daran, wenn er nur kauft.

Während man die kulinarischen Bücher zusammensuchte, blätterte der Mann in den griechischen und römischen Klassikern, die gleich beim Eingang rechts aufgestellt waren, rezitierte einiges aus Herodot und trat dann an den Ladentisch, die Kochliteratur zu mustern. Er schien die meisten schon zu kennen, legte das Gartlersche Kochbuch[381]), welches jetzt schon über dreißig Auflagen zählt, beiseite, auch das Magdeburger, auch das Linzer mit der vollbusigen Köchin am Herde, auch Viards Cuisinier impérial[382]); wählte aber doch sechs bis acht derlei Werke, darunter alle Jahrgänge des Almanac des Gourmands[383]). Er fragt nach dem Preis, zahlt und läßt die Bücher zusammenpacken.

Indem knarrt die kleine Seitentür auf, und der Chef der Handlung tritt ein. „Ah, mein lieber Schaumburg, wie geht es?" ruft ihm der Unbekannte entgegen. „Ah, Herr Hofrat, welche Ehre, nach so langer Zeit; ergebener Diener!" erwidert Schaumburg. „Gewiß", setzt er hinzu, „haben Herr von Bretschneider[384]) wieder Hungarica oder Philosophica gekauft?"

Der Hofrat Bretschneider lacht, rückt den zerknüllten Hut aufs Ohr, klatscht in die Hände und sagt, auf das Paket deutend: „Diese Philosophica sind lauter Koch-

bücher, und diese Kochbücher sind lauter Philosophica. Kochbücher, lauter Kochbücher!" Schaumburg will lachen; unterdrückt es aber und lächelt nur, so nach seiner trockenen Weise. „Vermutlich also", sagt er, „ein Geschenk für die Frau Schwiegertochter." „Nein," sagt Bretschneider, den Hut auf das andere Ohr schiebend; „ich selbst bin die Frau Schwiegertochter. Wissen Sie denn nicht, daß ich die Kocherei treibe, so wie andere Leute Billard oder Karten spielen oder Romane lesen oder herumlöffeln. Es war immer so mein Zeitvertreib, wenn ich Gelegenheit hatte, aber mit Kritik und mit Raffinement; stets das Neueste, das Feinste. Ich bleibe einige Zeit hier. Da müssen Sie mein Gast sein und noch jemanden mitbringen. Aber die Gelegenheit. Noch logiere ich im Gasthaus."

Schaumburg wußte Rat. Es war da eine Frau von M., eine distinguierte Vermieterin, auch Traiteurin, die eine Art Salon machte. Gleich waren zwei Zimmer und eine artige Küche mit einer artigen Köchin in Bereitschaft. Bretschneider zog hin, kochte, kochte delikat, übertraf den Almanac des Gourmands und traktierte drei bis vier Gäste. Diese lukullischen Experimente wurden bald ruchbar.

Es fanden sich verschiedene Liebhaber und Schüler ein; es gab da bald eine gastronomische Lehrkanzel; es war, wie einige Dutzend Jahre früher, wie in den Küchen und Laboratorien der Goldmacher. Selbst mehrere historische und literarische Zelebritäten besuchten diese höhere Schule des höheren Geschmacks: der Baron St***sch221), der Herr von . . §385); die arbeiteten mit und schmausten mit. Das Institut der Frau M. kam in großen Ruf; es ging da nobel, fein und lustig zu, und es blieb so, selbst da der Großmeister Bretschneider schon wieder fort war. Unter Bretschneiders koquinarischen Werken machten beson-

ders der Pudding und Mockturtle, nämlich unechte Schildkröten, welch beide er in England gelernt hatte, eklatante Epoche.

Auf seinen vielen Reisen bot er sich seinen Freunden und Protektoren ausdrücklich zum Dienst der Küche an. Er setzte die Spreestadt in Erstaunen und den äußerlich frugalen, insgeheim aber recht gern gourmandisierenden Nicolai[386]; er setzte Erlangen in Erstaunen und den polyhistorischen, redseligen, lieben Hofrat Meusel[387]. Viel früher, im Banat, ward er von dem sehr renommierten Grafen N.[388] aufgesucht, mit dem er auch in Kenntnissen sympathisierte. Graf N. war entzückt über Bretschneiders Bekanntschaft. Stundenlang überschütteten sie sich mit Stellen aus Horaz, Virgil, Terenz, Plautus, Catull usw. Apicius aber gab den Ausschlag; seine Ars coquinaria: die wußten sie beide auswendig. Der Bund ward geschlossen. Es ward verabredet, einen großen gastronomischen Kursus zu veranstalten; ganz abgeschlossen von der übrigen Welt, in hehrer Einsamkeit, wie die alten Brahmanen und ägyptischen Priester in ihren versteckten Schulen zu wohltätiger Bearbeitung der plebejischen Menschheit sich versammelt hatten. Graf N. hatte eine hohe Stellung. Er ließ dem Kommandanten von Temesvár, dem Grafen Soro[389], zu wissen machen, daß er durch vierzehn Tage in seinem Garten in der Vorstadt ungestört sein wolle, um da eine wichtige Arbeit zu vollbringen. So zog er mit Magnus Bretschneider hinaus, ließ die Eingänge verrammeln, eine Schildwache hinpostieren, und stellte ihm zwei Köche zur Verfügung. „So lebten wir", erzählte Bretschneider, „vierzehn Tage in Saus und Braus, in keiner anderen Gesellschaft als der der Köche und des Konditors. Am vierzehnten Tage morgens nahm ich mir die Freiheit, Seine Exzellenz an das Ende des Termins zu erinnern und an

die wichtigen Arbeiten, die wir in dieser Zeit hätten zustande bringen sollen.“ Der Graf sah das ein. Er warf sich mit Ungestüm auf die Arbeit; ein Mann von Genie und der leichteste Arbeiter von der Welt, wie Bretschneider selbst, war alles in zwei Tagen fertig. Bretschneider erinnerte sich mit hoher Lust an diese schönen Konklavetage und erzählte davon mit Behagen alle möglichen Details.

Und so kochte und schmauste er denn, doch meist nur als hors d'œuvre, lustig fort und fort, bis 1810, wo er selbst als Speise den Würmern vorfiel. Auf dem Sterbebett soll er noch, heiter wie Rabelais seinem Domino und mit seinem Beati sunt, qui in Domino moriuntur, gesagt haben: „Freunde, in drei Tagen beginnen die Würmer ihre Arbeit.“

Fiakeranatomie

Das soll nicht etwa heißen, daß wir uns damit abgeben wollen, einen ausgelebten Fiaker, nämlich nicht den Wagen, sondern den Kutscher, wie auf dem anatomischen Theater regelrecht zu zergliedern! Keineswegs! Das könnte uns gar nicht einfallen. Wir wären allerdings recht froh, all die existierenden Stücke zu beliebiger Verfügung unter dem anatomischen Messer zu haben, die ganze Generation dieser Spezies. Wir würden uns aber gar nicht mit ihr abgeben, sondern: nur geschwind in die Grube mit dem Gezücht!

Auf eine psychologische Anatomie wäre es eigentlich abgesehen, und zwar, um das Prinzip des brutalen Verfahrens eines Fiakers mit seinen Pferden zu ermitteln.

Angeborene und anerzogene Roheit geben noch keinen Schlüssel. Man kann von Natur aus ein Menschenfresser sein und man ist noch kein Pferdefresser. Ein Baschkire prü-

gelt sein Pferd, aber er mißhandelt es nicht, er schwächt und zerstört es nicht, weil ihm sein baschkirischer Verstand sagt, daß er des Tieres bedarf, daß er ohne das Pferd nicht existieren kann, daß er aufhört, ein Kavallerist zu sein. Der Kalmück kultiviert also sein Pferd gleichsam; wir werden nicht verlangen, daß er es deswegen tue, weil das Rößlein sein Mitgeschöpf ist.

Der Fiaker hingegen, der kein Baschkire und kein Kalmück und doch zehntausendmal tyrannischer gegen sein Pferd ist, plagt, stößt, pufft, quält und schindet seine Tiere, ohne daß man weiß warum. Die raffiniertesten Grausamkeiten heckt er aus. Das Pferd mag noch so gelehrig, lenksam und fromm sein; er hört nicht auf, es zu peinigen. Es ist, als gehe er eigens darauf aus, es so bald als möglich zu ruinieren. Könnte das arme Pferd seine Schmerzen verlautbaren, könnte es schreien, wie der Hund heult: bald würden die kannibalischen Fiaker mit ihren Torturen aufhören, weil die Straßen von dem Geschrei der Pferde widerhallen würden. Schade, schade, daß die Natur dem Pferde dies Organ versagt, daß sie diesem Pferde den Huf und die Zähne verliehen hat ohne den Instinkt, beide abwehrend und strafend gegen seinen Peiniger anzuwenden! Schade!

Also von der natürlichen Brutalität können wir nichts ableiten, wir müssen unser Messer nach anderen Partien wenden.

Drei Motive mögen es sein, die uns die Sonde zeigt: Langeweile, Mißmut über zeitweilig schlechte Geschäfte, Kitzel des Dominierens.

Die ersten beiden erklären sich von selbst; der Kitzel fast auch. Wir sehen aber, daß nicht bloß die Knechte, sondern die Eigentümer der Pferde so verfahren, jedoch nur in viel geringerem Grade. Der Knecht aber will auch so ein Stück

von einem Gebieter sein, und da zeigt er seine Herrschaft an dem beklagenswerten Tiere. Bei seinen Exekutionen dünkt er sich etwas; er spielt den Pascha und den Bastonadenspender zugleich.

Ganz mittellose, unterste Menschen haben gern einen Hund, eine Katze, einen Vogel. Sie wollen sich für ihre abhängige Lage entschädigen; sie wollen ein Geschöpf haben, das noch ärmer ist, als sie selbst; sie wollen etwas zu kommandieren haben. Sie wollen auch von oben herabsehen können.

Aber die beste Anatomie des Fiakers wäre die, mit ihm genau so zu verfahren, wie er mit den Pferden! Da würde er auf einmal inne werden, daß geschlagen werden Schmerz mache.

Neue malerische Reise

Es ist mein Verhängnis. Ich habe keinen Prater und keinen Augarten, keine Brigittenau, keinen Schwarzenbergschen und Liechtensteinschen, auch keinen Belvedereschen Garten; ich habe keine Bastei; keinen Volksgarten 390); ich habe nicht einmal ein Glacis. Seltsames Geschick! Ich bin ein Seitenstück zu dem Mann ohne Schatten. Und in der Tat, da ich praterlos, augartenlos, überhaupt gartenlos, selbst glacislos bin, so bin ich im buchstäblichen Sinn *ohne Schatten*.

Gleichwohl habe ich meinen Prater, meine Gärten, meine Bastei, mein Glacis. Ich habe meine Promenade, die ein Surrogat aller dieser Promenaden ist. Da pflege ich zu spazieren, denn da finde ich alles, was ich an jenen anderen Spazierorten liebe; da finde ich alles das nicht, was ich an jenen nicht liebe.

Mein Prater usw. ist nicht der Alserbach, durchaus nicht; mein Prater, mein Volksgarten, mein Glacis ist der *Stadt-*

graben[391]). Der Stadtgraben ist mir eine malerische Reise, voll der schönsten Partien, Rasenplätze, Alleen, Hecken, Anhöhen, Baumgruppen, Gärtchen; selbst hängende Kunstgärten à la Semiramis, kleine Bauten — alles das enthält der Stadtgraben. Ebenso interessant ist das, was er nicht enthält: er enthält keine Leute, so gut als keine Leute, die man bekomplimentieren muß, grüßen, mit denen man plaudern muß, die erst uns und dann sich selbst entsetzlich genieren mit ihrer Prise Tabak, mit ihrem Wettergesundheitskomödienmusikneuigkeitsdiskurs; er enthält ferner keine Hunde.

Dich preise ich, mein Stadtgraben, als den einzigen Ort in ganz Wien, wo man sich sammeln, wo man ungestört meditieren, sich gehen lassen kann, wie man will; wo der unermüdliche Zephir uns nicht umwirft, die Staubwolken uns nicht verschütten, das Wagengerassel uns nicht zur Verzweiflung bringt; wo es ländlich und einsam ist; wo auf der einen Seite mächtige Mauern, auf der anderen hohe grasige Erdwälle uns vor der müßigen Geselligkeit schützen. Geliebter Stadtgraben, von beiden Seiten übersehen sie dich vornehm, die da oben in gemessener Haltung einherschreiten; und das ist dein Glück und das Heil derer, die in dir wandeln. Habe ich dich zum Freund, gepriesener Graben um die Stadt, mit deinem Samtboden, so lasse ich ihnen gerne ihren tumultuarischen steinernen Graben in der Stadt selbst.

Noch einmal, nein, noch tausendmal sei gegrüßt und gepriesen, o Stadtgraben, du mein kostbares Stadtgut, noch vieltausendmal! Und wenn ich einmal soviel tausend Gulden übrighaben sollte, als Grüße für dich, so unternehme ich ein reichillustriertes Prachtwerk in Delaborde-Folio[392]), „Voyage pittoresque dans le fossé de ville". Die Franzosen werden es schon drucken.

Drei Wiener Sonderlinge

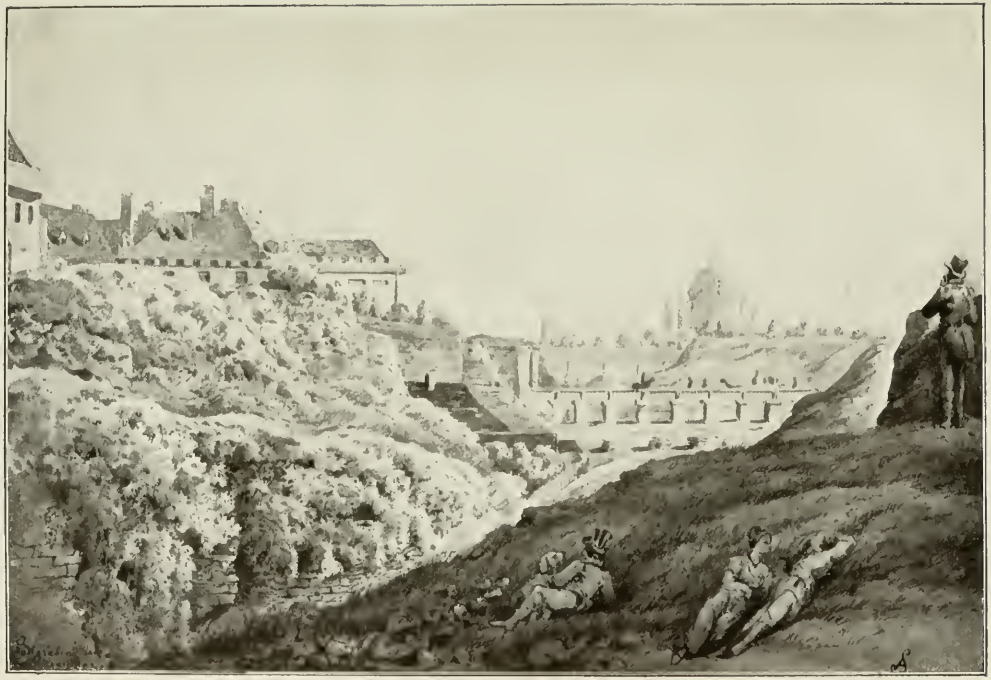
„O Buchhändler, was seid ihr für zwitterhafte Kerlchen." Fr. Nicolai.

Man wird notwendig sehr alt; man schweift in den Jahrhunderten herum. Über Leute schreiben aber läßt sich diskreterweise doch nicht eher, als bis sie tot sind. Man hat schon über Personen geschrieben, die bereits dreißig, vierzig Jahre nicht mehr am Leben. Man sieht einen jungen Menschen von siebzehn Jahren, der sich nicht gut aufführt. Man droht ihm, dereinst über ihn zu schreiben. Dies geschieht nach dreißig, vierzig Jahren, denn so lange noch lebt er. Man muß also notwendig auch so lange gelebt haben. Auf diese Art verlängert man sein Leben. Das ist die wahre Makrobiotik. Man wartet vielleicht sogar, bis diesem oder jenem interessanten Ehepaar ein Sprößling geboren wird, über den man dann schreiben will, wenn er selbst wieder Sprößlinge gehabt hat; aber tot muß er sein, tot. Man methusalemisiert so fort; man lebt ewig.

Man hatte sich vorgenommen, über Binz, über Haselmayer, über Kupffer zu schreiben, vor dreißig, vierzig Jahren, da sie noch in voller Tätigkeit waren. Diese dreißig, vierzig Jahre sind vorbei. Jetzt her mit ihnen!

Binz

Sei gegrüßt! Du warst ein Mann von Stoff. Du hattest, wie man zu sagen pflegt, etwas gelernt und nicht erst im Alter, wo man es nicht mehr brauchen kann, nicht als lediglicher Routinier, was gar kein Verdienst. Du hattest Fakultätskenntnisse; in Freiburg recht gut Philosophie studiert, solltest gar die Professur des Griechischen in Konstanz annehmen, schlugst sie aber aus, um nach Wien zu gehen.



Stadtgraben bei dem Burgtor in Wien
(Nach einem Aquarell von A. v. Saar — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

Tateſt recht! Fleißig ſtudierteſt du da Medizin; machteſt dir alte und neue Sprachen eigen. Das war ſchön und gut von dir; übteſt dich ein in Literaturgeſchichte, in Bücherkunde; lauter Dinge, die der Buchhändler damals noch brauchte. Das ſaheſt du ein, gegrüßter Binz[393]), als du 1779 einer wardſt. Die Klöſteraufhebung kam dir zuſtatten; du gewannſt ein herrliches Lager, faſt ohne Nebenbuhler, ein Hahn im Korbe, und ſo wurdeſt du Binz.

Binz im Zwettlhofe[394]) machte ungeheuere Geſchäfte in einem ſchmalen, dunklen Laden, der tief hinein ging, tief; eine finſtere, unendliche, faſt geheimnisvolle Schlucht; vielleicht auch eine heimliche Stiege in irgendein unterirdiſches Gewölbe voll Schätze, anzuſehen wie eine Zauberhöhle. Und in nächtlicher Weile dann, wenn alle Heiligen und Sterblichen des Stephansplatzes in bleiernem Schlaf, Binz einſam mit der mattleuchtenden Laterne unter den Koſtbarkeiten, Kleinodien einherſchleichend wie ein Zauberer, wie Merlin, wie der famoſe Goldſchmied in Hoffmanns Fräulein Scudéry[395]). Schon zeitig beim Hahnenruf ſtiegſt du zutage. Der Laden war auf; die Käufer ſtrömten herbei; das kontante ſilberne und goldene Geld in deine ohnedies ſchon vollen Truhen. Es ſei dir vergönnt.

Alles kaufte bei Binz, denn erſtens kaufte überhaupt alles Bücher; es war ein ſchöner Trieb, Ehrenſache, Ton (was jetzt ſämtlich nicht mehr); und zweitens hatte Binz alles. Ferner auch war er diskret mit ſeinen Preiſen, wie er jedoch hartnäckig, zurückhaltend mit dem Verkaufe dieſes oder jenes Buches, nach Laune oder Grundſatz. Als Einkäufer jedoch war er verdammt karg, noch 1815, wovon ein grelles, grelles Beiſpiel. Ein gewiſſer Speiſer[49]) (neulich tot) trägt ihm die preziöſeſten Xylographien an: Biblia pauperum, Ars moriendi, Ars memorandi, Historia virginis, Speculum salvationis, ſämtlich noch un-

zusammengeklebt, unbeschnitten, alle in einem einzigen Band von Eisen mit Buckeln; verlangt zweihundert Gulden. Binz gibt sie nicht. Speiser offeriert sie mir; ich staune, daß Binz diesen Schatz fahren läßt. Ich kaufe sie, wünsche mir Glück. Sie waren zweitausend wert[47]).

Binz hatte Magazine in verschiedenen Häusern, ein großes auf dem Dachboden des Freihauses[396]), wo er wohnte. Er hatte selbst auch einige Häuser[397]), hielt aber damit geheim. Eines Tages verrät er sich selbst. Es ist eine Feuersbrunst. „Ach," ruft er, „am Hause selbst wäre mir weniger gelegen; aber die Bücher, die Bücher!"

Er war verrufen als Geizhals und war es, aber, wenn man es zum Teil zugeben will, nur gegen seine eigene sonst so werte Person und die seines Sohnes Anton[398]), so auch schon ad patres. Es gibt da allerhand Züge. Er ist krank und soll Wein trinken; er bedarf Stärkung; der Arzt befiehlt es. Aber Wein? Wein, der kostet ja Geld; das Wasser wäre viel wohlfeiler. Wein, entsetzlich! Der Arzt kommt wieder, findet den Patienten schwächer, immer schwächer. „Teufel, trinken Sie Wein! Morgen komme ich wieder." Aber Wein, lieber Himmel, das Seidel fünfzehn Kreuzer; wer kann das erschwingen! Man hat eine gute Natur. Es wird sich schon von selbst machen. Die Natur kostet ja ohnehin schon so viel Geld; sie soll jetzt auch einmal etwas tun. Aber den Doktor muß man beruhigen; er ist sonst grob. Dies des Patienten Monolog; folgendes aber seine Politik: er nimmt ein leeres Weinfläschchen, ein derlei Trinkglas, stellt beides neben das Bett. Der Doktor kommt. „Nun endlich", sagt er, „haben Sie Wein getrunken; jetzt müssen Sie sich schon etwas besser fühlen. Aber der Tausend; es scheint mir, Sie sind noch matter als gestern. Was ist denn das?" Gewiß ein origineller Zug! Eines Engländers würdig. Der Patient täuscht sich, täuscht den Arzt; aber

seine Natur täuscht ihn nicht; sie ist generös, kennt keine Rache, und Binz ist wieder frisch und gesund.

Wirklich hatte er einen robusten Körper, eine unverwüstliche Gesundheit. Gar manche Tage fast jeder Woche bestand seine Mahlzeit aus etwas Käse und Brot; aus einem Rettich, aus Obst usw., im ungeheizten Laden. In den letzten Jahren stieg er manchmal abends nach dem Schließen in den wohlfeilen Grünangerkeller 399), auf ein halbes Seidel (Sechsunddreißiger). Er war knochig, groß, blond; in der Jugend schön; im Alter, den Kopf ganz gesenkt, nicht häßlich. Der Anzug, uralte, vergilbte Kleider, voll Staub und Schmutz und Flecken und Löcher, die Schleppschuhe, das schreckliche Jabot: das Ideal der entsetzlichsten Vernachlässigung, eines Callot 400) würdig. Etwas minder unerträglich ging sein dick- und schiefköpfiger, bornierter Sohn einher; wortkarg gegen den Vater, mißtrauisch, furchtsam, ohne einen Kreuzer in der Tasche, überall witternd des Vaters Schlauheit, ihn ökonomisch zu hintergehen, wovon ein göttliches Beispiel dieses: „Tonerl, da ist Spagat; geh hinauf und hole die Bücher, die ich gekauft." Nun wird man glauben: hinauf auf den hohen Markt, auf die hohe Brücke oder so etwas dergleichen. Tonerl natürlich meint auch so etwas, fragt aber: „Wohin hinauf, Papa?" Der Papa, wie ein wenig zerstreut, sagt: „Nu Tonerl, weißt du denn nicht? Zum Eurich 199) hinauf, nach Linz; weißt du, in Oberösterreich, Tonerl. Da hast du zwei Gulden; komm aus damit, Tonerl. Unterwegs lade dich ein dort und da bei unsresgleichen und Buchbindern; man kennt überall unseren Namen. Geh, Tonerl, geh!" Tonerl roch jetzt den Braten, denn nur solche Braten bekam er zu riechen. Tonerl stutzt, knirscht, gehorcht. Nach einiger Zeit kam er mit den Büchern zurück, die er oben beim Eurich geholt, und hatte noch fünfzehn Kreuzer erspart. Was ihn

aber ingrimmig geärgert: der Papa hatte ihn eine halbe Stunde vor der Mittagszeit hinaufgeschickt nach Linz. Auch das noch!

Und sollte man glauben, dieser Mann, dieser Vater, war auch wohltätig. Der nicht sich selbst, nicht seinem leiblichen Kind auch nur das Allernotwendigste vergönnte, derselbe Mann unterstützte Dürftige mit barem Gelde, und insgeheim, wie ein redlicher Christ; armen Studierenden gab er Bücher umsonst; bei wohltätigen Zwecken, z. B. in Gremialsachen war er die Großmut selbst.

Welche Rätsel! Eigentümlich ganz à l'anglaise. Binz wurde sechsundsiebzig Jahre alt. Starb 1824.

Haselmayer

Willkommen! Sei auch du gegrüßt, du wohlwollender, freundlicher kleiner Mann du! Gegen Binz hattest du einiges voraus; einiges nicht. Du hattest keine Schulkenntnisse, warst aber gar in all und jedem ein probater Mann. Weißt du noch, Franz Haselmayer[401]), wie du bei dem Domherrn Smitmer[402]), dem berühmten Sphragistiker, einfacher Hausdiener warst, so was man sagt: Bedienter, und hinten aufstandest, wenn er ausfuhr? Ja du weißt es noch, schämst dich dessen nicht und rühmst dich dessen sogar, und mit Dank. Das macht dir Ehre, zeigt, daß du keine gemeine Seele. Weißt du noch, wie du an deines Herrn Büchern und Studien Gefallen fandest; Latein lerntest, Italienisch und dein Herr sich deiner schönen Richtung annahm? Dir eine Buchhandlungsbefugnis verschaffte, ein Gewölblein und dich unterstützte und protegierte? Alles das weißt du noch, Lieber, erkanntest es mit Demut und Dankbarkeit und hieltest von da an die geistlichen Herren über alles hoch, insonderheit aber die Herren Jesuiten.

In seinem kleinen, reinlich gehaltenen Laden im Füchselhofe[403]) waltete der devote, fromme, höfliche Haselmayer mit Emsigkeit und heiterem Eifer, und der Herr segnete seinen Fleiß. Die geistlichen Herren sprachen zu und hatten ihr Wohlgefallen, wenn sie sahen, daß er nicht nur die alten heidnischen Klassiker, sondern auch die Herrn Patres, die Kirchengeschichte studierte, und von der protestantischen nichts wissen wollte. Er arbeitete sich in die Kenntnis der verschiedenen Autoren und Editionen recht hinein, suchte überall einen historischen Faden, sich ärgernd also über die Lücken im Livius usw. Bald brauchte er ein Magazin; bald machte er auch seine Wohnung, merkwürdig auch im Freihaus[396]) wie Binz, zu einem andern Magazin. Da stapelte er auf, schloß sich beim schönsten Wetter tagelang ein, bei einem Glas Dünnbier Fäden zu finden und Kataloge zu machen reinlich, zierlich, mit allerhand kalligraphischem Geschnörkel. Von der neuen Literatur, besonders der deutschen, wollte er nichts wissen: was Wieland, was Herder? was Schiller?: Lucian, Herodot, Horaz, ja! Nichts mit den Deutschen; kein einziges deutsches Buch. Dagegen fand man bei ihm Elzevirsche, Haakische, wie später Bodonische Artikel[404]) in ungebundenem Zustand, und in Anzahl.

Er war selbst Sammler und verkaufte nicht immer gern. Geld brauchte er eigentlich fast keines. Seine Bedürfnisse waren fast so einfach, wie die seines Zeitgenossen Binz. Zuweilen ging er zum Traiteur Schweigerd[405]) zum Zehnkreuzertisch. Sein Anzug grau in grau, aber stets reinlich; der Schnitt aus dem vorigen Jahrhundert, wie das Parapluie ein Familienzelt; zwei Uhren; ein uraltes schwarzes Lederkäpplein. Er war nicht groß, schien schwächlich, war aber knochig, ledern, eisern, dauerte stark über die Siebzig. Er lebte ganz solitär, ohne allen Umgang; war Garçon.

Eines Tages aber verliebte er sich in eine Trödlerstochter in der Kärntner Straße, begehrt sie zur Frau, schmeichelt sich und schafft eine vollständige Hauseinrichtung an. Aus der Heirat wird aber nichts; er grämt sich ein wenig; ein Jährchen nagt es an seiner bibliopolischen Seele, dann aber Philosoph. Und der teure Hausrat wird aufbewahrt zum ewigen Andenken, zur ewigen Warnung.

Seine Bedientenkategorie konnte er nicht verleugnen. Gefiel ihm irgend etwas, so hieß es: Das ist ein herrschaftliches Buch; das ist ein herrschaftlicher Kaffee; diese Stiefel sind herrschaftlich. Den Jesuiten hing er bis zum letzten Hauch an; gedachte ihrer auch, der neuen in Graz, stattlich im Testament[406]).

Seine Rechtlichkeit war unbestechlich, triumphierte über jede Versuchung. Bei einer Inventur ist er allein. Bei einer Bibel fällt ihm die Schwere auf; er sieht nach: im Rücken stecken hundert Spezies-Dukaten. Er macht Lärm und gibt die hundert ab.

In den letzten Jahren entschlüpfte ihm zuweilen die Klage über häusliche Verlassenheit. Er begann schon, sich unwürdig anzuschmiegen. Ich sage ihm: „Wissen Sie was? Es kann uns beiden gedient werden. Seien Sie mein Vater und mein Sohn zugleich. Heiraten Sie meine Tochter und adoptieren Sie mich."

Wo seine Habe, sein Bargeld, seine Münzensammlung hingekommen, weiß der Himmel. Bei Lebzeiten noch, hieß es, habe er verschenkt. Haselmayer und verschenken? Er war ein streng moralischer Mann, der wohl schwerlich einen Feind hatte. Möglich, daß er, wie Newton und Fontenelle[407]), wie Gleim und Kant als Junggeselle starb.

Kupffer

Nun laß dich ebenfalls grüßen! Aber mit dir ist es schon ein wenig diffizil und schroff. Du bist eigensinnig, verwirrt, übellaunig, auffahrend, rechthaberisch, wohl gar zänkisch und etwas flegelhaft. Ei? Wie das? Warum denn? Nun, du willst nicht gestört sein: man kauft anderswo? Dein Laden ist immer zu? Gut, man geht vorbei, wenn er auch offen. Warte, Freund Kupffer[408])! Und du willst alles besser wissen, schimpfst über alles, willst dich nur mit Kreuzerbroschüren abgeben; machst alles konfus, bestellst die Leute zwanzigmal vergebens? Adieu, Herr Kupffer! Leben Sie wohl. Schade, daß Sie sonst ein so rechtschaffener Mann sind! Aber Sie versäumen die besten Zeiten! Wo will das hinaus? Ihre Kompanie mit Wimmer[409]) nützt weder diesem noch Ihnen. Was tun Sie, jetzt wieder für sich, auf dem dummen Vogelmarkt? Nichts, gar nichts, als dort schlafen und blind, wild und planlos herumkramen. Ei, das wird ein schlimmes Ende nehmen. Apropos, Herr Kupffer, Sie müssen ja auch schon uralt sein? He? Ich weiß noch, wie Sie in den Neunzigern im finstern Camesinaladen[410]) bei einer eisernen Lampe Buchhalterei trieben; und da mögen Sie schon ein Vierziger gewesen sein.

Kupffer hatte keine Faser zum Kaufmann; nie wirkte er einem lukrativen Ziele, einem Berufsresultate zu. Es galt ihm nur, die Zeit auszufüllen. Ohne alles Geschick, ohne allen Geschmack machte er schriftstellerische Experimentchen; übersetzte Jauffrets Charmes de l'enfance[411]), kompilierte über den Tierinstinkt, über die Verdauung usw. und vergaß den Stoff zu seiner eigenen. Oft hatte er nichts zu verdauen, nicht einmal seine zausige schon zernagte Spagatperücke. Seine Ankündigungen waren oft göttlich: Millot, Weltgeschichte, sechzehn Bände (fehlt zweiter bis sechzehn-

ter); Wiens Hormayr-Geschichte, statt zehn Gulden um sechsunddreißig Gulden; Große römische Geschichte von Livius übersetzt; der niedere Oberrhein mit Kupfern in Stahl; Ouvriers de Frédéric und dergleichen.

Aber am interessantesten, originellsten, o Kupffer, warst du bei Auktionen, als Ausrufer, als Komissionsbesorger. Da warst du einzig. Sehen wir dir ein wenig zu!

Es kommt da unter anderem Khevenhüller vor, die Annales Ferdinandaei, in der ersten Auflage 1640 bis 1646, die sehr selten. Herr von Hascherl gibt ihm Auftrag bis fünfzig Gulden und darüber. Herr von Hascherl hört zu seinem Vergnügen, das Buch sei um zwanzig Gulden erstanden worden, geht denselben Abend noch zu Kupffer um seinen Khevenhüller. „Ja, ich," sagt Kupffer, „ich habe es nicht erstanden. Und warum, denken Sie? Ich habe erwogen: Sie sind Familienvater, Herr von Hascherl; zwanzig Gulden in dieser schweren Zeit sind ein schweres Geld. Ich glaube, ich verdiene Ihren Dank, denn ich habe ja selbst meine Provision von zwei Gulden oder fünf Gulden aufgeopfert, bloß Ihnen zu dienen." Daß Herr von Hascherl wütend wurde und dann in Ohnmacht fiel, versteht sich. Welcher Psycholog aber erklärt den grenzenlosen Unsinn? Nicht Ziegler mit seinem Carus[412])?

Gehn wir jetzt selbst hin in die Auktion, und schauen wir zu, was unser Freund da treibt.

„Goethes Clavigo," ruft er aus; „Goethes Clavigo Nummer fünfunddreißig; sechs Kreuzer." Dabei schaut er gespannt und ängstlich umher, fürchtend, er habe ihn zu hoch ausgerufen. Das Buch wird aber glücklich erstanden; Kupffer schöpft freudig Atem. Er ist aber gewohnt, allerhand Anmerkungen zu machen, die meist krud und korrupt. Hier kann er es auch nicht lassen. Er sagt: „Um zehn

Kreuzer zum dritten; ist auch nicht mehr wert. Clavigo, meine Herren, war ein Redakteur in Berlin."

Eine Stimme erhebt sich: „Erloben Se, Herr Koffer; Jlavijo, det is man nischt nich so; er redijierte in Madrid den Pensador, men Herr Koffer."

Kupffer tut nichts dergleichen, denn er hat mit der nächsten Nummer zu tun, viel zu tun. Nummer sechsunddreißig ist der Florian[413]), elf Bände; aber bis er die zusammenbringt! Es liegen alle elf auf der Tafel. Das ist ihm aber nicht genug; sie müssen numerisch geordnet sein. Er nimmt zwei Bände unter den linken, zwei unter den rechten Arm, zusammen den ersten bis vierten; auf der Tafel bringt er aber die andern nicht in Ordnung; es fehlt ihm noch der vierte; er wittert ihn unter dem Arm, läßt bei diesem Anlaß alle vier fallen, hebt sie empor; die Augengläser auf die Stirne, wieder herab vor die Augen; die elf Bände sind noch nicht in Ordnung; die Augengläser ganz weg von den Augen.

Alles kichert; man fängt an zu lachen. Jemand aus dem Publikum hilft; die elf Bände sind geordnet.

„Meine Herren," peroriert Herr „Koffer", „Sie sehen hier die Oeuvres de Florian; er war ein Franzose; der Wilhelm Tell ist nach Schiller."

Man kichert und lacht. Das Buch wird erstanden. „Nun kommt Nummer siebenunddreißig: Opere di Algarotti." Der Ausrufer setzt hinzu: „Algarotti[414]) war Kammerherr des Königs von Preußen; er war ein Schriftsteller; er war Geheimer Rat."

Die preußische Stimme erhebt sich wieder: „Erloben Se, Herr Koffer, Aljarotti war nich jehemer Rat; det is man nischt nich so, Herr Koffer."

Herr „Koffer" will bestreiten, aber das Publikum verlangt, daß fortgefahren werde.

„Nummer achtunddreißig. Lavaters physiognomische Regeln[415]), sechs Kreuzer. Meine Herren," sagt Kupffer, „ich muß Ihnen sagen, von diesem Werk existiert auch eine Auflage in vier Quartbänden mit Kupfern."

Wieherndes Gelächter; man hört nicht auf. Kupffer begreift das nicht. Er denkt, es müsse eine andere Ursache haben; vielleicht den preußischen Opponenten. Der aber kann vor Lachen nicht zu sich kommen. So etwas ist ihm noch nicht passiert; derlei läßt sich nicht erfinden; es ist rein originell.

„Nummer neununddreißig. Adelungs deutsches Wörterbuch[416]) vier Bände, vier. Meine Herren, sechs Gulden. Hier ist zu bemerken, meine Herren," setzt Herr „Koffer" hinzu, „von diesem Werke existiert auch eine Auflage in einem Bande in Oktav."

Schallendes, platzendes Gelächter. Ein paar Studenten fallen vor Lachen von den Sesseln, dem Preußenmann zu Füßen. Der aber ist ganz kalt und sagt, sich seines Lavater-Lachens schämend: „Erloben Se, Herr Koffer, det is man nischt nich. Ich kannte Adelung persönlich in Dräsden, Herr Koffer."

Neues sardonisches Lachen. Man konnte mit der Auktion nicht fortfahren; aber das Publikum ging fort; klatschend, sich höchlich freuend auf morgen, bis wo man neue Kräfte werde gesammelt haben, zum neuen Lachen.

Das waren Feste, köstliche Genüsse! Oh, wo sind sie. Oh, nie werden derlei wiederkehren. O „Koffer", warum lebtest du nicht noch zwanzig Jahre mit deiner göttlichen Lachanstalt. Aber tröste dich, dir ward die Ehre zuteil, von Napoleon mit Palm[206]) und Eurich[199]) proskribiert zu werden.

Da du aber schon ziemlich lange nicht mehr lebst, und nicht mehr ausrufen kannst, so lebe wohl; da du nicht

mehr so himmlisch konfus und unruhig sein kannst, so ruhe sanft. Du magst es wohl verdienen, denn du warst ein grundehrlicher Mann; warst ja doch gewiß auch noch viel älter als Binz und Haselmayer. Wenn du selber dereinst ausgerufen wirst am Posaunentag, so wirst du ziemlich hoch abgehn: „‚Koffer' so und so hoch, zum dritten!"

Welch ein Kleinod!!

Geboren bin ich zu Vienne in Frankreich.

Seit etwa siebzig Jahren ist meine Lage die ruhigste und geborgenste. Meine Umgebung ist die nobelste; meine allernächste die allernobelste Umgebung. Ich blitze von Gold. Man nähert sich mir nur mit dem höchsten Respekt; man betrachtet mich nur mit Erstaunen und Bewunderung. Kaum wagt man es, mich zu berühren. Beneidenswertes Los!

Mein Vater hingegen: der Unglückliche! Ein so entsetzliches Schicksal wie er haben nur wenige Menschen gehabt. Er war ein geborener Spanier, ein gelehrter Arzt, Philolog und Philosoph. Die Gesetze des Blutumlaufes sind eigentlich seine Entdeckung. Er hat sich sehr hervorgetan. Die ganze Gelehrtenwelt kennt und feiert ihn.

Ach, ein grausames Verhängnis hat diesen außerordentlichen und hochverdienten Mann zum Märtyrertum verurteilt. Er wurde verbrannt, öffentlich verbrannt infolge eines tyrannischen Richterspruches.

Nicht genug. Auch ich und meine zahlreichen Brüder, wir mußten zugleich mit unserem Erzeuger den Scheiterhaufen besteigen. Während des gräßlichen, verwirrenden Schauspiels jedoch wurde einer meiner Brüder und ich gerettet. Mich entriß eine verwegene Hand dem sicheren Tode; aber die Spur der Flammen trage ich noch. Kaum ein halbes Jahr war ich alt.

Nach dem freien England geflüchtet, befand ich mich in völliger Sicherheit, dennoch aber sorgsam verborgen. Dies war in der Behausung eines Siebenbürgers, Namens Daniel Marcus Szent-Ivani[417]) in London. Ich besitze noch eine eigenhändige Urkunde dieses würdigen Mannes; sie ist vom 13. Mai 1665. Zärtlich hatte er mich unter die Seinigen aufgenommen.

Nach seinem Hintritt ging ich auf Reisen. Da lernte mich der siebenbürgische Geistliche Michael Almasi[418]) kennen, der 1716 der hundertzweiundvierzigste Superintendent war. Auch er widmete mir sein handschriftliches Zeugnis.

Stets lebte ich in der größten Zurückgezogenheit.

Man spürte mir nach. Gebildete, wissenschaftliche, gelehrte, jedenfalls wohlwollende und in bezug auf mich selbst, höchst friedselige Personen suchten mich auf, unternahmen zu diesem Zwecke sogar Reisen. Dies war auch bei dem großen Eugen, Prinzen von Savoyen der Fall. Er war der Meinung, ich domizilierte in Hessen-Kassel; er forschte mir daselbst nach, aber vergebens. Es war eine Verwechselung mit meinem einzigen noch existierenden Bruder.

Dieser Gute, stets in übelem Gesundheitszustande, war ebenfalls nach England gebracht worden, ohne aber daß ich davon Kenntnis gehabt. Hier war er bei dem berühmten Doktor Mead[419]); dann kam er nach Paris. Er wohnte anfangs bei dem Präsidenten Deboze[420]), sofort bei dem Finanzintendanten De Cotte[421]), hernach bei Herrn Gaignat[422]); von 1784 an befand er sich bei dem Herzog von Lavallière[423]), welcher letztere Herr viertausendeinhundertzwanzig Livres gab, bloß für das Vergnügen, meinen Bruder zuweilen zu sehen. Dieser befindet sich seitdem stets in Paris, und zwar in einer Lage, ähnlich der meinigen.

Was mich betrifft, so erblickte mich eines Tages der preiswürdige siebenbürgische Kanzler Graf Samuel Teleki[424]). Ich zog mit ihm nach Wien. Der Graf erzählte dem Kaiser Josef von mir, und dieser unvergeßliche Monarch machte ihm ein Geschenk mit einem Ring, über zweitausend Dukaten wert, lediglich für die Erlaubnis, mich für ewige Zeiten zu versorgen.

Auf diese Weise also stehe ich fort und fort unter den schirmenden Flügeln des kaiserlichen Hofes. Auch mein Aufenthalt ist in einem der kaiserlichen Gebäude.

Nur ausgezeichneten Personen ist es gestattet, meine Bekanntschaft zu machen. Wer dieser Gunst teilhaftig werden will, hat sich an den würdigen Herrn Schmid zu wenden, der unter anderem auch wohl der gelehrteste Kenner der Musikliteratur ist[425]).

Von meinen außerehelichen Brüdern, deren Väter der erwähnte Doktor Mead[419]) und der deutsche Polyhistor Murr[426]) sind, mache ich keine Erwähnung.

Lebe wohl, mein lieber Leser, und womöglich so ruhig als ich selbst. Solltest du mir aber irgend einmal einen Besuch abstatten wollen, so unterlasse nicht, dem Herrn (Ant.) Schmid und allen seinen Herren Kollegen eine sehr hochachtungsvolle Verbeugung zu machen. Denn wisse, es sind das lauter Männer von gründlichen, ausgebreiteten Studien und gelehrten Kenntnissen, jeder noch insbesondere erudit in einem eigenen Fach. Die Reihe dieser Männer ist eine lebendige Enzyklopädie. Dies, mein Lieber, habe vor Augen.

Noch einmal, lebe wohl!

Der Schlüssel. Miguel Servetо ließ 1553 zu Vienne sein Werk: Christianismi restitutio drucken[427]). Alsbald hierauf wurde er in Genf, auf Calvins Anlaß, samt den Exemplaren des Buches dem Flammentod geopfert. Zwei

Exemplare nur wurden gerettet; man kennt nicht mehr als zwei. Beide gingen im Verlaufe der Zeit durch mehrere Hände. Eines ist in Paris, das bessere unter den Schätzen der Wiener Hofbibliothek, dahin gelangt, wie oben erzählt.

Szent-Ivani und Almasi sind eingeschrieben. Die natürlichen Brüder des Buches sind Nachdrucke, von denen der erstere unganz. Eine kleine bibliographische Forschung hat der Verfasser 1840 im Hauptblatt der Wiener Zeitung Nr. 306 (4. November) geliefert[428]).

„Kaiseraugenblau"

Eines Tages geht der Kaiser inkognito aus. Er trägt einen dunkelgrauen Überrock, runden Hut, leicht umgeschlungenes schwarzseidenes Halstuch, Stiefel, langes spanisches Rohr. Er kommt von der Batthyánistiege[429]); wandelt gegen den Kohlmarkt zu. Er ist allein, selbst ohne Lakai.

Auf dem Michaelsplatz zieht ein Buchladen seine Aufmerksamkeit auf sich. Dieser ist in dem alten Dreilauferhause[430]), dicht am Haustor rechts. Ein weit vorspringender breiter Kellerhals, dessen kolossale eisenbeschlagene Türflügel aufgespreizt emporragen, hindert den Kaiser nicht, zur Auslage hinzutreten.

Er betrachtet die alten und neuen Bücher und Kupferstiche. Da fällt sein Blick auf einen kleinen Jungen von drei bis vier Jahren, der auf der Schwelle der offenen Ladentüre steht. Der Junge ist, wie sie alle sind; er glotzt gedankenlos ins Blaue hinein. Hier aber wirklich ins Blaue und in das schönste wunderherrlichste Blau von der Welt. Das Jüngelchen mit seinen schwarzen wurzelt, wie gebannt, in den unbeschreiblich schönen blauen Augen des Monarchen. Dieses Blau war so unnennbar schön, daß man wohl noch

zwanzig Jahre nach Josefs Tod statt himmelblau „kaiseraugenblau“[431]) sagte, schrieb und druckte.

Lächelnd bemerkte der Kaiser diesen Eindruck. Er klopft den Knaben auf die Schulter und sagt voller Huld: „Wer bist du denn, Kleiner?“ Der Kleine ist scheu, verwirrt und schweigt. „Wie heißt du?“ fragt der Monarch weiter, „willst du auch ein Bücherhändler werden?“ Das Kind nennt sich und stottert: „Ja, warum denn nicht!“ Josef streichelt ihm die Wangen und sagt: „Auch recht. Nur recht fleißig lernen und brav sein.“

Indem nimmt der Kaiser wahr, daß sich die Leute sammeln. Da eilt des Knaben Vater[432]) aus dem tiefen Hintergrunde des Ladens herbei, aber Josef ist schon entschwunden.

„Weißt du, Glückskind,“ sagt nun der Vater in begeisterter Aufgeregtheit, „das war der Kaiser! Du kannst dir gratulieren. Das darfst du dein lebelang nicht vergessen.“

Wie wäre das auch möglich?!

Der Tag wurde gefeiert viele, viele Jahre.

Brentano

Du Unvergeßlicher: nun ruhest du[219]). Du, mit deiner Beweglichkeit, deinem Feuer, deiner mutwilligen Lustigkeit; mit deinen großen, schönen, tiefschwarzen Augen voller Seele und Geist — und Dämonomagie; mit deinem rabenschwarzen, üppigen, wild und doch so reizend und malerisch geringelten Haupthaar; mit deinem vollen, kräftigen, südlich braunen Gesichte; mit deiner ganzen, gedrungenen, markigen, muskulösen Mannesgestalt: nun ruhest du! Wähnst du, man habe vergessen, wie du vor dreißig Jahren in Wien warst? Vergessen die Magie deiner geselligen Schätze? Deines wunderbaren Humors? Deiner Rede und

deiner Bilder hinreißende Macht? Und dann, wo andere Menschenkinder in Aufgeregtheit flammen, wenn das Bacchusblut sich mit dem ihrigen mischt: dann dein starres Schweigen, einer Marmorbüste gleich. Nichts kann, nichts hat man vergessen von dir. Aber, der da irgend einmal deine zerstreuten Geistesfunken sammeln wird: dem nenn' ich etwas, das er nicht vergessen soll. Andrés Hesperus[433]) erhielt einen sinnreichen allegorischen Umschlag. Im ersten Heft mit demselben ist er erklärt. Dieser Text muß von Brentano sein. Weiter kann ich nichts sagen. Dank dem, der deine Gründung Prags erst neuerlich wieder ausgegraben. In zehn Jahren wird man sie vergöttern.

Michael Schmidl,

Buchhändler in Wien, war auch als Bibliograph und Schriftsteller schätzbar. In der belletristischen Literatur der Deutschen, in der altdeutschen Poesie war er sehr bewandert. Er war auch belesen. Der von ihm 1819—1822 herausgegebene literarische Anzeiger (1822 ist alleinig vom Schreiber dieses redigiert) enthält viele wertvolle Arbeiten von Schmidl[434]): Literatur der deutschen Taschenbücher; Linien zu Schriftstellerbildnissen; die Hundertjährigen usw. Höchst gelungen ist seine Biographie und Charakteristik Abraham a Sancta Claras im Jahrgange 1822[435]). Hier findet man zum ersten Male die vollständige Übersicht der Geisteserzeugnisse dieses wahrhaft genialen und zugleich so gelehrten Humoristen. Ebert hatte zum Behuf seines bibliographischen Lexikons lange auf diesen Aufsatz geharrt, bei dem Artikel Abraham usw. und bei jenem Clara (wohin der Autor gar nicht gehört), ihn übrigens sehr unentsprechend benützt[436]). Unter Schmidls persönliche Freunde

(Nach einem Stich von J. E. Mansfeld — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

gehörten ausgezeichnete und würdige Männer, wie die Brüder Grimm437), Brentano219), Kuffner438) usw. In gesunden Jahren hatte er viel extrahiert; es bildete sich eine Anthologie, die er unter dem Titel Lebenskunst, in vier Bänden herausgab. Er war 1779 geboren, hatte Studien: Philosophie und die Rechte und starb 1832. Es war die Rede, seine zerstreuten und ungedruckten Schriften mit seiner Biographie herauszugeben. Wie mag es wohl damit stehen?

Ankerberg

war einst ein gewichtiger Name. Ankerberg439) gab Gelegenheit zu dem neuen Beweise, wie gedankenlose blöde Gemeinheit die Kategorien zu vermengen pflegt, während der wahrhaft Gebildete gewohnt ist, Geist und Intelligenz vom persönlichen Charakter zu trennen. Er war ein Mann von vielen Kenntnissen, von glänzendem Verstande, feinem Lichtenbergschen Witz; äußerst interessant im Umgang, ein meisterhafter Schachspieler. Was Bretschneider in Meusels Miszellen, was Lagarde erst neuerlich über ihn vorbringt, ist eitle Gehässigkeit440). Zu Ankerbergs Lichtseiten gehört auch seine numismatische Gelehrsamkeit. Er besaß und vermehrte mit wissenschaftlichem Eifer einen Schatz von Münzen. In seinem Album stehen: Denis64), Max. Lamberg441), Gebler442), Nicolai85), die beiden Forster443), L. B. Wessenberg444), Cesarotti445) usw. Sein israelitischer Name war Epstein.

Wiener Gasthäuser vor ein paar Dutzend Jahren

Also nicht vor mehreren Dutzend Jahrzehnten, wo der Salzgries noch von der Donau gepflastert war, als da inkunablisch blühten der „Wolf in der Au", der „weiße Leu",

am stattlichsten aber das „goldene Lämbel", dann Lampel, endlich Lamm, in der Nagler (Nadler) Gasse 261), welch unschuldig Tierlein während der beiden türkischen Belagerungen eine so interessante Rolle gespielt: nein, nein! Mit all diesen Urstätten der Restauration habe ich hier nichts zu tun. Ich war da noch kein rechter Zeitgenosse; ganz genau kann ich mich wirklich nicht besinnen.

Fort, herüber denn in die lichte Zeit, in den finsteren „wilden Mann" 446), seinem Ursprung nach ein Vorstädter, und wie in der Kärntner Straße noch häuser- und namenlos. Aber das ist's, was den „wilden Männern" den Ursprung gegeben: jede alte Stadt hat ein Gasthaus zum „wilden Mann", das erklärt sich von selbst; auswärts aber meist nur: „Zum Wilden", „au Sauvage".

Der unsrige war in der Tat verdammt wild und finster und ist es noch, obwohl der gustiöse Schmidt eine so gustiöse Marmortreppe gebaut. Es ist ein heller, einladender Torweg in eine düstere Burg. Auf diesem herrschaftlichen marmornen Denkmal (nicht das erste, so mit Füßen getreten) mußte man aber äußerst vorsichtig auftreten, nicht sowohl weil es finster und seine Stiege geradeaus und steil ging. Es waren da ganz andere Gründe, wie fast in allen anderen Gasthäusern. Die Treppen waren entweder von Holz oder mit Läden belegt, und man glitt jeden Augenblick aus, denn wer kann denn auf verschütteten Suppen, Eingemachtem und Gemüsen einen sicheren Tritt machen? Dies war aber nicht die einzige Gefahr. Die Kellner, schon ebenso flink als jetzt, auf beiden weit ausgestreckten Armen aufgetürmt zwanzig bis dreißig Gerichte tragend, schossen pfeilschnell auf und ab, mitten durch die auf- und absteigenden Gäste, wo es denn unausweichlich gar manches Andenken absetzte. Wir gratulieren uns also, in einem der finsteren Gemächer glücklich anzulangen.

Drei große lange Tische winken uns; man saß noch nicht an kleinen runden Solitärtischchen. Alles von gediegenem Eichenholz, spiegelhell gebohnt, kompakt, solid, vernünftig auf die Dauer für Generationen berechnet. Nichts noch von jener unseligen tagsfliegigen Nußbaumfurniererei! Bequeme breite Stühle, mit hohen, tüchtigen Lehnen, schwarzledern gepolstert; das Gestell mit Eisenklammern befestigt. Da warf man sich hinauf, behaglich und sicher. Von Wandmalerei fast nichts; nichts von Dekoration; kaum eine Uhr. Dagegen große messingene Wandleuchter; auf jedem eine einsame Talgkerze. Die Tischwäsche sehr nett; Salz- und Pfefferbüchse von Berchtesgaden 447), rot und schwarz.

Wir setzen uns. Der Kellner (natürlich noch kein Garçon) ist ein gesetzter einfacher Junge, dem man die Ehrlichkeit ansieht. Er sagt höflich: „Untertänigster Diener". — Dieser wirklich untertänigste Diener hat eine lichtgrüne Jacke an, ein rotes Gilet bis unter den Bauch reichend, mit zwei Reihen Knöpfe, ein schwarzes Beinkleid bis unter das Knie, mit großen Schnallen, gestreifte Wollstrümpfe und Schuhe mit ungeheuren Querschnallen. Er ist tüchtig bewadet, denn damals gab es noch Waden. Der Kellner, was sich von selbst versteht, ist frisiert, sorgfältig eingepudert; ein stattlicher Zopf, an den Schläfen große Haarrollen, mit langen schwarzen Nadeln in Positur gehalten, vollenden die imposante Coiffüre. Sie ist rein modern; noch ein paar Jahre zuvor hatte unser „wilde Mann" noch keinen Zopf, nur eine Querwurst oder Wulst. So entwickelt sich der Geschmack. Um den Leib hat der wilde Mann ein weißliches Vortuch gerollt wie einen Gürtel; um die Schulter ist eine ebenfalls weißliche Serviette geschlagen 448).

Dieser untertänigste Diener erzählt uns nun ganz offenherzig, was man heute haben kann. In einem abscheulichen, damals allgemein herrschenden Wiener Dialekt nennt er

uns fünf bis sechs Speisen. Der Mensch ist selbst der Speisentarif, denn es gab eigentlich noch keine Zettel, am wenigsten gedruckte. Wozu auch für die paar Artikel? Wir bestellen, wir essen, wir sind zufrieden. Es ist alles substanziös, die Portionen sind sehr sichtbar. Wir trinken ein Glas Wein, denn es ist Freitag oder Sonntag; die viereckige Flasche ist geschliffen, das Glas ist ein Kelchglas, denn der Wein ist ein Sechzehner. Wir zahlen das Zechlein, bei dessen Berechnung weder Kreide noch Bleistift nötig. Dem untertänigsten Diener, der uns wirklich vortrefflich bedient hat, ein Geschenk zu machen, fällt uns gar nicht ein; so etwas geschah nur ganz ausnahmsweise. Der Kellner, ohne einen Heller Trinkgeld (Heller wie Pfennige trug man damals ganz allgemein bei sich; so vernünftig wirtschaftlich war man noch), war höflicher als jetzt ein Garçon, dem man zehn bis zwanzig Prozent in den Rachen wirft. Ein jetziger bedankt sich kaum, höchstens nickt er ein wenig; er ist ja kein untertänigster Diener; er ist ja ein angehender gnädiger Herr, in Kürze selbst ein Hotelinhaber. Freilich, denn wie der verdienstvolle André vor zirka fünfundzwanzig Jahren in seinem „Hesperus" gerade von einem Zahlkellner des „wilden Mannes" nachweist[449]), betrugen dessen Trinkgelder alljährlich mehrere tausend Gulden. Ein solcher Mensch steht also auf ein paar Sechser gar nicht an.

Gehen wir zum „goldenen Ochsen"[17]) (jetzt „Stadt Frankfurt"), er ist ein getreues Seitenstück zum „wilden Mann". Die Stiege war noch exekrabler; man schwamm. Hingegen die Zimmer hell, und alles voll Heiterkeit, wie der Wirt Pirus[17]), der wohlgemästete und doch so bewegliche, mit dem glänzenden Vollmondgesicht. Der kommt, uns die goldene Dose präsentierend, allerhöflichst schon an der Treppe entgegen, zuweilen auch die Kugel aus der nahen Küche, seine Frau[450]).

„Herr, wie geht's! Spazieren Sie nur herein!" (Noch kein Herr von.)

Wir danken und fragen: „Und wie geht's dem Herrn; der Herr hat heute viele Gäste; was macht die Madame Pirus?" — Der nachmalige Herr von Pirus empfiehlt sich nun, er schwenkt sein grünsamtnes Käppchen und watschelt in die Hölle hinunter, so hieß nämlich die gemeine Gaststube zu ebener Erde im Hof.

„Wilder Mann" und „goldener Ochs" waren auch der „weiße Ochs" (jetzt „Stadt London"), der „Matschakerhof" (dessen Treppe noch am deutlichsten an die gute alte Zeit erinnert), der „Schwan" und „braune Hirsch", der „Stern", das „Jägerhorn" (wo der alte Retzer 87) mit einigen Schöngeistern zu soupieren pflegte), der „Greif" (jetzt „Erzherzog Karl"), die „Dreifaltigkeit", die „drei Hacken" (zum „römischen Kaiser" umgetitelt, als es eben anfing, keinen mehr zu geben) 451). Diese Schildesveränderungen verführten den sonst so exakten Geographen und Statistiker Stein 452). In seinem Reisetaschenbuch führt er als Wiener Gasthöfe an: der „goldene Ochs", die „Stadt London", der „weiße Ochs", die „Stadt Frankfurt", die „drei Hacken", der „Greif", der „römische Kaiser", der „Erzherzog Karl" usw. — So machen es die Ausländer mit uns. Sie geben uns noch mehr Gasthöfe, als wir schon haben; aber doch keinen großartigen, würdig der größten Stadt Deutschlands, deren sie selbst so viele haben in ihren Miniaturstädten. Da ist denn in dem engen Raum des „goldenen Ochsen" in der Tat das Mögliche geschehen; es ist wirklich so etwas à la Francfort, welches Frankfurt bekanntlich die hohe Schule der Gastwirte und Aufwärter.

Von einer Table d'hote war schon damals keine rechte Rede. Da war Widtmann zuletzt in der Singerstraße 453); da war Villars 454) auf dem Graben, in demselben Lokale,

wo jetzt der Großschneider Gunkel[455]). Des Villars Aushängetafel war kurios. Sie war gerade an der Stelle der Gunkelschen mit der Aufschrift: „Gasthaus aller Biedermänner". Ein seltsames Kompliment! Ein außerordentlich besuchter, aber ordinärer Traiteur war Schweigerd im Trattnerhof[405]). Man speiste da zu antiquarischen Preisen wohl auch antiquarisches Essen. Die seligen Binz[393]) und Haselmayer[401]) waren seine stehenden Gäste. Auch hier (und wohl noch am ehesten zu entschuldigen) alles entsetzlich schmutzig, denn sehr reinlich war es nicht. Ein Gasthaus wie ein Frauenzimmer, das nicht außerordentlich reinlich, ist außerordentlich schmutzig und verleidet den Appetit. Berüchtigt war in diesen Stücken das „Jägerhorn"; aber wie rein blies es noch jüngst!

Noch berüchtigter jedoch waren und blieben die Bierhäuser, deren schrecklicher, alles durchbeizender Tabakqualm allein schon große Schuld trägt. Ein paar weißtönerne (sogenannte Cölner) Pfeifen waren vorrätig; unter dreißig Gästen schmauchten vielleicht zwei und mit großer Diskretion, sich sehr in acht nehmend, der Gesellschaft mit dem Rauch zu nahe zu kommen.

Im Lothringer Bierhause[456]), im neuen Dreilauferhause auf dem Michaelisplatz, dem nobelsten Bierhause Wiens (wenn das Wort nobel auf ein Bierhaus ja anwendbar), wurde so gut als gar nicht geraucht. Zwei Zimmer waren heraus auf den Kohlmarkt; später benutzte man noch den kleinen Haushof zu einer Speiselokalität. Da fanden sich die Bierhonoratioren ein. Wenn man schwelgte, verzehrte man einen Siebzehner. Es gab außer dem sogenannten Plutzerbier nur zwei Sorten: Mailänder und weißes (welch letzteres kohlschwarz). Wein durfte in den Bierhäusern nicht ausgeschenkt werden, in den Weinhäusern nicht Bier; närrischer Zwang.

Das Lothringer Bierhaus hat sein Schild von der Vermählung des lothringischen Prinzen Franz mit Maria Theresia gewählt; er war das lothringische Wappen. Damals war dies Bierparadies im Hause daneben, auf dem Kohlmarkt, wo es jetzt wieder.

Ein famoses Bierhaus war und ist noch das auf der Brandstätte. Zu den renommierten gehörte das „christliche" in der Bischofsgasse, das „Rebhuhn" in der Goldschmied-, das Taxsche in der Spenglergasse, das „zur großen Tabakspfeife" im Trattnerhof, wo die Raucher sich losließen und oft wohl ihrer zwanzig aus einem ungeheuren mit Röhren gespickten Tabakskopf dampften[457]).

In den Vorstädten gab es einige recht stattliche Gasthäuser, von denen die meisten noch blühen. In der Leopoldstadt der „Adler", das „Roß", das „Lamm", der „Sperl", die „sieben Kurfürsten", der „Derfuß" (in der Jägerzeile)[458]); die letzten drei mit Gärten. Mit Gärten, nämlich mit einem Raum voll Gras, dichten Bäumen, Lauben und ähnlichem vegetabilischem Zubehör. Ein mit Sand bestreuter Hof, ein Dutzend verteilte Holzstangen mit aufgepfropften Laubbüschelchen, das ist kein Garten. Die Sperlwirtschaft ist der ganzen Welt bekannt; der ganzen Welt aber verdient bekannt zu sein, wie gut, rein und billig es beim „Derfuß" und in den „sieben Kurfürsten" war. Das „Lamm" kokettierte späterhin mit seiner Küche; Gourmands fanden sich da ein in den abscheulichen Kasematten und fanden alles gut, weil alles schrecklich teuer war. Nun, es war Mode! Jetzt ist das „Lamm" ein Palast, und es ist nicht Mode.

Auf der Landstraße die „goldene Birn"[106]), noch ohne Garten (der jetzige ist wirklich das, was man einen Garten nennen kann, damit aber Punktum), eines der allersolidesten Gasthäuser der Welt; alles nach altem Schrot treff-

lich, reinlich, wohlfeil, einer der letzten Lichtstrahlen gewissenhafter, solider Wirtscharaktere. — In der Roßau das „schwarze Tor", der „Schwan", die „Schlange"[459]), die „Ente" in der Josefstadt[460]), die „Elster" in der Alsergasse[461]), lauter animalische Schilder, sehr brav. Alle die letzteren mit Gärten — wenn auch klein. — An Wochentagen pflegte kein Mensch da zu sein; man fand sich nur an Sonntagen ein. Die Wochentage hatten noch nicht aufgehört: Nur an Donnerstagen des Abends kamen zuweilen einige wenige Gäste; aber um halb zehn Uhr liefen sie stracks davon. Jetzt läuft man um dieselbe Stunde stracks aus der Komödie, stracks zum Sperl, oder dort- und dahin. Hingegen steht man so früh auf als möglich, nämlich des Morgens. Vielleicht dreht sich die Ordnung wieder um, vielleicht wird, der Himmel gebe es, die Regel wieder zur Ausnahme.

Titanenkampf

Wenn zwei Athleten ringen, so ist es ein Schauspiel für Götter. Nur Kraft, Kraft; die Götter sehen das gern. Wenn aber zwei Athleten Sprachmeister sind, ein französischer und italienischer, so sehen es die Götter nicht gern, oder aber, sie lachen dazu, daß sie sich den göttlichen Bauch halten möchten. Der Soubiran[462]), der französische, war ein Athlet, sieben, acht Schuhe, ein Koloß, proportioniert, die vollsten Kernwaden von der Welt; Fäuste wie ein patentierter Borer; Brust und Schultern wie der Atlas auf der Hofbibliothek; eine Stimme wie eine Rohrdommel. Der Voltiggi[463]), der italienische, war ein Athlet, sieben, acht Schuhe, ein Koloß, proportioniert, die vollsten Kernwaden von der Welt; Fäuste wie ein patentierter Borer; Brust und Schultern wie der Atlas auf der Hofbibliothek; eine Stimme wie eine Rohrdommel. Der Gott, vulgo Protektor des Soubiran

Gasthaus zur Schnecke am Peter
(Nach einem anonymen Aquarell — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

war der Prinz de Ligne 464); jener des Voltiggi der Graf Ayala 163). Diese zwei Athleten also, die rangen; sie hatten sich, wie man sagt, „zerkriegt" und also ein wenig bekriegt. Aber wo? In dem kleinen spiegelverzierten Buchladen des kleinen Reichsritters von Moesle 61), wo kaum Platz für ihn selbst. Man kann denken: wie also für die zwei anderen Ritter und das Salzburgerlein dazu? Soubiran hatte seine Opera da in Kommission; sie gingen gut usw. Kurz: sie fluchten und rangen, was man so sagt, sie gerbten sich herum; dumpf dröhnende Püffe regnend. Die zwei Götter nun, scharmanter Zufall, kamen da zu gehen; sehen, hören, bleiben stehen, weiden sich an ihrem Schauspiel und zerplatzen vor allen Leuten vor Lachen. Leute sammeln sich; alles klatscht; die Athleten aber darob sammeln sich auch, hören auf und entspringen mit Gebrüll hinüber zum „Pilati" 465). Dieses ist in Kürze die wahrhafte Historie der beiden Ringer und ihrer Götter, welche jedoch noch nicht zu Ende ist. Bei „Pilati" (leider weiland Durchhaus), nämlich links, da war ein großes Zimmer, wo der Schank; Raum also und gute ledergepolsterte Bänke, auch Stühle mit Füßen zum Herausziehen im Fall des Bedarfes; ein prächtiger Kampfplatz. Hier gedachten die beiden Gymnastiker des Moeslesschen Hauptwerkes Fortsetzungen und Supplemente zu edieren, warfen schon die Röcke ab. Aber siehe, da hinten im Dunkel hockt ein friedliebender, friedenstiftender Kollege, Baillet 466), der kleine, dicke, warme, sanfte Baillet, bei seinem Stutzen Zwölfer. Der erhebt sich, harangiert die schäumenden Duellanten. Der Demosthenes siegt, denn er appelliert an den Bacchus; in ein paar Minuten trinkt das Kleeblatt auf die Gesundheit der Götter. Aber die Szene bei von Moesle war originell; rein volkstümlich. Die Helden jedoch sind längst, o längst daheim, wie ihre anderen Werke. Eines Tages aber, da hätte der joviale de

Ligne den Einfall haben können, zu den beiden Schützlingen zu sagen: „Wißt ihr was; ich werde euch versorgen. Ich stelle euch als Balkonträger meines rosenfarbigen Hauses auf der Melkerbastei[467]) an; und wenn ihr euch gut aufführt, so könnt ihr manchmal ausgehen zu den zwei Karyatiden des Friesschen Palais[149]), so auf Besuch."

Wackerbarth

In der Herrengasse ist ein altes Haus mit einem Balkon, getragen von alten Männern, die ihre wackeren Bärte wie streichelnd umschlungen halten. Dies Haus gehörte einst den Baronen Wackerbarth[468]). Graf August Josef Ludwig[469]), als er vor einigen Jahren hier, erzählte das selbst. Es war eine Lust, den rüstigen Greis zu sehen und sprechen zu hören. Seine Persönlichkeit ist so, wie sie in der Vorrede eines seiner größeren Werke geschildert, z. B. „Durch ewige Reisen und unzählige Strapazen abgehärtet. In allem Betrachte noch eine wahre Urnatur." An ein Herzogtum hat er, so behauptet er, eine Forderung von mehr als hundert Millionen Louisdor; bei Napoleon aber nichts erzielt. Er arbeitet jetzt an einer Geschichte der deutschen Kaiser. Am singulärsten liest sich seine Geschichte der großen Teutonen. Seit 1794 hat er das österreichische Bürgerrecht.

De Ligne

Vom Prinzen de Ligne[361]) gibt es eine Menge Bonmots; das versteht sich. Ich weiß deren ein paar; viele Leute werden sie auch wissen, aber nicht alle Leute.

Ein Riese von Floh auf seinem riesigen Jabot. Eine Dame bemerkte es. „Ah, das ist mein Favoritfloh! Kommt er ja doch von Ihnen!"

Man lieſt in den Zeitungen von einem neuen Kanal. Die Fuhrleute, heißt es, werden verlieren. Nein, ſagt ein Eipeldauer Brief[470]), ſie werden zu tun bekommen; ſie werden Waſſer zufahren müſſen. Der Kanal, heißt es weiter, iſt ſeicht; es wird nicht einmal jemand darin ertrinken können. Dies äußert de Ligne. Eines Tages aber kommt die Nachricht, es ſei einer im Kanal ertrunken gefunden. „Pah," ſagt der Prinz, „das war nur ein Schmeichler."

Frau von Staël herbergt im Schwan[471]). Der Prinz eilt, ſie zu beſuchen. Sie entſchuldigt ſich, in keinem anſtändigeren Lokal empfangen zu können. „Wenn man", entgegnet der Prinz, „bei Corinnen iſt, befindet man ſich ſtets auf dem Parnaß."

„Mir träumte," erzählt ein talentloſer geckenhafter Dichter, „ich war auf dem Parnaß; ‚brav,' ſagte Jupiter, mich auf die Achſel klopfend; ‚deine Ode iſt recht gut'." „Nicht denn," fällt der Prinz ein; „ich weiß beſſer, was Jupiter zu Ihnen geſagt." Die Geſellſchaft ſtutzt ein wenig; der Geck am meiſten. Nun fragt er: „Was ſagte denn Jupiter anderes zu mir?" Worauf der Prinz ganz ernſt und ruhig: „Allez vous en, miserable poète!"

Geiſtinger[472]) ſchickt ſeinen Lehrjungen zum Prinzen mit einem Lizitationskatalog. Der Prinz, eben disponiert, blättert und ſagt: „Welcher Plunder! Sonſt macht man Bücher zu Makulatur, jetzt Makulatur zu Büchern."

Zur Zeit des Kongreſſes in Wien mangelte es nicht an Feſten und Schauſpielen. „Ein Schauſpiel aber", bemerkte der Prinz, „fehlt Ihnen doch noch: das ſolenne Begräbnis eines Feldmarſchalls. Ich will es Ihnen geben." Und er hielt Wort.

Hätte er hier nicht Wort gehalten, ſo würde er es gegen Frau von Staël haben tun können. Sie hatte ihn aufgefordert, eine Auswahl ſeiner Schriften zu veranſtalten. Sie

selbst wollte sie redigieren, in Paris den Druck besorgen. Der Prinz entschloß sich 473).

Adam Müller

hatte den Ruf, vortrefflich zu sprechen. In der Tat war es Hochgenuß, diesen Mann reden zu hören, es sei über was immer. Leicht, blühend, scheinbar gewählt und doch höchst populär; sicher, glücklich, effektvoll; nicht die entfernteste Spur oratorischer Absicht. So wie er sprach, schrieb er. Er hatte mit Herder gemein, nichts auszubessern; konnte mit irgendeinem Kirchenlicht sagen: Quod scripsi: scripsi. Natürliches Talent setzt sich voraus, besonders bei kritischen, abstrakten Materien. Weiterhin erklärt wird es durch vielseitiges, reiches Wissen. Völlig klar aber, wenn man sein Werk „Idee der Schönheit" kennt. Über dieses Werk, mit dem jeder Freund der Ästhetik auf das innigste befreundet sein sollte, läßt sich hier nur sagen, daß es eine Welt von Studien, Genialität und Geschmack sei 474).

Kotzebue

konnte sich in Wien nicht gefallen aus eigener Schuld 72). Möge er in seiner Schrift: „Über meinen Aufenthalt in Wien" die Sache verkleistern oder überschminken wie immer: das Wahre blickt dennoch hindurch. Er zeigt sich sehr zurückhaltend. Es war schwer, mit ihm zu verkehren, wenngleich er im Umgang äußerst geschmeidig tat und zum Teil auch war. Härten, Ecken, Abnormitäten und Heterogenitäten gab es überall. Manches wird durch die Schlegelsche Satire: „Ehrenpforten und Triumphbogen" 475) beleuchtet. Als Hoftheaterdichter oder eigentlich Intendant war Kotzebue nach Alxingers Tod an dessen Stelle gekommen. Im

Vergleich mit diesem und überhaupt erwarb er sich während der kurzen Zeit von zwei Jahren wesentliche Verdienste um die Hofbühne. Er schuf ein reiches Repertoire, gewann ihr manches tüchtige Individuum des Auslandes, lieferte rasch mehrere eigene Stücke: Das Schreibpult, Johanna von Montfaucon, Die beiden Klingsberg476) usw. Das Dorf im Gebirge erschien bei Schaumburg als Original477). Eine Pension von tausend Gulden bezog er bis an sein tragisches Ende. Das Porträt bei dem ersten Band seines Theaters in der Dollschen73) Ausgabe ist treu. Man führte es während seiner Intendanz und noch viele Jahre später häufig auf Tabatieren. Die Haarrollen an den Schläfen ließen ihm gut, denn er war damals etwas mager. Sein Selbstgefühl herrschte allenthalben vor. Auf mehr als einem seiner autographischen Briefe steht: Meine Adresse ist mein Name (à Monsieur Boerhaave en Europe).

General Lindenau

war aus der Schule Friedrich des Großen in österreichische Dienste getreten70). Diese Schule mit ihren taktischen Grundsätzen hatte er ganz in sein innerstes Wesen aufgenommen; sie waren mit seinem ganzen Sein und Wirken verwachsen. Er trennte sich von ihnen nur mitunter, und mit Schmerz. Des genialen Bülow478) Geist des neueren Kriegssystems und anderweitige neologische Militärschriften waren natürlich nicht nach seinem Geschmack. Inzwischen konnte, durfte er nicht umhin, sich mancherlei Modifikationen zu fügen. Wie alles seinerzeit war auch Friedrichs Schule einst die neueste, beste und bewährteste. 1789 hatte Lindenau seine beiden Werke: Über Winterpostierungen usw. und Über die höhere preußische Taktik, herausgegeben; 1789, in welch verhängnisvollem Jahre der Anfang gemacht ward,

alsbald von Winterpostierungen so gut als nichts und von der preußischen Taktik so wenig als möglich mehr wissen zu wollen.

Lindenau, als wissenschaftlicher Kopf, als Talent, als Schriftsteller, als Mann geistigen Umgangs machte sich bald bemerkbar genug. Der Feldmarschall Lascy370) faßte ihn auf, beschützte ihn, hob ihn. Lindenau stieg und stieg. Er glänzte in höheren Kreisen, genoß und benutzte die Freundschaft des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen479), seinen ununterbrochenen Umgang bis einige Jahre vor dessen Tode. Lindenaus weltmännische Formen, seine Heiterkeit, Lebhaftigkeit, sein sogenannter Witz begünstigten sehr seine Laufbahn. Dieser Witz aber war eigentlich nur derbe Witzigkeit, oft höchst trivialer Art, oft brüsk und beleidigend480). Die meisten seiner derlei Einfälle sind nicht geeignet, aufbewahrt zu werden. Der Preuße befand sich sehr wohl in dem humanen, diskreten, großmütigen Dienste Österreichs, daher er zu sagen pflegte: Die österreichische Ungnade ist mir lieber als die preußische Gnade.

Zu seinen literarischen Freunden gehörte Ayrenhoff84), Retzer87), Leon88), Bened. Arnstein481). Für die Wiener war er, stets in Uniform, eine Stadtfigur.

Carl Friedrich von Lindenau war 1752 geboren, er starb den 14. Februar 1817 zu Wien als Feldzeugmeister, Theresienritter und Inhaber des Infanterieregiments Nr. 29 482). Wie Friedrich II. erwartete er den Tod in voller Generalsuniform mit Stiefel und Sporen, in stoischer Ruhe. Er war ein menschenfreundlicher Mann. Das beurkundet auch sein Testament, zu dessen Vollstrecker er seinen Freund, den Feldmarschalleutnant Blum483), ernannte.

Kanne

war einer der wenigen Tonsetzer, die zugleich wissenschaftlich gebildet, literarisch sind und schreiben können und gut schreiben[484]). Er war Genie, besaß lyrisches Talent und heitere Laune. Seine Opern „Orpheus", „Lindane", „Die eiserne Jungfrau" kennt und schätzt man. Bei seiner musikalischen Zeitung rieb er sich nutzlos auf; seine Leidenschaftlichkeit gegen Rossini mißfiel. Er war nicht ohne Fleiß und mußte doch stets darben. Kannes Bibliothek bestand aus dem zweiten Teile von Jean Pauls „Ästhetik". Seine zwei großen Gedichte, jedes ein Band: Der Winter und Das Weltmeer, blieben ungedruckt, wiewohl in Verlegers Händen und honoriert. Kanne war ein biederes Herz, ein fester Freund. Seine herkulische Natur unterlag seinem Zynismus. Gegen des Arztes Vorschrift griff er auf dem Krankenlager zur Weinflasche; sie in der Hand verhauchte er den edlen Geist.

Alxinger und Haschka

Alxinger[92]) war reich, und Haschka[90]) war nicht reich. Sie sind beisammen, da kommt eine Nachricht, Alxinger hat zehntausend Gulden gewonnen. Haschka ist ergriffen. Es entfährt ihm: „Hätte ich zehntausend Gulden, so wäre ich glücklich." „Hier hast du sie, Freund," ruft Alxinger aus, „nimm sie und sei es." Haschka hat zehntausend Gulden. Eine Zeitlang ist er glücklich. Aber, o Nemesis! Eines Tages kommt ein Brief: Das Schiff mit den dafür gekauften Sklaven ist versunken[485]).

Hofrat Bretschneider

(† 1810), Vater des Generals[486]), gehört unter unsere merkwürdigen Männer und Autoren. Sein Wesen, seine Geschicke waren abenteuerlich genug. Seine Gesinnung, seine Art, sich zu geben, zu reden und zu schreiben, erinnerten an Trenck (den Major)[487]), mit dessen Riesengestalt er auch viele Ähnlichkeit hatte. Von Goethe und Napoleon war er kein Freund. Seine „Entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther" machte Aufsehen; noch mehr seine gegen Napoleon gerichtete Schrift „Theodor", über die der französische Gesandte Klage einlegte; wieder noch mehr, doch viel früher (1788) sein „Almanach der Heiligen", den man vergebens aufsuchen würde[384]). — Seine „Papilloten" (1769) haben Geist, so à la Weckherlin[488]). Kennen lernt man den so vielseitig interessanten Mann, zugleich manche noch wichtigeren Zeitgenossen, in seinen hinterlassenen, großenteils selbstbiographischen Schriften. Herausgegeben wurden sie von Freunden: von Hofrat Meusel[489]) (Vermischte Nachrichten 1816; Historische usw. Unterhaltungen 1818), von Göcking[490]) (Reise nach London und Paris 1817) usw. Den gewissen Zehntausend-Gulden-Kasus mit Alxinger und Haschka erzählte er wenige Jahre vor seinem Tode in Schaumburgs[380]) Buchladen vor mehreren Personen, die Tatsache genau so, wie ich sie berichtete[485]). In seiner eben berührten Reise nach London usw. kommt das Faktum ebenfalls vor[491]).

Julius Griffith

wird vielen Wienern und Regensburgern noch in freundlichem Andenken leben[492]). Sein angenehmes Äußere, seine Verstand und Seele leuchtende Miene, seine sanften, fast

General Lindenau

(Nach einem kolorierten Stich von V. G. Kinninger — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

weichen, frauenhaften Manieren waren gewinnend schon beim ersten Anblicke. Engländer dieser Art wird es wenige geben, so lieb und warm, so weich und innig. Griffith war Arzt, Freund der Wissenschaften, des Reisens, industrieller Unternehmungen; bezog alles auf das Praktische. Er hatte Europa, Kleinasien und Afrika bereist. Sein Werk hierüber erschien 1805 englisch, bald darauf französisch, dann deutsch übersetzt. In Wien führte er Watts mit seiner neuen vortrefflichen Druckerschwärze ein[493]). Die Typographen aber griffen nicht zu, wohl aber die in Ofen. Griffith wollte ein großes Wörterbuch unternehmen. Da es nicht ging, baute er einen Dampfwagen. Bei der Probe am Tabor sah man, daß es damit auch nicht gehe. Der gute Mann setzte den größten Teil seines Vermögens zu, ohne alle Früchte. Es hieß hernach, er sei nach der Wallachei zu einem Großen als Leibarzt gezogen.

Sonnenfels

Unser Montesquieu[494]), und noch etwas mehr: Sonnenfels[76])! Ein Inslebengreifer, Durchslebengreifer. Er alles aus und durch sich selber. Was Lessing für Hamburg und Deutschland: er für Wien und die Monarchie. Verjager der Inhumanität, des Ungeschmacks, des Rokoko, der Folter, des Hanswurst (um letzteren doch schade!), Reformator der Schrift- und Geschäftssprache; Administrationsgenie; Bildner unserer berühmtesten Staatsdiener und Lehrer! Seine dreibändigen Grundsätze der Polizei, Handlung und Finanz sieben Auflagen! Das Diplom als Mitglied der philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia findet nur noch die Witwe[162]). Hormayr[366]) wird es, statt Sonnenfels. Derselbe, der den Impuls zur Folterabschaffung stets für seines, Hormayrs Vater[495]) vindiziert.

Kaiser Franz läßt der Witwe die ganze Besoldung als Pension. Kaiser Franz ehrt sich selbst. Sonnenfels war ein ausdrucksvolles, ansprechendes Israelitengesicht. Das Porträt bei seinem Handbuch der inneren Staatsverwaltung ist treu; man sieht das bewegliche Mienenspiel des kleinen beweglichen Mannes[496]). Die eine der auf ihn geprägten Gedächtnismünzen[497]) ist nicht gut; sie sperrt den Mund zu weit auf. Allerdings sprach er viel und gern; er hörte sich gern reden. Man weiß, ein Bittsteller steht eine Stunde vor ihm; redet kein Wort. Sonnenfels allein spricht ununterbrochen. Er entläßt den Menschen. Mit diesem jungen Manne, erzählt er, habe ich mich trefflich unterhalten; er hat Talent.

Eines Abends, spät, fährt er mit einem fremden Gelehrten von Schönbrunn zurück über die Laimgrube[157]). Die Glacislaternen brennen lustig; der Himmel ist bewölkt. Plötzlich tritt der Mond hervor und erhellt die Stadt. Welch herrliche Beleuchtung, ruft der Fremde aus. Sonnenfels, glaubend, er meine die der Laternen, deren Einführung von ihm, entgegnet geschmeichelt: „Sie ist auch von mir." Der Fremde stutzt.

De Ligne zuletzt

1814, eines Tages, im Spätherbst, sieht man den Prinzen de Ligne[361]) aus der Teinfaltstraße[498]), die Herrngasse entlang zu Fuße gehen. Er trug die Feldmarschalluniform ohne allen Überwurf. Der Rock offen; kurzes Beinkleid; Schuhe, dünn seidene Strümpfe; der Hut unter dem Arm. In scharfer bewegter Herbstluft flattert das bleiche Haupthaar. Das edle Haupt selbst, dieser Vulkan von Geist, wackelt. Der Gang unsicher, der Schritt tappend; die ganze hohe Greisengestalt, zwar in aufrechter Haltung, aber ba-

lancierend, kniſternd, knackend. Das ſah und hörte man mit Erſtaunen, mit Bangen, mit Zittern.

Auf dem Wall der Melkerbaſtei, ſechs Schritte neben dem Pasqualatiſchen Gebäude[499]) iſt ein kleines Haus mit zwei vorſpringenden Säulen. Dieſes kleine Haus war das große Palais des Fürſten de Ligne[467]). Es war, wie das Stall- und Domeſtikengebäude nebenan, roſenrot getüncht. Roſenrot wie des Prinzen Haus waren ſeine Wangen; roſenrot wie ſeine Wangen war ſeine Laune, war ſeine Rede; roſenrot wie ſeine Rede ſein Briefpapier; roſenrot wie dieſes ſeine Livree: alles roſenrot.

Nicht lange nach jenem Herbſttage waren alle Roſen weiße Roſen.

Ein Dejeuner

Beethoven[500]) war heute überaus gutgelaunt, vielleicht deshalb, weil er eben ziemlich bei Gehör. „Da bin ich, ihr Freunde," ſagt er mit heiterer Miene, in dem Mähnenhaar umherwühlend, „eigens komme ich von Mödling herein in dieſen widerwärtigen Augarten."

„Bravo, bravo," riefen alle!

„Wie hätte ich auch", ſagte er, in ſeiner Stämmigkeit einhertrabend, „einer ſolchen Einladung widerſtehen können?!" Bei dieſen Worten ergriff er die Hand eines auffallend kleinen dicken Mannes, in deſſen Zügen Verſtand, Beſonnenheit, Klugheit und Wohlwollen leuchteten; drückte, ſchüttelte ſie wacker; umarmte und küßte ihn ſchmatzend und herzlich, preßte ihn wie brüderlich an die breite Bruſt.

Alles rief wieder: „Bravo, bravo!"

Dieſer kleine Mann war Haslinger[200]). „Sie ſind die Krone unſers kleinen Feſtes, welches Ihnen gilt," ſagte er zu Beethoven; „und da Sie mich immer Ihren ‚General-

leutnant' nennen, so habe ich hier so viele Ihrer und meiner Freunde versammelt, als gerade zu haben waren."

Beethoven begrüßt sie und schüttelt ihnen die Hand. „Willkommen auch, mein lieber Schuppanzigh[501]," sagt er zu einem mehr kleinen, fetten, aber höchst beweglichen Mann mit rundem, vollem, lächelndem Antlitz; „willkommen du Roland der Quartettenspieler; du Held meines Septetts. Vivat!"

„Alles das", sagt Schuppanzigh, „habe ich eigentlich mehr meinen zwei gelehrten Rezensenten zu danken, die mich so freundlich in Schutz nehmen." Zugleich weist er komplimentierend auf zwei Männer in vorgeschrittenem Alter; der eine von angenehmem, edlem Antlitz, der andere kolossal, mit rundem Gesicht, sehr lebhaften Augen, stark glatzköpfig, sehr nachlässig gekleidet: Ign. Seyfried[502]) und Kanne[484]).

Der letztere, sich schwer der Tabakpfeife enthaltend, schüttelt den kurzhalsigen Kopf und stampft mit dem Fuß. „Was da," brummt er sonor heraus, „alles in Ordnung!" Seyfried nickt bejahend und setzt hinzu: „Ei, um wie durchgreifender wäre die Wirkung gewesen, hätten zwei andere Männer die Feder geführt, die zehnmal besser und geistreicher schreiben als wir alle." Als Kanne das vernimmt, kneift er die Lippen und poltert heraus: „Nun freilich, wer anders als Mosel[503]) und Lannoy[504])?"

Bei den Namen Mosel und Lannoy macht Beethoven eine Verbeugung und nimmt den Hut ab.

Indem gibt der Garçon das Zeichen, daß serviert sei. Kanne trägt ihm etwas auf und geht voran.

Haslinger hatte unterdes mit Hummel[505]) konversiert. Der war heute sehr verstimmt. Seine ohnedies nicht sehr heitere Miene war völlig verdüstert. Er zupfte an seinem Orden; er zog das feine schwarze Kleid an sei-

ner Korpulenz zurecht; er zerbog seine goldene, mit Email und Diamanten dekorierte Präsentdose und streute den Pariser Rappé in die Luft. Haslinger sucht ihn zu begütigen. „Seien Sie ruhig, Freund," hört man ihn lispeln; „wir werden schon einig; ich lege noch tausend Gulden zu."

Man schreitet zur Tafel.

Die letzten beiden sind der Abbé Stadler 337), alt, hinfällig, aber von jugendlichem Feuer in den großen, dunklen, etwas stechenden Augen; und Schubert 506), der gemütvolle, geistanschmiegende Liederkomponiteur, von Gestalt nicht viel größer und nicht weniger dick als Haslinger; in den Gesichtszügen keine Spur jener Welt von Innigkeit und Wärme. „Sie müssen mehr von Seidl 507), mehr von Hebel 508) komponieren," bemerkte Stadler, „ein Weiteres, wenn ich mit meinen Mozartschen Akten fertig bin." „Ei was," entgegnet Schubert in seiner wienerischen Lustigkeit, „vorerst habe ich mit meinem lieben Mayrhofer 509) zu tun; und wieder vorerst, Herr Abbé, zum Schmaus!"

Das Dejeuner war glänzend, denn es war à la Haslinger, wenn es galt, einen Freund zu feiern. Ein erlesenes Orchester führt Passagen aus Fidelio auf; Toaste werden gebracht. Beim dritten erhebt sich der Festgeber, nimmt von einem Nebentischchen ein kleines, rundes Maroquinfutteral, auf dessen Deckel mit goldenen Lettern gedruckt: „Dem großen Beethoven." Der Gefeierte öffnet; in Samt gebunden mit goldenen Spangen sein Lieblingsautor Shakespeare auf einem Teller von gediegenem Gold. Die Gäste stutzen und staunen; Hummel starrt; alle anderen: „Bravo Haslinger, bravo! Vivat Beethoven, vivat! Vivat Tobias!"

Kanne hört nicht auf mit: „Hoch, hoch, hoch!" Er fing schon ein wenig an, sich selbst hochleben zu lassen.

Aber wer schildert das Erstaunen aller, als auf dem Blatt neben dem Titel Shakespeare dessen Name steht, Shakespeares Name, und Haslinger erläutert: „Meine Freunde! Das ist die Perle: der Name ist Autograph.“ Feierlicher Ernst, erhabene Stimmung der Pietät ergreift alle. Beethoven küßt das Blatt, drückt es an sein Herz; hohe Rührung verklärt den empfänglichen Bewunderer des großen Dichters.

Eine Pause entsteht; eine hehre Pause. Kanne holt seine schmierige geldlose Brieftasche hervor und beginnt mit Bleistift ein Gedicht zu schreiben. Ein edler Aufschwung, voll wogender Ideen hat sich der ganzen Versammlung bemächtigt. Da erhebt sich der Held des Festes und spricht in langsamen Worten, wie rezitierend: „Mein teurer Tobias, euren, deinen Teller da, Gold und gediegen, wie euer, wie dein Herz und Charakter, den nehme ich nicht. Schenk ihn deiner Frau 200), die deiner wert ist, der Braven, Verständigen, Frommen, Gebildeten, der hohen Ausnahme als Wienerin; in meinem Namen schenk ihn ihr, für sie und euren kleinen Karl 510), der deiner Ehre dereinst auch Ehre bringen möge und wird.“

Ein allgemeines Vivat schmettert.

Hummel wendet sich zu Haslinger: „Man sieht überall, Sie haben Takt, als glücklicher Tonsetzer, als Kaufmann, als Freund, als Mensch: alles Takt. Haslinger ist ein geborener Großhändler; ihm prophezeie ich glorioſe Resultate.“

Seyfried fällt ein: „Große ausgreifende Ansichten, umfassende Pläne; geniale Ideen; zur Ausführung Mut und Kraft und Ausdauer; dabei großmütig, freigebig, unterstützend, fördernd, überall ein Wohltäter ringsum. Das ist Haslingers Bild. Mann von Herz und Kopf!“

„Ja, freigebig, unterstützend, nobel, Seelenfreund; leben und leben lassen, sein Grundsatz; und Leben machen," ruft Kanne begeistert aus, „die brillanten Erfolge werden nicht mangeln; sagt ja der Dichter: Mit dem Genius steht das Glück im ewigen Bunde (die inhaltlose Brieftasche fällt dem Zitierenden zu Boden); was der eine verspricht, leistet das andere gewiß."

Und wieder erhebt sich Beethoven: „Freund, Tausende habt ihr es euch kosten lassen, du hast Tausende aufgewendet, der einzige zu sein, Beethovens durchaus sämtliche Arbeiten und in prachtvoller Kopie zu besitzen. Ich selber habe nichts davon. Es ist die alleinige Sammlung, kaiserlich ausgestattet in Papier, in Schrift, in Einbänden. Wenn du, ein Kaufmann, ein Familienvater, sie nicht behältst, versprich mir, daß niemand anders auf Erden, selbst nicht das verschwenderisch zahlende England, das Unikum erhalte . . ."

„Niemand anders auf Erden," entgegnete Haslinger begeistert, „als unser wahrhaft erhabener Gönner, dein würdiger Schüler und Freund, unser erlauchter . . ."

„Mein Rudolf[511]," ruft der Meister enthusiastisch aus; „mein Rudolf allein! Daran erkenne ich dich, mein Tobias."

„Rudolf, Rudolf! Er lebe!"

Er bei den Herzen

Denke man sich das Innere der St. Augustiner Kirche[512]! Es ist Nacht. Das Grabmal Christinens von rotem Fackelschein grell angeleuchtet; die übrigen Partien der Kirche sind in mystisches Halbdunkel gehüllt, streifenweise durchzogen von dem dampfenden Qualmrauch der bewegten Fackeln; die hochhängenden Altarlämpchen flimmern matt

hindurch. Regungslos stehen die Fackelträger vor der Pyramide, die wie in Feuer schwimmt, deren Gestalten sich bewegen in dem schwankenden scharfen Licht. Gegenüber dem Monument stehen vier Männer, es beschauend; der Pfarrer Franzoni[513]), zwei Fremde und ein dritter Fremder — Napoleon, ja Napoleon. Welch ein Phänomen! Und dieses war zu schauen am Abend des 5. Oktobers 1809[514]). Wenige aber haben es geschaut; die Zugänge waren verschlossen. Napoleon war gekommen mit Rapp[215]) und Duroc[217]), diese Hallen zu sehen. Starr, schweigend, düster, gedankenvoll, stand er da, in den Händen auf dem Rücken den kleinen Hut; sein spärlich Haupthaar bewegte sich leicht im feinen Luftzug. Magisch war sein Antlitz, seine Gestalt übergossen von dem roten Glutschein; ein Dantesches Bild. — Niemand wagte es, sich zu rühren; niemand unterfing sich, zu reden. Feierlich, erhaben, unheimlich zugleich, unbeschreiblich war der Moment und unvergeßlich. So einige Minuten fast. Diese Arbeit hielt er für Canovas[515]) gelungenste. „Die Pyramide aber", meinte er, „sollte besser dem Hochaltar gerade gegenüber sein, wo der Chor." Er fragte nach dem Grabmal des großen Swieten[516]), wie es alle unterrichteten reisenden Franzosen und Briten tun; seine Büste nahm er betrachtend in die Hand. Auch Dauns Monument beschaute er[517]); aufmerksam die Kolliner Schlacht: er fand sie ähnlich mit der Austerlitzer, würdigte die Bedeutsamkeit jenes Daunschen Sieges. Auf einmal macht er eine wie wegwerfende Handbewegung und sagt: „Da liegt er nun! Es ist doch alles eitel und vergeht in Rauch!" — O Napoleon, warum sprachst du nicht öfter ein bei den Herzen der Habsburger und Lothringer!?

Gerhard van Swieten

(Nach dem Gemälde von Leupold gestochen von J. J. Haid — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

war wiederholt und dringend angegangen um das Material zu seinem Artikel in die Nationalenzyklopädie 518). Vor ein paar Jahren starb er, gegen die Achtzig zu. Sind die Leute tot, wo soll man sie hernehmen? Nur mit großer Mühe konnte man Artikel von würdigen Individuen, von Blank (dem Ermordeten) 519), dem unvergeßlichen Abbé Otto (aus dem Munde des wackeren Metzger 520), dem er Freund) 521), von Ohler 522) usw. gestalten. Von Span weiß man nicht mehr gar viel. Er war ein ehrlicher Schwabe, stets gesund; es ging ihm gut, und doch schimpfte er den ganzen Tag. Boulanger 523) und Dupuis 524) waren seine Leute. Voltaire lachte er aus, obwohl er selbst ein starker Skeptiker. Er lehrte Griechisch und Latein. Da war er fest. Sonst in litteris nicht sehr bewandert, ohne Belesenheit. Er war verholzter Pedant, giftig mit den Schülern, mit allen Leuten; spitzig, absprechend, arrogant, grob, und doch ein seelenguter, herzlicher Mann, ein redlicher, echt österreichischer Patriot. Als Lehrer füllte er seinen Platz würdig aus. Er war ernst und streng, gerecht, durchaus unzugänglich. Er hatte zwei Pensionen, als Lehrer des Kronprinzen und als Gymnasiallehrer. Einen sogenannten Skandal gab es, als er im Wiener Konversationsblatt die Autorität Goethe rektifizierte. Auch Schillers Gedichte polierte er; zeigte, wie sie nach den Gesetzen der Logik und Form sein sollten. Der Geist war ihm überall Nebensache. Seine „Begründete Würdigung der deutschen Dichtkunst und Dichter" (zwei Bändchen, 1826) sind sein Porträt, höchst ergötzlich. Für einen gewissen Petz hatte er eine Charakteristik Josefs II. geschrieben, die dieser unter seinem eigenen Namen herausgab, dem Verfasser aber das Honorar nicht bezahlte. Span rächte sich, erzählte den Hergang und ließ die Schrift 1810 mit dem Namen des

wahren Autors erscheinen[525]). Auf den Impuls des Buchhändlers Bauer[526]) schrieb er eine Piece über den Nachdruck, versteht sich zu dessen Gunsten. Er verstand aber nichts von der Sache. Die Piece wurde dann in der Wiener Literatur-Zeitung gut gehechelt. Es hieß da recht witzig: „Statt diesen wichtigen Gegenstand mit der vollen Fackel der Wissenschaft zu beleuchten, hat man sich begnügt, einen schwachen Span aufzustecken." Von dem gelehrten Poppowitsch[527]), der sein Freund war, hatte Span viele Originalmanuskripte. Wo mögen diese sein? Spans Skripta stehen in Kayſers Bücherlexikon[528]).

Gall,

der Schädellehrer war stark gebaut, knochig, mehr groß als klein. Eine Glatze hatte er immer[529]). Sein Gang war langsam, die Arme schlendernd. Das Haupt sehr stark vorgebogen; der Blick abwärts; ewig sinnend, denkend. Der dreieckige Hut in der Hand. Der Anzug einfach, nachlässig. Dunkler Rock, Weste und Beinkleid schwarz, weißzwirnene Strümpfe, eng an der kräftigen Wade; große silberne Querschnallen an den Schuhen. So wandelte der große Mann einher, immer ernst, gehalten, besonnen, wie seine Rede; aber heiter, höflich, wohlwollend, warm, voll natürlicher Teilnahme. Sein edles Antlitz mag kaum sich verändert haben; die spätesten Porträte zeigen es so, wie es während seiner Wiener Praxis gewesen. Diese war sehr lebhaft; er zog deswegen von seinem kleinen Hause auf dem Rennweg mit seiner massiv gestalteten Frau[530]) in die Stadt. Innige Freundschaft hatte er mit Rollet[322]) und mit dem Hause Streichers[531]), dem Jugendfreund Schillers. Als Gall von dannen zog, schenkte er Rollet einen Teil seiner kraniologischen Abgüsse und seiner Manuskripte; anderes

sandte er ihm von Paris aus. Mit ihm und der gebildeten Streicher[532]) unterhielt er ununterbrochenen Briefwechsel. Galls bereits vergriffenes Werk: „Philosophisch-medizinische Untersuchungen über Natur und Kunst im kranken und gesunden Zustande des Menschen", von welchem, Wien 1791, nur der erste Band herausgekommen, scheint vergessen oder unberücksichtigt. Seine Vornamen liest man häufig unrichtig. Autographe bezeugen, daß er Franz Josef hieß. (Bei Vornamen können diesfalls keine Zweifel eintreten, wohl aber bei Geschlechtsnamen. Wir haben Autographe mit Gentz und Genz, Leibnitz und Leibniz. Billig nimmt man die spätere Schreibung an, wie bei E. T. A. Hoffmann, selbst der Vornamen.)

Schreyvogel

ward und wird verschiedenartig beurteilt, wie alle leidenschaftlichen Menschen. Und das war er, war es im hohen Grade. Wenige Sterbliche hatten so viel Verstand, so hohen Verstand, wie er, so scharfe Beurteilungskraft und zugleich so wenig Selbstbeherrschung. Er ließ sich hinreißen, war starr, eisern in vorgefaßter Meinung und trug nach. Im Äußern war er kalt, trocken, schroff, einsilbig; seine Worte aber waren Mark. Er hatte häufig Zerwürfnisse, heftige Szenen, grelle, rigorose Auftritte. H. 533), mit dem er im Sammler gekämpft, hatte ihn eines Tages schon am Fenster. W. 534) stachelte er an, gegen Schneller[220]), Hormayr[366]) und einen unbedeutenden Journalisten zu schreiben, was denn auch weidlich geschah. Schreyvogel[535]) war das völlig, was man „ein Gelehrter" nennt. Noch in frischen Jahren lebte er einsam und still, im höchsten Stockwerke der tiefsten Straße (auf dem Salzgries) der Literatur und den Wissenschaften. Da bereitete er sein Sonntagsblatt vor. Durch Ver-

hältnisse ward er Kunsthändler. Er gefiel sich nicht in solcher Sphäre. Nun gewann ihn die Kunst; und das Hoftheater gewann an ihm einen bahnbrechenden Umbildner, einen kundigen, kräftigen Gestalter, eine mächtige Säule; neues Leben, neuen Geist, neue duftige Blüten und Früchte. Schreyvogels Wirken war eine neue Ära, eine Epoche. Die ganze Kunstwelt weiß und ehrt es. Dichter war er nicht; es gebrach ihm an Phantasie, aber gewandter Übertrager, umsichtiger, taktvoller Anordner. Er war ein eiskalter Verstandeskopf; für Genialität hatte er keinen Sinn; sie war ihm ein Greuel. Als theoretischer Ästhetiker war er etwas arrieriert; als Dialektiker, als Kritiker fein und glücklich. Den Dichtern und Schauspielern, selbst seinen Oberen war er eine Art Orakel. Sie suchten und fanden Rat und Auskunft. Er war Diktator und verdiente es zu sein. Werner[222]) fragte ihn häufig um Rat; er hat gar manches von ihm gelernt. Schreyvogels literarisches Hauptwerk ist das Sonntagsblatt; diese köstliche Schöpfung ist sein würdigstes Denkmal. Wer es kennt, diese Fundgrube von Studium, Belesenheit, Philosophie, Lebens- und Kunstansichten, wird sagen müssen, daß es ein würdig Seitenstück zu Addisons und Steeles Zuschauer[536]). Das Erscheinen der Lieferungen konnte man nicht erwarten; die vornehmsten Geister bestürmten das Verlagslokal. Hochgestellte Männer holten sie persönlich ab, dem Verfasser ihre Hochachtung zu bezeigen. Das Sonntagsblatt ist Gold. In Wests gesammelten Schriften hat es seinen Klang, seine Farbe, wenn auch nicht seinen Metallgehalt eingebüßt. Schreyvogels Feder war Lessings Feder. Auf Schreyvogel können wir stolz sein. Kein Zweifel: wir sind es!

Franz Josef Gall
(Nach Kath. Escherich gestochen von Frz. Wrenk — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

De Luca

hat das Verdienst, in der österreichischen Geographie und Statistik die Bahn gebrochen zu haben[537]). Es ist gar nicht möglich, sich eine Vorstellung zu machen von de Lucas Umsicht, Fleiß, Leichtigkeit und Unermüdlichkeit. Was er geleistet, stellt ihn neben Schlözer[538]); er ist vollkommen würdig, mit ihm verglichen zu werden. Jedenfalls steht er hoch über den allerdings auch sehr tätigen, aber flüchtigen, ungenauen Liechtenstern[539]). Wenn man in der Weimarer Länder- und Völkerkunde die reiche Literatur- und Kartenübersicht anstaunt, so erwäge und respektiere man, daß sie wohl aus de Lucas Lesebuch herstammt. Dieses ist eines der schätzbarsten Werke. Er hätte noch ungleich mehr geleistet, wäre er nicht so spät nach Wien gekommen, und in Linz und in Innsbruck nicht so angefeindet worden. Seine noch unbenützten hinterlassenen Materialien bildeten einen großen Schatz. Einen interessanteren, liebenswürdigeren Buckligen hat es nie gegeben. Nichts glich seiner sprühenden Lebhaftigkeit. Sein tiefschwarzes Feuerauge unter den weit vorspringenden, buschigen Brauen verschlang alles, selbst jedes Damenherz. Seine unendlich langen Arme fielen auf. Aber die Höckerigen haben doch keine unendlich langen Arme, obschon man es wie von Artaxerxes behauptet. Es ist alles Proportion, nur der Leib natürlich ist kurz. Wenn man sich de Luca noch denkt: hüpfend, tänzelnd; gestikulierend wie ein Telegraph; sprudelnd und voller Geist; mit dem lichtgrauen Tuchrocke, dem Haarbeutel und Chapeau bas! so vor seinem Hause auf dem Franziskanerplatze[540]) die Leute haranguieren!

Kurz

war kein Dichter; überhaupt kein Schöngeist; kein Tonsetzer, kein Musiker, kein Tänzer oder Sänger oder Schauspieler, auch kein Salonmensch, sondern nur ein Gelehrter, ein ernster Gelehrter; darum wimmelt es in den Zeitschriften nicht von Nekrologen. Acht bis zehn Zeilen irgendwo brachten die Nachricht seines Hintritts. Vielleicht aber wohl in einem obderennsischen Blatt? Ich weiß es nicht! Kurz, Franz Kurz[541]), ein Geschichtsforscher wie wenige, wenn auch nicht ein Geschichtschreiber wie viele. Ein wahrer Quellenkolumbus; ehrlich, treu und wahr im Ausbeuten und Benützen; voll kritischen Geistes, voll Unermüdlichkeit, voll historischer Weihe, wie sein würdiger, kenntnisverwandter Nachfolger und Freund, der edle Chmel[542]), dessen neuerlich erschienener Friedrich und Max schon ein Monument. Soviel leuchtet ein, daß es völlig unmöglich, die frühere Geschichte Österreichs zu kennen, ohne die Werke unseres Kurz. Es lautete einst von ihm und einem anderen stattlichen Historiker: Dieser heiße Historiograph des Reichs, ohne es zu sein; Kurz sei es, ohne es zu heißen. 1827 wurde ihm die große goldene Zivilehrenmedaille mit Kette zuteil. Seine Arbeiten sind selbst Gold; ist auch das Gepräge nicht ästhetisch; das Metall ist echt. Den Nekrolog anlangend, so wird man, wie bei so manchen ähnlichen Anlässen, an den ehrenwerten Stegman der Allgemeinen Zeitung erinnert. Er stirbt. Welch ein Aufheben in der nächsten Nummer! Stegman, Stegman[543]): ehestens ein formeller Nekrolog. Sollte ich ihn übergangen haben, oder ist wirklich keiner gekommen? —

Rautenstrauch,

nicht der große Prälat, sondern der kleine Hofagent 93), welch Epitheton aber nicht auf seine hohe, schlanke Person, auch nicht auf seine witzigen Skripta zielt, gehörte der Koterie Blumauer 265), Alxinger 92), Haschka 90) usw. an. Epoche machten seine Piece über die Wiener Stubenmädchen, sein „Frauenzimmer im neunzehnten Jahrhundert", „ein Traumgesicht" (anonym). Seine „Meinungen der Babet", Wochenschrift, wollten nicht ansprechen, blieben unfortgesetzt. Sein Lustspiel: „Der Jurist und der Bauer" fand Beifall. Er war aber nicht bloß Belletrist; er arbeitete mit an der Realzeitung und schrieb eine Biographie Maria Theresias, die wohl eine Nachahmung von Fromageots Werk sein mag 544)? Daß er in den neunziger Jahren die Tierhetzzettel verfaßte, ist schon gesagt worden 97). Im uralten Lebkuchnerhause 545) der Seilergasse (jetzt schönes Welserisches), wo er 1801 starb, war er sehr artig möbliert. Da hatte er sehr bequem hinüberschlüpfen können in das Kramersche Kaffeehäuschen 79) im Schlossergässel zu seinen Freunden.

Mayrhofer

war ewig leidend, von schwächlicher Komplexion, knochig zwar, aber von abnormem Nervensystem, ohne alle Elastizität; starr, eisig 546). Dies auch sein dichterischer Genius; elegisch, misanthrop, grollend, polternd, sarkastisch, symbolisierend; in klaren Momenten jedoch energisch, pathetisch sich erhebend, daß es einschlug, donnernd, und Funken gab, wie in seinem Herkulesbildchen: „In der Schmiede". Sein Dasein und Wirken war ein unaufhörliches krampfhaftes Ringen der Materie mit der Psyche; in diesem tra-

gischen Wechselspiele ging er auf. Eine natürliche Beute fixer Ideen, im Zerwürfnisse mit seiner Lebenssituation, genau so wie Enk[547]). Wie der kümmerliche Scarron wäre er vielleicht zu retten gewesen, hätte man für ihn eine Charge kreiert: Patient der Königin. Seine Gemütwelt, fast immer umwölkt, trieb dennoch manch süße Blüte, besonders im Lied, den warmen Schubert[548]) begeisternd, der ihn verstand, ihn durch Töne ergänzte und erklärte. Schubert hatte, wie unser lieber Castelli[143]), Gemüt; ein Niederösterreicher, ein Wiener: Innigkeit, Wärme, Zartheit, Tiefe; ob der Enns mehr Klarheit, Ruhe, Reflexion. Mayrhofer war im Traunkreise, zu Steyr, geboren, wo auch Blumauer[265]), Süßmayer[340]), der Opernsänger Vogl[549]). Die erste Sammlung seiner Gedichte war bekanntlich 1824 erschienen. Daß sein Nachlaß durch Ernst Freiherrn von Feuchtersleben[550]) besorgt, den vielseitig gelehrten, geistvollen Arzt, Schriftsteller, Dichter und Kunstrichter, ist allein schon Bürge des Wertes. Anerkennung auch dem Verleger Klang[551]), der schon so manche Unternehmung wohl mehr dem Andenken und der Ehre edler vaterländischer Namen, als seinem eigenen Kaufmannsvorteile geweiht.

Bened. Dav. Arnstein

gehört zu unseren dramatischen Schriftstellern, wenn auch nicht von Rang[552]). Seine Arbeiten sind: „Dramatische Versuche", Wien 1787; „Eine jüdische Familienszene", ebenda 1782; „Die Kleinodien", Schauspiel, ebenda 1796; „Die Maske", Lustspiel, ebenda 1798; „Die Pflegetochter", Schauspiel in drei Akten, ebenda 1791; „Das Billett", Lustspiel, ebenda 1800; „Das Geschenk", Gelegenheitsstück, ebenda 1801. Die beiden letzteren anonym. In hohem Alter, an achtzig, saß Arnstein noch im Frühlinge vorigen Jahres

auf dem Wasserglacis 103) herum. Er war geboren zu Wien den 15. Oktober 1765, Sohn des israelitischen Großhändlers Dav. Isaak Arnstein 553). Er widmete sich der kaufmännischen Korrespondenz. Eigens um die Notabilitäten kennen zu lernen, bereiste er 1786 Deutschland. Die Männer seines literarischen Umganges waren Ratschky 89), Schreyvogel 535), Retzer 87), Leon 88). Kotzebue 72) war ihm sehr gewogen. In Zeitschriften und Taschenbüchern gibt es Gedichte von ihm.

Ein interessantes Kasino

bestand in den ersten neunziger Jahren im Trattnerhofe 80), Haupteingang von der Goldschmiedgasse, zweites Tor, rechts, erster Stock, wo jetzt Castelli 554) wohnt. Alle Arten Honoratioren, auch viel Adelige fanden sich da ein. Leseanstalt, Kaffeehaus, Traiteurie und Tanzinstitut waren hier vereinigt. Mittags ward à table ronde zu dreißig Kreuzer um ein Uhr, zu einem Gulden um zwei Uhr serviert; abends um halb zehn Uhr zu zwanzig Kreuzer. Musikdilettanten konnten sich der vorhandenen Instrumente gratis bedienen, zahlten auch nichts für Beleuchtung. Im Fasching war allwöchentlich, sonst allmonatlich Ball. Das Abonnement auf die Bälle betrug für das ganze Jahr sechs, halbjährlich vier, monatlich einen Dukaten. Das weibliche Geschlecht war frei. Nichtabonnenten zahlten für jeden Eintritt einen Gulden. Unternehmer war ein Herr von Füllenbaum. Es ging sehr anständig, sehr lustig und lebendig, sehr diskursiv her 555).

Quarin und der Patient

„Diese Schmerzen halte ich keine Viertelstunde mehr aus, lieber Doktor!“

„Ich glaube es Ihnen gern. Es ist der ärgste Grad der Gedärmentzündung. Ich werde Ihnen etwas verschreiben. He! ein Stück Papier!"

„Allons, Jean! Geschwind!"

„Wie scharmant dieses Papier! Diese Feinheit, diese Weiße, diese Glätte! Süperb! Lassen Sie sich erzählen! Gerade auf solchem Papier! Nein, was man jetzt in Österreich für herrliches Papier macht! Was bei uns überhaupt für bewundernswerte Industrieprodukte zutage gefördert werden, besonders in dem unvergleichlich kunstsinnigen, fleißigen Böhmen. Sehen Sie nur dieses Papier! Das Billett von der neuen Tänzerin Sabelli[556]) ist netto auf solchem Papier. Kann dieses Wesen schreiben! Ihr Stil ist englisch."

„Ich beschwöre Sie, Doktor!"

„Die zierlichen Schriftzüge sind englisch. Sie schreibt mir in einem so freundlichen Ton! Und wie sie geistreich ist! Ich soll ihr Leibarzt sein. Sie haben sie doch schon tanzen gesehen? Im gestrigen Ballett, als Flora, hat sie sich verewigt! Ich muß Ihnen aber vorerst erzählen . . ."

„Doktor, ich vergehe vor Schmerzen! Ach! Eilen Sie mit dem Rezept."

„Erzählen muß ich Ihnen, was die Sabelli für eine Garderobe aus Paris mitgebracht hat. Ihre Spitzen und ihr Schmuck allein . . ."

„Ich vergreife mich an Ihnen, wenn Sie nicht schreiben."

„Ja, richtig! Gleich, gleich! Aber vergreifen möchte man sich an diesen Juwelen; sie hat unter anderm ein Diadem . . . Ja, das Rezept, geschwind! Da, diese zwei Zeilen werden helfen! Adieu, Verehrter! à revoir!"

„Halt, halt! Hier für Ihre hilfreiche Bemühung."

„Gratias, adieu!"

* * *

Der Äskulap[557]) ist neugierig. Im Vorsaal öffnet er das Papier. Es ist ein Dukaten eingewickelt — in sein eben geschriebenes Rezept.

Eine Tierhetze im Wiener „Hetz-Amphitheater"

„Des Sonntags weid' ich mich an unsern schönen Hetzen;
Am Montag muß mich Kasperle ergötzen;
Am Dienstag lädt mich 's deutsche Schauspiel ein;
Am Mittwoch trag' ich nur mein Ohr hinein.
Zeigt sich am Donnerstag nicht Stuwers Kunst,
So gibt es wenigstens doch eine Feuersbrunst.
Am Freitag kann ich früh die Ochsenteilung sehen,
Die wechsl' ich abends dann mit Assembleen.
Nur Samstag, ach! ist meine Lust erschöpft,
Seitdem man nicht mehr rädert, hängt und köpft."

Blumauer[558]).

Ich hatte mit Fritz[559]) das Cramersche Kaffeehaus[79]) verlassen, reich beschenkt mit Bonbons vom König Stanislaus auf der Bank[99]). Aber noch viel süßer kam uns der Inhalt des roten Plakats vor, welches sein Verfasser Rauteustrauch[97]) den Schöngeistern emporgehalten: des Hetzzettels. Fritz und ich konnten seit drei Jahren schon lesen und hatten noch keine Hetze gesehen! Ach Himmel, wie ungerecht, wie traurig! Welche Schmach für einen Wiener!

Auf dem Zettel steht: „Eine scharfe Hetze; eine recht scharfe ‚kämpfende' Hetze". „Der brüllende und alles zerreißende Löwe; der mit den vier Elementen kämpfende Kapitalbär" und dergleichen animalische Rigorositäten; hernach die „Hetze auf Mord und Tod". Ach Fritz, was fangen wir an? „Auf Mord und Tod!"

Fritz greift in die Tasche; er hat neun Kreuzer; ich greife in die Tasche; ich habe elf Kreuzer. Das Entree zu zehn Kreuzer pro Kopf wäre da; aber morgen ist Sonntag; man

braucht seine Gelder weiter. Schon schwanken wir. Da erschallt Trommelschlag vom Graben herüber. Fritz geschwind! Welch ein malerischer Aufzug! Die zwei bürgerlichen Stadttrommler, nun die kennen wir; aber heute machen sie viel schöneren Lärm! Hinter ihnen der prächtig gekleidete Jägersmann mit der Schwungfeder, mit der großmächtigen Peitsche, auf dem bäumenden Rotschimmel: das ist gewiß der Hetzmeister selbst! Die sechs gelbledernen Kerle hintendrein mit den grimmigen Gesichtern. Das sind gewiß nur Knechte. Freilich sie teilen die nämlichen roten Zettel aus. Sie müssen alle schon recht müde sein, denn bis man den Zug durch alle Vorstädte und sämtliche Hauptgassen der Stadt gemacht hat! Eine Schar Volkes strömt nach, der ganze Platz ist alarmiert. Nun Fritz? Wir schwankten nicht mehr. Morgen in die „schöne Osterhetze". Glücklicher Tag!

Ach, wie lange dauert es an einem Hetztag, bis es zwei Uhr wird, drei Uhr, vier Uhr! Warum bleibt man heute so lange bei Tisch sitzen? Das ist gewiß eine Kabale der Mama; sie merkt etwas. Den Salat lassen wir unberührt; fort, fort! Hinaus zum Rotenturmtor[560]), dann durch noch ein Stadttor, durch das quer im Wege stehende Theresientor[561]). Wie entlegen diese Weißgerber sind; es ist eine Schande, das! Ha, schon sehen wir die schwarz und gelbe Flagge auf dem Steigbaum des großen hölzernen Zirkus lustig flattern; das k. k. privilegierte Hetz-Amphitheater[562]) wird sich heute schön zusammen nehmen! Da zieht schon die Schildwache zum Hetzgebäude; folglich ist es zwei Uhr.

Fritz und Karl[563]) verlieren sich im Gewühl. Wenn ihnen nur nichts geschieht; die Jungen sind keck!

Jetzt ist es drei Uhr! Die türkische Regimentsmusik beginnt zu lärmen vom Balkon des gemauerten Haupteingangs, der aus einem Portal und zwei kleinen Türen be-

steht; weithin schallend über die freie Gegend bis in die Stadt. Viele Hunderte Neugieriger, die nicht eintreten können oder wollen, umlagern den geräumigen Vorplatz, wollen die schöne schmetternde Musik auch *sehen*, oder von diesem und jenem plaudern; von der Tapferkeit des Kapitalbären, von der Virtuosität des „Sultels"; von dem Mut und der Geschicklichkeit ihrer eigenen mitgebrachten Dilettanten-Fanghunde; es ist ein Rendezvousplatz; die Hetze ist die Universität der Bullenbeißer. Anderen ist es noch zu früh, hineinzugehen; sie haben ihren Sperrsitz in der Tasche. So vergeht die liebe Zeit auf die angenehmste Art mitten im Lärm der Musik, im Geschrei, Gejauchze, Gejohle des Volkes, im Gebell der Hunde, in Staubwolken gehüllt. Das alles gehört zu den Elementen des Festes; es ist die Exposition des drastischen Schauspiels.

Der Moment des Beginns ist nicht mehr fern; es wird Zeit, einzutreten. Das Geheul, Gebrüll, Geschrei, Gestöhn der wilden und nicht wilden Tiere: welch ein Labsal! Der Gestank all dieser sogenannten Bestien: welch ein Wohlgeruch! Das Haus ist schon überfüllt; nur wenige Zuschauer fehlen noch; sonderbar: bei solch einem Spektakel verspätet man sich? Der Mann mit seinem zuversichtlichen Sperrsitz vermag kaum noch, sich durchzudrängen. Er stöhnt; er schwitzt; er ist zerquetscht, bevor er in der kleinen Arena seinen Platz gewinnt. Doch dafür wird er schon durch den lediglichen Anblick der schaulustigen Versammlung entschädigt. Einige tausend Hetzfreunde haben sich da zusammengepfercht; die drei Galerien knarren. Honoratioren, Personen von Rang, von hohem Rang, Offiziere und würdige Herren haben in Menge sich eingefunden. Zwei Dritteile des Spektatoriums aber bestehen natürlich aus Frauenzimmern. Und da oben auf dem Zehnkreuzerplatz, siehe da *Karl* und *Fritz*, wie sie lustig in ihre saueren Äpfel beißen!

Schon naht der Augenblick des Anfangs. Die Versammlung wird immer ruhiger, immer stiller und gehaltener. Man räuspert sich, man präpariert sich; die kleinen Kinder fangen an, aufzuhören zu plärren, zu schreien. Geweidet hat man sich unterdessen an dem Anblick des mächtigen Steigbaums in der Mitte des Zirkus; auf einer kleinen Scheibe ganz oben hat ein possierlicher Affe seine Schnacken getrieben. Am Fuße des Steigbaumes ist ein kleines Bassin; das ist heute nicht ganz zugedeckt. Aha, da gibt es etwas Besonderes! Alles ist in der höchsten Spannung; alles richtet die Blicke nach einem kleinen Tor.

Und siehe: plötzlich öffnet sich das Tor, und herein mit gravitätischem Schritt der Hetzmeister Stadelmann564) tritt; der schaut sich stumm ringsum. Seine Miene verkündet Heiterkeit. Er ist in gelbes Leder gekleidet; alles sitzt ihm knapp; die Jacke ist neu; ein kurzer Griff, vermutlich eines Dolches, guckt hervor; er hat heute einen Federhelm auf; die schwarze Kuppel des Hirschfängers ist heute mit einem glänzenden Schild geziert; der kurze Griff der gewaltigen Hetzpeitsche ist frisch angestrichen. Ein stürmisches Bravo! begrüßt ihn. Er salutiert, holt mit dem rechten Arm weit aus, schwingt die Peitsche und macht einen schlagenden Knall, daß die Luft erzittert, wie von dem wiederholten Bravoruf. Alsogleich schweigt die Musik. Und wieder holt der Hetzmeister aus; und der Hetzmeister knallt wieder, da öffnet sich behend ein zweites Tor. Daraus rennt mit wildem Sprunge ein Ochs hervor. Der Hetzmeister aber, ebenso behend, macht einen anderen Sprung, und zieht sich zurück. Wie der Ochs die vielen schönen Herren und Damen erschaut, brüllt er laut und schlägt mit dem Schweif einen furchtbaren Reif, und recket die Zunge. Er macht ganz gemächlich eine kleine Tour, besieht sich das Lokal. Es öffnet sich eine kleine Falle; es springen vier ziemlich robuste Hunde

heraus; die umschleichen den Hörnerträger, wollen aber nicht recht anbeißen. Der Hetzmeister sucht vergebens, sie zu animieren. Sie treiben den Gehörnten ein wenig herum; aber es kommt zu keinem Ernst. Er brüllt wohl, und sie bellen tapfer; aber was heißt das? Der Hetzmeister pfeift. Das Publikum fängt auch an zu pfeifen. Da öffnet sich die Falle wieder, und zwei mächtige routinierte Bullenbeißer stürzen heraus, gerade auf den Ochsen los. In einem Nu haben sie ihn an den Ohren gepackt, und halten ihn fest. Ein Tusch von Trompeten und Pauken krönt diese Bravour; ein tobendes Geklatsch und Gestampf der Zuschauer lohnt diesen Sieg. Der Überwundene wird von den Siegern hinausgeführt. Der Hetzmeister macht sein Kompliment.

Und bei der Hetzpeitsche erneutem Knalle, da öffnet sich eine neue Falle, und träge und schwer wälzt heraus sich ein Bär, schleicht schläfrig umher und leckte die Pfote und täte kaum brummen. Der hohe Adel und das verehrungswürdige Publikum fängt auch an zu brummen, denn es ist der alte Bär. „Der gehört schon ins alte Eisen." Es wird ein wenig gezischt. Aber der Hetzmeister winkt wieder, da speit das doppeltgeöffnete Haus zwei junge Bären auf einmal aus. Der eine läßt sich im Bassin nieder und pritschelt; der andere klettert den Steigbaum hinauf, der verschiedenen Äpfel gewärtig, die ihm von den Galerien zufliegen sollen. Ein paar Pänklerhunde kommen, zausen sich mit dem alten Bären herum, zerren ihn wieder in seine Falle. Ein Paar Solofänger stürzen herein und los auf den Petz im Dianabad. Das Ding wird ernsthaft; der Bär heult erschrecklich; ein Ohr ist ihm abgebissen, er will sich nicht ergeben. Da eilt ihm sein Kollege zu Hilfe; doch zwei neue Fänger treten auf; das Gefecht wird allgemein. Der Hetzmeister und zwei Knechte schauen zu. Er winkt; der blessierte Bär wird von den Überwindern in die Falle zurückgeleitet; der andere

von den Knechten mit Zangen gepackt, ihm nach. Trompeten- und Paukenschall der neuen Heldentat; des Publikums Beifall aber ist geteilt.

Nachdem ein Wolf tüchtig zerzaust und verarbeitet, eine Hyäne bescheiden gehetzt worden (denn die wilden Tiere kosten mehr Geld als die zahmen Menschen, welche man gratis bekommt), schließt sich der erste Akt, und der kleine Affe macht wieder seine bürgerlichen Possen.

Die Zwischenzeit füllt sich mit Bier, mit Würsteln, mit Obst und Kipfeln und mit Rezensionen. Der Ochs wird billig sehr getadelt; er hätte doch wenigstens einen der feigherzigen Hunde spießen sollen; das ist so die Sitte, es gehört sich; es schickt sich nicht anders. Der eine Bär hat schlecht gespielt; sich ein Ohr abbeißen lassen, ohne sich zu rächen! Der Wolf aber, das ist ein Kerl; dem jungen Sultel[102]) hat er zwei Hinterläufe „wurz" weggebissen. Der Wolf, ja, der soll leben! Die Hyäne, die kennen wir schon, die heißt nichts. Pfui Teufel. Ein solches Vieh sollte sich schämen, hat so scharfe Zähne. Infam! Das verehrungswürdige Publikum zankt sich in seinen Urteilen; man schreit; man ballt die Fäuste; auf der letzten Galerie wird sogar gerauft, der Sultel soll besser gebissen haben als der Mylord. Die Zuschauer werden selbst zu Schauspielern; Parteiwut wird gegeben.

Aber die türkische Musik fängt wieder an und verschlingt alles; die kritischen Federn ruhen; die Parteien reichen sich versöhnt die Hände.

„Der Tiger, der Tiger! Bravo! Aber wie ist der Mensch ausgehungert; es ist schreckbar. Nun wenn der Großsultel über den kommt?" „Was, Großsultel! Lesen Sie nur den Zettel; ein ‚Lampel' kommt; ein ‚Lampel'; es ist ja eine Osterhetze[565]). Aber ich bitte Sie, wo bleibt denn das ‚Lampel'?" Ach du liebes Lämmlein, du wirst geopfert. Es riecht schon

Altwiener Tierhetzzettel
(Anonymer Stich — K. k. Hofbibliothek, Wien)

den Braten, den es der hungrigen Bestie (Bestie, das hätte man sich nicht erlauben dürfen zu sagen) selbst abgeben soll. Da wird es hereingetrieben, das zarte Tierlein; es zittert, es meckert in Todesangst. Ein Satz, ein paar Pfotenschläge; drei, vier Portionen. Alles ist verschlungen. Und mit nervenkitzelndem Grauen es die Herren und Damen schauen. Neuer Tusch; neuer Beifallsturm: „Das Lampel hat wenig Blut gehabt. Schau, schau!"

Ein Häslein wird gehetzt; aber das entwischt, man weiß nicht, wohin. Die Zuschauer murren. Ein Rehlein wird gehetzt, aber schnell abgefangen, und vom Hetzmeister mit Bravourgebärden und malerischer Attitüde niedergestochen. Die Zuschauer murren wieder. „Das Reh ist zu geschwind abgefangen worden; das ist nichts, das gehört sich nicht!"

Indessen man tröstet sich, denn jetzt kommt ein „Kapitalstück". Allerdings, nichts Geringeres als der Löwe. Respekt! Die Zuschauer schöpfen frisch Atem, sie sind in Spannung. Einige aber murmeln: „Ja, wenn er heute wieder nur zwei Hunde ‚zusammenprackt', so ist das eine Dummheit. Ihm selber geschieht ja ohnehin nichts; das wissen wir schon; über den läßt der Hetzmeister nichts kommen. Freilich, er kostet ein verfluchtes Geld! Wenn er nur nicht schon so alt wäre!" Die türkische Musik macht diesem Diskurs ein Ende. Es erfolgen drei einzelne Trompetenstöße; der Hetzmeister springt in seine Sicherheitsloge; eine Tür geht auf, und herein, mit bedächtigem Schritt, der uralte Löwe tritt; der schaut sich stumm ringsum, mit sehr langem Gähnen, und schüttelt keine Mähnen (weil sie ihm von dem vielen Komödiespielen schon ausgegangen), und streckt die Glieder, und legt wie ein Müder verdrießlich sich nieder. Er kümmert sich nicht um die schönen Herren und Damen; er schlägt mit dem Schweif keinen furchtbaren Reif; er kümmert sich auch nicht um die sechs bis acht Matadorhunde, die

im Kreise scheu, umschleichen den Leu. Keiner will dran; sie sind Veteranen; schon zu sehr gewitzigt. Das Publikum zischt; das Publikum pfeift; das Publikum fängt an zu toben. Der Hetzmeister steckt den Kopf aus seiner Loge; die Hunde bellen ihn freundschaftlich an. Entrüstet aber und fluchend schreit er seinen zaghaften Freunden zu: „Scheckel, Pascha, Waldmann, huß, huß!" Dies Kommando wirkt. Die drei erfahrenen Feldherren aber sind pfiffig; sie stellen sich, als wollten sie anpacken; die anderen im Anlauf ihnen nach, ihnen vor; ein Tatzenschlag: zwei liegen zerquetscht, ein dritter halb tot. Allgemeines Bravo! Trompeten und Pauken! Da erhebt sich der Löwe mit Gebrüll; da wird's still. Die Hunde nehmen Reißaus; die Löwentür öffnet sich; man sieht am Ausgang der Falle einen großen Klumpen blutiges Fleisch liegen. Der Leu erhebt sich, wedelt mit dem zerzausten Schweif und geht etwas schnelleren Schrittes mit einem leisen wohlgefälligen Gebrumm in seine Höhle zurück, zum lockenden Fraß.

Die Szene hat nicht recht befriedigt. Zwar, es sind zwei Hunde auf dem Platz geblieben, und der dritte, den man eben wegträgt, winselt noch; es ist sogar Hoffnung, daß er nicht davonkommt, und das ist wichtig. Man muß wissen, ob in den Rezensionen von zwei oder drei gebliebenen Hunden die Rede. Zwar: dies und jenes; aber der Löwe ist doch schon zu alt und zu faul; er hätte schon längst pensioniert werden sollen. Die Angreifer so niederschlagen, das kann ein jeder; wenn er sich nicht recht herumbeißt und herumschlägt, so ist das kein Spektakel! Herr Nachbar.

Hingegen das Schlußspektakel! Schon macht man Zurüstungen, „der in allen vier Elementen kämpfende Bär", wie auf dem Zettel steht. Ein großes Stück Fleisch wird oben an dem Steigbaum leicht befestigt; an der unteren

Hälfte des Baumes bringt man Feuerwerksgeräte an; das Bassin wird ganz aufgedeckt. Trompeten- und Paukenschall: Der Bär erscheint. „Bravo! Bravo!" Laut brüllt er vor Hunger. Er hebt sich empor, tappt in aufrechter Stellung auf den Hinterbeinen umher; schnuppert in der Luft herum, als suche, als wittere er Fraß, fixiert die Zuschauer; er entdeckt den Karl und den Fritz, wie sie noch immer an ihren böhmischen „Maschanzgern"[566] nagen. Er brüllt noch ärger. „Bravo! Bravo!" Endlich erblickt er das ihm geweihte Fleisch auf dem Steigbaum. Neues Gebrüll, aber Freudengebrüll. Er stürzt sich in den See, steigt schwindelnd in die Höh', jedoch, „weh, weh!" Er tappt an die Feuersachen; die gehen los. „Bravo, bravissimo!" Er ist in Feuer, in Flammen und Rauch gehüllt. Allein er achtet des nicht, und erobert tapfer seine Beute. Der Zirkus kracht von jubelnden, stampfenden, polternden, schreienden Zeichen des Beifalls. Die Janitscharenmusik donnert ihren Schluß.

Draußen aber schimpfen schon die Kutscher, die Heiducken, die Leibhusaren, die galonierten Bedienten, die Laufer, die Mohren, daß „die verfluchte Hetze" heute so lange dauert; es scharren und stampfen vor Ungeduld die Holsteiner, die Engländer, die Siebenbürger, die Polacken, als Ein-, als Zwei-, als Viergespann, an den vergoldeten Phaethons, Pirutschen und Landauern. Die arabischen Reitpferde lassen sich von den Lohnjungen kaum mehr halten.

Kurz, die Hetze ist aus. Im ganzen war man zufrieden. Das Summarium des Urteils ist: „Das war dennoch eine Götterhetze!"

Aber die Herrlichkeiten dieser „Götterhetzen" sollen bald ein Ende nehmen. Noch ein Jährchen; dann ist's genug. Der Flammen Tücke und Gewalt werden alles vernichten. Von deinen Schauspielern selbst werden sie nichts übrig lassen, als den schlauen Fuchs, der sich in die Erde vergräbt,

und den klugen Auerstier, der sich ruhig in den nächstbesten Fleischerstall begibt, vielleicht ahnend, daß er, als Zierde der Schönbrunner Menagerie, bald eine würdigere Rolle spielen, und selbst nach dem Tode noch im Pariser Pflanzengarten figurieren werde[145]). Der Brand ereignete sich 1796, den 1. September, abends acht Uhr.

Wer hätte zur Zeit jener entzückenden „Götterhetze" gedacht, daß man bald Vereine gegen Tiermißhandlung gründen werde? Welche Extreme? Wer mag jetzt noch glauben, daß jene empörenden Blutszenen zu den Gegenständen des höchsten Genusses gehören konnten! Etwas Ähnliches ist es mit der Folter, die nicht minder Tierquälerei war, da der Mensch doch sehr natürlich zu den Säugetieren gezählt wird.

Blanchard

Schwerlich denkt jemand mehr daran, daß der Luftschiffer Blanchard[567]) das Bürgerrecht von Stadt Enzersdorf besaß. 1791, den 6. Juli, mittags zwölf Uhr im Prater erhob er sich mit seinem Ballon. Eine Stunde darauf stieg er nächst Stadt-Enzersdorf[568]) (Großenzersdorf) zur Erde nieder. Die Einwohner begrüßten ihn am Stadttor mit Musik, erwiesen ihm alle erdenklichen Ehrenbezeugungen, und man erteilte ihm das Bürgerrecht. Abends begleiteten ihn der Pfarrer und Richter[569]) nach Wien. Blanchards zweite Luftfahrt in Wien fand den 20. August statt.

Ein Souper

Als die „Ahnfrau" 1816 zuerst[570]) an der Wien gegeben, traf ich da mit Liebel[571]) zusammen. Der machte ein gar säuerliches Gesicht; bei dem donnernden Applaus

des Publikums schüttelte er den schweren, grauen Kopf. „Und ich wette, Professor," sagte ich, „wir sehen und bewundern dies Werk des Genies gar bald auch im Hoftheater, und in allen andern Hoftheatern der Welt." Er sagte kein Wort; er erstickte sich mit Schnupftabak. — Wie die „Ahnfrau" im Hoftheater gegeben wird[572]), bin ich wieder da, und siehe: auch Professor Liebel ist wieder da! Allerliebst.

Die „Ahnfrau" geht nach Hause. Liebel und ich aber, wir gehen in das „Jägerhorn"[451]), Retzer[87]) zu sprechen, der da zu soupieren pflegt, im zweiten Zimmer rechts. Heute aber ist er nicht zugegen, vermutlich bei seinem kranken Freunde Leon[88]). Hingegen finden wir Schreyvogel[535]) und Ziegler. „Wir kommen aus der ‚Ahnfrau'," sage ich; „noch bebt das Haus von Beifall." Diese Worte berühren Schreyvogel freudig. „Und mit wohlverdientem", setzt er hinzu, einen Blick, der wie Geringschätzung aussah, auf Liebel werfend. Schreyvogel fährt fort: „Ich sah, mein Herr Professor, ich erkannte den Keim. Dieser junge Mann ist ein Talent, das Epoche machen wird. Ich will nicht sagen, daß ich ihn ermuntert, aber ich bin und bleibe sein Anwalt, wo immer es gelte, mein Herr des Katheders."

Ziegler[573]) wollte sekundieren; aber Liebel ließ ihn nicht zu Worte kommen. Nachdem er mit seinen riesigen, plumpen, schmierigen Händen seinen fadenscheinigen, beschmutzten, lehmfarbigen Rock aufgerissen, daß die großen Metallknöpfe klirrten, und einige gewaltige Prisen Tabak in die unförmliche Nase gestopft, glotzte er stier in Schreyvogels feines, geistreiches Gesicht und stotterte mit flammenden und dennoch nichtssagenden Augen: „Mein Herr Theaterpräsident und mein Herr Rezensionendirektor, ich sehe, Sie halten es mit beiden Schulen; nein, nein, Sie

sind ein Apostel. Sie verleugnen die gute alte Zeit des Batteux574), des Ramler86); Sie schlagen sich zu den Romantikern in Ihren alten Tagen. Abscheulich!"

Schreyvogel glühte vor Entrüstung, als Ziegler, der wohl schon seit fünf Uhr im „Jägerhorn" gesessen, sich in seiner derben, ungeschlachten Gestalt mit brennendem Gesicht erhob. „Ich bitte um das Wort, meine Herren; ich verlange das Wort! Professor Liebel, Ihnen sage ich dies: Ihr totes, mattes, geistloses Katheberbüchlein über Dichter und Dichtkunst unserer Zeit hatte ich das Unglück, zu lesen. Ich sage Ihnen, Sie sind nichts als der Mann der kalten pedantischen Regel; von der Göttlichkeit der Poesie aber und von der Bedeutung unserer Zeit haben Sie keine Ahnung." Er schenkt sein Glas, vielleicht bereits das vierzigste, voll und erhebt es: „Es lebe die Dichtkunst, insonderheit die dramatische. Die Schaubühne ist die Dienerin der Moral, die Freundin der Gesetze. Aber man muß den Carus412) gelesen haben; man muß Psychologie haben; man muß Genie sein! Genie! Donner und Doria!"

Ein schallendes Gelächter entsteht. Es ist ein Mann, unter der Türe stehend; er zerplatzt vor Lachen; mit geschwungenen Armen klatscht er sich die Hände wund. Es ist der fein und elegant gekleidete Kurländer575); aufgelöst vor Lustigkeit sinkt er auf einen Sessel neben Ziegler, der, etwas taumelnd, wieder auf den seinigen niederschnellt. „Ach Himmel," ruft er, „warum ist eben heute unser Retzer nicht da. Es gäbe einen köstlichen Spaß. Die Kräfte wären dann gleich." Auf Schreyvogel und Ziegler deutend, fährt er fort: „Meine Herren, Liebel und Retzer im Bunde sind eine Macht gegen Sie. Lesen Sie den „Sammler"; da lernen Sie Retzer kennen576). Er donnert gegen die jetzigen Dichter; er zermalmt die jungen Wiener Poeten; er sagt von ihrer Produktivität: c'est une abon-

dance stérile. Er ist ein enragierter Liebelianer und der Verfasser des ‚Postzugs‘ seine bewaffnete Macht. Käme es zum Kampfe, meine Herren, Blut, viel Blut!“

Niesend unterbricht Kurländer sich selbst. Da sagt Schreyvogel mit kalter Ruhe: „Man vergesse nicht, daß ich der allererste bin, der den ‚Sammler‘ liest; als der Zensor dieses Blattes weiß ich auch, was nicht darin steht. Ich kann dem Baron nicht ganz unrecht geben; aber ich weiß zu unterscheiden. Unsere jungen Belletristen sind Köpfe von Talent: die Ausnahmen sind gering. Sie werden sich entwickeln; Deutschland, die Welt wird sie kennen lernen, wird sie zu ehren verstehen. Was ihnen aber, den meisten nämlich, abgeht, ist wissenschaftliche Bildung; sie haben nichts gelernt; sie besitzen durchaus kein Studium, keine Belesenheit; ein klein wenig Mythologie, das ist alles. Sie sind profan.“

„Wahr, sehr wahr,“ ruft alles, ruft auch Treitschke 577), der, soeben angelangt, die Rede stehend mitangehört. „Wahr, sehr wahr,“ fügt er hinzu, indem er Platz nimmt. „Die Unwissenheit ist zuweilen unbegreiflich, ja anekdotisch. Erst heute — denken Sie. Ich erhalte einen prachtvollen brasilischen Schmetterling. In Bewunderung versunken, nehme ich nicht wahr, daß ein Besuch an meiner Seite steht. Es ist ein Dichter, nichts weniger als ohne Ruf und schon in Mannesjahren. ‚Betrachten Sie‘, sage ich, ‚dieses wunderschöne Geschöpf.‘ — ‚Ah,‘ erwiderte er, ‚ich danke; ich verstehe nichts von der Botanik.‘“

Es wird zügellos gelacht; selbst der ernste, gemessene Schreyvogel lacht zügellos. „Nichts von der Botanik! O ja! die Botanik ist ihnen die ganze Naturgeschichte! O Himmel, wie wird einem, wenn man hinwieder den Dichter der ‚Ahnfrau‘ vor Augen hat. Der ist Gelehrter; fest in der Geschichte, fest in der Literarhistorie; fünf bis sechs

Sprachen; er liest den Sophokles im Original wie den Calderon und den Byron. Ein noch so junger Mann und schon so reich belesen. Allen Respekt!"

„Und dabei," setzt Kurländer hinzu, „welche Anspruchslosigkeit, welche Bescheidenheit!"

Ziegler hebt das Glas: „Er lebe!"

Liebel: „Ja, er ist Philolog; das respektiere ich an ihm. Und er wird lange leben."

Ich: „Die Engländer, Franzosen und Italiener kennen schon sehr gut seinen Namen. Und wissen Sie, Professor, wie er von Ihnen spricht?"

Liebel: „Von mir? Wieso? (Er nimmt mehrere Prisen und knöpft den Rock zu.) Ich glaube wohl, daß er Philolog sei; denn wenn man den Euripides . . ."

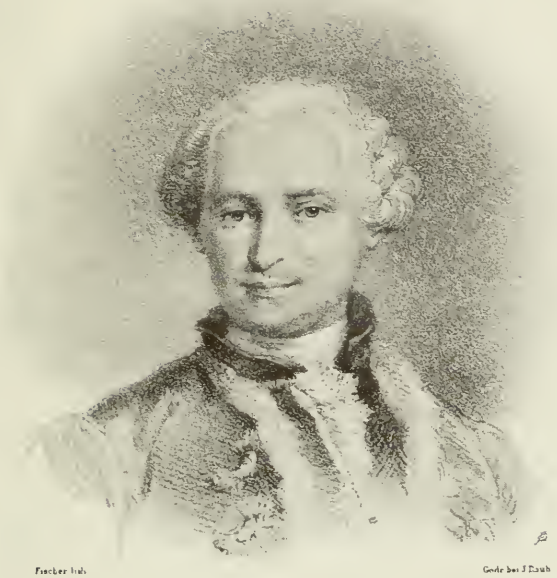
Ich, einfallend: „Griechisch liest und überhaupt die Hellenen kennt, so wird man auch den Archilochus kennen, mit dem Sie sich verewigt."

Liebel verbeugt sich: „Nun, es ist wahr, meine Edition dieses Klassikers ist die optima, schon zum zweitenmal gedruckt, einer der sichersten Verlagsartikel des würdigen Heubner[578]. Nun, nun, ja! Aber daß der Verfasser der ‚Ahnfrau' — nein, das hatte ich mir nicht vorgestellt. Von Seidl[579] da wußte ich es wohl. Der ist nicht nur ein eminenter Lyriker, auch ein gründlicher Archäolog und Linguist. Ja, wir haben schon Leute; darunter Bauernfeld[580], der seinen Terenz und Plautus im kleinen Finger hat; das sind aber nur Ausnahmen."

„Und Sie halten es mit den Regeln," fiel Kurländer ein.

„Die verdammten Regeln," stotterte Ziegler; denn er erblickte an der Schwelle, lauernd und winkend, eine stämmige verwitterte Magd, ein großes Parapluie in der Hand, ihn abzuholen und womöglich nach Hause zu bringen.

Gute Nacht.



Fischer lith. Gedr. bei J. Daub

MARQUIS SAINT-GERMAIN DER WUNDERMANN.

Original-Gemälde im Besitze der Marquise von Urfé
1783 in Kupfer gestochen von N. Thomas in Paris.
Folio, colorirtes Blatt.

Kaunitz zu Pferde

Der große Kaunitz war der geschickteste, der regelmäßigste, der berühmteste Reiter in Stadt und Land 580a). Er war sich des auch bewußt. Er hatte nichts dagegen, wenn man ihn auch auswärts dafür hielt. Wie von Gemälden, von welchen er großer Kenner und Sammler, sprach er auch gern von Pferden und von der Reitkunst. Eines Tages, bei der Tafel war dies der Fall. Die Gäste, im Fortgehen, bemerkten: „Le Prince n'a parlé que tableaux et chevaux." Stoll 581) als Arzt so groß, wie Kaunitz als Staatsmann, Gemälde- und Pferdekenner, war sein Leibarzt. Einst fragte ihn der Fürst, welches wohl das älteste Buch sei, das von Pferden handle. Was wollte Stoll tun? Er antwortet: Das Buch Hiob. Sogleich gibt Kaunitz seinem Vorleser den Auftrag, eine Bibel zu kaufen. Der Buchhändler schmunzelt; das Publikum ergötzt sich. Kaunitz: eine Bibel. — So deliziöse Pferde, wie Hamilton 582) und Ridinger 583) gemalt und gestochen, wie Vernet 584) noch jetzt liefert und wie ein Genie, weit höherstehend als alle diese drei, auch in Studium und Erfahrung, unser Heß 585), in unbeschreibliche Bescheidenheit gehüllt bis zur Unsichtbarkeit, fort und fort darstellt: so deliziöse Pferde hatte Kaunitz, versteht sich, die Menge. Aber nicht die Menge überhaupt, nein: eingeborene so gut, als aller Länder; eine lebendige hippologische Nationengalerie. Spanier und Polen sah man da; Neapolitaner und Ukrainer; Moldauer und Araber! Siebenbürger und Mecklenburger; Engländer und Türken usw. Ein arabischer Schimmel und aus dem Trauttmannsdorffschen Gestüt in Böhmen ein Schecke waren seine Lieblinge. Ein Prinz von Nassau 585a) besaß einen persischen Schimmel, pries dem Fürsten dessen Tugenden. Kaunitz wird neugierig; er will das Wundertier sehen, sogleich se-

hen. Aber das Wundertier domiziliert in Warschau. Tut nichts! Der Prinz schickt den Schimmel von Warschau nach Wien auf der Post, das heißt, mit der Post, gefahren. Heutzutage freilich ein Spaß. — Aus Kaunitz' Leben, so reich an Anekdoten, nur diese, obschon bekannt: ein edler Magyar speist bei ihm, verlangt unaufhörlich Malaga. Er sagt zu seinem eigenen Leibdiener, auf die Flaschen weisend: „Ab hoc!" Kaunitz bangt für des Gastes Gesundheit; er will auf die Stärke des Weines aufmerksam machen; er bemerkt: „Domine! est Malaga!" Der Gast aber, wähnend, es sei eine grammatische Rüge, oder aber, ein Bonmot zu machen, entgegnet: „Ergo ab hac! Unsereiner hält es mit dem Ab hoc und mit dem ‚Unaufhörlich'."

Saint-Germain, der Unbegreifliche, bei den Adepten in Wien

Was man unter „Alchimie" versteht, war noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Krankheit der Zeit. Und überall, also auch in Wien.

Einer der eifrigsten Adepten war der Buchhändler Rudolf Gräffer[216]), ein Mann von vielen Kenntnissen, von Reiseerfahrungen, von Weltbildung. Er war in Verbindung mit den notabelsten Männern, nicht nur Europas. Seine Verdienste um Wissenschaften, Literatur, vaterländischen Buchhandel, wurden einst von gar manchem Reisebeschreiber gewürdigt. Unter anderem fabrizierte er, der erste in Österreich, das Velinpapier. Wenn man den albertischen Denis[586]) ansieht, betastet, zwischen den Fingern reibt, so ist das Papier wirklich „Haut". Also Rudolf Gräffer. Noch ist anzuführen und hier nicht gleichgültig: er war das, was man reich nennt.

Dann war ein Baron Linden[587]), ein unermüdliches Genie in technischen Sachen; er passionierte sich mit dem Türkisch-Rot, trieb auch Medizin, ließ allerhand Arkana drucken, auch „Handschriften für Freunde geheimer Wissenschaften" usw. Er war ein erschrecklicher Schmauser und der keckste, unaufhörlichste Schlittschuhläufer, der sich über Klopstock[250]) als solchen mokierte; Tag und Nacht auf dem Donaukanal, auf der Wien, im Belvedere, dann auch noch auf dem Kanalhafen[247]) Tialfisch einherflog. In mondhellen Nächten war das sein Bett.

Ferner war ein gewisser Calvi, oder Calve[588]), schon bei Jahren: groß, mager, dürr wie ein Zaun, aber gefräßig wie ein Wolf; die Physiognomie einer Hyäne; ewig zuckend, gestikulierend, tänzelnd, Gesichter schneidend, wie ein Verrückter. Calvi war ein Mann von Geist, aber ein armer Teufel, ein Scharlatan, einer der ärgsten und interessantesten Aufschneider. Er war eine männliche Hexe, voll erstaunlicher Kunststücke; er war, was man im respektablen Sinne sagt: ein verfluchter Kerl. Er selbst wußte nicht, was er für ein Landsmann sei; ich hielt ihn immer für einen portugiesischen Juden; ich weiß aber nicht, warum. Wie die Rangen nun schon sind! Ich muß noch dieses sagen: Calvi war auch ein Narr, der den Leuten auf der Straße, so im Vorübergehen, ohne daß sie sich's versehen konnten, mit dem Daumen einzelne Zähne ausstieß, in einem Nu. Seinen eigenen, wunderschönen aber, gab er Beschäftigung die Fülle. Er und der Baron luden sich bei Gräffer allwöchentlich ein paarmal zu Gast, auf Mohnnudeln mit Honig! Ein jeder fraß einen Scheffel voll.

Hernach war ein sicherer Stubitza[589]), ein angeblicher Baron, der erst vor wenigen Jahren im Wiener Versorgungshaus starb; ein exaltierter Kopf, nicht ohne Kenntnisse, von unendlich reicher Erfahrung, aber auch ein Narr

und ein armer Narr, wenigstens zuletzt, was das Schicksal der meisten Narren ist. Stubitza konnte Krieg anzetteln; im Siebenjährigen Kriege fing er ein preußisches Bataillon an einer Leimspindel, im buchstäblichen Sinn. Wirklich bewandert aber war er in der Metallurgie und in lithologischen Produktionen. Er erzeugte einen Karfunkelrubin von der Größe eines Spielwürfels und noch einen. Ein enragierter Gemäldesammler, namens Lämmer 590), besaß einen davon. Vor etwa zwanzig Jahren trafen sich die beiden Phantasten zufällig bei mir in der Handlung, plauderten von der alten Zeit. Lämmer zog den Stein aus der Tasche, er war ihm feil um viertausend Dukaten. Stubitza war ein großer, hagerer Mensch, mit dem Gesichte jenes uralten Adlers in Schönbrunn, der noch nicht gar so lange tot ist, jenes Adlers, den der Prinz Eugen in seiner Belvederemenagerie täglich selbst zu füttern gepflegt 148).

Die vorgenannten Männer hatten ihr Laboratorium auf der Landstraße hinter dem Invalidenhause (eigentlich Invalidenpalast; so sehr ehrt man bei uns verdiente Vaterlandsverteidiger, daß sie ein Palais bewohnen) 107), in einem alten Hause, in einem eigenen Trakt. Da verarbeiteten sie ihre Dukaten. Zuweilen kam auch ein großer, dicker Mautbeamter, Bacciochi, Gräffers Schwager 591), hinaus, ein Mann von Einsicht, der z. B. das noch jetzt berühmte Goldsalz fabrizierte, ein unsichtbares Fläschlein zu zwei Gulden. Bacciochi, späterhin, sollte Fürst werden, wo nicht Herzog oder noch etwas mehr; er war nahe daran, mit Buonaparte verwandt zu sein. Bacciochi schrieb an den buonapartischen Bacciochi 592); Bacciochi und die Gräffer, alle waren schon lauter Großkavaliere, mindestens Grafen, schon Gräffer und doch nicht Graf. Es ging aber mit den genealogischen Probationen nicht recht zusammen: man blieb, wer man war. Bacciochi half im

Laboratorium auf der Landstraße aus und hatte seine Freude an der Dukatenfabrik.

Manchmal schlich auch der Dichter Blumauer[265]), Gräffers Handlungsgesellschafter, hinaus, nicht aber, zu laborieren, sondern ein Gläschen Tokaier zu schlürfen und über die Tiegel und Retorten zu lachen. Er guckte mit seinem Stecher überall herum, bog und streckte bei den verschiedenen Apparaten naserümpfend und hüstelnd den Hals, machte allerhand Glossen, kritzelte mit dem Bleistift Verse an die Wand; trommelte mit den Fingern an das Fenster, und sah er ein Stubenmädchen, wie Rautenstrauch sie geschildert[94]), flugs war er draußen, den Stecher vor, und trippelte und hüpfte wie ein Tanzmeister auf den Zehen nach!

Auch der Hofrat Born[593]) fand sich ein, aber selten. Er kam eigentlich mehr, um in dem gut und eigentümlich eingerichteten Laboratorium Experimente für sich selbst zu machen. Oft gab er ernste, gute Lehren, geschöpft aus seinen großen physikalischen Kenntnissen, wofür man ihm allerdings sehr höflich dankte, ohne sie jedoch zu befolgen.

Eines Tages verbreitete sich das Gerücht, Marquis Saint-Germain[594]), der Rätselhafteste aller Unbegreiflichen, sei in Wien. Ein elektrischer Schlag durchfuhr alle, die seinen Namen kannten. Unser Adeptenzirkel war bis in das innerste Mark durchzuckt. Saint-Germain in Wien!

Saint-Germain! Ohne Zweifel ist er unseren Lesern bekannt. Aber was sage ich? Ich wollte sagen: Ohne Zweifel haben die meisten unserer Leser ihn schon wieder vergessen. Was ist da zu tun? Nichts anderes, als ihrem Gedächtnis ein wenig zu Hilfe zu kommen.

Zuerst von seinem Alter. Ja, Saint-Germain hat kein Alter. Er ist zwar sechzig Jahre alt, d. h. er sieht so aus, wie ein Mann von sechzig Jahren; aber er ist schon

ein paar tausend Jahre sechzig Jahre alt. Er war Zeitgenosse der allerältesten Menschen der Weltgeschichte; in sein Stammbuch sind Tiberius, Josephus Flavius, Karl der Große eigenhändig eingeschrieben. Saint-Germain war überall auf Erden; Saint-Germain kann alles; er verrichtet die wunderbarsten Dinge. Er macht Gold, aber aus nichts, nicht Nichts aus Gold, wie die anderen; aus kleinen Diamanten macht er große; er verfertigt ein Lebenselixier, dessen er sich gleichwohl nicht selbst bedient, obschon er bereits ein paar tausend Jahre alt. Er hat ein ganz eigenes Geheimnis, ganz für sich, ein kleines Arkanum. Das nimmt er etwa alle hundert Jahre, legt sich schlafen und schläft, berechnetermaßen, fünfzig oder hundert Jahre. Da steckt es. Montaigne, der vor dreihundert Jahren gelebt, spricht von ihm als von seinem Zeitgenossen 595). Was will man mehr?

Etwas von dem, was man mehr will, lasse ich den unvergeßlichen Grafen Max. Lamberg 596) erzählen. Dieser gelehrte, vielgereiste, geistvolle Mann kannte ihn persönlich. Hier sind einige Stellen aus seinem „Memorial d'un mondain" Seite 119 usw.

„Eine sehenswürdige Person ist der unter dem Namen Saint-Germain bekannte Marquis d'Aimar oder Belmar. Er sagt, er sei zu Vitri geboren. Der Kardinal von Lenoncourt 597), damaliger Bischof von Chalons, gab ihm den Namen Germain. Die Geschichte ist erzählt in den ‚Essais de Montaigne' L. 1, pag. 20. — ‚Alle Einwohner von Vitri', sagt Montaigne, ‚haben ihn bis ins zweiundzwanzigste Jahr als Mädchen gekannt, gesehen und Maria geheißen. Damals war er sehr bärtig, mannbar und lebendig. Als er sich im Springen eine Gewalt antat, wurde er plötzlich zum Mann. — Es ist auch unter den dortigen Mädchen noch ein Lied im Gange, wodurch sie sich

wechselweise warnen, keine großen Luftsprünge zu tun, aus Furcht, zum Buben zu werden, wie Maria Germain.' Dieser Marquis Saint-Germain wohnt seit einiger Zeit (1769) zu Venedig und beschäftigt sich, in einem Kreise von hundert Weibern, die eine Unterhändlerin ihm schafft, Versuche mit Flachs anzustellen, welchen er bleicht und der roten, italienischen Seide gleich macht. Er glaubt, dreihundertfünfzig Jahre alt zu sein und gibt vor, um es vielleicht nicht sehr zu übertreiben, den Thomas Kulikan in Persien gekannt zu haben."

„Als der Herzog von York 598) in Venedig ankam, begehrte der Marquis vom Senat den Rang über diesen Prinzen und gab zur Ursache an, man wüßte schon, wer der Herzog von York wäre, aber die Titel des Marquis von Belmar wären noch unbekannt. Er habe einen Balsam, der wieder verjünge; eine betagte Frau, welche sich eine größere Portion davon, als nötig war, einreiben ließ, wurde wieder zum Embryo."

„Er soll zu Peking gewesen sein, ganz und gar ohne einen Namen zu haben und da ihm die Polizei anlag, sich zu nennen, entschuldigte er sich damit, er wüßte es selbst nicht, wie er heiße. In Venedig, sagt er, ruft man mich, indem man die Hand ans Kinn streicht, in Hamburg nennt man mich: Mein Herr, in Rom: Monsignor, in Wien: Pst! Pst!; zu Neapel pfeift man mir, wenn man mich haben will, in Paris lorgniert man mich, und bei diesem Zeichen nähere ich mich gern denjenigen, die mich betrachten. Lassen Sie mich meinen Namen nicht irre machen, meine Herren Mandarinen! Solange ich mich bei Ihnen aufhalte, werde ich mich so betragen, als wenn ich einen sehr berühmten Namen hätte; ich mag Kunz oder Hans, Piso oder Cicero heißen, mein Name muß Ihnen gleichgültig sein. Er erhielt zu Venedig sogar Briefe, auf deren Kuvert nur

das einzige Wort Venedig ſtand, das übrige war unbeſchrieben. Sein Sekretär frug auf der Poſt nur nach Briefen, die niemand angehörten.“

„Man weiß übrigens nicht, wer dieſer ſonderbare Mann iſt; er wird für einen Portugieſen gehalten; er hat tauſend Talente, die nicht leicht in einem Manne zuſammentreffen; er ſpielt ausnehmend ſchön auf der Violine, aber hinter einem Schirme; man glaubt alsdann, fünf oder ſechs Inſtrumente zugleich zu hören.“

„Im Haag (ſagt der Herr von Belmar), als ich daſelbſt angehalten wurde, glaubte ich, dem Offizier einen Diamant von dem ſchönſten Waſſer und einem Karat, wie man ihrer nicht viel findet, anbieten zu können, er ſchlug ihn aber aus; und da weder mein Bitten noch mein Anhalten fruchten wollte, zerſchlug ich den Stein mit einem Hammer in viele kleine Stücke, die ſich verſtreuten und welche die Lakaien zu ihrem Nutzen auflaſen. Der Verluſt dieſes Diamants, welcher in Braſilien und im Reiche des Moguls für einen ſolchen gehalten worden, war indeſſen doch nicht gleichgültig, um ſo viel mehr, da er mich eine unendliche Mühe zu verfertigen gekoſtet hatte. Der Graf Zobor[599]), Kammerherr des höchſtſeligen Kaiſers (ſeine erhabenen Eigenſchaften und der Schutz, den er den Künſten gönnte, machen ihn unſterblich), hat ihn mit mir gemacht. Der Fürſt T** bezahlte einen, der aus meiner Fabrik war, ungefähr vor ſechs Jahren, mit fünftauſendfünfhundert Louisdor. Er hat ihn, ſeit der Zeit, an einen reichen Narren mit tauſend Dukaten Profit wieder verkauft. Man muß in der Tat König oder Narr ſein, ſagte der Graf von Barre[600]), um beträchtliche Summen an den Ankauf eines Diamants zu verwenden.“

„Der dem Schickſal ſich überlaſſende Menſch übrigens gibt bisweilen der Natur in Kunſtſachen einen gewiſſen

Der Federlhof von außen
(Nach einem anonymen Aquarell — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

Schwung, welcher sonst den Artisten allein eigen ist. — Ein Pot**601), ein Marquis Rouelle602) usw. urteilen vom Dreifuß herab, niemand hätte Diamanten gemacht, weil sie die Gründe nicht kennen, die dem Erfolge entgegengesetzt sind. Laßt alle diese Herren (denn es gibt eine ganze Herde) mehr die Menschen als die Bücher studieren, so werden sie Geheimnisse entdecken, die nicht in der goldenen Kette Homers, nicht im kleinen oder großen Albert603), nicht im geheimnisreichen Band Picatrix604) usf. zu finden sind. Wichtige Entdeckungen zeigen sich nur dem Reisenden."

„Die Notizie del mondo, Giulio 1770, geben mir den Herrn von Saint-Germain zum Reisegefährten nach Afrika, zu einer Zeit, da der Herr von Belmar von Genua aus an einen Freund in Livorno schrieb, daß er gesonnen sei, nach Wien zu reisen, den Fürsten Ferdinand Lobkowitz605) wiederzusehen, den er zu London im Jahre 1745 gekannt habe*)."

So weit Graf Lamberg.

Also „nach Wien zu reisen": Da haben wir es. Das „Wann" ist nicht ausgedrückt. Das Wann ist jetzt. Gut.

Kaum hat Gräffer sich von der überraschenden Kunde erholt, als er nach Himberg 606) auf seinen Edelhof fliegt, wo er seine Papiere hat. Unter diesen Papieren befindet sich ein Empfehlungsschreiben Casanovas 19), des genialen Abenteurers, den er in Amsterdam kennen gelernt, gerichtet an Saint-Germain. Er eilt zurück in die Handlung (das jetzt Tauersche Lokal) 607), da berichtet man ihm dieses: Vor

*) Spätere Anmerkung. Es ward kund, daß der vielbegabte Dr. Ottinger608) in Leipzig Saint-Germain als Stoff eines selbständigen Buches behandelt. Die Stelle, welche er in seinem geistreichen Blatte anführt, betrifft die Zeitung aus der Zukunft (gegen Ende dieses Jahrhunderts).

einer Stunde war ein Herr da, dessen Anblick uns alle in Erstaunen setzte. Dieser Herr war nicht großer, nicht kleiner Statur; sein Körperbau voll auffallender Harmonie; Noblesse war alles an ihm. Das Gesicht, wie leuchtend von Anmut und Adel; die Nase lang und gebogen, der schwellende Mund göttlich; die dunkeln Augen voll unaussprechlicher Lebhaftigkeit. Der Anzug von silbergrauer Seide; die großen Knöpfe wie aus lauter Brillanten. Er trat drei Schritte ein und sprach, ohne sich um irgend jemand der Anwesenden zu kümmern, gleichsam so für sich hin auf französisch nur die Worte: „Ich wohne im Federlhofe; das Zimmer, in welchem 1713 Leibniz logierte." Wir wollen reden; er war schon fort. Seit einer Stunde sehen Sie uns, Herr, versteinert.

Indem bringt der Postbote einen Brief. Er ist von Casanovas Bruder, dem berühmten Schlachtenmaler[18]), geschrieben in der Brühl bei Mödling, wo er 1805 starb. Der Brief enthielt einen Einschluß, adressiert: „A pst, pst!" Sehr wohl!

In fünf Minuten ist man im Federlhof[609]). Leibniz' Zimmer ist leer, niemand weiß, wann „der amerikanische Herr" nach Hause kommt. Von Reisegerät ist nichts zu sehen, als eine kleine eiserne Kiste. Es ist Tischzeit. Aber wer wird da ans Essen denken? Gräffer drängt es mechanisch, den Baron Linden aufzusuchen; er findet ihn bei der „Ente" bei der dritten Ente[610]). Sie fahren auf die Landstraße; ein gewisses Etwas, eine dunkle Ahnung sagt ihnen, daß sie augenblicklich, Karriere, auf die Landstraße fahren sollen. Das Laboratorium wird aufgeschlossen; ein gleichzeitiger Schrei des Erstaunens entfährt beiden: an einem Tische sitzt Saint-Germain, ruhig lesend in einem Folianten, welcher der Paracelsus[611]) ist. Sie stehen starr an der Schwelle; der geheimnisvolle Gast macht das Buch lang-

sam zu und erhebt sich langsam. Wohl wissen die beiden Betroffenen, daß diese Erscheinung kein anderes Wesen auf der Welt sein könne, als der Wundermann. Die Schilderung der Kommis war ein Schatten gegen die Wirklichkeit. Es war, als umflösse ein heller Schein die ganze Gestalt. Würde und Hoheit verklärten sie. Sie sind keines Wortes mächtig.

Der Marquis schreitet ihnen entgegen; sie treten ein. Er sagt gemessen, aber ohne Künstelei, in französischer Sprache, aber mit einem unbeschreiblich wohlklingenden, die innerste Seele bezaubernden Tenor zu Gräffer: „Sie haben ein Empfehlungsschreiben von Herrn von Seingalt19); aber es bedarf dessen nicht. Dieser Herr ist Baron Linden587). Ich wußte, daß Sie beide in dieser Minute hier sein würden. Sie haben noch ein Billett an mich aus der Brühl. Aber der Maler18) ist nicht zu retten; seine Lunge ist hin; er wird den 8. Juli 1805 sterben. Ein Mann, der jetzt noch Kind ist und Buonaparte heißt, wird mittelbar schuld daran sein. Und nun, meine Herren, ich weiß von Ihrem Tun. Kann ich Ihnen nützlich sein? Sprechen Sie!"

Aber man ist nicht vermögend, zu sprechen. Linden setzt einen kleinen Tisch zurecht, nimmt Konfekt aus einem Wandschrank, stellt es hin und geht in den Keller. Der Marquis winkt Gräffer, sich zu setzen; er selbst setzt sich. Er sagt: „Ich wußte, Ihr Freund Linden werde sich entfernen; er mußte es. Ihnen allein werde ich dienen. Ich kenne Sie durch Angelo Soliman236), dem ich in Afrika Dienste geleistet. Wenn Linden kommt, werde ich ihn fortschicken." Gräffer ermannt sich; doch ist er noch zu ergriffen, um mehr entgegnen zu können als die Worte: „Ich verstehe Sie; ich ahne." Indem kommt Linden zurück und stellt zwei Bouteillen auf den Tisch. Saint-Germain lächelt darob mit einer unbeschreiblichen Hoheit. Linden

bietet ihm Erquickung an. Des Marquis Lächeln geht in Lachen über. „Ich bitte Sie," sagt er, „ist irgendeine Seele auf dem Erdball, die mich je essen oder trinken gesehen?" Er deutet auf die Flaschen und bemerkt: „Dieser Tokaier ist nicht direkt aus Ungarn; er kommt von meiner Freundin Katharina von Rußland. Sie war mit den Schlachtenmalereien des Kranken bei Mödling so zufrieden, daß sie ihm eine Kiste davon schickte." Gräffer und Linden erstaunten; es war dem so; der Wein war Casanova abgekauft.

Der Marquis begehrt Schreibmaterial. Linden bringt es. Der Wundermann schneidet von einem Bogen Papier zwei Quartblätter ab, legt sie dicht nebeneinander und ergreift mit jeder Hand eine Feder. Er schreibt mit beiden Händen zugleich eine halbe Seite, unterzeichnet ebenso und sagt: „Sie sammeln Autographe, mein Herr, wählen Sie eines dieser Blätter; es ist gleichgültig, welches; der Inhalt ist derselbe." — „Nein, das ist Zauberei," rufen die beiden Freunde aus, „Zug für Zug stimmen die beiden Handschriften überein; keine Spur eines Unterschieds. Unerhört!" Der Schreiber lächelt, legt beide Blätter aufeinander, hält sie an die Fensterscheibe: man glaubt nur eine Schrift zu sehen, so genau paßt alles aufeinander. Es ist, als wären es Abdrücke einer und derselben Kupferplatte. Man ist stumm.

Nun sagt der Marquis: „Dies eine Blatt wünsche ich so schnell als möglich an Angelo[236]) bestellt. In einer Viertelstunde fährt er mit dem Fürsten Liechtenstein[234]) aus. Der Überbringer wird ein Schächtelchen erhalten."

Linden geht mit dem Brief fort. Der Marquis riegelt die Tür zu und sagt: „Mein Herr, vernehmen Sie. Ich wußte es längst und sehe es durch die Beschaffenheit Ihrer chemischen Requisiten und Anordnungen, daß Sie sich mit

Ihren Goldpräparaten zugrunde richten werden. Ich habe etwas anderes für Sie. Betrachten Sie diese Perle." Bei diesen Worten zog er eine Busennadel heraus, an die eine Perle gefaßt war, so groß wie eine Haselnuß.

„Dieses Kleinod", sagte Gräffer, der es schon längst bewundert hatte, „muß mehr wert sein als die berühmte historische Perle der Kleopatra." Der Marquis erwiderte: „Allerdings, aber ich könnte sie ebenfalls in Essig auflösen, ohne aber, daß ihr Verlust mich zu kümmern brauchte. Noch mehr! Ein angehender Dichter der deutschen Nation, den man einst fast über alle Poeten stellen wird, trägt jetzt schon den Plan zu einem Drama im Kopfe, in welchem eine Prinzessin Eboli sagen wird: ‚Dem reichen Kaufmann gleich, der, ungerührt von des Rialto Gold, die reiche Perle dem reicheren Meere wiedergab, zu stolz, sie unter ihrem Werte loszuschlagen[612])." — — Jene Perle war ebenfalls durch mich entstanden. Kurz gesagt, ich allein unter allen lebendigen Menschen verstehe die Kunst, das Muscheltier zu zwingen, so große Perlen abzusetzen, als ich will."

Das Erstaunen des Zuhörers war grenzenlos. Plötzlich aber erinnerte er sich an etwas; er sagt: „Meister, als ich in Schweden war, erzählte man, der große Linné[613]) habe diese Kunst verstanden." Saint-Germain erwiderte leichthin lächelnd: „Ich war sein Freund. Ich hatte ihn mein Rezept kopieren lassen; er nahm sich aber nicht die Zeit, es mit dem Originale zu vergleichen. Die Kopie war ungenau; die Sache konnte nicht gelingen. Indes verbreitete sich der Ruf des Arkanums. Als Linné gestorben war, trug die Witwe es der Regierung an. Man wird nicht einig. Die Witwe mit ihrem Hab und Gut war schon zu Schiffe, auszuwandern. Da setzte die Regierung nach und zahlte ihr den ganzen Preis. Aber, wie gesagt, das Re-

zept ist nicht das rechte." Der Marquis zog jetzt aus seiner Brusttasche ein Quartblatt heraus und gab es Gräffer zum Kopieren. Hierauf verglich er es mit dem Original. „Gut," sagte Saint-Germain, „gut, Sie haben Beruf dazu, es ist vollkommen korrekt. In vier Minuten ist Linden zurück und bringt das Schächtelchen. Selbes enthält das Pulver, anzuwenden, wie die Vorschrift es besagt." Gräffer fand keine Worte, seine Überraschung, sein Dankgefühl auszudrücken. Er hatte nach der Uhr gesehen. Es fehlte noch eine halbe Minute. Er sah nach dem Fenster; Linden war noch wenige Schritte entfernt. Er brachte das Schächtelchen.

Saint-Germain war allmählich in eine feierliche Stimmung übergegangen. Ein paar Sekunden lang war er starr, wie eine Bildsäule; seine über allen Ausdruck energischen Augen waren matt und farblos. Alsbald aber belebte sich sein ganzes Wesen wieder. Er machte mit der Hand eine Bewegung, wie ein Zeichen der Entlassung; dann sprach er: „Ich scheide. Enthalten Sie sich, mich zu besuchen. Einmal werden Sie mich noch sehen. Morgen nachts reise ich; man bedarf meiner in Konstantinopel, dann in England, wo ich zwei Erfindungen vorzubereiten habe, die Sie im nächsten Jahrhundert haben werden: Eisenbahnen und Dampfschiffe. In Deutschland wird man deren bedürfen, denn die Jahreszeiten werden allmählich ausbleiben. Zuerst der Frühling, dann der Sommer. Es ist das stufenweise Aufhören der Zeit selbst, als die Ankündigung des Unterganges der Welt. Ich sehe das alles. Die Astronomen und Meteorologen wissen nichts, glauben Sie mir. Man muß in den Pyramiden studiert haben, wie ich. Gegen den Schluß des Jahrhunderts verschwinde ich aus Europa, und begebe mich nach Asien in die Gegend des Himalaya. Ich will ruhen, ich muß ruhen. Genau nach fünfundachtzig

Jahren werden die Menschen mich wieder erblicken. Leben Sie wohl. Ich liebe Sie!" Nach diesen feierlich gesprochenen Worten wiederholte der Marquis das Zeichen mit der Hand. Die beiden Adepten, von der Macht all der beispiellosen Eindrücke überwältigt, verließen im Zustande völliger Betäubung das Zimmer. In diesem Augenblicke fiel ein Platzregen, ein Donnerschlag. Instinktmäßig kehren sie um nach dem Laboratorium, Schutz zu suchen. Sie öffnen die Tür: Saint-Germain war nicht mehr da.

Tags darauf die Begegnung auf dem „Stephansfreidhofe"[614]).

Hier endige ich meine Erzählung. Sie ist durchwegs aus dem Gedächtnisse. Ein eigenes, unwiderstehliches Gefühl hatte mich angetrieben, den Vorgang nach so langer Zeit doch einmal niederzuschreiben, eben heute den 15. Juni 1843.

Noch merke ich dieses an: Es sind Gründe vorhanden, welche machen, daß dieses Begebnis noch von niemandem hat berichtet werden können.

Und somit habe ich die Ehre, mich zu empfehlen!

Bluttriefende Ankündigung

Es ist ein Hetzzettel[615]). Sollen wir die Mitteilung wagen? Was werden die Vereine gegen Tiermißhandlung dazu sagen? Pah, nur heraus damit! Er ist ja von 1796, dem Sterbejahr des „Hetz-Amphitheaters", und nicht von Anno 1845. Unser lieber Austragzettel also ist in Kleinfolio, graues Löschpapier, mit blutroter Farbe, aber mit den stumpfesten Lettern von der Welt schmählich gedruckt; beide Seiten voll. Obenauf ist ein länglicher Holzschnitt: ein Löwe liegend, ein Hund mit dem Stachelhalsband, attackierend; links eine Art Hyäne, rechts ein großer Affe hockend; oben über der

Einfassung ein gewaltiger Aar, mit dem Schnabel hinunter langend, als wolle er mit agieren. Und jetzt der Inhalt mit diplomatischer Genauigkeit, denn es ist ein nicht uninteressantes Aktenstück zur Zeit- und Sittencharakteristik:

„Im k. k. priv. Hetz-Amphitheater unter den Weißgärbern wird Montag den 16. May 1796 †)

die k. k. neue Thier-Hetzpachtung

vereinbart mit Herrn Johann Kolter ††) englischer Kunstbereiter dreyfache große und merkwürdige Spectakel abhalten lassen, und zwar um ihre Uneigennützigkeit zu zeigen, ohne mindester Erhöhung der Preise.

Hochschätzbarster hoher Adel! verehrungswürdigstes Publikum! Die Abhaltung dieser dreyfachen so großen Spectakel, soll ein Beweis und eine Rechtfertigung für die k. k. neue Thier-Hetzpachtung seyn, daß nicht Eigennutz ihr Endzweck, sondern Sie bloß ihr einziges Ziel dahin führet, Sie Wertheste und Überausschätzbarste! nicht nur angenehm zu unterhalten, und durch manche Vorstellungen, wenn sie auch mit vielen größeren Unkosten verbunden sind, zu überraschen, sondern der Pachtung heißester Wunsch, rastloses Bestreben, größtes Glück, einzige bloße Absicht, besteht nur in dem Bewußtseyn, bis nun, Ihrer Güte, Ihres Beyfalls überzeugt gewesen zu seyn, diese, ja auch im mindesten nicht zu verscherzen, oder gar zu verlieren, sey der Pachtung einziges ferneres Bestreben, verbunden mit ihren bekannten tätigen Eifer, desselben immer würdiger, immer verdienstvoller zu werden.

Da diese dreyfache Spectakel-Abhaltung eine längere Zeit erfordert, so wird mit Schlag halb fünf Uhr der Anfang gemacht, und zwar wird die k. k. Pachtung mit sechs gut gewählten Kämpfen den Anfang machen; sodann beginnt der englische Kunstbereiter Herr Johann Kolter, seine

Reitkünste mit seiner Gesellschaft zu zeigen, und verspricht zum voraus seine größten und stärksten Stücke zu weisen, nach dessen Ende wird auf so vielmahliges hohes Begehren und Verlangen, die Bataille von Malbrough gegeben, ein Schauspiel, welches allerdings merk- und sehenswürdig ist, und vieles großes Vergnügen verschaffen soll, und obwohl viel Kosten und Aufwand hiemit verbunden sind, so ist die k. k. neue Thier-Hetzpachtung mit dem englischen Kunstbereiter Hrn. Johann Kolter vollkommen übereinkamen, die Preise nicht wie es bey jedem der vorhergehenden Pachtungen geschah, zu erhöhen, sondern sie sind beyderseitig in Ihrer Zufriedenheit und gütigen Aufnahme ihrer Vorstellungen sattsam und hinlänglich belohnt, und bleibt Ihnen zu wünschen nichts mehr übrig, wenn Sie dieß Ihr gewünschtes Ziel erreichen.

Mit Schlag halb fünf Uhr wird der Anfang gemacht, und zwar: Erstens: Mit der großen doppelten Wolfsjagd und mehreren Hunden. Zweytens: Ein sehr starker Bärenkampf. Drittens: Der so beliebte Vollstierkampf. Viertens: Der Lurenkampf. Fünftens: Ein noch stärkerer zweyter Bärenkampf. NB. NB. Sechstens: Zum erstenmahl eine außerordentlich große Wildschwein.

Diese von den menschenfreundlichsten †††), durchlauchtigsten, regierenden Fürsten Aloys von Liechtenstein[235]) (Plenissimo Titulo) an die k. k. Thier-Hetzpachtung frey und unentgeldlich überschickte große und mächtige Wildschwein, soll wegen ihrer Stärke und Wildheit ein allgemeines Vergnügen hervorbringen. Sie soll Anfangs mit ungepanzerten Hunden zu tun haben, nachdem sie selbe aber vermuthlich in das Reich der Thiere übergehen heißen wird, so rücken ein paar gepanzerte Schweinsfänger an, die versuchen sollen, ob sie siegen, oder ein ähnliches Los trotz ihrer Panzer erwartet.

Nach dessen Ende beginnt der englische Kunstbereiter Herr Johann Kolter sich mit seinen Reitkünsten zu produciren, dieser, da er immer mit neuen veränderten Kunststücken, und mehreren Abwechslungen seine hohen Gönner und Zuseher zu unterhalten sich bemühet, wird sich heute besonders bestreben, Hochdieselben aufmerksam zu machen, und Hochdero Beyfall und Wohlwollen zu verdienen. Er nennt von ihm keine Stücke, um das Vergnügen zu haben, seine gnädigen Zuseher zu überraschen.

Nach geendigten Reitkünsten folgt die Bataille von Malbrough.

Während Malbrough616) mit seiner Suite spazieren reitet, kömmt ein Trompeter, der den feindlichen Einfall berichtet, Malbrough, dessen Heldenmuth und Tapferkeit schon bekannt sind, rüstet sich alsogleich zum Krieg, und eilt zur Schlacht, welche aber zweydeutig ausfällt. Hierauf wird zu Fuß und zu Pferde tourniert, wobey Malbrough unglücklicherweise erlegt wird. Eine allgemeine Verwirrung und Bestürzung erfolgt, alles trauert, endlich wird er, als Held, mit dem größten Pomp, ganz militärisch zur Erde bestattet.

NB. Wenn Jemand nach geendigten Kämpfen Belieben trägt, wegen Mangel des Platzes, während der Reiterey auf den Platz selbst zu gehen, so steht es Jedem allerdings frey.

Eintritts-Preise. Eine Loge für zwey Personen; 1 Ducaten. — Erste Gallerie rechts; 1 fl. — Mit gesperrtem Sitz; 1 fl. 10 kr. — Erste Gallerie links; 40 kr. — Zweiter Stock; 20 kr. — Dritter Stock; 10 kr. Die Herren Officiers der hiesigen Garnison zahlen auf der Gallerie rechts; 30 kr.

Der Anfang ist mit Schlag halb 5 Uhr."

Wir merken nur noch einiges an: Zu †): Nicht viel über

ein dutzendmal wurden noch Vorstellungen gegeben, denn das animalische und bestialische Theater brannte den 1. September 1796 ab. — Zu ††): Die Kunstreiter Hyam, Kolter und Wieland617) gaben ihre Produktionen auf dem Rennwege, ein paar Häuser über der Marokkaner Gasse links. — Zu †††): Der Ausdruck „menschenfreundlich" ist augenscheinlich nur als Unterstützung des nicht immer florierenden Pächters zu deuten. Ferner: Dieser wie überhaupt die letzteren Hetzzettel haben den genialen Perinet161) zum Verfasser. Die Austragzettel waren in Kleinfolio; die Plakate an den Straßenecken aber im größten damaligen Format.

Erinnerung an Denis

Ehrwürdiger Barde, sei uns gegrüßt! Empfang unsere Huldigung, hehrer Schatten!

Wenn die Begeisterung uns hinreißt zu den Worten: „entspräche Klopstock seinem Rufe, dann wäre er Denis", so vergib, du anspruchlose Seele!

In Denis64): welch erhabener Flug bei der feurigsten gehaltensten Kraft! Welch hohe Klarheit der Ideen, des Gefühles, des Ausdruckes. Wie einfach und tief, wie wahr diese Reife und Vollendung, diese hohe Gesundheit des Geistes, gleich dem großen Naturdichter Goethe! Welch klassischer Stempel!

In Denis: welche ausgebreitete Gelehrsamkeit! Dies erstaunlich reiche Wissen! Diese Sprachkenntnis! Diese unermeßliche Belesenheit!

Solch ein Dichter und solch ein Gelehrter zugleich: welch eine seltene Erscheinung!

Denis war einer der erfahrensten, gelehrtesten und gründlichsten Bibliographen, die je gelebt. Seine Buchdruckergeschichte Wiens ist eine Meisterarbeit. Sein Supple-

ment zu Maittaire ist voll Forscherfleiß und Gehalt. Sein Katalog der theologischen Handschriften erhebt ihn zum ebenbürtigen Nebenbuhler des berühmten florentinischen Manuskriptenbeschreibers Bandini[618]). Seine Einleitung in die Bücherkunde war zu seiner Zeit das vortrefflichste Handbuch[619]).

Die „Zurückerinnerungen" und die „Lesefrüchte", beide anonym, sind für jeden Gebildeten eine Fundgrube von Schönheiten und Genuß. Der edle Verfasser zeigt sich hier nicht nur als Denker, Weiser und Kritiker, sondern auch als Weltmann, als witziger Beobachter, als Freund des Scherzes sogar[620]).

Die überaus schmackhaften Lesefrüchte (in alphabetischer Folge) liefern auch manche wichtige Materie zur Geschichte der Literatur. So z. B. ein Gedicht Hölty's, welches wir in den vielen Ausgaben dieses Klassikers nicht gefunden. „Ein Lied," sagt Denis im Artikel Hölty[621]), „das dieser gute, sanfte, im Jahre 1776 viel zu früh weggeblühte Dichter an mich sandte, soll zu seinem Andenken hier stehen, weil es die Herausgeber seines Nachlasses etwa nicht gefunden haben":

Rausch' immer schneller, Donau, den Strand hinab!
Hier hält kein Laut des deutschen Gesanges dich;
Nicht horchend fleuß, und nicht besungen,
Aber auch zorniger durchs Gebüsch hin!
Nicht, wie du damals, murmelnd und sanftern Gangs,
Vorüberflossest, als mich der greise Chor
Der Barden Suevens, meiner Väter,
Rauschen ins Lied der Natur dich lehrte,
Und ungestümer du dann die Wellen hobst,
Wenn den erschrockenen, fliehenden Römertroß
Des Barden Horn und Lied unsichtbar
Trieb, wie der Sturmwind die leichte Wolke.
Bald aber schwieg's, und liederleer ward der Strand.
Mit allen Uferreihen, und Tannen, und

Den Blumen, welche trauerten, daß ſie
Pflücken das Mädchen kein Barde lehrte.
Doch horch! Da ſcholl von Minne das Land umher.
Sie ſang der Kaiſer, Herzog und Rittersmann,
Den reinen, wonniglichen Frauen
Tönten Geſänge voll ſüßen Klanges.
Da ſcholl's an deinen beiden Geſtaden auch;
Viel hohe Sänger zog uns dein Ufer auf.
Vor allen nennt mein Lied den ſüßen
Schenke von Landegg. Hier an dem Strande
Sang er: „Am Rhein und Bodenſee deucht's mir trüb;
„Mir decken Nebel jeden entfernten Plan;
„Doch Vogelgeſang und ſtete Wonne
„Find' ich in Schwaben bei der Vielſüßen.
„In keinem Lande ward mir ſo Liebes kund.
„Die ſüße Reine, gütlich und tadelsfrei
„Ziert Schwabenland. Nicht Flandern, Frankreich,
„Hennegau ſah nicht ſo liebliches Antlitz 622)."
So ſang er. Leiſe plätſcherteſt du hinab
Begleitet vom Geſange der Nachtigall,
Und alle Blumen blühten ſchöner,
Weil ſie zum Reigen das Mädchen pflückte.
Nun aber ſchweigt's, und lange Jahrhunderte
Deckt euch, ihr ſüßen Sänger! ein ſtilles Grab.
Kein Jüngling ſucht's, und kehrt mit Blumen
Und mit Begeiſtrung zurück vom Hügel.
Fleuß hin, o Strom! und zürne! Vom Vaterquell
Durch dies mein Land, und weiter, und weiter noch
Strömſt du auf deutſcher Flur, und keiner
Ihrer Bewohner entglüht von Liedern.
Fleuß hin und zürne! Tiefer ins Land hinab,
Wo weiter du die grünenden Wieſen trennſt,
Und deine Schiffe ſich beflügeln,
Hin an die Burg des geliebten Joſephs.
Da weilt am Strand' ein Barde, des Stammes wert,
Der des Meſſias Sänger gebar, von ihm
In ſeiner Freunde Buch geſchrieben,
Einſam und ſchweigend, voll ernſten Tiefſinn,
Und denkt auf ſeines Joſephs gerechtes Lob,

Geußt neue Glut ins lauliche deutsche Herz;
Auf jeden süßen Laut des Waldes
Horcht er, und zaubert uns ihn in Lieder.
Da flüstert um ihn Ossians Schatten oft,
Haucht ihm Gesang ein, den er uns wieder singt.
Heil ihm, dem braven, deutschen Manne!
Heil dir, des Vaterlandes Sänger, Sined!
Und Heil auch mir! denn deutschen Geschlechts bin ich,
Zwar noch ein Jüngling; aber mir schlägt ein Herz,
Das ganz, so deutsch ist es! laut sag' ich's,
Biedermanns Liebe verdient und deine.
Längst hallte schon zu mir dein Gesang herauf,
Und weckte meinen schlummernden Genius;
Da sang ich, aber leisen Klanges,
Daß es verflog im Geräusch' des Stromes.
Denn noch versuch' ich einsam den ersten Flug,
Und unbekannt dem deutschen Geschlecht', und dir,
Üb' ich, wie einst zum Kampf der Jüngling,
Mich in des Haines vertrautem Dunkel,
Bis ich, geübt im männlichen deutschen Ton,
Gleich unbesorgt um Tadel und schales Lob,
Nur Deutschen singe. — Rausche, Strom, dann
Sined den Namen des deutschen Jünglings.

Welch eine köstliche Reliquie!

Denis war voll Pietät, aber dabei auch so voll Gemütlichkeit, daß er es nicht verschmähte, der Eipeldauerbriefe in einem eigenen Gedichte lobend zu erwähnen[623]).

Er war überall glücklich, nur nicht mit seinem Ossian[624]). Der Geist war da, wie bei Schubarts Überdeutschung[625]), wohl der gelungensten; aber die Wahl der hexametrischen Hülle!!

Denis war kein Freund, ja eigentlich ein Widersacher des Reimes. Auch er, wie Gott sei Dank noch mancher, hält ihn für die verwerflichste Fessel der Phantasie, welche, statt freien Flugs zu walten, zur jämmerlichen Magd und Sklavin eines kindischen Reimgeklingels herabsinkt.

Warum dieses lorbeergekrönten Autors kleine Schriften noch immer ungesammelt sind, läßt sich schwer erklären.

Denis war Jesuit und blieb es. Seine allerdings gegründete Verehrung für die wissenschaftlichen Verdienste des Ordens war so innig, daß ihn dessen Aufhebung tief betrübte.

Ernst und Milde, Weisheit, Würde und Geist malten sich in dem Antlitz des edlen Mannes. Das Bildnis bei seinem literarischen Nachlaß ist ähnlich626) — ein wahrhaft „hochwürdiges".

Denis hat noch keine, seiner hohen Bedeutung angemessene pragmatische, ausführliche Lebensgeschichte. In seinem Nachlaß befindet sich eine kurze Selbstbiographie, lateinisch. Ob der ehrenwerte Klüpfel627) sie in seinem Nekrologium benützt, wird sich unschwer erkennen lassen. Hormayrs Plutarch konnte nur einen Umriß geben628). Wo ist der Mann unter Österreichs zahlreichen berufenen Gelehrten, der sich entschließt629), unseres Denis Leben zu beschreiben? Ist kein Verleger da, der einen Preis aussetzt?!

Ein Tag in Wien vor vierzig und etlichen Jahren

(Bürgerliche Zuschrift an den Vetter Sebastian)

Unmöglich konnte ich dir gleich bei meiner Ankunft schreiben, denn der liebe Vetter Michael ließ mich gestern den ganzen Tag nicht zu Atem kommen. Freilich kannst du einwenden, daß man zum Schreiben keines Atems bedürfe; allein, man muß doch ein wenig nüchtern sein.

Ich kam vorgestern abends spät hier an, und war also, wie es in guter Jahreszeit bei den Grazer Landkutschern gewöhnlich ist, gerade drei Tage gefahren. Der Vetter erwartete mich schon, umarmte mich und brachte mich zu Bette.

Ich war um vier Uhr wach und weckte ihn. „Den heutigen Tag", sagte er, „mußt du mir widmen, und dir alles gefallen lassen, was ich mit dir vorhabe. Wir frühstücken nicht zu Hause. Mache deine Sonntagstoilette; in einer kleinen Stunde brechen wir auf." Ich fing an, mich in alles zu fügen.

Wie wir an das Haustor kommen, steht da ein Wagen, wie ich mein Lebtag keinen gesehen. Die vorderen Räder sehr klein, die hinteren sehr groß. Der lange, hohe, breite, viersitzige Kasten, im Profil betrachtet, unten ganz eirund, schwebt auf zwei langen, dicken Riemen, die vor- und rückwärts in kleinen eisernen Walzenrädern ruhen, um nach Belieben straffergezogen oder nachgelassen zu werden. Bei jedem Luftzug neigte sich der Kasten vorwärts oder zurück. Die Länge des Gestells, ohne die ebenso lange Deichsel zu rechnen, beträgt wenigstens zwei Klafter. Rückwärts auf dem Gestelle selbst ist ein Brett. Der Kutschbock, so lang, daß ihrer drei bequem Platz gefunden hätten, ruht unmittelbar auf der Achse, so daß der Kutscher, wie der rückwärts auf dem Brett Stehende den fürchterlichsten Stößen preisgegeben sind. Die beiden mit einem Kummet belasteten Rößlein haben so lange Stränge, daß der Raum zwischen den Tieren und dem Rade wohl eine Viertelklafter beträgt. Dies war ein Fiaker. „In den Augarten," rief Vetter Michael, und wir stiegen ein.

Die Straßen waren alle schon voll Menschen, die nach dem Augarten 630) strömten; im Garten selbst, in allen Gängen war ein förmliches Gedränge. Mit Mühe fanden wir noch Raum an einem großen Tisch auf dem geräumigen Eingangsplatz, um unser Frühstück zu verzehren, jeder zwei große Kannen Kaffee mit Milch und zwei feine Brote. Die Zeche betrug zwölf Kreuzer. Aus einer großen messingenen Dose gestoßenen Zuckers konnte man nehmen, soviel man

Augarten, Eingang
(Nach einem Stich von J. Ziegler — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

wollte. Es ertönte eine angenehme Musik von etwa zwanzig Spielenden, durchaus Blasinstrumente; man nannte sie „Harmonie". Man führte nur Symphonien, Opernstücke und klassische Stücke von großen Meistern auf: Gluck, Händel, Mozart.

Nun lustwandelten wir in dem Garten umher. Ein stetes Gedränge. Alles war festlich geputzt, so daß ich es dir nicht schildern kann; doch bemerkte ich keinen übertriebenen Luxus; sehr wenig Seide und Samt oder Spitzen oder Gold, Silber und Juwelen. Alles zeugte eher von einem besonnenen, selbstbewußten Wohlstand, als von zur Schau getragener Verschwendung. Die Leute plauderten ganz laut, lachten, sangen, waren außerordentlich gesprächig und heiter. Vetter Michael zeigte mir alle Einzelheiten des Parks. Besonders interessierte mich das kleine Wohnhaus des unvergeßlichen Kaisers Josef. Der Augarten wird fast täglich und sehr stark besucht, wiewohl gar keine Restauration vorhanden ist, als die des Hoftrakteurs631).

Es war elf Uhr vorüber und wir kehrten zu Fuß nach der Stadt zurück. Etwas nach zwölf Uhr befanden wir uns auf dem Graben, wo man in der Masse von Menschen kaum gehen konnte. Hier und auf dem Kohlmarkt musterte sich die schöne Welt. Das dauerte noch eine Stunde. Michael zeigte auf ein Haus an der Ecke der oberen Bräunerstraße. Da las ich auf einer Tafel an dem Balkon: „Gasthaus aller Biedermänner"454). Der Vetter sagte: „Unter die Biedermänner, glaube ich, gehören wir auch; da wollen wir Mittag halten."

Das taten wir denn auch. Der Gastwirt muß selbst ein Biedermann sein, denn wir hatten wohl acht vortrefflich zubereitete Speisen, dazu eine Halbe guten Wein und zahlten nicht mehr als dreißig Kreuzer die Person. Dessenungeachtet hatte der Vetter noch manches auszusetzen, was ich

mir nicht erklären konnte. „Wir wollen jetzt", sagte er, „bei dem berühmten Hugelmann 137) Kaffee trinken"; und nun wandelten wir zum Roten Turm hinaus über die gelb und schwarz angestrichene Schlagbrücke. Gleich das erste Haus rechts war unser Ziel. Von einem grünen Holzgitter eingeschlossen stehen ein paar Bäume und einige Tische. Wir traten in das niedere Gemach und nahmen Platz. Der Tabakrauch aber von zwei oder drei Herren ward uns wie mehreren anderen bald lästig; und wir stürzten uns in den Strom des Publikums dem Prater zu, durch die Jägerzeile 632), eine Straße, die von einer stattlichen Kastanienallee beschattet ist.

Um dir nun, lieber Sebastian, den Prater 272) zu schildern, mit all seinen Herrlichkeiten, diese Welt voll Ergötzlichkeiten, dazu gehört mehr Zeit, als ich jetzt habe. Das muß der Gegenstand eines eigenen Briefes sein. Ich bin noch zu erfüllt, fast berauscht von diesem Ozean von sinnlichen Eindrücken. Einiges aber muß ich dir doch jetzt schon sagen, damit diese merkwürdige Rubrik nicht ganz übergangen werde.

In der Flut von Hunderten von Equipagen und Reitern, von Tausenden, ja vielen Tausenden von Fußgängern wogten wir ein paar Stunden umher. Ermüdet, voll Staub und Schweiß, schlugen wir uns durch, Labung zu suchen. Hunderte von Tischen zeigten sich da besetzt von fröhlichen Zechern.

Viele ehrsame Bürgersmänner, die vor Tisch irgendeine feierliche Funktion gehabt hatten, zeigten sich hier in ihrer schönen Uniform von dunkelblauen Röcken, hochrot ausgeschlagen, ebensolchen roten Beinkleidern und Gilets und goldbordierten, dreieckigen Hüten. Diese letztern, die Röcke und die Säbel hatten sie an die Baumäste gehängt und schmausten und tranken sichtbaren Wohlbehagens voll mit

offener Weste. Beim Papagei633) ließen auch wir es uns wohl geschehen. Backhühner und Salat waren allenthalben zu sehen; wir folgten dem wirklich guten Beispiel. Vier Musiker spielten auf einem kleinen Orchester, das nicht mehr als vier Personen faßt, auf Blasinstrumenten eine kleine Harmonie. Vetter Michael erzählte mir, daß bei dem Papagei und dem benachbarten wilden Mann634) jährlich zweiundzwanzigtausend Paar Hühner konsumiert zu werden pflegen, und das natürlich nur während eines halben Jahres.

Da ich tags darauf schon abzureisen hatte, so wollte er an dem heutigen Tage mir noch alle möglichen Unterhaltungen verschaffen und ermahnte zum Aufbruch nach der Burgbastei. Über zwei Wälle führte eine kleine, grüne Brücke159), die zu der Zeit, als der nachmalige Kardinal Rohan242) in Wien Gesandter war, eine merkwürdige Rolle gespielt hatte. Die gewöhnliche sanfte Harmoniemusik tönte uns einladend entgegen. Durch kleine Alleen junger Rustenbäume traten wir in ein großes Zelt und verzehrten ein Glas Gefrorenes, welches uns der alte Inhaber, der Kaffeesieder Milani121) vom Kohlmarkt, persönlich präsentierte. Das Publikum wandelt hier in einem Zirkel, beim Eingang des Zeltes durch; man beliebt das die Ochsenmühle159) zu nennen.

Jetzt war es Zeit, in die Komödie zu gehen. Im Schikanederschen Schauspielhause auf der Wieden im Freihause wurde heute des göttlichen Mozart göttliche Zauberflöte aufgeführt. Du kannst denken, lieber Sebastian, wie mich dies Meisterstück entzückte. Insbesondere war das der Fall bei der wunderschönen Stimme der Pamina, einer gewissen Anna Gottlieb635), für welche Mozart diesen Part eigens geschrieben hatte. Hingegen mit Schikaneder343) selbst, als Papageno, konnte ich mich un-

möglich vertragen. Denke dir einen Papageno sechs Fuß hoch, eine Klafter im Durchmesser, mit einem gewaltigen Speckhals! Der Beifall war stürmisch, und ich stimmte weidlich mit ein. Dies Theater wird nächstens hinüber an die Wien dislociert werden, woselbst das neue Schauspielhaus schon im Bau begriffen ist636).

Um zu soupieren, führte mich der Vetter in den Saal auf der Mehlgrube637). Es wurde getanzt, aber fast nur Menuette; zuweilen ein wenig Langaus.

Mitternacht war da. Von der ununterbrochenen Reihe all dieser Genüsse war ich erschöpft. Wir fuhren in einem ebenso langen Fiaker nach Hause. Noch heute schwindelt mir der Kopf.

Wiener Buchhandlungen vor ein paar Dutzend Jahren

Da haben wir sie alle! Nehmen wir sie ohne Wahl; das ist das leichteste, unverfänglichste. Wir brauchen nur ein wenig in der Stadt herumzusteigen, in der innern Stadt, denn in den Vorstädten gibt es keine. Warum denn?

Da haben wir die Wapplersche638), im Seitzerhofe144), in einem niederen, muffigen Laden. Man muß über Estrichbalken klettern; rückwärts in den Hof hinaus zum Glück zwei helle Fenster. An dem einen sitzt der ernste, wackere, einsichtsvolle Heubner578) und buchhaltert. Vorn an der Gassentüre pflegt hinter einem Glasverschlage Wappler seine großen Buchstaben zu malen. Er ist aber noch nicht da; es ist erst halb elf. Doch siehe: da watschelt er heran von seinem Mölkerhof herüber. Schwer, schwer wird dem alten dicken Manne das Gehen, und die Ledergamaschen schlottern. Kalt und einsilbig grüßt er seinen ebenso dicken Kompagnon Beck35), einen sehr anmutigen Mann. Kunden

Bei den Wirtshäusern im Prater
(Stich nach Math. Loder — K. k. Hofbibliothek, Wien)

kommen viele; es ist guter Verlag da, ziemlich reichhaltiges Kommissionsgut, von den Sosiern Sortiment genannt. Es ist kein Platz in dem engen, niedern Laden, nicht zum Gehen, nicht zum Stehen; man retiriert sich auf ein kolossales Rohrsofa. Zeitlich, keuchend, prustend schlürft der würdige Wappler zu Hause sein Gläschen.

Ein paar Dutzend Schritte rechts hinüber auf den Schulhof, in dem jetzigen Tauerschen Lokale: da haben wir Rudolf Gräffer[216]) und Komp. Das ist ein mächtiges Geschäft. Nicolai, Weckhrlin, andere Reisebeschreiber überschütten es mit Nimbus[639]), nicht minder den Chef selbst. In diesem Laden findet man alles; es ist eigentlich eine Großhandlung; es ist zugleich das Gelehrtenkasino. Der Chef ist einer der stattlichsten Männer, edel im Wesen, viel gereist, kenntnisvoll, industriös. Er hat in Österreich das erste Velinpapier und das letzte Gold fabriziert. Er war zu glücklich; dann zu unglücklich. Fast immer ist er auf seinen Besitzungen und treibt Ökonomie und weiß Gott, was noch. Indes waltet die Kompagnie; der Dichter Blumauer. Der ist einerseits recht fleißig; er ist ein guter Bibliograph, was noch gar nicht gewürdigt. Sein notenreicher Katalog ist besser als seine Aneide; aber Hormayr in seinem Wien tut ihm zu weh[640]). Eine Menge Kommis treiben sich in dem Laden, in den Magazinen, im Auslande herum. Wie einst an Boerhaave[641]) kam ein Brief aus dem tiefsten Indien, bloß an die und die Handlung „in Europa" adressiert, pünktlich an. Das malt das ganze, von dem nun keine Spur mehr da, und das malt das Schicksal. Sein jüngerer Bruder August (zuerst Tuchlauben, zuletzt Freiung) trieb Antiquarisches, verlegte sich auf Militärliteratur, gründete 1790 den Militärschematismus, ihn bis 1814 redigierend und druckend, gab die Geschichte der Regimenter heraus[642]).

Da haben wir auf dem Graben den nachmaligen Ritter von Mösle61); er ist so klein und zart, wie der Laden selbst. Er ist, schon aus der salzburgischen Heimat kommend, geputzt, voll Ringe und voll Redseligkeit; der Laden ein Spiegelkabinett. Die Frisur, der Pelz sind köstlich. Mösle ist klug; er verlegt sich auf juridische Geschäftswerke.

Schauen wir hinüber: da haben wir den Edlen von Trattnern155) in seinem weltbekannten kolossalen Gebäude, einer Stadt in der Stadt. Der Laden, von dessen Lokal das vorlängst Haslingersche ein Teil, ist mehr eine Halle; hohe Marmordurchgänge mit zierlichen Eisengittern. Von dem ungeheuren Verlage sind natürlich nur wenige Exemplare in diesem Kaufgewölbe selbst, die Schulbücher ausgenommen. Der Chef konnte nicht häufig zugegen sein; die sechs Druckereien, die acht Filialbuchhandlungen beschäftigten ihn anderwärts. Er war ein sehr schöner interessanter Mann. Das jetzige Transporthaus war eine seiner Druckereien.

Da haben wir Schaumburg380), noch in dem alten Hause. Er hielt das stärkste Sortimentslager viele Jahre hindurch immer komplett; im Französischen war er lange der stärkste; der Verlag von wenig Bedeutung. Sein Handel in der Bankozettelzeit war ungeheuer; Bohm643), der Kompagnon, ein sehr genauer, emsiger Kontrolleur; das Personal war ausgezeichnet. Schaumburg hatte leicht, das jetzige Haus bauen. Im vorigen ein ziemlich dunkler, tiefer, niederer Laden: das war die Münzstätte.

Schaumburgs früheren Rivalen im Französischen haben wir an Degen20) im kleinen Michaelerhause, der Reitschule gegenüber. Ein nicht großer, aber freundlicher, elegant möblierter Laden, noch mit den Porträten Voltaires, Rousseaus, d'Alemberts usw. verziert; das Holzwerk mahagonisch. Kistenweise sieht man da die Nova

an ferne Kunden zur Einsicht verpacken, so daß nichts mehr zurückkommt; alle Augenblicke ging eine Kiste an die Königin von Neapel. Degen hatte Verdienste um die Typographie; seine Drucke zeichneten sich aus644): Musarion, Uz; er glaubte nachdrucken zu müssen. Durch ihn entstand die Staatsdruckerei, und er ward geadelt. Er war ein angenehmer Mann von Verstand und etwas Bildung und Geist.

Da haben wir Binz393) auf dem Stephansplatze, zuletzt in der Schulerstraße, mit seinem unermeßlichen Antiquarlager, stammend aus der Zeit der Klösteraufhebung. Der Laden (im Zwettelhof) vollgepfropft und finster, ein Bild des Zynismus, wie die Persönlichkeit Binz' selber. Die Masse seines Vorrates in verschiedenen Magazinen ist enorm. Er ist in seinen Preisen billig und setzt schon deshalb viel ab, weil er viel hat. Als Käufer ist er karg genug; er ist dies auch in seiner Lebensweise bis zum Original à l'anglaise. Ein großer, starker Mann. Er hat Medizin studiert. Er wurde ziemlich alt.

Da haben wir Anton Doll73), zuerst in der Goldschmied-, dann in der Bischofgasse. Ein Mann voll Takt, das Temperament des Publikums kennend, wie kein anderer. Was er druckte, mußte gehen und ging. Der verstand die Zeit. Von seinem kleinen, finsteren Laden aus leitete er alles, und mit Leichtigkeit, mit Einfachheit und gewaltigen Resultaten. Aber er beschäftigte auch Talente, tat manches für die Wissenschaft.

Da haben wir den reellen, biederen, durchaus würdigen Schalbacher645). Er ist sehr belesen; er ist gelehrt, sprachenbewandert, Orientalist, Bibelkenner. Seine Handlung hatte er anfangs auf der Freiung im Straußen, in der Flanke, gerade da, wo nachmals Härter646). Über der Firmatafel sieht man, Gold auf Schwarz gemalt, eine offene Bude mit

Büchern, in der ein Männlein. Wirklich hielt Schalbacher zur Marktzeit auf der Freiung (wie Trötscher647) aus Grätz), dann auf dem Hof eine sogenannte Hütte. Er wirft sich mit Energie und Erfolg auf den französischen und englischen Handel und blühte fort und fort, stattlich, geehrt, geliebt, alles mit dem vollsten Rechte.

Da haben wir den noch älteren Haselmayer401), eine Art Original. Ein kleiner, finsterer, vollgestopfter Laden in der Schulerstraße birgt ihn. Da hockt er und macht kalligraphische Kataloge, bibliographische Systeme, Auszüge aus Büchern. Er ist Kenner, starker Kenner älterer Autoren und Ausgaben; mit den neueren Autoren will er nichts zu schaffen haben. Handelsmann ist er nicht; kaum mag er etwas verkaufen; er braucht wohl etwas mehr als nichts. Ein lieber, grundehrlicher Mann. Er hatte einen italienischen Kalender herausgegeben, einige Jahrgänge. Klassiker, Patres, Philologen, alles alt, waren seine Artikel. Selbst Liebhaber, sammelte er auch für sich.

Da haben wir gerade mit dem ersten Jahre des neuen Jahrhunderts einen neuen Sosier an Geistinger648), aus Prag kommend, Calves Schwager. Geistinger macht auf im Straußgäßchen, im Colloredoschen Hause; da verwandelt er in der Geschwindigkeit einen Stall in eine Buchhandlung. Er packt die Sache mit gewaltiger Kraft an, und das Glück begünstigt ihn noch gewaltiger, jahrelang, im Sortiment, im Verlag, in allem. Er griff tüchtig um sich; in Baden bei Wien, später in Agram, Triest, etablierte er Filialhandlungen. In der abseitigen Stallung gedieh er; auf dem wimmelnden Kohlmarkt versank er. Wo ist seine Spur?

Da haben wir noch: Camesina649), untere Bräunerstraße, geleitet von N. N. Beck650), bei dem der damals schon alte Kupffer408) im Leipziger Buch wühlte bei einer

Joſ. Vinz. von Degen
(Nach C. Agricola geſtochen von F. John — K. k. Fideikommiß-bibliothek, Wien)

alten Lampe; Sammer (am Kärntner Tor)651), Verfasser einer guten englischen Sprachlehre, früher selbst englischer Sprachmeister, englische Klassiker druckend, gut den Antiquarhandel treibend, Gründer der Zeitungsbeilagen, aus denen er oft alles verkauft; Gerold (Vater652), Dominikanerplatz), bei dem der umsichtige, fleißige Wimmer653) waltet; Alois Doll (Stephansplatz), Medizinisches nachdruckend654); Rehm655) (bald dort, bald da, zuletzt auf dem Schulhof), Verleger des Toleranzboten, der Eipeldauerbriefe usw., von N. N. König656) geführt; Wallishausser (Vater)657) auf dem Kohlmarkt, nach der erschöpfenden Landbibliothek Theatralisches druckend; etwas früher Hörling658) (Bognergasse), allerhand treibend, und nicht lange; Ohler659), ein wackerer, kenntnisreicher, fleißiger Mann, Buchdrucker und Schriftsteller, ehrenwert und liebenswürdig, zuletzt in der Spiegelgasse (Kasino), wo er den Bruder des Klassikers Klopstock zum Gehilfen660); Haas661), unter den Tuchlauben, früher auf dem Schulhof, voller Nachdruck.

Da haben wir sie so gut als alle; der Buchhandel war damals noch ein Handel. Will man Näheres über diesen oder jenen dieser sogenannten Hebammen der Literatur wissen, so schlage man ihre Artikel in unserer Nationalenzyklopädie auf.

Weißenbach

Du schwungvoller Sänger, du sturm- und drangerfüllter Kraftgenius: warum ist denn gar keine Rede mehr von dir? Warum gibt man deinen herrlich duftenden „Brautkranz" nicht mehr? Du brüllender, flammender Leu, heiligen Zornes voll gegen den, der damals der einzige Gewaltige war auf Erden! Aber auch du inniger, süßer Dolmetsch

zärtlicher Gefühle! Endlich, du, du gottbegeisterter Barde des „heiligen Augenblicks", der vielleicht selbst dein höchster: bist du denn vergessen? Sohn der Berge! warum sammeln dich nicht deine Brüder? —

Daß Weißenbach662) ein leidenschaftlicher Bewunderer Beethovens war, begreift sich; ihre Naturen waren verwandt, sogar physisch, da der Tiroler ebenso schwerhörig war. Beide waren mannhaft, unumwunden, frei, biderbe Gestalten. 1814, als Weißenbach nach Wien kommt, gibt man „Fidelio". Eine unbeschreibliche Sehnsucht erfüllt ihn, den Meister des unsterblichen Werkes persönlich kennen zu lernen. Wie er nach Hause kommt, liegt eine Einladungskarte Beethovens auf dem Tisch. Beethoven selbst war da gewesen. Welch ein geheimnisvolles, magnetisches Spiel befreundeter Geister! Des anderen Morgens ward ihm Kuß und Händedruck. Man konnte dann oft mit ihnen zu Tische sein, im römischen Kaiser 11), in den Zimmern zu ebener Erde. Doch flößte es Wehmut ein, wenn sie beide so schrien. Genießen konnte man sie also nicht recht. Sonderbar: in einer kleinen Stube, wie im Gasthaus zur Rose662a) in der Wollzeile, hörte Weißenbach viel besser, sprach er sich frischer und leichter. Sonst der stoffreichste, gemütlichste, lebhafteste, liebenswürdigste Gesellschafter. Ein blühender alternder Mann, stets reinlich und recht elegant gekleidet. Welch gelehrter Arzt er war, wird nicht vergessen werden.

Klopstocks Bruder

(ja hätte Klopstock Weißenbachs Ader gehabt und ein wenig von der Klarheit Denis'), sein leiblicher Bruder, Ernst, war Antiquarbuchhändler in Wien660); außer Binz393) damals (gegen die neunziger Jahre zu) auch

Wallishausser 657), Weiß, Grund 663) und verschiedene Buchbinder; der krumme, auf Krücken gehende F. Rath 118), ein ausgedienter Schulmeister, durch Blumauers Verwendung als Krämer, anfangs im tiefen Graben 117). Es ging aber nicht so gut, wie mit seines Bruders Versen, mit denen es ursprünglich auch sehr holprig und unlukrativ gegangen. Der Bücherantiquar Klopstock schloß sich sofort an den Buchdrucker und Kleinverleger Öhler 659) an, der ein sehr unterrichteter, fleißiger, kreuzbraver, herzenslieber Mann war; geschickter, tätiger Schriftsteller, Oheim unseres distinguierten Hof- und Gerichtsadvokaten Eltz 663a). Klopstock einerseits hätte nichts Besseres tun können, da war er in guten Händen. Allein Öhler hatte kein Glück und sein Kompagnon hatte auch kein Glück. Sie hielten zuletzt einen Laden in der Spiegelgasse, im Kasino. Mit dem Antiquarisieren war es so gut als vorbei. Klopstock besorgte Druckkorrekturen und kleine Schreibereien. Ein Spaß ist dieses: die Federn schnitt er sich nur, wenn es regnete und stark regnete. Dann stellte er sich mit unbedecktem Kopfe hinaus auf die Straße, über das Rinnsal, spreizte die Beine auseinander, wie der rhodische Koloß, ließ die Fluten durchrauschen, die schmutzigen weißen Zwirnstrümpfe bespülen und hielt die zu schneidende Feder hoch auf, über den Kopf und schnitzelte und zwickte daran. Es ist kuriös; bei dem anderen Klopstock wäre es interessant gewesen und seltsamiglich, jedenfalls sehr wichtig zu deuten.

Gretzmiller,

Franz von, ist als Autor zwar nur durch eine Geschichte Österreichs bekannt, die keinen sonderlichen Wert hat, durch einige Aufsätze in Hormayrs Archiv usw.! Aber sein Andenken sollte man doch aufbewahren, da er manche litera-

rische Vorzüge besaß[664]). Er hatte eine feine Erziehung, war sehr wissenschaftlich, redete und schrieb fünf bis sechs Sprachen; war, was so selten, ungemein belesen und überhaupt ein Mann von Talent, von schönem Humor, lebhaft, heiter, geistreich. Er verwendete sich aber durchaus nicht, nie und nirgend. Als Beamter, der er war, hätte er es sonst weit, sehr weit bringen können. Sein wirklich gar zu arger Zynismus stand allerdings auch gar sehr im Wege. Wein, Tabak und noch manches. Eines Abends, ziemlich spät, besucht er einen Freund. Der ist eben mit einem Manuskripte von Janitsch, Kriegsfälle von 1809, beschäftigt. Es muß eine Vorrede dazu gemacht werden, denn Janitsch[665]) selbst schrieb jämmerlich. (Unter seinem Porträt nannte er sich: Scriptor rerum austriacarum, im Wortsinn, ja: „Schreiber" österreichischer „Sachen".) Gretzmüller hört das; entdeckt eine zwei Maß haltige Branntweinflasche auf dem Ofen (die einen besonderen Zweck); sagt kein Wort. Man plaudert bei einer Bouteille Wein. Der Freund geht zu Bett. Der Gast bleibt da. Des Morgens, siehe, die Branntweinflasche ist leer; die Vorrede liegt auf dem Tisch, der Verfasser ist fort. Man kann sie noch lesen; sie ist allerliebst. Schade um die edle Natur! Er starb, wie Thümmel[666]), wie Kanne[484]) und noch ein unsriger, buchstäblich mit der Flasche in der Hand. Traurig, sich durch Getränke begeistern! Die beste Begeisterung ist die Nüchternheit; frisch des Morgens.

Enk

Würdiger, unvergeßlicher Enk[667])! Ruhe sanft! Deine „Melpomene" wird machen, daß du nicht stirbst. Du warst ein tüchtiger Humanist und verstandest zu schreiben: ruhig, sicher, gediegen, klar, geschmackvoll. Enk war unser Saint-Evremont. Die französischen Verleger verlangten seiner-

zeit unaufhörlich: schreibt uns Saint-Evremonts668)! Enk war wirklich Gelehrter: er füllte sein Fach aus: ein starker Spanier; in der Tat „kritische Autorität" und doch die Anspruchlosigkeit selbst. Unter seine Eigenheiten gehört, daß er Uhlands Gedichte nicht gelesen; allerdings ein bißchen erschrecklich für einen Ästhetiker seines Ranges! Jeden September brachte er ein neues Manuskript mit nach Wien, jeden September furagierte er in Wien Autographe bei seinen Freunden, unter denen der geniale Halm669), sein Schüler. Er sammelte mit Leidenschaft Selbstschriften, aber mit dem eisenfesten Grundsatze: nur gratis. Merkwürdige Stärke! Ein passionierter Sammler; Lessing noch nicht haben, um fünf Gulden haben können; und nein! In den letzten zwei, drei Jahren begann Enk zu verfallen, körperlich und geistig. Seine Briefe erweckten Schmerz und Trauer; manches, was er drucken ließ, auch. Seine Beurteilung von Hebenstreits ästhetischem Lexikon in den Jahrbüchern der Literatur670) (in die er früher so viel Wertvolles geliefert) ist geknickt, nervenlos, zerrissen; eine Ruine. Wohl ist herausgehoben die faktische Erudition des Autors, der Umstand, daß das ganze stattliche, mächtige Buch von ihm selber ganz allein gedacht, gearbeitet, da er sämtlicher Zweige Kenner usw.; aber die Bemängelungen: Gott, wie linkisch, krankhaft, geschraubt, kindisch und arm. Enk war untergegangen.

Löschenkohl

Über diesen unbeschreiblich industriösen und tätigen Kunsthändler ist noch manches zu sagen. (Man kann sehen, Wiens Kunsthandlungen.) Seine Hauptspekulation ging auf die Benützung des Augenblickes, der Gegenwart. Wie es Gelegenheitsautoren gab und gibt, so war Löschenkohl671) der

Gelegenheits-Bilderfabrikant; oft schon antizipando. Es hieß: der russische Paul werde nach Wien kommen; der Papst; eine Gesandtschaft aus Marokko. Schnell wurde alles gestochen; am Tage der Ankunft war das Bild schon zu haben. Alle möglichen neuen Vorfallenheiten wurden benützt: die Eröffnung der Josefinischen Akademie; der Luftballon; der Emser Kongreß; die Kunstreiter Hyam, Kolter und Wieland617) auf dem Rennweg usw. Die französische Revolutionsperiode gab natürlich reichhaltigen Stoff. Die Franzosen wurden ebenso natürlich als zaundürre, ausgehungerte, zerlumpte Vautriens abgebildet. Ein solcher hält eine große Weltkugel in den mageren Händen, sperrt den Rachen auf, sie zu verschlingen. Zehn bis zwanzig andere, Soldaten, haben nicht die Courage, einen einzelnen österreichischen Ulan, der auf einem Hügel steht und NB. ein ausgestopfter ist, anzugreifen; zwei andere Kupferstiche in Querfolio: Orleans672), sterbend auf dem Bett; der Teufel bringt ihm eine Arzneiflasche, worauf steht: „Trink Orleans, es ist Blut"; ein Reiter, dessen Kopf an der Stelle des Pferdekopfes, der auf des Reiters Schultern und ohne Zügel, mit der Unterschrift: „Der Franzos, das dumme Roß, ist zügellos." (Zeitgeschmack; manche solche Bilder wohl auch von dem Kupferstecher Aßner128) im tiefen Graben.) Zeichnung und Illuminierung waren exekrabel, wie fast alle Verlagsartikel Löschenkohls; aber was gäbe man darum, die ganze Sammlung dieser Gelegenheitsbilder, eigentlich Karikaturen, zu besitzen oder nur betrachten zu können? Eine Schaustellung à la Prater gegen Entree; reich könnte man werden. Löschenkohl ward es auch; die meisten solcher Bilder wurden verschlungen. Von dem Kupferstich: „Maria Theresias letzte Stunde", verkaufte er in wenigen Tagen siebentausend Exemplare, das Stück zu zwei Gulden!!! Unermüdlich produzierte er, wie später der

induſtriöſe, raſtloſe Ehrenmann Eder 673), wie der reſpektable Kraftmann Eurich 199) in Linz vielerlei anderes: Silhouetten, Miniaturporträte, Kalender; legte eine Doſenfabrik, eine Fächerfabrik, eine Knopffabrik an. Löſchenkohl war in dem Bergiſchen geboren; früher Goldarbeiter. (Kommt unten im Artikel: Kunſthandlungen wieder vor.)

Retzer

hatte wohl ungleich mehr für ſich, als man anzunehmen ſcheint 87). Er war gelehrt, wenn auch à la française etwas oberflächlich; er war ſehr beleſen, verſtand ſeine ſechs bis ſieben Sprachen aus dem Grunde; er war äußerſt wohlwollend, dienſtfertig, liebenswürdig; ein Biedermann. Schwächen hatte er wie jeder, aber verzeihliche Schwächen: z. B. ging er die Schriftſteller ſogar an, ihm etwas zu dedizieren. Eine Menge Bücher wurden ihm gewidmet. Voltaire war ſein Abgott. Einen Brief Voltaires hatte er unter Glas und Rahmen über ſeinem Schreibtiſch hängen. Er beſaß ſogar alle Editionen der Oeuvres complètes de Voltaire, ein eigenes Zimmer voll. Ein Stück Betthimmel Voltaires, ein Steinchen von Rouſſeaus Geburtshaus, ihm von dem Mitteiler dieſes verehrt, machte ihn glückſelig. Für die vaterländiſche Literatur wirkte er rechtſchaffen und eifrig, wenn auch mehr anregend und durch lediglich Herausgabe der Leiſtungen anderer (H. Balbi, Denis, Ayrenhoff, Choice uſw.) 674), als durch eigene Hervorbringungen. Er bahnte und förderte den Verkehr mit auswärtigen Gelehrten, war deren Cicerone, daher ſein Name im Auslande viel gewichtiger, als bei uns ſelbſt. Dichter kann er nicht heißen. Hofſekretär war er mit Überſpringung von nicht weniger als ſechsunddreißig Konzipiſten geworden, zum Lohne für ſeine Geſchichte der Bücherzenſur, die er auf

des Kaisers Befehl geschrieben. Er war wirklich ein guter Konzipist und ein guter Sekretär, nämlich als Beamter schrieb er sehr gut, was besonders damals ein seltener Fall. Ein paar Jahre vor seinem Tode hatte er den guten Einfall, Paris zu besuchen, und den nicht guten, über den Aufenthalt daselbst einen Brief, zwei Quartseiten, drucken zu lassen[675]). Die Stadt Krems, sein Geburtsort, ist auf Retzer so stolz, wie auf ihren (Maler) Schmidt[676]), auf ihr Weiß und auf ihren Senf.

Bei Casanova dem Maler

Wir fuhren hinaus: Frau von P.[677]), Freundin meiner nachmaligen Frau und ich. Von Mödling an gingen wir zu Fuß.

Auf dem malerischen Wege zerfloß Frau von P. in Leid.

„Das herrliche Wetter," sagte sie, „die paradiesische Landschaft betrüben mich noch mehr; der Kontrast mit meinen düsteren Gefühlen beugt mein Herz nun vollends."

Ich suchte sie zu beruhigen; umsonst. Ein Weib von selbständigem Charakter, allerdings eine große, große Seltenheit, lächelt nur den Trostgründen der Männer. Von der Elastizität der weiblichen Seele, von der Unerschöpflichkeit ihrer Hilfsquellen haben wir noch keinen Begriff.

„Die Kunst und ich," sagte Frau von P. etwas gefaßter, „wir werden ihn wohl bald verlieren."

„Sein Übel," versetzte ich, „leider, ist nun einmal unheilbar. Alles läßt sich korrigieren, nur die Lunge nicht. Am meisten fürchte ich psychische Affekte. Ihr Freund ist heftig."

„Leider oft," seufzte Frau von P., „fast so wie sein berüchtigter Bruder."

„Verzeihen Sie," sagte ich, „das sei Ihr Trost. Seine

Das Mittagsmahl des Malers Francesco Casanova
(Nach einer Radierung von ihm selbst — K. k. Hofbibliothek, Wien)

Kränklichkeit ist seine Arzenei, sein Glück. Wäre er gesund, so würde er schon lange tot sein, möge das noch so auffallend klingen."

„Ja," erwiderte Frau von P., „es ist wahr. Seine Schwäche ist seine Stärke; sie nötigt ihn, sich zu mäßigen. Er kann nicht stark sein: und deswegen lebt er noch."

Ich suchte von diesem elegischen Stoff abzulenken. „Mit was beschäftigt sich jetzt Ihr Franz?" fragte ich.

„Mit nichts eigentlich," entgegnete Frau von P. „Die Lust zu produzieren hat ihn verlassen. Entwürfe, ja, die Menge; eine Unzahl von Skizzen. Radieren mag er nicht mehr. Er hat recht. Die gebogene Stellung schadet der Brust. Er gefällt sich, frühere Arbeiten zu vervollständigen. Denken Sie: er verlangt deren von den Besitzern zurück, sie, wie er sagt, zu ergänzen. Jetzt eben revidiert er ein herrliches Tierstück; es ist eine kleine Kuhherde, ganz in Paul Potters678) Geist, ein allerliebstes Kabinettbild, das er für den Baudirektor Cerrini679) gemalt hatte*). Doch . . . da sind wir schon in der hinteren Brühl."

Noch einige Schritte und Frau von P. trat zu einem Felsblock und setzte sich. „Dieser Punkt ist gewählt," bemerkte sie.

Ich verstand die Sinnige und musterte die vor uns liegenden zerstreuten Gebäude. Alsbald unterschied ich das Wohnhaus des Künstlers, mit dem einfachen Garten und dem kleinen Pavillon. Ich zog den Kupferstich seines Schülers und Freundes Duvivier680) aus der Tasche; die Ähnlichkeit war überraschend.

Frau von P. seufzte und erhob sich. Ich ehrte ihre Stimmung durch Schweigen.

*) Dies schöne Bild, das wohl ein paar hundert Dukaten gekostet haben mag, ist jetzt Eigentum des Hofbibliothekkunsthändlers Herrn Sigmund Bermann, der es zu billigem Preis ablätzt. (Anm. d. Verf.)

Wir treten in das Haus, sie voraus. Sie schreitet in den Garten; ich folge.

Unter dem kleinen Schirmdach des Pavillons, den Rükken gegen uns, gewahre ich einen Mann sitzen, eine blaue Mütze auf dem Kopf, in einer grauen Jacke; das ziemlich lange Zopfhaar nur lose gebunden. Er schien von mehr großer Statur, doch etwas schmalschultrig. Vor ihm ein Leinwandrahmen; er malt.

Wer anders als er?!

Geräusch vernehmend, blickt er sich um. Ich sehe einen schönen Kopf; das Ensemble der Physiognomie nicht eben hübsch, aber ausdrückend, interessant: forschende dunkle Augen, hohe Stirne, starke Nase, volle Lippen, spitzes Kinn; blasser Teint, alles mager, die ganze lange Statur. Die Palette weglegend, richtete er sich auf.

Mit heiserer Stimme sagt er: „Willkommen, o willkommen!"

In dieser Exklamation: „O willkommen", las ich die ganze Naturgeschichte seines Zustandes.

„Laßt euch grüßen, ihr blühenden Menschen," setzte er hüstelnd hinzu, „und seid heiter wie ich, seit ihr da seid."

Ich hielt es für einen Zug seiner Zartheit, daß er sein Taschentuch nahm und auf das Arzneiglas und die Schale hinbreitete.

Wir setzten uns. Frau von P. redete kein Wort, hatte aber eine energisch heitere Miene. Ach, wir begriffen das recht wohl.

„Ihr versüßt mir den Morgen," nahm Casanova 18) das Wort, „um so mehr, als ein Dämon mich angetrieben, einen ebenso geliebten als verruchten Menschen zu malen."

Dabei wies er uns das schon halbvollendete Porträt.

„Soll ich ahnen?" rief Frau von P. aus. „Ja, er ist es. Für wen halten Sie diesen Kopf?" fragte sie mich.

„Es ist Herr von Seingalt[19]," antwortete ich mit Bestimmtheit.

„Ja, der Entsetzliche," fügte sie bei. „Ein Roué, der Abgott der Salons, aber der Tyrann, der Henker seines Bruders. Sagen Sie, beten die Leute ihn noch immer an?"

Unser Wirt lächelte.

„Nichts anderes," entgegnete ich. „Alles fährt fort, ihm zu huldigen. So allmächtig ist der Geist. Ja, wir alle verfallen seinem Zauber und der Apfel war der Geist."

„Ja, wir alle," setzte Casanova hinzu, „insonderheit ihr Weiber. Was sind Schönheit, Tugend, Glück, Höhe? Nichts! Ein Wüstling kommt, ein geistreicher Mensch, ein Exaltierter, ein Genie, und sei er Schwächling, Mißgestalt, Malefikant: ihr seid seine Beute. Der Geist siegt, gängelt, herrscht."

„Und wie rätselhaft", fiel ich ein, „und doch wie äußerst erklärbar zugleich: nur über Frauen von feiner, höherer Bildung."

„Das ist ein Fluch!" zürnte Frau von P. „Ich bitte dich, tu das Gemälde fort."

Casanova klingelte. Es geschah. Früchte kamen und Wein. Er goß das funkelnde Gold in zwei Kelchgläschen. Frau von P. trank rasch und behaglich und leerte das Glas.

„Woher glauben Sie," fragte Casanova, „daß dieser Tokaier kommt? Glauben Sie direkt? Keineswegs. Die österreichischen Weine, will man sie echt, muß man vom Ausland beziehen. Dieser Wein kommt aus St. Petersburg."

„Ah, von der Kaiserin," fiel ich ein. „Es ist zart und edel; sie wollte auch Arzt sein dem gefeierten Künstler."

Ich war unvorsichtig; ich las es im Gesicht der Freundin.

„Ja, die Gönnerin dachte an alles," sagte Casanova. „Sie hielt allzuviel auf mich. Daß sie meine Schlachten in ihrem Palast aufstellen lassen, ist gegen meinen Wunsch. Aber sie tat noch mehr. Es ist bis jetzt nur wenigen Personen bekannt. Sie wissen, wie Diderots Kritik mich in Paris verfolgte."

Bei diesen Worten flammte Casanova zornig auf und ballte die Faust. Allmählich ruhiger, fuhr er fort: „Ich ward unwillig, ich verließ Frankreich und seinen allerdings großen Diderot[681]). Katharina aber war noch größer. Sie züchtigte ihn in einem langen, eigenhändigen Schreiben; sie drohte ihm: aus dem Handel mit seiner Bibliothek sollte nichts werden."

Das lange Sprechen hatte den Mann angegriffen; er hielt inne.

„Ich beschwöre dich," sagte Frau von P., „schone dich," und reichte ihm zwei frische Feigen.

Er küßte ihr die Hand. Dennoch, kaum als er die eine verzehrt, setzte er bei: „Was sagen Sie dazu?"

Ich sagte: „Die Siege der Russen sind auch Ihre eigenen Siege, mein Herr. Man konnte leichter die Türken schlagen, als jenen Diderot; Sie waren und bleiben sein Suwarow[682]). Hätte man nur den Brief."

„Oh," fiel Frau von P. heiter ins Wort, „den Brief! Gewiß der existiert nicht mehr. Ich wette, der Adressat hat ihn gleich beim Empfang vernichtet. Ich verwendete mich, ja, jetzt darf ich es sagen, ich trachtete, daß man ihn aus Diderots Papieren herausfinde. Der Prinz De Ligne[361]), unseres Freundes Freund, auch seines Bruders Freund, unterstützte meine Bemühungen auf alle mögliche Weise, aber vergebens."

Casanova küßte der zarten, edlen Freundin Stirn und beide Hände. Lieblich lächelte er; zauberisch lächelte sie.

Frau von P. lud uns ein, den niedlichen Garten zu betrachten. Wir wandelten einher, sie am Arm des Freundes.

„Nein, nein," sagte sie, „wir müssen die Rollen wechseln, deinen Arm in den meinigen. So!"

Dieser Anblick versetzte mich in Trauer. Aber ich dachte: Du wirst nicht sterben. Dein Hannibal allein reicht hin.

Ich ließ die beiden allein. Frau von P. aber nahm es sogleich wahr. „Nichts da," rief sie mir zu, „hier gehören Sie uns; hier gehören wir Ihnen. Hier nichts von derlei Diskretion. Ich bitte, bleiben Sie!"

Sie führte den Freund wieder zum Tisch, hob das Taschentuch weg und reichte ihm Arznei.

Eine wehmütige Pause.

„Aber lassen sie uns gerecht sein," nahm Casanova das Wort, als wolle er den Faden wieder anknüpfen. „Diderot und die andere Kritik, sie haben in vielen Stücken recht. Meinen Schlachten wirft man vor, sie hätten zu viel nackte Wirklichkeit; mein Okzakow 683) soll zu gräßlich sein, und bei Gott, es ist das."

„Lieber Himmel," fiel ich ins Wort, „eine so echt infernalische Szene! Ich behaupte, Satan selbst nur könnte milder, menschlicher sie malen, denn sie selbst ist ja sein eigen Werk, eines seiner gelungensten."

„Scharf, aber so," bemerkte beifällig Frau von P. „Das Thema läßt keine andere Ausführung zu. Man muß das Bild ansehen oder nicht."

„Fein gefühlt," versetzte der Künstler, „o wie fein empfunden und gesagt."

„Ich bin nicht Kenner," sagte ich, „aber ich behaupte, in einem anderen Sinne, man muß es sehen, schon des unbeschreiblich magischen Effektes halber, der gewaltigen entgegengesetzten Massen von Licht und Schatten."

„Nun, nun," sprach Casanova lächelnd. „Dennoch wird man nicht aufhören, mir vorzuwerfen, bei meinen Schlachtstücken hätte ich Bourguignon 684) zum Muster genommen, bei meinen Landschaften Wouwermans 685)."

„Ungefähr so," bemerkte die Freundin, „wie die römischen Klassiker Kopisten der griechischen waren." Bei diesen Worten goß sie unsere Gläschen voll. Augenblicklich waren sie leer.

„Der Tadel", sagte Casanova, „ist nicht ohne Grund; aber ich kann nichts dafür."

„Ich glaube," fiel ich ein, „in den zeichnenden Künsten ist solch ein Tadel unbillig. Der Maler kann und darf ja nicht überall Ich sein, wie allenfalls in der Poesie."

„Gut, gut," sagte Casanova nickend. „Und was haben die Dichter alles voraus! Schon die Vervielfältigung ihrer Werke! Aber so ein armer Maler! Blutend trennt er sich auf ewig von seinem liebsten, teuersten Kind. Wenn dort und da ein Bild in Kupfer gestochen wird, wie mein lieber Sturm von dem meisterhaften Bartsch 686)! Dann, von Maria Fischer 687) mein lieber Kosak!"

„Den können Sie noch sehen," sagte ich. „Er ist im Besitz eines Herrn Ankerberg 439), eines geistreichen Mannes, den ich gut kenne."

„Ei, soll ich nach der Stadt?" fragte Casanova.

„Ich werde machen," sagte ich; „Sie sollen das Bild hier, an diesem Tische, wiedersehen."

Frau von P. warf mir einen innig dankenden Blick zu. Sie sah nach ihrer Busenuhr.

Casanova klingelte. Einen Abdruck befahl er dem Diener. Der brachte ein scherzhaftes Bildchen, von Casanova radiert. Es ist in Kleinqueroktav. Er selbst steht vor einer Wurstbraterin und schmaust. Rings um das Weib liegen

Gemälde, die zu verkaufen sind; es ist ein Trödel. Unter diesen Bildern ist eines von Casanova selbst. Herrlich!

„Dies zum Andenken," sagte der Künstler, mir das Blatt reichend, mit einem Händedruck. „Ich war heute recht wohl, recht froh. Noch oft müssen wir uns sehen; noch oft. Gewiß, du nimmst es auf dich," sprach er, auf Frau von P. innig blickend.

Sie erhob sich; es war Zeit. Schon zuvor hatte sie mir zugelispelt: „Fort nun, denn sonst: wir töten ihn."

„Aber", sagte er noch, „machen Sie bald. Sie verstehen mich."

Mit unsäglichem Schmerz bemerkte ich, daß er sehr bewegt sei. Tiefe Wehmut umfloß sein Antlitz. Er wurde weich, sehr weich, es feuchtete sich das matte Auge. „Bald", sagte er mit schwacher Stimme, „habe ich ausgelebt und bin vergessen."

Frau von P. zog mich fort.

„Nicht das, um Gottes willen, nicht das," entfuhr mir. „Man wird fort und fort fragen: wie heißt der Baum, von dem diese Früchte sind? Er heißt Casanova, wird man antworten in Ewigkeit. Dies, o Mann, sei und bleibe Ihre Stärke."

Ich eilte fort. Frau von P. folgte mir bald nach. Ich sah ihn nicht wieder. Den 8. Juli 1805 starb der Maler Casanova.

Sein liebes Bildchen bewahre ich noch.

Häuserfaksimile und noch etwas.

Mit Freuden erfahre ich, liebe Tante! daß Sie sich entschlossen, nach so langer Zeit wieder einmal nach Wien zu kommen. Ich werde einstweilen für eine gute Unterkunft sorgen, da Sie Ihr gewohntes Absteigequartier, das Tasch-

nerhäuschen[688]), nicht mehr finden werden. Das ist ja nun auf ewig von der Erde verschwunden!

Ich war Zeuge davon. Ein unnennbar wehmütiges Gefühl hatte mich ergriffen und nagt noch an mir. Auf immer dahin nach jahrhundertelangem Bestand! Einem neuen imposanten Gebäude Platz zu machen, das stolz auf den alten Grundfesten dasteht, gleich wie die uralten Geschlechter der Menschen, durch neue Namen verdrängt worden und werden, und nichts von ihnen übrig ist, als — das Bildnis.

Ja, teure Tante, da eben liegt es, das ist es, was mein Innerstes peinlich berührt! Das Bildnis! Haben wir denn von all diesen alten, dahingeschiedenen Gebäuden Konterfeis übrig? Besteht denn eine Vorschrift, daß sich kein Mensch unterfangen dürfe, ein Haus einzureißen, bevor nicht ein daguerreotypisch genaues Faksimile davon angefertigt? Ich weiß nicht, ob eine solche Verpflichtung besteht; ich halte es aber für sehr möglich, daß keine existiert.

Betrachten wir solch ein uraltes Haus, etwa das steinalte steinerne Kleeblatt[689])! Jahrhundertelang war es mit dem Geschicke der Stadt selbst mehr oder weniger innig verflochten, verkittet, verwebt. Jahrhundertelang barg es das Schicksal zahlreicher Familien; es war gleichsam die stille Geschichte derselben. Wie viele große, merkwürdige, wichtige oder wenigstens liebenswürdige Menschen wohnten nicht darin? Und hinwieder auch, was eben zum Wesen der Geschichte gehört: wie viele, wenigstens wie manche Nichtswürdige, Elende, Schlechte und Schäbige? Dann wir Übriggebliebenen selber: wie nahe gehen so viele dieser Gebäude uns nicht an? Das Ofenloch; in diesem hat man das Licht der Welt erblickt; in den alten drei Laufern hat man im Flügelkleide herumrumort; beim Mohren hat man selber schwarz werden wollen, da durch die dritte Klasse ein

dreitägiges Fasten hat eintreten müssen; im Schubladkasten hat man die erste werte Bekanntschaft gemacht; im Eisgrübel war man so viele Jahre lang glücklicher Gatte; im tiefen Graben verlor man seine Liebste, um sich selbst wiederzugewinnen, und was derlei Fata in die Hunderte sind 690).

All diese Erinnerungen, Empfindungen und Betrachtungen drängen sich mächtig und lebendig uns auf, wenn wir durch die belebten Straßen wandeln und da schauen, wie man solch ein altes Gebäude abträgt. Was ist all der moderne kosmopolitische Weltschmerz, mit dem unsere jungen Leute kokettieren, gegen diesen ehrwürdigen bürgerlichen Stadtschmerz? Eine hohe Pietät liegt in diesem Stadtschmerz, der das Allerinnerste des Gemüts ergreift und beherrscht und auflöst zu wunderlicher Wehmut, die denn auch wieder ihr Süßes und Wonniges hat.

Und da kommen nun heran mit trägem, lässigem Schritt die Scharen gedanken- und gefühlloser Tagwerker mit ihren Hacken, Hämmern, Schaufeln und Brechstangen, und beschauen sich das vielhundertjährige Gebäude, das ihrer Zerstörung ausgewürfelt ist. Sie umschleichen es vorerst, wie der Tiger, dem seine Beute nicht entgehen kann; sie glotzen es an und beaugenscheinigen es, das hohle Haus, in welchem nun keine Menschenseele mehr weilt. Es ist ein ausgedientes Ding, das man nun zusammenschlagen soll. Dann macht sich die Schar gemächlich darüber her und haut und stößt, hämmert und bohrt, und schlägt und reißt so lange daran, bis keine Spur mehr übrig. Der neue Herr Hausherr jedoch spaziert tagtäglich zu wiederholten Malen drin herum, lorgniert die Lokalitäten, belobt lächelnd den Architekten, der so viele luftige Räume in dreimal so viele unluftige Kämmerchen verwandelt, die so und so viel Zins eintragen müssen.

Das alte Haus ist auf immer und ewig vom Erdboden weggetilgt; kein Andenken ist mehr da, nichts, gar nichts. Aber doch wenigstens eine Abbildung? Das ist es, liebe Tante, was ich frage: oder mindestens ein Bildchen, zum Gedächtnis! Um das frage ich wieder und unaufhörlich, und mit hohem Ernst und mit innigstem Anteil.

Jahrelang haben wir Umgang mit diesem oder jenem Hause. Wir waren gute Freunde; aneinander gewohnt; das Haus und wir waren du und du. Ein paar Wochen sind wir abwesend, wir finden es nicht mehr. Bitteres Herzleid erfaßt uns. Nun kommt ein neues, mit dem wir erst Bekanntschaft machen müssen. Oh, wie unbeschreiblich gern hätten wir ein gutes, treues Porträt des nun dahingeschiedenen alten Freundes! Ist es nicht zufällig in dem Pfeffel-Kleinerschen Kupferwerk691) enthalten, so müssen wir bitter verzichten, denn unsere neuen kunsthändlerischen Bilder zeigen uns in der Regel nur die imposanten neuen Bauten.

O eben du, mein wertes, steinernes Kleeblatt689), in welchem vielleicht Metastasio oder einer unserer größten Slawisten692), erst auch vom neuen Preußenkönig ausgezeichnet, gewohnt, wo bist du? O ihr Grillenhäuschen693) des Stephansplatzes, wo seid ihr? O du alter Schallenbergscher Kasten694), der du so viele Raritäten, Kuriosa und Antiquitäten verwahrt, mit deinem bauchigen Erker, wo bist du? O du unermeßlicher und unvergeßlicher Passauer Hof695) mit deiner Menge magerer polnischer Juden und ihren fetten Gänsen; und auch du uraltes Erltsches Süßlöchelmethaus696), wo seid ihr? O du geräumige freundliche Prandausche Burg697), wo bist du? O du fast tausendjähriges Branntweinhäusel unten am Katzensteig (nur ebenso klein in Hormayrs Wien konterfeit)698), und du noch älterer treppen- und gotischer mauerwerkschwangerer

Zwettelhof394), wo seid ihr? Und du und du, wo seid ihr? Wo bist du und du? Wo seid ihr und ihr? — Ausgetilgt bist du; für immer hinweggefegt seid ihr: alle, alle für immerdar; auf ewig!!

Wehe, wehe! Und nun suchen wir euer Konterfei, als unseren einzigen Trost. Denn die neuen, auf euren allerletzten Spuren, stolzen, himmelanragenden neuen Häuser! wir mögen sie nicht; sie sind uns, möchte ich sagen, nicht legitim genug; wir können sie nicht leiden; wir mögen sie nicht umsonst! Nie werden wir uns mit ihnen befreunden! Die kahlen, flachen, monotonen Dinger, ohne Höfe, ohne Räume, ohne Licht und Luft; mit ihrer egoistischen Enge, und ihrer filzigen, zinserträgerischen Ökonomie. Die ganze gemütliche Wohnlichkeit, die ganze heimische Magie, die ganze alterliche Romantik sind dahin, dahin! Noch einmal: Wehe, Wehe, und noch verschiedene Wehe!

Nicht aber wehe, liebe gute Tante, ob des, über alles liebreichen Taschnerhäusleins688) mit seinem wahrhaft himmlischen Raphaelschen Engel, mit den herrlichen, beschattenden, hohen, plastischen Flügeln, nicht wehe! Denn ich habe mir eine sorgfältige, treue Zeichnung angefertigt. Und ich tat dies mit dem lebhaften, ja glühenden Wunsch, daß sogar ein förmliches Gesetz den Leuten auferlege, von jedem solchen Haus ein kunstgerechtes Faksimile amtlich zu hinterlegen. Die Selbstsucht, die Erbsünde, der abscheulichste Makel, das häßlichste Monogramm unserer Zeit, schließt alle edleren, rein menschlichen Gefühle aus. Geschwind nieder mit dem Alten; geschwind empor mit dem Neuen; geschwind Zins, Zins, Zins, so schnell als möglich und so viel als möglich, so daß es auch nicht denkbar wäre, auch nur um ein Prozent noch zu steigern.

Übrigens, meine liebe Tante, begnüge ich mich nicht mit dem Porträtieren des englischen Taschnerhäuschens. Ich

weiß so manche alte, zum Teil historische Häuser, an die wohl auch recht bald die Reihe des Abtragens kommen wird, die schon lange auf der Rasierliste stehen. Da ist das kleine Wirtshaus, anfangs der Fischerstiege, welches ich so für mich im Verdacht habe, eines der ersten Urhäuser Wiens zu sein. Da ist ferner der Küßdenpfennig 699), in welchem, ja oder nein, der Hexenmeister Paracelsus gewohnt und das Abenteuer mit dem Münzstück gehabt. Da ist der Lazenhof, so hochwichtig und interessant als die Behausung des berühmten Historikers und Medikus Laz 700). Da ist das Türkenhaus in der Löwelstraße 701). Da ist der uralte Federlhof 609). Da ist das Wirtshaus im Fischhof 701a) mit seinen kuriosen Stiegeleien und seltsamem Gefenster — alles so, wie man es auf alten Holzschnitten sieht*). Das eben verschwundene Nebenhaus mit den wunderschönen verschränkten drei Fischen habe ich schon. So etabliere ich mir ein Album, liebe Tante, um es Ihnen zu Füßen zu legen.

Daß ich damit eilen muß, versteht sich, denn nie ist in einer Stadt oder sonst auf dem Erdenrund so viel und so unbeschreiblich schnell gebaut worden, als seit ein paar Jahren in Wien, besonders unter dem jetzigen, um die Verschönerung desselben so hochverdienten, energischen, unermüdlichen Bürgermeister 702). Die eine Seite eines alten Hauses ist noch nicht abgebrochen; auf der anderen wird schon gebaut. Es steht der Vorderteil noch, rückwärts sind schon einige neue Zimmer fertig. Noch wird an den Grundfesten, an den Kellern gearbeitet, auf dem Dache springen schon die Spatzen herum. An der Dauer liegt freilich nicht viel. „Die Nachwelt hat auch noch nichts für uns getan." Und

*) Niedergeschrieben den so und so vielten. Tags darauf geht man aus: man gerät in den Fischhof, und ach! o mein liebes Wirtshaus: wo bist du? (Anm. d. Verf.)

es ist nicht mehr der Fall, daß Bauen so viel sei, als die Ewigkeit antizipieren. Genug, man baut, um zu bauen.

Bei all diesen unerhört vielen neuen Bauten aber mangelt und wird noch lange fehlen ein Gebäude für eine Anstalt, die noch keine Stadt dieses Erdenkreises haben kann und haben wird, als unser Wien. Warum? Weil nirgends anders die bedingenden Elemente sich so überschwenglich reich beisammenfinden, als eben in unserem Wien.

Lachen Sie nicht, liebes Tantchen, denn es ist etwas zum Lachen; die Anstalt, welche ich meine, ist in der Tat das Lächerlichste von der Welt. Sie ist nichts anderes als eine Lachanstalt selbst. Ja, ein Institut, ein großes Gebäude, in welches man sich begibt, um da gar nichts anderes zu tun, als zu lachen, und so lange, und so viel als möglich zu lachen.

Seht ihr das Gebäude dort? Es ist das Lachinstitut. Schon von fern hört man laut den gemischten Schall der Lachenden. Wenn das alles vorbei ist, da kommen sie heraus, tränend von genossener Lachlust. Sie wischen sich die Augen; hoch und weit und voll atmen sie auf; es ist ihnen unaussprechlich leicht und wohl; sie sind glücklich. Will man mehr sein als das? „Ei, ei," mag mancher sagen, „das ist zum Lachen." „Ei, ei," diene ihm zur Antwort, „das ist es eben."

„Wohin reisen Sie?" „Hundertdrei Meilen weit." „In welcher Angelegenheit?" „Ich will lachen; ich muß lachen."

Lachen heißt glücklich sein. Während der Periode des Lachens selbst sind alle störenden Elemente weggebannt; der Lachgeist hat alle Sorgen, allen Ärger, allen Schmerz getötet. Vielleicht ist das Lachen das reinste, vollkommenste, höchste Glück. Und dennoch hat Wien keine — Lachanstalten. Institute, in denen alle Stoffe und Formen

dessen, so Lachen erregt, produziert würden, natürlich sehr verschieden von dem lediglichen Komödiespielen und Pantomimenwesen. Der Arzt würde dann sagen: Wissen Sie was, ich verschreibe Ihnen wöchentlich dreimal die Lachanstalt.

Ich weiß, beste Tante, daß Sie meine Vision meiner Lachanstalt recht kindisch finden werden. Alles Kindische ist heiter; alles Heitere ist lustig und macht lustig. Darum höre ich auch nicht auf zu beklagen, daß unser großer Sonnenfels den Hanswurst vertrieben[76]. Schade um den Hanswurst! Schade um alles, was lachen macht! Herbei mit allem, was Lachen erregt!

Kommen Sie aber, liebe Tante, noch vor der Errichtung dieser Lachanstalten in die Arme Ihres zärtlichen Neffen.

Erinnerung an das Aufgebot 1797

„Es gibt einen Ruhm, unabhängig vom Erfolg" — Worte, die auf das Wiener Aufgebot von 1797 Anwendung finden[703].

Mantua war gefallen; Bonaparte über die Piave vorgedrungen, über den Tagliamento; in der Steiermark Herz.

Wien zitterte. Leute des Geburtsranges, Leute des Mammons flohen[704]. Aber Kaiser Franz zitterte nicht und floh nicht. Er kannte die Tugend und die Kraft seiner Wiener Bürger. Er baute auf sie, und später noch oftmals: er hat sich nie in ihnen geirrt. Auch die Kaiserin zitterte nicht und floh nicht. Theresia[270]) besaß den Mut eines Mannes.

Die Schulen schlossen sich; es schlossen sich die meisten Kassen. Der Präsident der Regierung, Graf Saurau[375]), redete zu den Bürgern. Ein Hauch; und sie waren Flamme, sich selbst, ihre Söhne, ihre Untergebenen als Krieger zu

kleiden, zu bewaffnen, zu verpflegen. Der große Arzt Quarin[557]) sprach zu den Studierenden: sie schlossen sich an. Der Herzog von Württemberg[71]), Kommandierender Inneröstereichs, läßt als Freiwilliger sich einschreiben; voll vaterländischer Glut wirkt, ordnet, opfert er. Das Volk jubelt ihm zu. Der Kaiser kommt dem Wunsch der Wiener zuvor und ernennt ihn zum Oberbefehlshaber.

Binnen acht Tagen haben sich über achttausend Freiwillige gesammelt, darunter tausend Musensöhne. Den 11. April paradieren sie vor dem Monarchen und seiner Gemahlin auf dem Glacis. Zarte Jünglinge sieht man darunter und morsche Greise, Hunderte ohne soldatisches Kleid; Werkleute von der Arbeit weg, Mittellose in schadhaftem oder geschenktem Anzug; einen alten Mann in krebsrotem Frack, die schlechten Schuhe mit Spagat befestigt. Lauter Helden, lechzend nach Kampf für den heimischen Herd. Tags darauf sind siebenunddreißigtausend Streitlustige aufgezeichnet. Alles wird in Verteidigungszustand gesetzt, ununterbrochen, wiewohl bereits den 9. die Kunde des Judenburger Waffenstillstandes eingelangt[705]).

Es rückten zweiunddreißigtausend Freiwillige den 14. in die Verschanzungen am Wiener Berg, des Praters und der Brigittenau ein. Unter Schmutzer[706]) gestaltet sich das Korps der akademischen Künstler; es bildet sich das der niederösterreichischen Stände; durch den Fürsten Johann Liechtenstein[707]) jenes der Reiterei; das des Handelsstandes steht schnell und zahlreich da; die Tischlerinnung zählt fünfzehnhundert Mann. Diese entschlossene Zunft, sich durch einen eigenen Eid verbündend, nicht voneinander zu weichen; jeden Feigling für immer zu ächten, erhält ein selbständiges Banner, noch jetzt bei der Fronleichnamsfeier geführt[708]). Alle Klassen fahren fort, Mannschaft zu liefern, Kleid, Wehr und Geld.

Die Fahnenweihe auf dem Glacis erfolgt den 17., sofort der Ausmarsch bei der Nußdorfer Linie, bestimmt über Lilienfeld nach Steiermark. Tags darauf aber geschah zu Leoben die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien. Die mutbegeisterte Schar kehrte den 3. Mai nach der Heimat zurück, zwischen dem Schotten- und Burgtore drei Treffen bildend. Der Herzog von Württemberg entließ sie mit einer anerkennenden, ergreifenden Rede. Auf den Versammlungsplätzen wurden die Waffen abgegeben; jeder kehrte zu den Seinen zurück. Saurau und Württemberg wurden Ehrenbürger Wiens, wofür jeder dem Magistrate einen großen, silbernen Pokal verehrte. Ihre Bildnisse wurden im Ratssaale der Universität und im bürgerlichen Zeughause aufgestellt zum wohlverdienten Gedächtnis 709).

Der Kaiser, in gerührter Würdigung so patriotischen Aufschwunges, beschloß, jedes Mitglied des ganzen Aufgebotes mit einem geeigneten Andenken zu beteiligen. Er ließ eine Silbermedaille prägen; auf der Vorderseite sein Bildnis mit der Umschrift: „Franz II., röm. Kaiser, Erzherzog von Österreich"; rückwärts ein Kranz von Eichenblättern, darin die Worte: „Den biedern Söhnen Österreichs des Landesvaters Dank."

Diese Gedächtnismünzen wurden im Juli und September im großen Gebäude des Augartens ausgeteilt, mit der Bewilligung, sie an einem schwarz- und gelbseidenen Bande zu tragen. Der Herzog, Graf Saurau, die Kreishauptleute, die Regierungsräte und die Professoren der Universitätsbrigade erhielten sie von Gold 710).

Mehrere Jahre ward der 17. April als förmlicher Feiertag gehalten; die kriegerische Begeisterung von 1797 kann nur mit der von 1809 verglichen werden.

Was von den reichlich zugeströmten Summen erübrigt, wurde verwendet, die offenen Kanäle der Jägerzeile in gedeckte zu verwandeln und sie in die nahe Donau zu leiten 711).

Franz Graf von Saurau
(Nach einem Gemälde von H. F. Füger, gestochen von J. Pichler, 1799)

Unſer Wiener Bürgersmann vor vierzig Jahren

Trug er etwa einen kurzen, engen, ſchwarzen Capot und ein langes, weites derlei Beinkleid von feinem Zwölfgulden-Tuch? Mit Seide gefüttert? Mitnichten! Er trug einen langen lichtgrauen Frack vom ordinärſten Halbtuch mit Leinwandfutter und ein kurzes, enges Beinkleid von demſelben Stoff, die Elle zu zwei Gulden dreißig Kreuzer; oder von noch ordinärerem dunklen ſogenannten Zeug. — Etwa ein kurzes, enges, aber preziöſes Kaſchmirgilet und ein weites, großes Seidenhalstuch? Mitnichten! Eine lange, weite Weſte von Wallis oder von rotem oder von ſchwarzem Kaſimir; eine einfache weiße Halsbinde, vorn mit zwei Zipfeln. — Etwa Schmidtſche Sonnenglanzſtiefel? Mitnichten! Starke Land- und Waſſerſchuhe und weißzwirnene Strümpfe. — Etwa eine goldene Repetier- oder Zylinderuhr? Eine goldene Doſe mit Pariſer Rapee? Mitnichten! Eine Uhr von Silber, eine Frankfurter Erdäpfeldoſe mit Brünner und Schwarzgebeiztem.

Wie lange dauert der ſchwarze Capot? Ein halbes Jährchen. Wie lange der graue Frack? Fünf bis ſechs volle Jahre. Wie lange dauert der Fünf- oder Sechsguldenhut? Ein halbes Jährchen. Wie lange der Zwei-, Dreiguldenhut? Mehr Jahre als Gulden. Hatte er, was ſelten der Fall, einen Mantel; der dauert ein Vierteljahrhundert. Hatte er, was ſelten der Fall, ein Paar Stiefel, nämlich Kappenſtiefel: die dauern ein Achteljahrhundert.

Waren ſeine Möbel etwa von furniertem Nußbaum oder gar von Mahagoni? Mitnichten! Sie waren von maſſivem Eichenholz. Die Polſterung etwa mit Damaſt oder Seide oder Maroquin? Mitnichten? Rohrgeflecht, Strohgeflecht, zuweilen Leder; Seſſel wenige; mehrere Bänke. — Waren ſein flaches, kurzes, ſchmales Bett, ſeine

Fenster etwa mit Musselin- oder Seidendraperie verziert? Mitnichten! Das lange, breite Bett hoch aufgepolstert; kaum eine Überdecke; Fenstervorhänge von grüner Leinwand, an messingenen Ringelchen laufend. — Hatte er etwa Ankleidespiegel, Spieluhren, Bronzeleuchter, Gaslampen? Mitnichten! Er hatte einen mittelgroßen Familienspiegel; eine derbe Familiengewichtuhr; ein Paar Messingleuchter mit gegossenen Unschlittkerzen, unten mit einem grünen Streifen, zuletzt auf ein Profitchen (Sparerl) gesteckt. — Waren seine fünf, sechs parkettierten Gemächer etwa so mit Arabesken ausgemalt? Mitnichten! Seine zwei, drei Zimmer waren schneeweiß, von den Dielen auf mit einer schuhhohen gelben oder eisengrauen Bordur angestrichen. Eines dieser Zimmer, zuweilen mit grüner oder blauer Malerei, zwei, drei Gulden kostend.

Wie lange dauern die furnierten Nußbaummöbel? Wenn sie von der Sonne nicht beschienen werden, was in der Stadt meistens der Fall, so dauern sie wenigstens zwei Jahre. Wie lange die von Eichenholz, von Generationenholz, von Jahr zu Jahr schöner, dunkelfarbiger und spiegelglatt vom Bohnen? Die dauern längstens ein Jahrhundert.

Bestand seine tägliche Mahlzeit vielleicht aus fünf, sieben Speisen, darunter Braten mit Salat und was für Braten? Dazu etwa abscheuliches Bier oder noch abscheulicheres Wasser; wöchentlich einige Male Champagner? Zuletzt Kaffee, Liköre? Keineswegs! Sie bestand aus Suppe, Rindfleisch mit Gemüse, einer ordinären Hausmehlspeise. Dazu eine Halbe Mailänder Bier oder weißes, voll Hopfensubstanz, die Maß sechs Kreuzer; oder ein Seidel Österreicher, die Maß acht Kreuzer oder zwölf Kreuzer, mit Wasser vermischt. Wöchentlich einmal, am Donnerstag, wie an Sonn- und Feiertagen, ein tüchtiger Kalbsbraten vom Spieß mit Salat, dazu eine Halbe Sechzehner in geschliffener Flasche;

zuletzt ein Täßchen Kaffee. — Schmauchte er sogleich nach dem vorletzten Bissen etwa Knaster aus einem Meerschaumkopf, oder amerikanische Zigarren das Stück zu fünfzehn Kreuzer, so auch zehn bis zwanzig des Tages? — Warum nicht gar! Er rauchte so gut als gar nicht. Er war unschuldig. Er schämte sich, zu rauchen und von Tabak zu riechen, wie man sich jetzt schämt, nicht von Tabak zu riechen aus Mund und Kleidern. Wenn er zuweilen dazu kam, schmauchte er mit verzogenen Mienen aus einer langen kölnischen Tonpfeife und blies kleine bescheidene Wölkchen und spülte sich dann recht fleißig den Mund aus, denn er schämte sich.

Ging er etwa gleich nach Tisch in das Kaffeehaus, ein paar Stunden Tabak zu dampfen, zu plaudern, zu gaffen, inhaltlose Zeitschriften durchzublättern, Billard oder Whist zu spielen? Point du tout! Was hätte er denn da machen sollen? Er verweilte noch ein Stündchen bei seiner werten Familie und ging dann an seine anderen werten Geschäfte.

Des Abends? Ging er in die Komödie, oder ging er, oder fuhr er zum Sperl[458]), oder ritt er zu Dommayer[712]), um da wieder zu dampfen, zu zechen, zu champagnisieren, Kurzweil, Koserei, Tänzerei zu treiben bis gegen Mitternacht? — Mitnichten! Des Abends, gemessenen Spazierschrittes, wandelte er um die Bastei oder ein wenig auf die Bastei zu Milani[121]) oder auf das Glacis, häufig mit der werten Familie, der kleinen detto etwelches Obst, auch ein Kipfel spendierend, mit der größeren, der Liebsten, über Geschäfts-, Hauswirtschafts-, Kinder- und Schulsachen, vom Herrn Lehrer, von der dritten Klasse verkehrend, so allerhand über Gegenwart und Zukunft. Wie es acht oder halb neun schlug nach Hause zum frugalen Souper, und Punkt zehn zu Bette. Zum Kasperl oder ins Nationaltheater, so alle vier bis sechs Wochen. — Machte er keine Ausnahme? O ja! Gingen nämlich die Geschäfte passabel, so ging man auch

passabel am Donnerstag entweder zum Darfus458) oder zu den sieben Kurfürsten, zum grünen Tor, oder zur Schlange, oder zu den fünf Lerchen713), auf eine Portion Kalbsbraten à sechs Kreuzer, auf eine Halbe zwölfer, und war vor zehn Uhr wieder zu Hause.

An Sonntagen? Verfloß da einer ohne Landpartie in die Brühl, nach Baden, nach Weidlingau? An Sonntagen — ja, ohne Landpartie verflossen nur wenige. Denn ging es nicht in den lebens- und lustwimmelnden Prater272), so ging es, aber im Wortsinn zu Fuße, nach Schönbrunn, nach Weinhaus, nach Gersthof, nach Dornbach714). Die Sommer, selbst die Frühlinge waren damals noch warm. Es wurden ein paar Maß Bier getrunken; den Rettich, die Butter, das Hausbrot ließ man sich recht wohlfeil und recht gut schmecken; man schob Kegel, wobei die Frau Liebste zwei Kegel vor hatte, und das Recht, anzuwenden. Da fängt es an zu dunkeln, und man bricht auf, nach Hause; zur Ruhe, zu Bett, „Kinder, zu Bett; liebe Marie, zu Bett!"

War etwa jeder Tag der ganzen Woche ein Sonntag? Mitnichten! Es gab damals noch Wochentage.

Kostet etwa ein solcher Sonntag zwanzig, dreißig Gulden? Warum nicht gar! Er kostete siebenundvierzig, neunundvierzig Kreuzer, oft neunundvierzigeinhalb Kreuzer, denn man führte bei sich Exemplare von einviertel und einachtel Kreuzer oder Heller, als Kurrentmünze, die man jeden Augenblick brauchte und noch nicht wegwarf, wie die ganzen Kreuzer jetzt. Deshalb führte man auch kleine viereckige Brieftaschen von rotem Maroquin zum Zusammenstecken bei sich, in denen die Dukaten.

War er denn, ad vocem Dukaten, alle Augenblick in Geldverlegenheit? Mitnichten! Ja, in seinem grauen Rock, in seinen Geschäfts- und Hauskassen steckte allerhand Geld; ganze Ochsenblasen voll Groschen und Fünfer. Er war seine

Hochgericht am Schottentore in Wien
(Nach einem Aquarell von S. (A. von Saar?) — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

eigene Sparbank, und sein Herd war ein natürlicher und reeller Sparherd, weil die Sparherde noch nicht erfunden waren.

Spielte etwa der Wohlhabende den Reichen, der Reiche den sehr Reichen, der sehr Reiche den Millionär? Jeder wollte vielleicht dreimal mehr scheinen als er wirklich war? Mitnichten! Es war umgekehrt.

War etwa der Bürgerstand hundertmal luxuriöser, als vierzig Jahre zuvor der Adel! Mitnichten! Es gab nur Herren „von", die es wirklich waren.

War es vielleicht vor vierzig Jahren so wie jetzt? Mitnichten! — Wird es etwa wieder nach vierzig Jahren so sein, wie jetzt? — Mitnichten. — Wird es vielleicht so sein, wie vor vierzig, respektive achtzig Jahren? Wer weiß! Haben wir Geduld! Warten wir ab! Denn noch vierzig Jahre lang wird doch jeder von uns noch einen kurzen, schwarzen Capot tragen?! Wie??

Wiens Kaffeehäuser vor etwa vierzig Jahren

Gar so weit denke ich nicht zurück, um als Augenzeuge zu wissen, wie es in dem Erstlings-Kaffeehause Wiens auf dem Stockimeisenplatze, das Koltschitzky[715]) so Anno 1683—1684 errichtet, ausgesehen. Darüber vermag ich wahrlich keine genaue Auskunft mehr zu geben, obschon es erst seit der zweiten und vermutlich letzten türkischen Belagerung her ist und der Marquis Saint-Germain ein guter Freund von mir war.

Aber wie die Wiener Kaffeehäuser vor zirka vierzig Jahren beschaffen, schwebt mir noch ziemlich lebhaft vor.

Die kündigten sich durch ihr Äußeres schon von ferne an. Einige großmächtige Türken oder ein servierender Markör oder Mohr oder einige im Akt des Kaffeegenießens oder

Billardspiels begriffene Gäste, auf den mächtigen Ladenbalken mit grellen Farben abgebildet, invitieren uns; noch mehr aber winkt uns eine ungeheure, blinkend gescheuerte Kaffeekanne von Messing heran, die wohl einen halben Eimer halten kann. Sie ist an einem freien Fenster angebracht, mit einer Kette befestigt oder von einem kleinen Mohren gehalten, denn so große Mohren als die Kanne selbst hat es nie gegeben.

Es riecht gar aromatisch aus diesem Lokale heraus. Treten wir ein!

Das ganze Ameublement nicht von Marmor, nicht von furniertem Nußbaum, nein, sondern von gediegenem Eichenholz, glatt und spiegelhell gebohnt. Breite, hochgepolsterte Bänke und derlei geräumige Sessel, mit Roßhaar gepolstert, mit schwarzem Leder überzogen; das ist ein kommodes Sitzen! Nehmen wir Platz!

„He, Markör!" Ein betagter Mensch. Es waren damals noch keine jungen Marköre auf der Welt, noch keine solchen incroyablen Garçons. Unser Markör ist ein sehr gesetzter Mensch, fünfzig und wohl darüber. Er ist natürlich frisiert. Über jedem Ohre ein Würstchen, die Haare rückwärts als stattlicher Zopf, die Haare gepudert. Eine enge weiße Halsbinde rückwärts mit einer weißmetallenen großen Schnalle. Ein enges langes Gilet von rotem Tuche mit zwei Reihen grober Metallknöpfe; eine grüntuchene Jacke; enganliegende, kurze, schwarze Beinkleider mit Schnallen; gestreifte Strümpfe, Schuhe mit großen Schnallen, eine grüntuchene Schürze; rückwärts mit einer messingenen Kette oder Schließe!

So ist der liebenswürdige Junge beschaffen, der uns bedient. „Markör, einen Weißen!" Damals gab es noch keine „Melange". Der Weiße kommt. Auf einer großen Messingtasse stehen zwei Kannen von demselben Metall: Milch und

schwarz zu beliebiger Mischung, daneben eine ungeheure Zuckerschachtel auch von Messing in Gestalt einer Scharnierdose, so voll gestoßenen Zuckers, daß er zu zwölf Portionen hinreicht. Man kann nehmen, soviel man will, es liegt gar nichts an diesem weißen Pulver; es wird aufgesetzt, wie das Salz in der ganzen Welt, wie der Käse in der ganzen Schweiz, wie die kleinen Gurken in dem ganzen Mähren usw. Es kostet nichts! Nehme, wer da will! Und man nahm aus dieser großen Dose mit messingenen Löffeln, soviel man wollte, und eben deshalb viel weniger als jetzt. Auf der Tasse liegen zur Auswahl ein gewöhnliches Kipfel und ein sogenanntes eiernes; aber mit dem verdammten Glase Wasser auf der Tasse sind wir verschont.

Wir legen für den Kaffee drei Kreuzer hin, so wenig Geld gab es damals; drei Kreuzer. Ein paar Jahre darauf hieß es, er werde bald vier Kreuzer kosten. Richtig! Aber die Kaffeesieder-Innung hielt den Fall für so erheblich, daß sie ihn durch die Zeitung bekanntmachte und sich dann höflich entschuldigte, um einen Kreuzer steigen zu müssen. Wie gewissenhaft!

Neben uns sitzt ein Herr, der schlürft ein großes Glas Aqua d'oro, in dem man die Goldplättchen umherschwimmen sieht. Die Triester Bastflasche bleibt auf der Tasse stehen. — Der Herr kann unbeobachtet eingießen, soviel er will; er begnügt sich mit einem Glase und legt einen Groschen hin.

In einem dunkeln Winkel hockt ein anderer Gast, im allerletzten Zimmer, wohl vierzig Schritte fern. Welch aromatischer Duft bis zu uns her: die Zitrone, der Rum, der echte Tee! Der Gast schlürft ein Glas Punsch. Damals gab es noch keine Essenz. Alles war frisch aus den Original-Ingredienzien selbst. Ein großes Seidelglas, Preis ein Siebzehner. Sehr natürlich, denn es gab damals viel weniger

Geld und viel weniger Gäste in den Kaffeehäusern. Alles sehr natürlich.

Unter diesen nicht vielen Gästen spielen mehrere Damenbrett, viele aber Schach, so à la Allgayer716) und à la Ankerberg439). Wenige lesen in den Zeitungen, deren es fast gar keine gibt. Da ist die Wiener Zeitung in Kleinquart auf abscheulichem Papier, die nur Mittwoch und Samstag erscheint81); da ist die Augsburger NB. Moysche politische Zeitung82); da ist die Neuwieder: Gespräche aus dem Reiche der Toten83); Punktum mit den Zeitungen! Noch keine Spur eines literarischen oder belletristischen Journals. Man kümmerte sich blutwenig um die Komödie, um schönwissenschaftliche Literatur; man hatte noch kein Glas Wasser auf der Kaffeetasse stehen.

Man hatte aber auch noch keine Fidibusse. Kein Mensch rauchte Tabak, so gut als niemand. Man hielt gar keine Pfeifen, höchstens ein paar kölnische für außerordentliche Fälle. Damals rauchten gerade so viele Leute, als jetzt nicht rauchen, während es sich mit dem Tabakschnupfen vielleicht gerade umgekehrt verhielt. Hätte sich einer unterstanden, Tabak zu rauchen: „Der ungeschliffene Mensch; er stinkt vom Rauchtabak wie ein Kutscher; ich verbiete ihm das Haus. Pfui! auf zwanzig Schritte schon riecht man ihn. Seine Kleider sind durchräuchert; er riecht aus dem Munde; es ist nicht auszuhalten! Marie, mit dem Menschen darfst du keinen Umgang haben."

Aber ein paar Dutzend Jahre darauf lautet es ganz anders: „Das ist ein kurioser Mensch; er raucht nicht einmal Tabak! Das ist ein wahrer Sonderling, das! Marie, laß den Menschen!"

Was stinkt denn da so unausstehlich? Ja, dort in der Fenstervertiefung da steckt ein alter Herr, der raucht aus einer langen kölnischen Pfeife. Er geniert sich; er bläst nur

Altwiener Kaffeehausszene
(Anonymer Stich — K. k. Hofbibliothek, Wien)

kleine Wölkchen vor sich hin; aber es ist doch nicht auszuhalten. Gehen wir da hinüber; sehen wir ein wenig Billardspielen zu.

Billard! Ha, welch ein Elefant! Diese massiven Füße mit dicken Querbalken verbunden; die ganze ungeheure Maschine am Boden angeschraubt, daß sie ja nicht entwische. — Billard! Es ist ja eine Kegelbahn! Wie schmal und lang! Drei, vier Quadrate in der Länge. Da stößt man mit ungeraden Stöcken aus einem Stück kleine Kügelchen herum. Fällt ein solches in ein Loch, so läutet ein unter diesem Loch hängendes Glöckchen gar lieblich und hell, damit man doch höre, daß das Kügelchen hineingefallen, wenn man es nicht gesehen haben sollte. Man spielt die langweilige spanische Partie oder Pyramide, sehr selten die italienische, noch seltener à la guerre; à la guerre spielt man mit soundso viel Bällchen als Spieler, dabei immer auf den entferntesten Ball[717]). Die dazwischen stehenden müssen also weggenommen, und ihre Stelle muß bezeichnet werden. Das ist aber gar nicht umständlich: man macht den bezeichnenden Punkt mit Haarpuder. Alle Spieler haben ja noch schneeweiße Haare.

Man spielte besser als jetzt, aber nicht so leicht und frei als jetzt; der Wendepunkt der ganzen Spielpraxis war noch nicht eingetreten: Der epochemachende trockene Stoß, coup sec (so häufig Kosett, ja sogar Korsett benamset). Der coup sec machte anfangs erstaunliches Aufsehen; es war wie Hexerei. Er war die Reformationszeit des Billardspiels.

Das Spiel war teuer; vier gute Kreuzer die Partie, und man spielte mit Eifer und gut. Jetzt ist es wohlfeil, und man spielt nachlässig und schlecht.

Vor ein paar Dutzend Jahren gab ein Kaffeehaus im Zustande der Beleuchtung einen vollständigen Skandal. An einigen Wandleuchtern von Zinn einige tropfende Unschlitt-

kerzen; und dann erst die Illumination des Billards! Ebenfalls mit solchen Kerzen, vier bis sechs auf jeder Seite; ein Tragschemel dazu; der Markör hatte nichts zu tun, als auf und ab zu klettern und zu schneuzen. Die Herren Billardspieler warteten indes ein wenig, bis es aufhörte, stockfinster zu sein. Man war in puncto des Lichtes überhaupt sehr genügsam. –

Denkt man noch an die Kaffeehäuser in specie nach, so fallen einem einige besonders interessante ein.

Da ist das Milanische[121]) in dem Lokale des jetzigen Daumschen[319]). Vollgepfropft zum Ersticken von lauter Leuten, die nichts verzehrten; lauter Gaffer, meist aus der Vorstadt im Hin- und Hergehen. Wirklich so vollgepreßt, daß man nicht schliefen konnte. Wie der alte Milani mit seinem originellen Nationalgesicht, mit seinem weißtuchenen weiten Frack, den abgetragenen dreieckigen Hut auf dem Kopfe sich kriechend herumdrängt, vergebens bittend, flehend, drohend corpo di Dio maledetto, alles umsonst; kein Mensch geht fort. Im letzten Zimmer, die zahlreiche à la guerre jeden Abend: guter uralter Banchieri[718]), wie schwitztest du bei deinen zitternden Stößen, wie fluchtest du in leisem Gemurmel, wenn du gemacht wardst?

Bei Milani auf dem Kohlmarkt, wie bei ihm in seinem großen Zelte auf der Burgbastei jenseits des grünen Wallbrückchens, das durch Georgels Memoiren historisch geworden (sein Abenteuer dort in Rohans Dienst)[159]), bei Milani war alles gut und billig wie bei seinem Übernehmer Corti. Seine Milch, sein Kaffee, seine Limonade, sein Punsch, sein Gefrorenes waren einzig!

Cortis[719]) Zeit (Ecke der Nagler- und Bognergasse) fiel in die Periode der Kontinentalsperre. Das war das Kaffeeinterregnum: „Die kaffeelose, die schreckliche Zeit!" Wie köstlich schmeckte der Kaffee, weil er verboten war! Der

industriöse Corti ersann allerhand Surrogate; unter anderm roten Würzwein; der war delikat, aber doch kein Kaffee!

Etwas früher imponierte eine Zeitlang ein silbernes Kaffeehaus im Schabbenrüssel720) im ersten Stock. Da war wirklich alles von Silber, was nur immer von Silber sein kann, und alles von Mahagoni, was nur immer von Mahagoni sein kann. Der Kaffee selbst, nicht von Silber und nicht von Mahagoni, wie billig nur Nebensache: nun, ganz passabel. Einige Zeit darauf dislozierte der Inhaber seinen Schank auf das Roteturmtor. Da war ein artiges kleines Haus. Neu war da ein Pianoforte, aber nicht neu die Nebensache: der Kaffee.

Bei Hugelmann137), anfangs der Leopoldstadt, fand man die besten Billardspieler, wie in der „Krone" die besten Schachspieler. Man reiste zu Hugelmann, um zuzuschauen. Da war ein gewisser Reich721), ein gewisser N. N.; ungarische Markóre spielten vortrefflich, machten drei Partien auf einen Stoß aus mit den ersten enormen Bällen. Das war alles noch in der antediluvianischen Periode, in der Zeit der lieben Unschuld, der glücklichen Unwissenheit, noch vor der Buchdruckerkunst, noch vor der Erfindung des welterleuchtenden coup sec, dieses entscheidenden Kompasses. Bei Hugelmann war die Universität des Billardspieles. Jetzt geht die Universität zu Adami722). —

Die Madame Lechner122) auf dem Hohenmarkt machte auch etwas Epoche. Dann wurde ein deutsches Frühstück erfunden, eine Art Weinsuppe und Santé-Schokolade, in der Kärntner Straße „zu den drei Löwen"723); wirklich recht substantiös. Das kleine Kramersche Kaffeehäuschen im Schlossergassel79), in welches viele Schöngeister kamen, ist nicht zu übersehen; der vorige „Papagei" und die „Wiener Zeitschrift" 1843 haben davon geschwätzt. Ein rundes Billard, Ecke der Rauhensteingasse und Himmelpfortgasse,

wurde selbst bald wieder eckig; ein rotes, bald wieder vernünftig grün.

Eine Abnormität anderer Art war bei Werschmied[116] (oder Wirschmitt, ich weiß nicht) auf dem Neuen Markt. Bei Werschmied, wo der Kaffee immer vortrefflich, ganz vortrefflich (und fort bis auf seinen jetzigen braven Nachfolger inklusive), war es jahrhundertelang Tag und Nacht ewig Nacht. Wie vor der Schöpfung das Chaos verschlang ewig dichter und dicker Nebel den wackern Werschmied samt seinen Gästen und Getränken und Lichtern zu ebener Erde wie über der Erde. Hier auf diesem einzigen Punkt wurde mehr und ärger Tabak geraucht als in ganz Wien zusammen; in seiner Art gewiß nicht unmerkwürdig, denn hier atmeten Menschen sechzig bis achtzig Jahre lang usw. Es wurde damals bei Werschmied so erschrecklich stark geraucht, als jetzt in allen Kaffeehäusern und überall geraucht wird; wo irgendeine lebendige Seele Atem aushaucht, ist dieser Atem, diese Luft nichts anderes als eine Tabakwolke.

O würdiger, steinalter Stein[724], wie recht hast du mit deinem amor capnophilus!

Dies sind so ziemlich alle meine Reminiszenzen, der ich nie ein eigentlicher Kaffeehaus-Frequentant gewesen. Ein solcher wird Interessanteres, Richtigeres und mehr wissen. Möge er es auch ausplaudern!

Und schreibt irgend einmal einer etwas Durchgeführtes über das Kaffeeunwesen, so möge er ja nicht versäumen, unseres großen, preiswürdigen Hammer-Purgstall köstliche Worte anzubringen:

„Der Kaffee ist wie das Mädchen, das braune,
Das bei Tag uns erheitert und bei Nacht uns den Schlaf raubt."

Guten Tag! Gute Nacht!!

Wiener Kaffeehausszene
(Nach einer Zeichnung von J. C. Schöller gestochen von Andr. Geiger — Museum der Stadt Wien)

Billett an mich selbst

Wie konntest du den marmornen Jüngling vergessen? Wenn du nicht irrst, so hast du geirrt. Aber waren denn jene niederen Marmorhallen nicht das Morgenrot des kaffeehäusischen Gusto? Wie ist es möglich, Jünglings Kaffeehaus[5]) nicht zu nennen?! Kannst du das verantworten, du leichtfertiger Tavernen-Topograph? Und vermagst du dich nicht zu besinnen, damals vielleicht selber ein marmorner Jüngling, so laß dir sagen, daß jene Hallen, als sie sich zuerst aufgetan, in ganz Europa staunende Bewunderung erregten. Der helle Glanz des schimmernden gelben und grünen Marmors der zwei Gemächer blendete aller Augen; die plastischen Verzierungen, die Arabesken, die vergoldeten Lichterstangen, das geschmackvolle Ameublement fesselten den Blick. Europa und die über den Donauspiegel neidisch heraufblinzelnde Türkei riefen bravo.

Und von allem dem sagst du kein Wort? Wo warst du denn damals? He? Gewiß allzuoft daneben auf der hohen Schule des Billards, bei Hugelmann[137]) oder wenigstens hinter dessen grünem Holzgitter unter den dritthalb Bäumen, auf die Equipagen zu gaffen? So vergißt man oft das Nächste, bis es zu spät, wie jetzt, wo der marmorne Jüngling sich mit seiner Nachbarschaft verheiratet und aufgehört hat, Jüngling zu sein und Jüngling zu heißen.

Das ist eins, mein luftiger Historiker. Das zweite ist das „National-Kaffeehaus"[725])! Warum sagst du kein Wort von dem „National-Kaffeehaus"? Weißt du nichts davon, der du immer in nationalen Dingen travaillierst? Höre denn: Die National-Taverne war allerdings eine ganz gewöhnliche, und zwar an der rechten Ecke der Schotten-Teinfaltstraße (wo jetzt der ehrenwerte Kloger Kaffee und in etwas größeren Portionen konsumieren läßt); aber an

den Läden stand mit großen Lettern gemalt: „National-Kaffeehaus". Wie kann man solche Sachen übergehen?

Gleich setze dich hin und schreibe mir folgendes Billett:

Mit dem marmornen Jüngling und mit dem Eckkaffeehause hast du ganz recht, aber du mußt wissen, ich schrieb aus dem Stegreif und betitelte mein Aufsätzlein: „Wiens Kaffeehäuser", nicht „Die Wiener Kaffeehäuser".

Schließen wir das Geplauder mit einem Markör! Von Koltschitzky[715]) hat man noch mehr als eine treue Abbildung (das treffliche Kaffeehaus der Himmelpfortgasse hat auf dem Balken eine der besten). Wie aber vor etwa vierzig Jahren ein Markör ausgesehen: davon existiert meines Wissens nur ein Konterfei, und zwar auf einem Fensterladen im Hof des Schlegelschen[726]) Kaffeehauses. Weder auf der Straße noch in einem Hofe schämten sich damals die Kaffeewirte, aller Welt, also auch denen, die nicht lesen können, auf den ersten Blick sehen zu lassen, daß da ein Kaffeehaus sei, daß ihr werter Name einem Mann angehöre, der ein öffentliches Gewerbe hat.

Klemm

Kein Mensch denkt mehr an ihn. Klemm[727]) war Lehrer (damals sagte man noch nicht „Professor", wie jetzt von jedem Lehrer der Fidel oder Maultrommel) der deutschen Sprache in Wien. In den Neunzigern war er ein Achtziger, noch voll Kraft und Feuer. Der kleine dicke, lebhafte Ausländer machte uns viel zu schaffen. Er hatte eine gute Methode. Wie im Konversationston erzählt er, auf- und abgehend, eine kleine Geschichte, das Räuberabenteuer Tottlebens. „Nun Freunde", sagte er, „sogleich schreiben Sie die Geschichte nieder, jetzt auf der Stelle." Das geschah. So lernte er seine Leutchen kennen, korrigierte sie individuell.

1769 hatte er in Wien eine Zeitschrift herausgegeben: Der österreichische Patriot, moralisch, belletristisch. Am Schlusse des zweiten Jahrganges nimmt er Abschied, sich dem Theater zu widmen. Er schrieb: Der auf den Parnaß erhobene grüne Hut (Satire auf Sonnenfels), Lustspiel, 1767; Beiträge zum deutschen Theater, erster Teil, 1776; Kunst auf Kosten anderer Leute zu leben, Lustspiel, 1776 und anderes, das man in Kayſers Bücherlexikon findet[728]), wo aber der Patriot fehlt. Klemm hatte eine Tochter[729]), die eine renommierte Schauspielerin war, von der er selbst in der Schule (noch nicht Kollegium) schwärmte. Klemm war ganz Vater. Ruhe sanft, du würdiger Lehrer!

Wähner

hätte wohl einen förmlichen Nekrolog verdient[730]). Als Hellenist und Bibelkenner hatte er nicht viele seinesgleichen. Sein Charakter war mammutisch wie seine Person. Er war Prediger in Dessau gewesen, kam nach Wien, philologische Unterrichtsstunden zu geben. Mit tüchtiger Kenntnis und guten Empfehlungen fand er bald Eingang. Aber sein absprechendes, brüskes, unleidliches Wesen konnte ihn nicht gedeihen lassen. Dazu seine bacchanalischen Exzesse. Nun gab er die Zeitschrift Janus heraus. Sie war der Schauplatz der brutalsten Klopffechterei, ein feiles Organ der Animosität anderer. Solange man nötig hat, auf die Welt zu kommen, genau so lange brauchte der Janus, um zu Grabe zu gehen. „Noch einen Pränumeranten" her, hieß es im Lamm. Das Janusabonnement kostete sechs Gulden, wie die Maß Mordianer. Wähner verließ Österreich, kam aber, wie dieser und jener, wie so mancher andere, bald wieder. Es ging ihm, abermals durch eigene Schuld, noch schlechter; und er starb armselig. Gegen die Ahnfrau war er

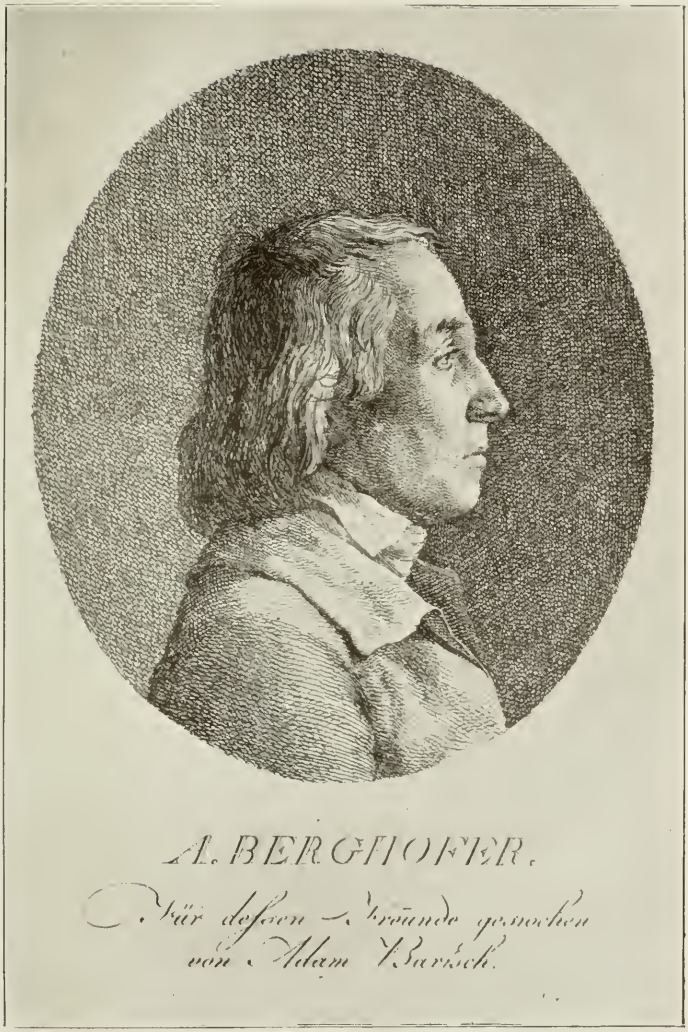
zuerst in der Hallenser Literaturzeitung aufgetreten 731); den Vorwand gab das Prinzip des Fatums. Die Rezension war brutal, indignierte um so mehr, als jedermann Grillparzers Höhe in diesem Produkt voll Mark und lyrischer Schönheit schon ahnen mußte. Dessenungeachtet druckte man den Aufsatz Wort für Wort im Sammler nach. In die Jahrbücher der Literatur lieferte Wähner gediegene Berichte; den schärfsten über Hormayrs Supplement zu Millot, im ersten Jahrgang des Hermes 732). Schade um Wähners Wissen und Kraft! Seine Tinte war Scheidewasser.

Pezzl

ist der österreichische Voltaire 733). Frappiert das? Nun, man lerne ihn kennen; man wird dann sagen: Es ist wahr. Sein Faustin, sein Unkenbach, sein Gabriel sind Schriften von Voltaire. Sie haben aber noch mehr Substanz, Gehalt und Kern. Faustin ist die geistvollste Satire auf das philosophische Jahrhundert, wie Unkenbach auf die Phrenologie. Pezzl in Geist, Anmut, Zauber, Schärfe und Leichtigkeit steht über dem Mann von Ferney. Montesquieus persönliche Briefe haben mehr philosophische Tiefe, aber weniger schneidendes Leben als Pezzls marokkanische. Gegen seine ältere Skizze von Wien ist Merciers Gemälde von Paris 734) oberflächliches Gewäsch. Ist es nötig, sich gegen den Verdacht vaterländischen Optimismus oder des Outrierens überhaupt festiglich zu verwahren?

Berghofer

war ein überspannter Philanthrop 735). Er hatte wohl redlichen Willen; aber ohne alle Besonnenheit und Prudenz. Naturmensch, Natursohn, wie er sich immer selbst fatierte,



(K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

war er allerdings. Das ist jedoch nicht ausreichend, um auch philosophischer Schriftsteller zu sein. An wissenschaftlicher Grundlage fehlte es ihm durchaus. Er war Denker, aber stets malkontent, sich selbst zu einer gewissen enragierten Humanität hinaufwirbelnd. Natursöhne, wenn sie ihre Sprößlinge spartanisieren wollen, pflegen wohl auch sie nackt herumlaufen zu lassen, nicht aber sie zu zwingen, auf einem Dache zu schlafen. Wieland hatte den Einfall, Berghofer den österreichischen Rousseau zu nennen (vielleicht im Merkur). Das entzückte ihn noch im achtzigsten Jahre; sein letztes. Die zweite Auflage seiner „Schriften" kürzte er ab, auf dem Titel sagend: verminderte, verbesserte Auflage. Das vulgo war gut. Um seine Quieszierung schritt er ungefähr mit den Worten ein: „Ich bitte nicht mehr sein zu dürfen Dero ergebenster Diener." In Straubing erschien 1810 ein Buch in zwei Teilen, betitelt: Verbotene Schriften. Diese sind von Berghofer, was in den Katalogen nicht angemerkt ist. Sie enthalten das, was man Räsonieren nennt. Sonst war Berghofer ein Ehrenmann.

Doktor Barth

der berühmte Augenarzt, hatte viele Eigenheiten, besonders in seinen letzten Jahren 736). Da sah man ihn als Sansculotte umhergehen, bloß in einem schwarzen weiten Überrock, einer Art Kutte; den Hut ohne Boden. Von unten und von oben freie Luft. In seinem Hause in der Heugasse unterhielt er eine künstliche Hühnerausbrütungsanstalt auf ägyptische Manier. Da spazierte er mutternackt einher. Um Anatomie und Physiologie hatte er große Verdienste. Er ist es, dem wir das große anatomische Theater verdanken. Seine anatomisch-pathologische Präparatensammlung kaufte

Kaiser Josef für zweitausend Dukaten und schenkte sie der medizinischen Fakultät275). Den Niobe-Torso, welchen der damalige Kronprinz von Bayern 1815 ihm für so und so viele Tausend Dukaten abkaufte, hatte er in Prag auf einem Steinmetzplatz bemerkt, erkannt und um einen Spottpreis an sich gebracht. Unser großer Statuar Fischer737) machte die Arme dazu.

Stoll, der Sohn

Unser großer Arzt Stoll (globischer Name) hinterließ einen sehr talentreichen Sohn, Ludwig738). Der war Dichter von Beruf. Er war mit Schiller persönlich bekannt, machte mit ihm kleine Reisen. Schiller ehrte ihn. Stoll wies gern zwei recht freundschaftliche, achtende Briefe vor, des großen Dichters an ihn. 1808 lebte der junge Stoll in Wien, ein hübscher, schlanker Mann, blond und blaß. Sein Schneckenalmanach ist genial, besonders der Chor der Schnecken. Goethe sandte ihm Beiträge für seine Zeitschrift „Prometheus". 1809 kommt der Feind nach Wien. Napoleon hört den Namen Stoll. Ein hoher Verehrer des klassischen Arztes, setzte er dem Sohne eine Pension von fünfhundert Franken aus. Der junge Stoll stirbt 1815. Was er gedichtet, geschrieben, ist auch noch nicht gesammelt.

Wiens Kunsthandlungen vor einigen Dezennien

Wollen wir sie besuchen? . . . Gut!

Wir sind auf dem Kohlmarkt. Welche Firma! Schon die erste Silbe, wie die drei anderen, spricht „Kunst". Artaria739), welcher Klang, welch globischer Klang! Das Lokal nichts weniger als günstig; dunkel, feicht, ungeräumig. Doch

der Posten! Nun ja. Aber den Schätzen des Inhalts würde man zupilgern, und steckten sie am äußersten Ende des Bandwurms Sievering. Alte und neue Kupferstiche; ein reiches, reiches Lager. Du frägst um irgendein Oeuvre (wie richtig bezeichnet man artistisch die Gesamtleistung gegen das literarische Oeuvre; multum multa), es ist da; ganz und einzeln, in mehrfachen Abdruckschattierungen. Du willst kostbare Handzeichnungen? Hier hast du sie in so und so vielen Portefeuilles. Geographische Karten verlangst du? Nenne welche immer; des In- oder des Auslandes, da sind sie. Musikalien, alle, die du willst. In all diesen Zweigen findest du mächtigen, eigenen Verlag. Hast du Lust, eine Auktion zu geben? Das ist die globische Firma, denn selbst aus Peking mag dir Bestellung werden. Artaria ist ein hübscher Mann mit ausgeprägter Nationalphysiognomie; höflich, gefällig, bescheiden. Gegenwärtig ersetzt, wie schon lange, durch einen Sohn von Kenntnissen, distinguierter Bildung, feinen, liebenswürdigen Sitten. Artaria und Komp. ist das, was man ein „Haus" nennt. Gehorsamer Diener!

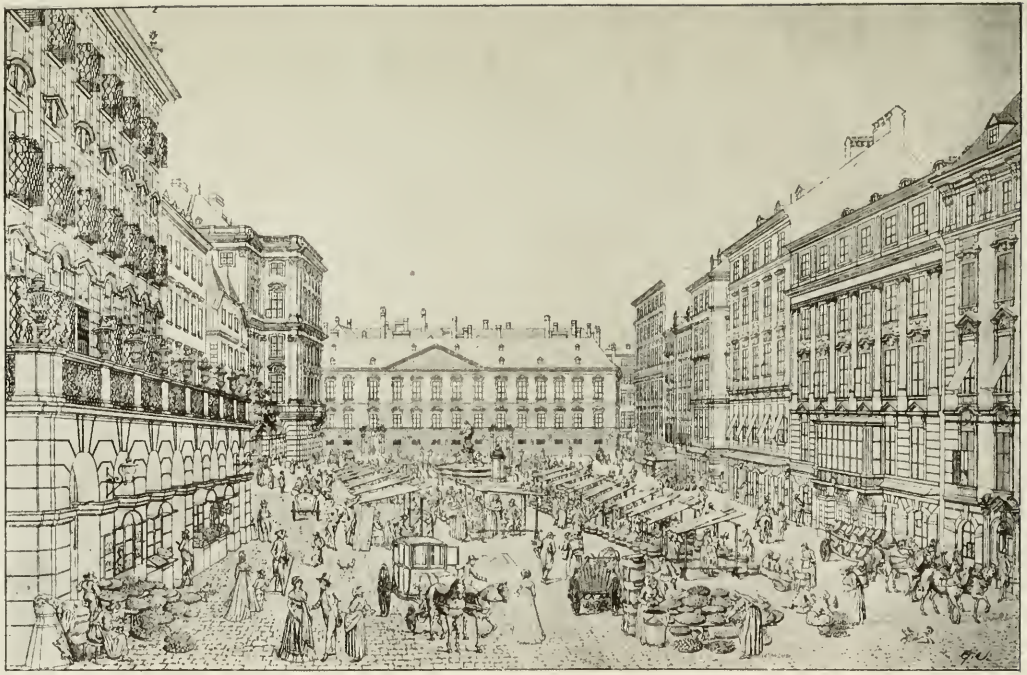
Ein paar Schritte, und wir sind bei dem gehorsamsten Diener des schlechten Geschmacks, der da selbst wieder der gehorsamste Diener des Firmaträgers ist, bei Löschenkohl671), im vorigen Lokal des würdigen Müller740). Löschenkohl ist der unermüdliche fixfingerige Fabrikant des Tages, der Stunde, des Augenblicks. Seine bemalten Zeitbilder sind exekrabel; aber der Name des Gegenstandes steht darunter, und sie werden gekauft. Man balgt sich um sie. Löschenkohl ist der ikonographische Zeitungsmann. Die Neunziger und die neuen tumultuarischen Jahre sind überreicher Stoff. Heute langt die Nachricht einer Schlacht an, morgen liefert Löschenkohl sie gestochen. Er improvisiert, er antizipiert Szenen der Tagesgeschichte. Robes-

pierre diktiert noch, auf dem Kohlmarkt ist er schon guillotiniert. Der Mann, nämlich Löschenkohl, als Kaufmann, hat die rechte Industrie; er macht den Leuten Unterhaltung und sich Geld. Er ist sonst brav, bei ordinärem Äußern sehr verständig und lustig, wenn er zufällig nicht krank ist.

Empfehlen wir uns diesem Spekulanten, um in einigen Minuten bei Sauer[741]) zu sein. Wir sind in der Naglergasse, eines der Urgäßchen der City, wie das Rotgäßchen und die Goldschmiedgasse von pestelementschwangerer Exhalation. Hier gewahren wir das Ladenschild: „Zu den sieben Schwestern". Der Vater, ein Koloß mit einer Rohrdommelstimme, wenig und langsam sprechend, aber viel und geschwind schnupfend, ist ein Mann von vielerlei Kenntnissen. Er hat das Fronleichnams-Waisenkinderlied komponiert, er hat eine Baumschule angelegt, er hat eine Schrift verfaßt: „Monographie des Perlhuhns".

Wir verlassen mit Vergnügen die sieben Schwestern und die übrigen Perlhühner. Zehn Schritte, im Rücken der mephytischen Gasse, und wir sind auf dem Hofe. Wir stehen vor der Kunsthandlung Tranquillo Mollo[742]). Ah, allen Respekt! Mollo unvergeßlich als Mensch wie als Kaufmann! Anmutiger, freundlicher, herzlicher Mann! Mollo, du trefflicher Kopf, mit dem richtig durchschauenden Blick! Du begreifst den Pulsschlag der Zeit. Deine Karten, deine Prospekte, deine militärischen Bilder, deine Globen sind dein ehrenwertes „Oeuvre". Mollo war der Anton Doll[73]) des Kunsthandels. Mollo schwang sich und glänzte. Das Haus Mollo ruhte auf einem Fundament von Granit. Aber . . . wo ist sein Aufbau?

Glückwünschend und glückgönnend nehmen wir Abschied von dem liebens- und achtenswerten kleinen dicken Mann. Wir schreiten durch das Kriegsgebäude gegenüber und sind in der Seitzergasse. Eine Höhle gähnt uns an, in Gestalt



Neuer Markt mit Mehlgrube in Wien zu Ende des 18. Jahrhunderts
(Nach einem Stich von C. Schütz — K. k. Fideikommißbibliothek, Wien)

eines Kaufladens, seicht, dunkel, im Wortsinn ein Gewölbe. In dieser Kasematte gewahren wir einen rüstigen Mann mit frischem Antlitz. Er ist in Rembrandtsche Schatten gehüllt; allein wir unterscheiden ihn hinlänglich. Von Portefeuilles ist er umlagert, von Packen umtürmt. Es ist Stöckl[743]). Inmitten dieser Massen, hinter einem kleinen vollbelegten Ladentisch wurzelt der Mann, die ganze Außenwelt vergessend. Er unterwühlt und durchwühlt ein Portefeuille. Er scheidet aus, er teilt ein, er wählt, er prüft, die Augengläser über der Stirne, er taxiert, er sichtet und ordnet und sinnt. Wir besehen, wir kaufen, alles recht billig. Von gar manchem trennt sich der Krösus nicht gerne. Es ist eine vermischte Warenhandlung von Kupferstichen. Der Vorrat ist unermeßlich, ein Miszellenozean. Viel Altes, Seltenes, Wichtiges. Seine Speicher sind überfüllt. Stöckl ist der kunsthändlerische Haselmayer[401]). Er wird so alt wie dieser, auf daß seine Magazine einst übergehen auf den unterrichteten, gebildeten, gründlichen Kenner Sigm. Bermann[744]).

Wir rollen unsere Porträts (in welchem Zweige Stöckl außerordentlich stark ist) zusammen; zwanzig Schritte, und wir sind in der chemischen Druckerei. Chemische Druckerei? Was ist das, hier im Paternostergäßchen? Sie heißt so par excellence. Sigm. Steiner[745]) hat hier mit Senefelder, dem lithographischen Gutenberg, diese Kunst zuerst auf den Musiknotendruck angewandt. Die ersten Versuche sind abscheulich. Man kommt bald davon ab. Steiner, im Bunde mit dem tüchtigen Tob. Haslinger[200]), kultiviert die Sache auf anderen Wegen. Sie nimmt und behauptet den schwunghaftesten Flug. Wir ahnen diese leuchtenden Erfolge, aber für den Augenblick schreiten wir den Graben entlang, wo schon von ferne her Eders[673]) Kunsthandlung blinkt und winkt.

Für Jugend und Volk ist hier ein wahres Dorado, wohl auch viel Ernsteres, Kunsthältiges und Bedeutsames. Bilderbogen, Farbengeräte, Zeichnungsrequisiten, Kupferbücher, Spielwaren, feineres Technisches; alles gut, schön und wohlfeil. Eigentümlich aber sind die Visitbillette und Neujahrsgeschenke, mit denen Eder ein so außerordentlich lebhaftes Geschäft macht, daß es sich unmöglich schildern läßt. An gewissen Namens-, besonders aber an den Neujahrstagen wogen viele Hunderte von Käufern da aus und ein; der Laden im Zustand der Bestürmung. Wachen müssen Ordnung halten. Tausende solcher Billette mit Flittern gestickt, mit einem gedruckten Verschen, in farbigem Kuvert, ein bis zwei Gulden im Preise, werden für hier und die Ferne verkauft. Eder erntet und verdient es, zu ernten. Sein einfaches, unscheinbares Äußere birgt das reellste, herzlichste Wesen, das Prototyp österreichischer Biederkeit. Sehr gealtert, tut er wohl recht, sich mit einem so wackeren Gesellschafter wie J. Bermann 746) zu versippen.

Der dienstfertige Mann weist uns mit einer geographischen Anfrage empfehlend an das Kunst- und Industriecomptoir 747) auf dem Hohen Markt. Wohlan, jedenfalls gehen wir dahin. Schon der eine der Chefs interessiert uns: Schreyvogel (literarisch West), Österreichs Lessing. Seine Charakteristik gehört einer anderen Sphäre an, wie seines Kompagnons Riedl 748), eines guten Mathematikers. Wir erinnern uns an Schreyvogels siegreiche Wiener Zeitungskämpfe, mit dem unermüdlichen unglücklichen Liechtenstern 749), und verlassen das imposante Lokal, voll Verlag von geographischen Karten, um noch Frister und Reilly zu besuchen.

Frister 750), obwohl ein Tausendkünstler, ist auf allen Märkten, ohne je selbst einen erklecklichen zu machen. Zuerst auf dem Kohl-, dann auf dem Bauernmarkte, ist er

jetzt auf dem Neuen Markt. Er selbst verfertigt allerhand Quincaillerieſachen; er ist der Erfinder der mechanischen Visitbillette (durch einen Fingerdruck fliegt eine Taube, den Wunsch im Schnabel, aus einer Baumgruppe hervor), die Furore machen. Aber des geschickten, fleißigen Mannes eigene Wünsche bleiben meist unerfüllt. Noch sieht man ihn, den hageren Mann, mit dem scharfgeschnittenen Ovalgesicht, frisiert, Frack, Weste und Beinkleid von schwerem Goldbrokat, in seiner Vorstadtwohnung physikalische Experimente machen, gratis für Freunde; alles scharmant. Er ist ein Zauberer, muß aber zuletzt kärgliche Papparbeiten auf Bestellung machen.

Den unterrichteten, gelehrten Reilly751) finden wir nicht in seinem Laden in der Rauhensteingasse. Er ist ein ewiger Patient und liegt zu Bette. Man kennt seinen Atlas; sein Schema der Armee (letzteres à la Löschenkohl). Reilly ist ein guter Kopf. Was er geschrieben, verdient Würdigung. Seine Bibliothek der Scherze, mit fleißiger, ehrlicher Nennung der Quellen, ist noch jetzt selber eine Quelle; sein Norradin ist gut; seine Epigramme sind besser als die Sinngedichte Käſtners und Leſſings, welch beide Klassiker, mathematische Köpfe, alles in der Welt waren, nur nicht witzig. Auf unserer kleinen Wanderung übersahen wir wohl nicht die Handlungen Hohenleithner (Kohlmarkt), Weigl (Graben), Maiſch (Bauernmarkt), Otto (Seilergasse) und Mechetti (Lobkowitzplatz)752), doch weder persönliches noch sachliches Interesse reizte uns, einzusprechen.

Des Herzogs von Reichstadt Anlage im Schönbrunner Parke

(An Ort und Stelle niedergeschrieben 1820)

Wenn man durch das majestätische Schloß in den Garten tritt und die sanfte Anhöhe rechter Hand hinanwandelt, so gelangt man alsbald zu einer schönen Anlage, welche dem Herrn Erzherzog Johann[753]) gehört. Hier hatte dieser um Wissenschaft, Humanität und Kunst gleich hochverdiente Prinz, dessen Tugenden ganz Europa bewundert, ein Haus im Tirolerstil erbaut, um daselbst manch einsames Stündlein hinzubringen. Ungefähr zweihundert Schritte von dem Hause entfernt, stößt man auf eine kleine, nur wenige Klafter betragende, schlichte Umzäunung. Diese enthält zwar nichts, als einige Eichen und ein kleines, von rohen Brettern ganz einfach gezimmertes, nicht einmal angestrichenes Tischchen und Bänkchen; aber dieses wenige ist ein Besitztum des jungen Herzogs von Reichstadt[182]). Er hatte sich diese kleine Scholle, wie mir der Führer erzählte, von seinem Großvater, dem Kaiser Franz, erbeten, der ihm zwar bemerkt haben soll, daß dieser ganze Teil des Schönbrunner Gartens ja seinem Bruder, dem Erzherzog Johann, gehöre, ihm aber dann den kleinen Fleck gleichsam auf eigene Verantwortung überließ. Dieses winzige Fleckchen Erde besucht der kleine Prinz zur Sommerszeit, wo er im Schönbrunner Lustschlosse wohnt, täglich um die elfte Stunde, nicht aber um sich einem müßigen Beschauen der malerischen Umgebungen zu überlassen, sondern sich mit Gartenarbeit zu beschäftigen.

Er hat dazu seinen eigens für ihn angefertigten Apparat von Spaten, Rechen, Sägen u. dgl., versteht sich alles im verkleinerten, für sein zehnjähriges Alter passenden Maßstab. Die Werkzeuge sind aus dem gewöhnlichen Material

Herzog von Reichstadt
(Aus: Journal pittoresque — Nach J. Höchles Gemälde, Lithogr. von F. Wolf 1832)

verfertigt, bloß das Holzwerk ist bei einigen schwarz gefärbt, etwas zierlicher und bequemer gearbeitet. Diese Sachen befinden sich in einer kleinen Requisitenkammer, welche im Rücken der Umzäunung in dem Bauche eines künstlichen Hügels angebracht ist. Der Prinz arbeitet da mit vieler Lust und Gewandtheit; er gräbt um, pflanzt, begießt usw., wobei seine natürliche Wißbegierde ihn unaufhörlich antreibt, sich nach der Beschaffenheit, Behandlungsart und Bestimmung dieser vegetabilischen Gegenstände zu erkundigen.

Ist diese Arbeit vorüber, so begibt er sich nach dem Sommerhäuschen, welches ihm kürzlich erbaut wurde. Es liegt, ein paar hundert Schritte entfernt, auf der Spitze dieser Anhöhe und gewährt eine vortreffliche Aussicht in die Gegend von St. Veit. Das Häuschen ist bloß von Holz, aber sehr geschmackvoll und kompendiös. Es ist eigentlich nur ein einziges sehr kleines Kabinett mit einem Dache, etwa eine Klafter raumhältig. Mehr bedarf es auch nicht, um, vor Sonne und Regen geschützt, auszuruhen. Die Einrichtung besteht auch bloß aus einem einfachen Sofa und zwei Stühlen. Die Wände sind mit allerlei Kupferstichen und Zeichnungen bunt durcheinander à la quodlibet beklebt! Es hatte ein ganz eigenes Interesse, diese vielleicht aus tausend Stücken bestehende Wandbekleidung fast Stück für Stück zu mustern. Hätte ich nicht gewußt, für wen dieses Ruheplätzchen bestimmt sei, so würde ich es bei einer genaueren Durchforschung dieser Bilder vielleicht haben herausbringen können, so charakteristisch ist die Wahl derselben. Der Geschmack, solch ein kleines Kabinett eben mit Quodlibetbildern auszustatten, verdient wohl Billigung, weil sie den Sinnen das bewegliche Spiel einer reichen Mannigfaltigkeit gewähren, was bei einer anderen Dekorierung nicht wohl möglich wäre. Man ist also hier entwe-

der ein Einsiedler, oder kann seine Phantasie ebenso lebhaft beschäftigen, als in der größten und kostbarsten Bildergalerie, wie man will und gestimmt ist.

Was mich betrifft, so war ich durch den Anblick all dieser kleinen Dinge sehr angeregt und in meinem Innersten ergriffen. Da diese meine Gedanken aber kein Gegenstand dieser Zeilen sein können, so wird es genug sein, wenn ich sage, daß jene paar Eichen, jenes Tischlein und Bänkchen, jene kleine Rumpelkammer und dieses ebenso kleine Sommerhäuschen mir als hohe Merkwürdigkeiten erschienen. Ich machte den nämlichen Weg zurück und verließ in ernster Stimmung einen Aufenthalt, der mich mit so vielen Eindrücken erfüllt hatte.

Kein Redakteur da?

Einer der zwei Spazierenden, aus einer Porzellanpfeife unaufhörlich rauchend, wurde schon etwas ungeduldig: Doktor Schultes[754]). Mit Lebhaftigkeit und scharfem Tone rief er aus: „Ich sage Ihnen, der Mann wird sich noch aufreiben mit lauter mechanischem Zeug. Geht um halb fünf des Morgens in den Prater, um Korrekturen zu lesen. Paßt das für einen ingeniösen Verleger? Hockt bis acht Uhr in der Handlung mitten im Gewühl der Plebs, statt sich ein abgesondertes Comptoir zu halten. Bestellt die Autoren auf das Glacis und läßt sie warten."

„Nu, nu," entgegnete der andere mit seiner weichen, vollmundigen, fast elegischen Stimme, der Prediger Glatz[755]), wie begütigend, „seien Sie wohlwollend, Doktor; beruhigen Sie sich. Unser Freund wird gleich hier sein. Es bleibt uns noch immer Zeit genug."

„Donner auch," versetzte Schultes unwillig. „Ich bin schon so gut, als auf der Reise nach Krakau. Und was kann

ich ihm für Redaktionsgeheimnisse sagen? Ich? Und Geheimnisse? Haha! Diese Annalen der Literatur[756]) habe ich mit der größten Einfachheit und Unumwundenheit redigiert. Das Publikum war zufrieden; Degen[20]) war es nicht. Das geht mich nichts an. Er hätte ordentlich Honorar zahlen, die rechten Nova beitreiben sollen. Was habe ich mich da geplagt, und mein Dank ist, daß man mich derb und bissig nennt, daß die Schwarzröcke mich verketzern."

Glatz stutzt und lächelt. „Ja," sagt er, „mit einer Literaturzeitung ist es kein Spaß, besonders wenn das Publikum noch nicht reif ist."

„Was fällt Ihnen ein, Würdiger," ruft Schultes aufgeregt aus, „ich sage Ihnen, das Publikum ist reif genug; aber die Autoren haben noch nicht gelernt, den Tadel zu vertragen."

„Ja wohl, ja wohl, werter Doktor. Nu, wie es scheinen muß, soll man milde sein, soll man freilich mit einer Diskretion auftreten . . ."

Schultes stampft und will eben antworten, als sein großer Hund aufspringt, bellt, wedelt und zwei eilfertig heranschreitenden Männern entgegengaloppiert. Anton Doll[73]) voraus, keuchend; der schöne blühende Schwaldopler[757]) in gemessener Haltung nach.

Als Doll sich entschuldigen will, sagt Schultes rauh, aber freundschaftlich: „Sie sollen nicht schnell gehen, das habe ich Ihnen schon hundertmal eingeschärft; Ihre Lunge bedarf sehr der Schonung; glauben Sie mir."

Schwaldopler nickt beifällig und scheint zu seufzen.

„Ich glaube und danke," entgegnet Doll. „Nun aber, was glauben Sie meine Herren und Freunde: was soll ich mit meinen Annalen[758]) anfangen, damit sie so kernhaltig werden, wie die bei Degen. Sartori[759]) gibt sich freilich alle Mühe!"

Schultes lächelt; Glatz ist stumm; Schwaldopler sieht den Doktor Schultes fragend an. Niemand spricht. Endlich sagt Schultes: „Sartori und ich sind gute Freunde und Literaturkollegen; ich aber bin stets gerade heraus. Ich sage Ihnen, mit Sartori haben Sie den Annalen keinen Gefallen erwiesen. Er sitzt zwar an den Quellen; aber er hat meine eigenen Fehler: er ist einseitig. Solch ein Redakteur muß etwas Universalist sein, ein Art Polyhistor."

Glatz fällt in die Rede: „Sie verlangen ja gar einen Leibniz; ich erlaube mir, anzunehmen, man müsse billiger, bescheidener sein; entschuldigen Sie!"

„Nichts da! Warum nicht gar," fährt Schultes fort. „Von Gründlichkeit in allen Fächern kann und darf dabei keine Rede sein; aber von einer leichten, rapiden Sachkenntnis, von generellem Beurteilungstakt, erworben durch befreundete Kunde der Literargeschichte und ausgebreitete Belesenheit. Sartori, wie ich, klebt zu sehr am Naturwissenschaftlichen. Ich muß sagen, für die Annalen gefällt mir dieser Herr besser."

Bei diesen Worten deutet er auf Schwaldopler. Glatz sagt: „Ich teile des Herrn Doktors Meinung. Wer solch ein historisches Taschenbuch geschrieben; wer den Haupttext der Schützschen Weltgeschichte bearbeitet, vornehmlich aber der kenntnis- und geistvolle Verfasser des Handbuches der Dicht- und Redekunst mit dem leichten und doch so gediegenen Stil . . ."

Schwaldopler wird verlegen und macht eine Verbeugung. „Mein Gott," entgegnet er, „das ist alles nichts weiter als Gesundheit; und die ist's, die unserem Sartori mangelt; sein Nervensystem muß gelitten haben."

Als Doll das hört, schüttelt er den Kopf. „Seine Reise", sagt er, „soll günstiger für ihn zeugen."

(Nach V. G. Kininger, gestochen von Seb. Mansfeld — Museum der Stadt Wien)

„Lassen Sie mich nur mit der Reise," versetzt Schwaldopler. „Die ist das krankhafteste von allem. Der dritte Teil, Inner-Österreich behandelnd, ist gesünder, nur für Sartoris Feder zu gesund; und wie ich höre, schreibt der Gouverneur Enzenberg760) selbst gegen die Invektiven. Ich wünsche Ihnen, Freund Doll, den besten Erfolg, da Sie auch die Kosten des Reisens selbst mäzenisch tragen. Übrigens, meine Herren, so schmeichelhaft mir Ihre Beurteilung ist, so würde ich mich doch nimmermehr entschließen, die Annalen zu redigieren. Ich gebe Ihnen mein Wort."

„Ich komme also", sagt Doll, „auf meinen alten Satz zurück. Ich wünsche von dem werten Doktor Schultes, bevor er uns leider verläßt, einen kurzen Leitfaden aus seiner mehrjährigen Erfahrung; dann, daß Sie, meine beiden Herren, die Annalen mit Rat und Tat unterstützen. Das Institut ist noch jung; ich will also zuwarten und pränumeriere im Fall einer Änderung auf die gütige Übernahme des Herrn Predigers Glatz."

Glatz lächelt höflich und sehr sanft. Schultes aber sagt: „Nichts von einer Theorie, Freund Doll; nichts von etwas Schriftlichem. Ich beschränke meinen Rat auf ein paar Worte, und das sind diese: Außer den bemerkten Eigenschaften und jener, leicht und schnell und fleißig zu arbeiten, ist noch nötig: von innen heraus anregen; enzyklopädisches Augenmerk; konzentrische Haltung; und der Grundsatz: Durch Loben wird mehr Gutes verdorben, als durch Tadeln Schlechtes gebessert."

In diesem Augenblick erhebt des Doktors großer Zerberus ein Gebell. Man wird aufmerksam und nimmt bei dieser Gelegenheit auf seinem metallenen Halsband eine eingegrabene Schrift wahr. Man liest: „Ich bin des Doktors Schulte Hund; und wessen Hund bist du?"

Man lacht, sieht nach der Uhr und bricht auf.

Schultes reist fort. Die Annalen gehen fort. Schwaldopler stirbt fort.

Bei de Ligne

Was, bei de Ligne im Regiment?

Beileibe nicht. Bei de Ligne[361]) und einer Dame in Wien. —

„Und nun endlich einmal das Rätsel, Prinz, das Rätsel."

„Ei! Eine Staël[362]) und so neugierig!"

„Eigenschaft des Weibes, Lieber, und ich bin vielleicht ein doppeltes Weib."

„Aber die Ungeduld! Geduld ist ja der Schönen Vorzug."

„Vergessen Sie nicht, daß es ohne Ungeduld keine Neugierde gibt. Und auf Schönheit mache ich keinen Anspruch."

„Sehr eitel!"

„Was ist der Gegenstand des Rätsels?"

„Ein Buch."

„Vielleicht Sie selbst, Prinz, Sie sind Buch genug."

„Nicht so beredt, wie ein anderes Buch, welches Staël Holstein heißt."

„Schade dann, daß diese zwei Bücher nicht in einen Band gebunden."

„Leicht zu machen. Das eine Buch wäre bereit. Bedarf es da eines Buchbinders, eines zünftigen Menschen?"

„Ihre Oeuvres mêlées, mein lieber Fürst!"

„Ihre Delphine, meine liebe Baronin!"

„Das Rätsel zuerst, dann die Lösung. Das Objekt also ist ein Buch —"

„Von vierundzwanzig Blättern."

„Auf jedem Blatte ein Buchstabe. Ein Abcbüchlein, liebes, rosiges Kind! He?"

„Nichts da! Auf jedem Blatte sehr viele Buchstaben, das heißt, auf zwölf Blättern und auf den zwölf anderen sehr viele Figuren."

„Was für Figuren? Ein Buchstabe ist auch eine Figur."

„Leute, Menschen, Personen, kurz, geschichtliche Szenen; und auch Götter, was wollen Sie mehr?"

„Sie sind auch darunter? Wie alt ist das Buch?"

„Man fragt mir das Rätsel ab. Das Alter jedoch darf ich sagen. Es ist gar zu ehrwürdig: ungefähr dreimal so alt, als wir beide zusammen."

„Welche Sündflut von Jahren! Und dabei dennoch ein Kind, so ein Inkunabel, vulgo Wiegenstück der Druckerei?"

„Mitnichten, und da eben liegt das Rätsel mit seiner ganzen Pointe. Das Buch also, Madame."

„Gott sei Dank!"

„Das Buch also von vierundzwanzig Blättern hat Text und Bilder."

„Gott gebe."

„Aber dieser Text und diese Bilder, was glauben Sie? Weder gedruckt sind sie noch in Kupfer gestochen noch in Holz geschnitten noch mit der Feder gemacht oder mit dem Pinsel noch mit irgendeinem Stifte; kurz, sie sind keineswegs aus einer soliden, greifbaren Materie: eigentlich körperlos, eigentlich nichts. Nun, was ist das für ein Buch?"

„Aus Luft."

„Sie überraschen mich. Verstehe ich Sie recht?"

„Ich habe Sie recht verstanden. Alles ist ausgeschnitten! Haha!"

„Alles aber präsentiert sich blau abgedruckt."

„Tut nichts. Ein Stück italienischer Himmel ist untergelegt oder blaues Papier. Das Format, wenn ich bitten darf?"

„Nicht größer, als das kleinste Gebetbuch einer Dame. Im Vergleich zu der Gestalt eines Inkunabels ein Nachbar der Unsichtbarkeit."

„Deshalb muß Ihr Rätsel aus Pergament bestehen."

„Wie fein!"

„Die Linien könnten sich sonst nicht halten. Die Blätter selbst ausgenommen: ein Buch aus Nichts."

„Und doch zugleich ein Alles."

„Schon wieder ein Rätsel! Das ist gegen die Billigkeit, mein Prinz."

„Sie haben recht, Entschuldigung. Hier ist das Buch."

* * *

Es war das „Liber passionis"761), das Wunderbuch, für welches Kaiser Rudolf II. der Familie de Ligne vergebens die Summe von elftausend Dukaten angeboten.

Schreit das? Gut! So erinnere man sich an den kleinen Stein der Apotheose des August im kaiserlichen Antikenkabinett. Zwölftausend Dukaten hat der nämliche Rudolf dafür bezahlt.

Unika haben keinen Preis. Man kann für eine Stecknadel eine Million verlangen.

Und — eine Stecknadel kann auch eine Million wert sein.

Eine Stecknadel z. B. aus dem Nachlaß eines weiblichen Wesens, das vor 1843 Jahren geblüht. Jede Nadel ist eine Stecknadel.

Heutzutage, ja, da ist man sehr flink und sehr wohlfeil mit dem, was man macht, und mit sich selber. Man taxiert sich billig, man gibt sich billig, à la Ausverkauf. Man nimmt die Zeichnung, ein Stück Pergament, eine kleine Schneidemaschinerie von Stahl, einen Hammer, eine kleine

Dienſtbotenvermittlerin

(Nach einer Lithographie von J. Lanzedelli — Muſeum der Stadt Wien)

Faust: man klopft, und das „Liber passionis" ist fertig und kostet zwei Gulden und fünfundvierzig Kreuzer, aber W. W.

Freilich, jenes Passionsbuch ist uralt, ehrwürdig. „Uralt? Ehrwürdig? Was liegt daran? Pietät? Wie kindisch!"

Dann: Es ist das Original; ein Unikum! „Ei, darüber sind wir hinaus."

Ferner: Seit Jahrhunderten sind die Ältesten der de Ligne eingeschrieben, daß es stets bei der Familie bleibe; auch ein König, Heinrich VII., steht da; gute Autographe, merkwürdige Reliquien. „Was, Autographe? Welche Possen! Wie albern das. Ein Faksimile tut dieselben Dienste."

Endlich: Die zwölf französischen Verse jenes de Ligne vom Jahre 1609, die Verfügung bestätigend. „Französische Verse und lesen? Ha, wir hören derlei lieber kommod und schön deutsch in der Komödie."

Wie konnte man denn also Eklat machen, daß dieses Buch ein erstaunlicher Schatz, in Bel-oeil? Das fiel mir auf. Der Phönix mußte also in den Händen der Familie sein? Wieder? Oder wie sonst? Vor fünfundzwanzig Jahren war dies wohl nicht der Fall. Wie ich im „Humoristen" sage, hatte ich das Buch aus den Händen des fremden Eigentümers, wie es scheinen mußte, eine volle Woche in den meinigen. Hr. von F****[762]) legte es bei mir zur Verwahrung nieder. Da schwelgte ich denn im Anschauen der wundervollen Details. Wenn der Kopf eines römischen Lanzenknechts nicht größer ist, als ein Stecknadelknopf und zehn bis zwanzig Linien dessen Gesicht durchkreuzen! Wenn ... Aber reden läßt sich nichts.

Nichts anderes bleibt übrig, als dies: Man muß zuerst die Beschreibung lesen, die der französische Denis-Debure[763]) in seiner Bibliographie instructive gibt, und

dann einspannen lassen, nach Bel-oeil 764) im Niederland zu reisen.

Zuerst bewundert man den Park, den unser eigener de Ligne zugleich mit den anderen schönsten Gärten Europas so voll Geist geschildert; dann steigt man die Schloßtreppe hinauf und fragt nach der Schatzkammer.

Doch ist daselbst kein Liesinger und überhaupt kein rechtes Bier, denn sie machen es dort aus Hopfen.

Laß dir Glück wünschen, uraltes, ehrwürdiges, echt ritterliches Haus de Ligne, wenn du dein Familienkleinod wieder besitzest.

Zur Naturgeschichte der Domestiken

Niemand noch hat das Domestikenvolk so treffend geschildert, wie Lichtenberg 765); niemand noch es so treffend in Kupfer gestochen wie Chodowiecki 766). Jener war der Chodowiecki mit der Feder; dieser der Lichtenberg mit dem Stichel.

Wie man die kleinen Figuren da sieht, ist kein großer Unterschied zwischen den großen Figuren in den neunziger Jahren, wohl aber ein sehr großer, verglichen mit den jetzigen.

Die, welche man so überhaupt Bediente nennt, mußten sich von jeher am geschmacklosesten kleiden lassen, am meisten die in vornehmen Häusern. Man überlud und überladet diese unterworfenen Geschöpfe mit Samtstreifen, mit Achselschnüren, mit Tressen und solchem Plunder. Man verunstaltete sie zu Lastträgern, zu Karikaturen. Alle Nähte des Rocks z. B. mit Gallonen besetzt, wie abgeschmackt. Das Kostüm derer in minder großen Häusern war und ist noch am erträglichsten, ein einfacher Rock mit farbigem Kragen, derlei Aufschlägen oder Vorstößen. Die schlottern-

den Gamaschen vollends, lieber Himmel, welche echt englische Plumpheit und Lächerlichkeit.

Läufer gibt es jetzt ebenso wenige, als damals viele. Fast jeder, der zwei Pferde hatte, hielt sich einen Läufer, einen Vorläufer. Diese Dinger wurden meist zum Herumtragen verschiedener Geschäftssachen, von Briefen, Meldungen usw. verwendet; sie waren eigentlich Ausläufer, wie man jetzt Laufburschen hält, Ausgeher, Ausgeherinnen. Magnaten, nun die hielten deren wenigstens zwei, mit einem langen schweren Stock vor dem Viergespann hertrippelnd, des Nachts mit Fackeln, die sie keck und leichtsinnig an die Straßenecken schlugen, die Flamme aufzufrischen, mit denen sie selbst beim stärksten Wind (Windlichter) an offenen Läden, Kellerlöchern, an Holzbuden usw. einhertrabten, wohl auch in den ersten und zweiten Stock leuchteten, wie man denn in vielen Häusern noch derlei Löchersteine zum Auslöschen sieht. Dieser dumme Unfug ist so ziemlich vorüber. Die Läufer sind nur noch sehr unstrapazierte Paradepuppen; und wenn der Ultraphilanthrop Berghofer in seinen „Verbotenen Schriften“ 767), wenn der Nichtultraphilanthrop Hanns Jörgel 768) in seinen allerliebsten, gut gewürzt und gesalzenen, lustigen Briefen gegen das Läuferwesen eifert, so erlauben wir uns hinwieder, gar nicht einzusehen, warum? Ob Reiten oder Fahren, ob Sitzen oder Marschieren, ob Gehen oder Laufen, gleichviel. Tier bleibt Tier; Säugetier bleibt Säugetier.

Eine eigene Bewandtnis hat es mit den Jägern. In reichen Häusern, bei Herrschaften, die Herrschaften haben: gut! Sonst aber: eitle, preziöse Paradestücke diese Jäger mit ihren Gold- und Silberverbrämungen; die wohl einen Hirschfänger umhängen haben, aber alles mögliche in der Welt tun, nur keinen Schuß. Wenn sie so auf einem Fiaker aufstehen oder hinter einem Dämchen einen Schal oder

Frauenhut oder ein Körbchen Obst oder einen kleinen Nickel nachtragen! Freilich kostet solch ein Dekorationsmensch viel Geld; aber er macht auch viel Aufsehen; er verschafft Kredit. Was kostet dieses Buch? „Vierundzwanzig Kreuzer." Hier sind zwanzig, es ist genug. Ich werde es durch meinen Jäger holen lassen. Adieu!

Dann die Leibhusaren! Was ist ein Leibhusar? Gerade das, was ein Jäger, ein Leibjäger. Er ist abgetan.

Ein Heiduck war ein Ding, ein Instrument, dessen sich sonst die alten Damen bedienten, ihnen die zwei bis drei großen französischen Gebetbücher und das Kniepolster in die Kirche nachzutragen. Das ist vorbei. Es gibt jetzt keine alten Damen mehr, keine Heiducken und keine Kniepolster.

Ferner die Jockeis, feine zarte Zuckerware, viel seltener als jetzt, wo es noch keine Pferderennen gab, wo man überhaupt nicht rannte, außer bei Gelegenheiten, die jetzt, Gott und der Vernunft sei Dank, so gut als nicht mehr existieren, bei Parforcejagden. Aber — das Pferderennen ist ja auch eine Parforcejagd, wo der Jäger, der Jagende, zugleich selber das Wild ist. Ach, lassen wir das Kapitel, und schauen wir uns lieber um, ob es unter den Domestiken keine Mohren mehr gibt? Auch, Gott und der Vernunft sei Dank, so gut als keine mehr. Wie gut müßte es sich ausnehmen, wenn ein mohrischer Häuptling oder Magnat, auch so zum kuriosen Schaugepränge, einen Weißen in Livree hätte, einen Weißen als Mohren? He?!

Zuletzt, anstatt zuerst, kommen wir zum Portier. Nun, da können wir uns freilich nicht aufhalten, wenn er selber sich aufhält und grob wird, und impertinent, wie es seine Rolle mit sich bringt. Was, mit sich bringt? Man sollte vielmehr glauben, der Pförtner eines großen Herrn, der Pförtner, an den sich leider jedermann wenden muß, sollte gehalten, verpflichtet, es sollte seine unerläßlichste Schuldig-

(Nach G. Opiz gestochen von B. Pieringer — Museum der Stadt Wien)

keit, sein erstes Gesetz und Bedingung sein sine qua non; ja es sollte sich von selbst verstehen, die Höflichkeit, die Artigkeit, die Zuvorkommenheit, die Dienstbeflissenheit selbst. Sehe man hingegen diese Bengel an mit ihrem vergoldeten Knüttel und Bandelier; nein, sehen wir sie nicht an; ignorieren wir sie, denn über die Achsel können wir die Kolosse leider nicht ansehen: kurz, sie seien für uns gar nicht da, und das so lange, als sie Flegel sind. Ha, welch ein Spaß beim Friesschen Palais 149) vor ziemlich vielen Jahren. So oft ich vorbeigehe, mache ich ein Kompliment. Der Mensch natürlich bezieht das auf seine betreßte Personnage und tut stets dergleichen, als mache er Miene, das höfliche Kompliment einigermaßen in Gnaden zu erwidern. Eines Tages aber nehme ich Rache; ich reiße den Popanz aus seinem Traum, ich deute auf einen unbeweglichen Reiter gegenüber, der gar nicht betreßt ist. „Diesem Herrn da", sage ich, „galt stets mein Kompliment." Wahnsinnig rot vor Zorn ward der Kerl.

Wenn man selten oder gar nie fährt, so vergißt man auch die Kutscher. O wäre das nur möglich! Die wienerischen sind geschickt, das ist wahr; die geschicktesten in der ganzen Welt; aber ihre größte Geschicklichkeit besteht darin, die Fußgeher zu überfahren. Das kann man täglich sehen, ja fast stündlich. Es ist menschenfreundliche Sitte, nur so etwa einen Fuß oder einen Arm zu überrädern; selten die Brust oder den Hals oder Kopf, obschon über Hals und Kopf gefahren wird. Die Eile ist es, ja, die Eile! Was tut man in der Geschwindigkeit nicht, in der Übereilung. Und wenn es aber pressiert? Wenn es sich beim Fahren um sehr wichtige Zwecke handelt, die keinen Aufschub leiden, zu einer Schönen, zu einem Gouter, zu einem Spielchen? Sei man doch ja nur gerecht! In den neunziger Jahren, da mochte sich ein so elender Fußgeher alle erdenkliche Mühe geben,

überfahren zu werden, es war nicht möglich, es gelang ihm nicht. So unvernünftig und ignobel ward damals gefahren. Es ist wirklich eine Schande!

Und nun, geben wir uns auch mit den weiblichen Domestiken ab? Oh, recht gern, mit dem größten Vergnügen, aber nicht gar lange.

Nehmen wir zuerst eine Köchin, eine Köchin aus den neunziger Jahren. Wie gesetzt und ehrbar die Person aussieht, wenn sie auch noch so jung; es ist frappant. Sie macht fast eine Amtsmiene, es spricht sich ein gewisses Gefühl von Berufswürde in ihr aus. Welche Solidität der Haltung, welche Gemessenheit der Bewegungen, welch ernste Aufmerksamkeit in allen Verrichtungen. Nicht leicht läßt sie sich mit einem „Amanten" ein, es muß Aussicht da sein. In der „Fleischbank", nun, da muß sie freilich ein wenig tolerant sein, sie würde sonst alles riskieren. Betrachten wir ihren Anzug, wie einfach, wie solid! Der Stoff, Leinwand oder Wollzeug oder „Gradel"; eine blaue, linnene Schürze; ein Busentuch von Kattun; die Arme bloß; selbstgestrickte blauliche oder schwarze Strümpfe; eine schwarze, gegupfte Drahthaube; die Haare als Chignon; um den Hals ein Schnürlein mit einem goldenen Kreuzchen. An Festtagen derselbe Schnitt; der Stoff aber hie und da etwas von Seide, z. B. das Busentuch, und die Haube, vom ersparten Lohn, von Goldstoff: eine „reiche Haube". So geht die „Jungfer" Köchin mit ihrem Amanten in den Augarten, und im Rückweg in ein „Methaus" auf ein Seidel Zwölfer, dazu zwei Kipfel. Sie hat noch keinen Einkaufkorb; sie hat bloß einen grobleinewandenen Sack, das „Marktsackel"; unten das Fleisch, obenauf das Gemüse, das Grünzeug, so vorn herausgucken muß, das ist Regel. Den Brotlaib trägt sie meist auf dem Arm; sie setzt das Groschenlaibel noch nicht mit vier Kreuzer an; deshalb begrüßt sie auch noch

häufig mit einem, jetzt selbst schon beim Landvolk ganz aus der Mode gekommenen „Globt seis Christus", worauf entgegnet wurde: „In Ewigkeit".

In Ewigkeit werden wir aber nicht mehr jene allerliebsten Geschöpfe zu sehen bekommen, die unter dem Namen Stubenmädchen ganz Wien begeisterten und die Federn aller Broschüristen in Bewegung setzten 94). Gehen wir also jetzt von der Köchin ein wenig zum Stubenmädchen hinein! Wie nett es aussieht, das niedliche Ding! Wie köstlich ihm die böhmische Haube, das enge Korsettchen, das kleine, kleine Halstuch lassen? Und diese Munterkeit, diese Gewandtheit, dieses schalkhafte, schelmische, naive Wesen, gepaart mit dem feinen, neckischen Ernst? Ach, diese eigentümliche Rasse ist ausgestorben. Die jetzigen Stubenmädchen überladen sich mit Putzstücken, wollen par force so aussehen, wie ihre Gebieterinnen, während die an der Seine, selbst gebildet wie sie sind, die größte Einfachheit beobachten. Keine Parallelen!

Noch könnten wir von den Kammermädchen plaudern; aber wir genieren uns ebenso bei den Kammerdienern, sie in die Klasse der Domestiken zu werfen.

Lassen wir das und schließen wir mit dem wahren praktischen Wort eines Gebieters, der zu seinem Bedienten sagte: „Ich bin so schlecht bedient, als wenn ich sechs Domestiken hätte."

Das Bedientenwesen war stets ein Unwesen, aus dessen Fermentation sich ein Wesen entwickelt hat, das weder ein Wesen noch ein Unwesen ist, ein Zwitter, ein mestitzisches, amphibioses je ne sais quoi. Daher vielleicht auch der korrupte Ausdruck „Bedienter", wie denn eigentlich die Frau der Herr, der Herr der Dienende, der Dienende der Herr, der Hund der Herr; der Herr der Hund. Doch — verstricken wir uns nicht weiter, und fahren wir fort, dergleichen zu tun, als würden wir für unser gutes Geld auch nichts weniger als sehr schlecht bedient.

Grosse characteristische Sonate für das Forte-Piano, betitelt

Das Andenken des Vaters an seine acht musicalischen Kinder.*)

Bestehet: I. In einem sehr characteristischen Recitativo, welcher das weltberühmte Sprichwort zum Titel führt:

Si vis nubere, nube pari.
Willst du dich verehelichen, so eheliche deines Gleichen.

Dieses Recitativo drückt ein unglückliches, – ungleiches Ehe-Bündnis aus.

II. In einer Arie mit Italienischem Texte, samt einer Cadenz zur Begleitung des Forte-Piano.

Diese Arie characterisirt das glückliche Ehe-Bündnis im Gegensatze des ersteren.

III. Endlich in einem sehr characteristischen Rondeau mit einem Preludio, betitelt.

Das ruhige höchstergötzende, und dann stürmende, schaudervolle Meer, Ein Vorbild des Glückswechsels im menschlichen Leben, ohne Ausnahme des Ranges und Standes.

Der Verfasser hat sich möglichst bemühet, seine eigenen Empfindungen über dieses Rondeau auf den vorgehenden Platten dieser Sonate zu erklären, und die Characteristik aller merkwürdigsten musicalischen Passagien durch beygesetzte Römische Zahlen anzuzeigen. †)

Componirt und gewidmet unter dem hohen Schutze der musicalischen Welt, und insbesondere des besten Wiener Publicums – seinen 4 Söhnen, und 4 Töchtern.

von B. Bohdanowicz Music Compositeur in Wien.

Zu haben bey Artaria und Comp. auf dem Kohlmarkte, wie auch bey Kassollo und Comp. auf dem Hof, u. bey anderen vornehmen Kunst- u. Musicalienhändlern in Wien.

Der Preis ist zu zweyerley nähmlich:

Ein Exemplar mit gewöhnlich schwarzem Schrift- und Noten-Abdrucke kostet 4 f.

Ein Exemplar mit vornehmen hellrothfärbigen Schrift- und Noten-Abdrucke 5 f.

*) Die Arie wird so in Musice gesetzt, dass sie von zweyen, oder wohl auch einer Person nach Belieben, sur exequirt werden kann.

†) Die Characteristik des Recitativs und der Arie zu beurtheilen, steht jedem musicalischen Organe frey.

*) Das nebenstehende Kupferblatt zeygt die ganze musicalische Familie Bohdanowicz.

Anzeige eines Musikstückes von B. Bohdanowicz
(Archiv des Vereins der Musikfreunde in Wien)

Anmerkungen

Die Anmerkungen bis Nr. 100 wurden von Dr. E. K. Blümml und Dr. A. Schlossar besorgt, mit wenigen Ausnahmen, die von G. Gugitz besorgt wurden. Von Nr. 101 ab wurden die Anmerkungen meist nur von Dr. A. Schlossar und G. Gugitz besorgt. Jene Anmerkungen, die jeder der genannten Herren selbständig besorgt hat, werden mit den Buchstaben B. (= Dr. E. K. Blümml), G. (= G. Gugitz) und S. (= Dr. A. Schlossar) an ihrem Ende gezeichnet und sind die betreffenden dafür allein verantwortlich. Gemeinschaftlich verfaßte Anmerkungen werden dann etwa mit: G. und S. (= G. Gugitz und A. Schlossar) usw. gezeichnet.

1) Die ausgezeichnete Geigenkünstlerin Teresa Milanollo (1827—1904), spätere Frau des Generals Théodore Parmentier, begeisterte durch ihren virtuosen Vortrag die Wiener Kunstfreunde, vor welchen sie mit ihrer ebenfalls künstlerisch hervorragenden jüngeren Schwester Maria Milanollo (1832—1848) am 22. April 1843 zum erstenmal im Musikvereinssaal spielte, derart, daß in rascher Folge 24 weitere glänzende und einträgliche Konzerte folgen konnten (vgl. Wilh. Josef v. Wasielewski, Die Violine und ihre Meister. 5. Aufl. Leipzig 1910, S. 557 f.; Eduard Hanslick, Geschichte des Concertwesens in Wien I. [Wien 1869], S. 342). Adalbert Stifter hat in der Erzählung „Zwei Schwestern" („Studien") die beiden kunstbegabten Schwestern verewigt, wenn auch unter andern Namen. — S. und B.

2) Der weltberühmte Violinvirtuose Niccolo Paganini (1782—1840) hatte in Wien am 29. März 1828 im großen Redoutensaale sein erstes Konzert, dem 5 weitere folgten, gegeben und durch seine Kunst alle Kreise der Bevölkerung zur Bewunderung hingerissen. Er wurde in großartiger Weise in Wien gefeiert und vom Kaiser Franz, der selbst seinen Konzerten beiwohnte, zum österreichischen Kammervirtuosen ernannt (vgl. Wasielewski, S. 403 ff.; Hanslick, I. S. 241). — S. und B.

3) Basilius von Bohdanowicz, ca. 1740 in Polen geboren und angeblich polnischer Edelmann, war lange Zeit Violinspieler bei Marinelli im Leopoldstädtertheater und machte sich namentlich durch seine exzentrische Art von Programmusik bekannt. Besonders

berühmt oder berüchtigt ist seine musikalische Akademie vom 8. April 1802: Neun Fragen oder die seltene musikalische Familie des Bohdanowicz usw. (Abdruck bei Hanslick, Gesch. des Konzertwesens in Wien, I, 86f.; ein früheres Stück vgl. unsere Bildbeigaben I, vor S. 315). Mit seinen Vokalsymphonien ohne Worte mit Echo, Hühnergeschrei, Hundegebell und ähnlichen kakophonen Tönungen stand er sicher unseren Modernen nahe und inwieweit das Wort: „frecher Hanswurst" (Hanslick l. c.) oder „musikalischer Charlatan" (Schillings Suppl.) berechtigt ist, müßte eine wahre Kritik untersuchen, obige Beschimpfungen bei Hanslick und Schillings erfolgen unvermittelt und ohne Kritik. Gewiß war sein Auftreten, übrigens der Zeit gemäß, mit starker Reklame gemischt. Das Publikum scheint ihn mehr des Spaßes halber angehört zu haben, so schreiben die Eipeldauerbriefe (s. Denkwürdigk. aus Alt-Österr. XVIII, 89) im Jahre 1802: „D' musikalische Famili, die sich beyn Jahn hat hörn lassen, hat jetzt gar aufn Josephstädtlertheater ein musikalische Opra aufgführt, und weil's halt dabey noch mehr z'lachen geben hat, als bey seiner Akademi, so ist's gsteckt voll gwesen, und da hat der musikalische Papa ein schreckliche Freud ghabt, wie s' ihn auf d'letzt sammt der ganzen musikalischen Famili außer klatscht haben." Seine Aufführungen bestritt B. charakteristischer Weise mit seiner Familie, die außer ihm und seiner Frau Theresia noch aus acht Kindern bestand, doch wandten sich fast alle später einem bürgerlichen Beruf zu (vgl. unten). Auch Vater B. ist in der Folge mit der Musik auf keinen grünen Zweig gekommen und lebte im Alter wohl zurückgezogen von den Unterstützungen seiner Kinder. Als er im „Englischen Gruß", Nr. 178 in der Josephstadt an der Entkräftung 77 Jahre alt (s. Totenprotok. d. Stadt Wien, 1817, Buchst. B, P., Fol. 8) am 23. Februar 1817 starb, besaß er an Musikinstrumenten nur ein „altes Fortepiano" und dieses und seine geringen Habseligkeiten machten 169 Gulden Vermögen an Schätzung aus (s. Verlassenschaftsakt i. Landesgericht in Civilsach., Fasc. 2, Nr. 1327 ex 1817). Wurzbach, 2. Bd. 26 f., Eitner, 2. Bd. 92, Gerber usw. wissen recht wenig über ihn, nicht einmal sein Todesjahr. — G.

4) Ein Bild dieser musikalischen Familie, so wie es Gräffer (oben S. 2) bespricht, ist als Bild Nr. 3 dieser Ausgabe beigegeben.

Als Basilius von Bohdanowicz im Februar 1817 starb (Anm. 3), da war die musikalische Familie bereits flügge geworden und in alle Windrichtungen zerstreut. Die Frau Theresia hatte ihren Gatten verlassen und wohnte in Währing Nr. 139 (laut seines

Verlassenschaftsaktes). Bei ihr hielt sich (ebd.) der ledige, älteste Sohn Basilius auf, der schon als Knabe 1794 und 1795 am Leopoldstädter Theater gewirkt hatte (Wiener Theater-Almanach. Wien 1794, S. 37; 1795, S. LII) und 1807 am Linzer Theater als zweiter Tenorist neben seiner Schwester Katharina auftrat, aber weder durch eine „besondere Stimme noch entschiedene Kunst im Gesange" hervorragte. (Neue Annalen der Literatur des österr. Kaiserthumes. Intelligenzblatt, Oktober 1807, Sp. 191.)

Katharina hingegen, die ebenfalls 1795 bereits dem Verbande des Leopoldstädter Theaters angehörte (Wiener Theater-Almanach. Wien 1795, S. LIII), gefiel Franz Sartori, der sie 1807 in Linz sah, wo sie im Opernpersonale des Linzer Theaters als erste Sängerin wirkte, sehr, denn sie zeichnete „sich durch Kunst und gute Manier im Vortrage aus, womit sie ein vorteilhaftes Spiel" verband (Neue Annalen etc. Intelligenzblatt, Oktober 1807, Sp. 192 = Frz. Sartori, Neueste Reise durch Österreich ob und unter der Ens, Salzburg, Berchtesgaden, Kärnthen und Steyermark. I. [Wien 1811], S. 427; darnach: Konrad Schiffmann, Drama und Theater in Österreich ob der Enns bis zum Jahre 1803. Linz 1905, S. 111). 1809, als sie Anton Gräffer (Peregrinus) in Linz kennen lernte, war sie, wie seine handschriftlichen Memoiren berichten (Bl. 16a:b), bereits die Geliebte des Landespräsidenten, des Freiherrn Rudolf Josef von Hackelberg-Landau (1764—1830; vgl. über ihn Blittersdorff-Thürheim I. 65 f.; II. 339 Reg.), „weshalb ihr auch so stolz zu tun beliebte". Als dieser 1809 seinen Posten verließ, folgte sie ihm nach Wien, denn beim Tode ihres Vaters (1817) wohnte sie gemeinsam mit ihrer ledigen Schwester Josefa im Hackelbergschen Palais in der Josefstadt (Nr. 41). Als 1820 Hackelbergs Frau Maria Christine geb. Gräfin Clary starb, ehelichte er Katharina Bohdanowicz (Genealogisches Taschenbuch der freiherrlichen Häuser. I. [Gotha 1848], S. 153, wo sie aber fälschlich Maria Anna Bogdanowics heißt). Ihrem Einflusse ist es gewiß auch zuzuschreiben, daß zwei ihrer Brüder in Hackelbergsche Dienste kamen und zwar Michael (gest. 1830 in Wien), der 1817 die Stelle eines Zentralkassiers bekleidete und ebenfalls in der Josefstadt Nr. 41 wohnte, sowie Anton, der 1817 Hackelbergscher Holzverwalter war und in der Stadt (Am Lugeck Nr. 780) seine Wohnung hatte (laut Verlassenschaftsakt des Vaters). Über Katharina erliegt übrigens im Polizeiarchiv (Arch. d. Minist. des Inner.) im Jahre 1811 unter Nr. 3738 ein Akt.

Zwei Schwestern waren 1817 bereits verehelicht. Theresia, die einst (1794 und 1795) als Mädchen im Verbande des Leopoldstädter Theaters war (Wiener Theater-Almanach. Wien 1794, S. 37; 1795, S. LIII), hatte ihre theatralische Laufbahn verlassen, hieß nunmehr Mayerhofer und war eine ehrsame Rechnungsoffizialsgattin geworden, die ihren Wohnsitz in der Leopoldstadt (beim kleinen Ring) aufgeschlagen hatte (laut Verlassenschaftsakt des Vaters). Nicht weit davon (Leopoldstadt Nr. 142) hauste deren jüngere Schwester Anna, vereh. Preinsberger, als Kassiersgattin (ebd.).

Während sieben Geschwister 1817 in Wien weilten, hatte den Sohn Franz sein Beruf für immer nach Linz verschlagen. Bereits 1809 hatte ihn hier Anton Gräffer (a. a. O.) als Beamten kennen gelernt und 1817 wirkte er als Accessist bei der ständischen Buchhaltung (Verlassenschaftsakt des Vaters), bei der er 1819 Ingrossist und 1827 Rechnungsoffizial wurde (k. k. Schematismus des Erzherzogthums Österreich ob der Enns. Linz 1820, S. 389; 1828, S. 376; 1840, S. 223). 1841 rückte er zum Rechnungsrat vor, welche Stelle er bis 1850 bekleidete (ebd. 1842, S. 228).

Er war auch von 1842—1850 ordentliches Mitglied des Museums Francisco-Carolinum in Linz (ebd. 1843, S. 339; 12. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum. Linz 1852, S. 38) und besaß in Linz ein eigenes Haus (Nr. 852) in der Hagergasse (Linzer Häuserverzeichnis im Anhang zum Schematismus für OÖ. 1820, S. 41; Schemat. 1830, S. 311). — B.

5) Das Kaffeehaus zum „Jüngling" war in der Leopoldstadt, jenseits der Schlagbrücke (heute Ferdinandsbrücke) im Hause Nr. 584 (Untere Donaustraße Nr. 5) untergebracht und nach seinem Besitzer Johann Jüngling, der das Haus 1803 umgebaut hatte, benannt. Es war das dritte einer Reihe nebeneinander befindlicher Kaffeehäuser, die bei den Wienern sehr in Gunst standen, da die Straße nach dem Augarten und dem Prater vorbeiging, so daß die Besucher, besonders wenn sie ihren Sitz auf dem freien Platz vor dem Kaffeehaus hatten, alle Vorüberfahrenden und -gehenden genau betrachten konnten. Vgl. (A. Edler von Bergenstamm) Geschichte des unteren Werds oder der heutigen Leopoldstadt. Wien 1812, S. 120; Wilh. Kisch, Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten. I. (Wien 1888), S. 62 Anm. 3 mit Abbildung 23; unten S. 285 und II Register. — Der Besitzer Johann Jüngling, der aus Haßfurth in Bayern stammte und Bürger Wiens wurde, starb, 73 Jahre alt, am 27. November 1835 in diesem, ihm gehörigen Hause (Totenprotokoll

der Stadt Wien im Konskriptionsamt. 1835, Buchst. J, fol. 9b). Das Kaffeehaus selbst, das von 1785 (5785) bis 1792 (5792) Freimaurerkasino war, übernahm Jüngling, nachdem er vorher hier als Marqueur wirkte, 1791 (5791). Auch er war seit 1788 (5788) Freimaurer und zwar Mitglied der Loge zur „gekrönten Hoffnung", jedoch nur bis zum Jahre 1792 (5792); (vgl. Gustav Brabbée, Sub rosa. Wien 1879, S. 7 f.). — B.

6) Hermanns Schlacht. Ein Bardiet für die Schaubühne. Hamburg und Bremen bei Joh. Henr. Cramer. 1769. 4 Bl. und 150 S. 4° (vgl. Goedeke ², IV, 97). Auch ein Nachdruck b. Trattnern. Wien 1769. — G.

7) Leider befindet sich das Gesuch B.s weder unter den Akten des Archives der Musikgesellschaft noch unter jenen der Registratur, welche von 1812 bis 1819 sorgfältig durchgesucht wurden. Es ist jedenfalls vernichtet worden. — G.

8) Johann Leibitzer (1763—1817), aus Leutschau in der Zips, wirkte einige Zeit als Lehrer der deutschen Sprache zu Munkacs und Kirchdorf, da ihm aber der Unterricht nicht zusagte, so zog er sich nach Leutschau ins Privatleben zurück und lebte der Obstkultur. Seiner Feder entstammen eine größere Anzahl, seinerzeit gerühmter Werke über Gartenkunst und Obstbaumzucht. Vgl. Jakob Melzer, Biographieen berühmter Zipser. Kaschau (1832), S. 334; József Szinnyei, Magyar írók élete és munkái. VII. (Budapest 1900), Sp. 994 ff. (mit einem Verzeichnis seiner Werke). — B.

9) Der zu Lovas-Berény in Ungarn 1795 geborene, im J. 1858 zu Baden bei Wien gestorbene Schriftsteller M. G. Saphir war um 1820 in Pest literarisch tätig, namentlich als Mitarbeiter der dort erscheinenden bellett. Zeitschrift „Pannonia", von 1822 an finden wir ihn in Wien, wo er insbesondere in der Theaterzeitung Bäuerle's viel in Vers und Prosa veröffentlichte. Hier wurde er mit Gräffer innig befreundet, der ihm (nebst Biedenfeld, Castelli, Eyb und Kanne) sein „Historisch-Bibliographisches Bunterlei" (Brünn 1824) „zum Andenken froher geselliger Stunden" widmete. Im Jahre 1825 verließ Saphir Wien, kam nach Berlin und München, begründete mehrere Zeitschriften und machte durch literarische Angriffe u. dergl. darin großes Aufsehen. 1834 finden wir ihn wieder in Wien, wo er 1837 die Zeitschrift „Der Humorist" gründete und eine bedeutende literarische Rolle spielte, auch durch seine sog. humoristischen Vorlesungen hohe Aufmerksamkeit erweckte. Man vergl.

über ihn Wurzbach, Biogr. Lexikon. 28. Bd. S. 213 ff. und Goedeke, Grdr. IX. S. 152 ff., wo sein Leben und Wirken erschöpfend behandelt ist. Seine Bedeutung auf das richtige Maß zurückzuführen hat A. Schlossar in: Allg. Deutsche Biographie, XXX, S. 364 ff. versucht. —

Die von Gräffer erwähnten ersten Beiträge in dessen „Conversationsblatt" sind mit „— — izer" unterzeichnet. Sie finden sich daselbst in der Rubrik: „Allgemeine Novellistik" und bieten insbes. Theaterberichte in Nr. 78 und 79 und in Nr. 107—110 (1820) unter dem Titel: „Der Sans façon in Pesth", außerdem übrigens auch andere Korrespondenzmitteilungen. Er schrieb auch an Gräffers „Ceres" (1823) mit; vgl. Goedeke, Grdr. IX., S. 159:4. Gräffer selbst widmete ihm eine Biographie (Österr. Nat. Encyklopädie. IV. S. 485 ff.). — S.

10) Gräffer hat hier seine Beiträge in Saphirs „Humorist" im Auge (vgl. Goedeke, IX. S. 76:42). — B.

11) Der Gasthof „zum römischen Kaiser" (früher „zu den drei Hacken") lag im 1. Bezirk (Renngasse), wo heute die Unionbank und das Bankhaus Rothschild sich befindet (Gugitz, Schönholz II. S. 80 Anm. 1; Gugitz, Reichardt I. S. 101). Es war eine treffliche Wirtschaft und durch seinen Tanzsaal sehr bekannt (vgl. z. B. Josef Richter, Briefe des jungen Eipeldauers an seinen Herrn Vettern in Kakran. 1809, Heft 2, S. 39). Literarischen Ruf erlangte es durch die hier 1812 und 1827 abgehaltenen Vorlesungen von Friedrich Schlegel (Blümml, Pichler, I. S. 387; II. S. 559 Anm. 416). In diesem Hause (Stadt Nr. 145) hatte Franz Gräffer von 1816—1819 seine Buchhandlung untergebracht, auch wohnte er hier (vgl. Anton Redl, Handlungs-Gremien und Fabricken Adressen-Buch des Österr. Kaiserthumes. Wien 1817, S. 75; 1819, S. 62). — Der von Gräffer geschilderte Ball fällt in den Fasching 1817, denn in diesem Jahre erschien der 12. Jahrgang von Bäuerles Theaterzeitung (oben S. 7), verließ Friedrich Wien (Anm. 13) und trafen die beiden Wittes hier ein (Anm. 14). — B.

12) Karl Töpfer (1792—1871), ein Berliner, bekannt als dramatischer Dichter, dessen Stücke („Die Einfalt vom Lande", „Der Pariser Taugenichts") durch lange Zeit, oft aufgeführt, überaus beliebt waren; er hatte 1820 auch Goethe's „Hermann und Dorothea" dramatisiert und mit großem Erfolge auf die Bühne gebracht. Von 1815—1822 wirkte Töpfer am Burgtheater in Wien als Schau-

spieler, später lebte er in Hamburg als Schriftsteller und Dramaturg. Vgl. Wurzbach, 45. Bd. S. 237 ff.; Ludw. Fränkel in: Allg. Deutsche Biographie. XXXVIII., S. 446 ff. — S.

13) Theod. Heinrich Friedrich (1776—1819) aus der Neumark, gab seit 1803 verschiedene poetische Werke heraus, namentlich auch Lust- und Trauerspiele, Erzählungen und eine Zahl satyrische Schriften, darunter im J. 1818 die „Sardellen für satyrische Näscher". Er war eigentlich Jurist, war als solcher 1806 Oberlandesgerichtsrat in Stettin geworden, verließ aber den Staatsdienst 1813, um als Jäger in das Lützowsche Freikorps einzutreten. Von 1814—1817 lebte er als Privatmann in Berlin und Wien, übersiedelte 1817 nach Hamburg, wo er sich im Dezember 1819 in der Elbe selbst den Tod gab. Vgl. Goedeke, VI. S. 391:23. — S.

14) Karl Heinrich Gottfried Witte (1767—1845), Schriftsteller und Pädagoge, zeigte schon in jungen Jahren große pädagogische Fähigkeiten und wurde, nachdem er viele Jahre unterrichtet hatte, 1796 Pfarrer zu Lochau bei Halle a. d. Saale, wo ihm 1800 sein ungleich berühmterer Sohn, der bekannte Danteforscher Karl Witte (1800—1883) geboren wurde. Er verwendete den größten Fleiß auf dessen Erziehung und bald genoß der junge Witte den Ruf eines Wunderkindes. Bereits 1810 an der Universität Leipzig immatrikuliert, wurde er, stets von seinem Vater angeleitet und weitergebildet, bereits 1814 Doktor der Philosophie zu Gießen und im Jänner 1817 hielt er bereits seine erste Vorlesung in Berlin über ein juristisches Thema. Die dabei vorgefallenen Auftritte veranlaßten König Friedrich Wilhelm III. Karl Witte noch im selben Jahr nach Italien zu schicken. Sein Vater begleitete ihn bis Wien. Später war er Professor der Jurisprudenz in Breslau und Halle und erwarb sich, wie ja allgemein bekannt, als Danteforscher Namen und Ruhm. Vgl. über den Vater: Max Mendheim in Allg. Deutsche Biographie. XLIII. S. 593 f.; über den Sohn: ebd. XLIII. S. 595 ff. — B.

15) Der Redakteur der „Theaterzeitung" Adolf Bäuerle (1786—1859) beherrschte als Herausgeber und Begründer dieses seit 1806 bestehenden Blattes durch mehr als 50 Jahre als Kritiker die Wiener Bühnen. Er schrieb seit 1806 eine große Zahl von meist heiteren Theaterstücken, die über alle deutschen und namentlich alle österreichischen Bühnen gingen und beispiellosen Erfolg aufwiesen. Eine von ihm geschaffene typische humoristische Figur in vielen dieser Stücke war der „Staberl". Später schuf er auch eine ganze Reihe von No-

manen, die wie „Therese Krones", „Ferdinand Raimund" u. A. aus der Zeit, die Bäuerle zu Wien verlebte, ihre Stoffe schöpften und manches persönliche Erlebnis mit berühmten Wiener Persönlichkeiten enthalten. Er war eine der bekanntesten Persönlichkeiten im alten Wien, in dem er eine so große Rolle spielte. Vgl. Wurzbach, 1. Bd. S. 118 ff.; Gräffer-Czikann, I. S. 164 f.; Goedeke, IX. S. 80 ff.

Bäuerle hatte sich bereits 1805 mit Antonie Egger, einer Wienerin, vermählt (Wurzbach), die am 8. November 1828, 46 Jahre alt, an einer Brust- und Herzbeutelwassersucht im Hause Leopoldstadt Nr. 510 starb (Totenprotokoll der Stadt Wien. 1828, Buchst. B., P., Fol. 96a), worauf sich Bäuerle 1829 mit der Schauspielerin Katharina Ennöckl neuerlich verehelichte. — S. und B.

16) Da damals zwei Jeitteles, die beide dichteten, in Wien waren und zwar der Mediziner Aloïs (1794—1858: Wurzbach 10. Bd. S. 117 f.; Goedeke VII. S. 28 f.) und dessen Vetter Ignaz (1783—1843 : Wurzbach, 10. Bd. S. 122 ff.; Goedeke, VI. S. 776 f.), so läßt sich nicht recht entscheiden, welcher gemeint ist. Ziehen wir aber die Charakteristik beider bei Uffo Horn (Österreichischer Parnaß. Frey-Sing [Hamburg] 1842, S. 24 f.) heran, wo Aloïs mit: „immer sehr ruhig und anständig, stiller Humor" gekennzeichnet wird, während es von Ignaz heißt „sardonisches Lächeln, besonnen, immer satyrisch, treffender Witz, gewöhnlich boshaft", so dürfen wir uns unter Heranziehung des von Gräffer Gesagten (oben S. 8) für Ignaz entscheiden. Dafür spricht auch die von Ign. F. Castelli gegebene Charakteristik (Memoiren meines Lebens. Hg. von Jos. Bindtner. II. [München 1914], S. 277 f.), aus der hervorgeht, daß Ignaz sogar öfter Saphir in der Ludlamshöhle durch seinen Witz besiegte. Ignaz, ein Prager, studierte ursprünglich Jus, trat aber dann in Wien als Gesellschafter in ein Großhandlungshaus ein und widmete sich fortan der Ästhetik und Poesie; bereits 1809 veröffentlichte er seine ersten Aufsätze. Vgl. noch Gräffer-Czikann, III. S. 30 f. — B.

17) Das Gasthaus „zum goldenen Ochsen", in dem „große Herren und andere ansehnliche Fremde" abstiegen (Jos. Richter, Taschenbuch für Grabennymphen auf das Jahr 1787. Hg. von G. Gugitz. Wien 1909, S. 75), war das vornehmste Wiener Hotel im 18. Jahrhundert. Es lag in der Seilergasse Nr. 1113 (später 1152 und 1086) in der Stadt (Wiener Schildregister. Wien o. J., S. 133) und heißt heute (seit 1830) zur „Stadt Frankfurt". Als Casanova im Jahre 1766 in Wien war, da wohnte er, seiner eigenen Angabe gemäß (Erinnerungen. Übersetzt von H. Conrad. XI. [München 1908],

S. 143) beim „roten Ochsen", der aber nichts anderes als der „goldene Ochse" ist, da es ein Gasthaus zum „roten Ochsen" in Wien nie gab. Johann Michael Pirus, den Gräffer (oben S. 9) als Wirt erwähnt, besaß das Hotel bereits vor 1802, das Haus von 1802 bis 1819 (Karl Aug. Schimmer, Ausführliche Häuser-Chronik der innern Stadt Wien. Wien 1849, S. 209); er stammte aus Grafenwörth in N.-Ö., war bereits 1806 Mitglied des äußeren Rats und starb, 68 Jahre alt, am 20. Oktober 1819 (Hof- und Staatsschematismus, 1807, S. 584; Totenprotokoll der Stadt Wien, 1819, Buchst. B., P., Fol. 87a). — B.

18) Der Maler Franz Casanova (1727—1803), Johann Jakobs Bruder, war als Schlachten- und Pferdemaler nicht unbedeutend. Er lebte in Paris, Dresden, Wien und zuletzt in Mödling bei Wien, wo er am 8. Juli 1803 Vorderbrühl Nr. 2 (laut Sterberegister St. Johann d. Täuf. in Brühl) im Alter von „70" (sic) Jahren an der „Abzährung" starb. Alle anderen Todesdaten sind unrichtig, auch das in vorliegender Ausgabe I, 227, 263 von Gräffer gebrachte. Er war am 15. Dezember 1783 zugleich mit seinem Bruder Jakob nach Wien gekommen. Man vgl. in der vorliegenden Ausgabe die Skizzen „Bei Casanova dem Maler" und „Auf dem Platzel" (I. S. 256 ff. und II. S. 125 ff.), sowie Wurzbach, 2. Bd. S. 301 f.; Gräffer-Czikann, I. S. 480; Ravà-Gugitz, Frauenbriefe an Casanova. München 1912, S. 255 und Ulr. Thieme, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler. VI. (Leipzig 1912), S. 102 f.; Ch. Samaran, Jacques Casanova Vénetien usw. Paris (1914), S. 137 ff. — S. und G.

19) Johann Jakob Casanova de Seingalt (1725—1798), der weltberühmte Abenteurer, der auch als Schriftsteller, insbesondere durch seine an galanten Episoden so reichen Memoiren einen großen Ruf erlangt hat, war viermal in Wien, und zwar 1753, 1766 und 1783 vorübergehend, außerdem vom Februar 1784 bis Juli 1785 als Sekretär des Diplomaten Sebastian Foscarini (vgl. Viktor Ottmann, Jakob Casanova von Seingalt. Stuttgart 1900, S. 29 f., 84 und 89; Aldo Ravà u. Gustav Gugitz, Frauenbriefe an Casanova. München 1912, S. 253, 255 f. und: Giac. Casanovas Briefwechsel. München 1913, S. 164 ff.). Eine 1796 geplante Reise nach Wien unterblieb (Ravà-Gugitz, Briefw. S. 336). Viele Daten über Casanova, der zuletzt Bibliothekar des Grafen Waldstein auf dessen Schlosse Dux in Böhmen war, insbesondere über Casanovas Aufenthalt in Österreich, bietet Gräffer selbst in einem Aufsatze:

„Graf Waldstein und Casanova" seiner Sammlung „Historisch-Bibliographisches Bunterlei" (Brünn 1824) S. 201 ff. — Die hier von Gräffer gebotene Schilderung von Casanovas „Letzter Flucht" ist in vielem Erfindung und rein novellistisch gedacht. Tatsache ist nur, daß Casanova im Herbst 1795 plötzlich und heimlich von Dux abreiste, sich nach Berlin, also nicht nach Wien wendete, jedoch nach vielen unangenehmen Erfahrungen wieder nach Dux zurückkehrte (Ravà-Gugitz, Briefw. S. 329 Anm. 1). Die Entlassung der beiden Bediensteten (oben S. 20) erfolgte bereits 1793 auf Betreiben Casanovas (unten Anm. 26), hat also mit der Flucht nichts zu tun; mit Abbé Sieyès stand Casanova nie in Verbindung (Anm. 21), ebensowenig mit Treuttel (Anm. 24). Gräffer hat also Wahres und Falsches zu einer Dichtung vermengt, wobei ihm De Lignes Bericht (Casanova, Erinnerungen. Übersetzt von H. Conrad. XIII. [München 1909], S. 250 f.), den er bereits früher verwertet hatte (Historisch-Bibliographisches Bunterlei. S. 202 ff.), zur Grundlage diente, wie deutlich S. 18 (Berufung zum Bibliothekar) beweist. — B.

20) Josef Vincenz Degen, Ritter v. Elsenau (1761—1827), ein Grazer, hervorragender Verlagsbuchhändler (seit 1790) und Typograph (seit 1801) in Wien, wurde 1804 Direktor der Wiener Staatsdruckerei, die aus seiner Druckerei hervorging. Seine Buchhandlung befand sich am Michaelerplatz Nr. 1221. Vgl. Wurzbach, 3. Bd. S. 200 f.; Gräffer-Czikann, I. S. 692; Anton Mayer, Wiens Buchdrucker-Geschichte. II. (Wien 1887), S. 157 ff. und A. Schlossar, Zeitschr. f. Bücherfreunde. II. 2 (Bielefeld u. Leipzig. 1898/99) S. 467 ff. („Die Wiener Prachtausgaben Degens"). — S.

21) Emanuel Josef comte de Sieyès (1748—1836), berühmter französischer Publizist und Staatsmann, spielte besonders zur Zeit der französischen Revolution eine bedeutende Rolle. Infolge seiner berühmten Schrift „Qu'est-ce que le tiers-état" zum Deputierten in Paris gewählt, war er bald Präsident der Konstituante und entfaltete eine rege Tätigkeit. Unter Napoleon wurde er, der dessen Konsulatskollege war, Präsident des Senats und Graf. Die Bourbonen ächteten den ehemaligen Generalvikar von Chartres. Vgl. A. Taillandier in: Nouvelle biographie générale. XLIII. (Paris 1864), Sp. 960 ff. und A. Bigeon, Sieyès, Paris 1894. — Mit Casanova stand er nie in Verbindung. — B.

22) Von diesen Werken, deren Titel ungenau wiedergegeben ist, erschienen die „Confutazione della Storia del governo veneto

d'Amelot de la Houssaie" 1769 zu Amsterdam (Ottmann S. 113 Nr. 28); die „Istoria delle turbolenze della Polonia dalla morte di Elisabetha Petrowna fino alla pace fra la Russia e la Porta Ottomana, in cui si trovano tutti gli avvenimenti cagione della rivoluzione di quel regno" 1774 in Görz (Ottmann S. 121 Nr. 32; Navà-Gugitz, Briefw. S. 125 Anm. 1); „Dell' Iliade d'Omero, tradotta in ottave rime" 1775—1778 in Venedig (Navà-Gugitz, Briefw. S. 60 Anm. 4); die „Solution du problème déliaque" 1790 in Dresden (Ottmann S. 124 Nr. 36) und die kleine Abhandlung „Corollaire de la duplication de l'hexaèdre, donnée á Dux en Bohème" ebenfalls 1790 zu Dresden (Ottmann S. 126 Nr. 37). Das „Icosameron ou Histoire d'Edouard et d'Elisabeth", 1788 zu Prag erschienen, ist nicht, wie der Titel, dem Gräffer (S. 16) folgt, angibt, von Casanova aus dem Englischen übersetzt, sondern eine Originalarbeit (Ottmann, S. 115 ff. Nr. 31). — B.

23) Casanova, der 1783 auf seinem Wanderleben wieder nach Paris gelangt war, lernte hier den Grafen Josef von Waldstein kennen. Dieser übertrug ihm 1785 als Sinekure die Stelle seines Bibliothekars im Schlosse zu Dux in Böhmen, die der alte Abenteurer im Herbst 1785 antrat. Durch sein zunehmendes Alter wurde er mürrisch und hatte dadurch vielfach Unannehmlichkeiten, die er aber meist selbst verschuldete, zu ertragen. Vgl. Ottmann, S. 91 ff. (mit falschen Daten); Navà-Gugitz, Frauenbriefe, S. 254, 256 f. — In Dux entwickelte Casanova eine rege schriftstellerische Tätigkeit und hier entstanden auch seine zwei autobiographischen Werke als 1787 die „Histoire de ma fuite des prisons de la République de Venise, qu'on appelle les Plombs (Leipzig 1788: Ottmann S. 111 Nr. 22) und ab 1790 die „Memoiren" (Ottmann S. 105). — B.

24) Jean George Treuttel (1744—1826), ein Straßburger, spielte zur Zeit der französischen Revolution in seiner Vaterstadt eine hervorragende Rolle (Etienne Barth, Revue Alsace. 1877. Nouv. sér. VI., S. 504 ff.). Er hatte einen bedeutenden Verlag in Straßburg und Paris; bei ihm erschienen die Memoiren des Abenteurers Trenck (Gust. Gugitz und Max v. Portheim, Friedrich Freiherr von der Trenck [Wien 1912, S. 17 Nr. 23] in französischer Ausgabe). Vgl. E. M. Oettinger, Bibliographie biographique universelle. II. (Paris 1866), Sp. 1802. — Casanova hatte zu Treuttel keine Beziehungen. — B.

25) Josef Karl Emanuel Graf Waldstein (1755—1814), Ca-

sanovas Gönner, hatte diesen 1783 in Paris kennen gelernt (oben Anm. 23), an ihm Gefallen gefunden und wohl schon damals ihm Anträge gemacht, in seine Dienste zu treten. Aber erst im September 1785, als Casanova nach dem Tode des Sebastian Foscarini, dessen Sekretär er in Wien war, sich eine neue Existenz suchte, nahm er die Stelle eines Waldsteinschen Bibliothekars zu Dux an. Graf Waldstein traf ihn nämlich im September in Teplitz und nahm ihn gleich nach Dux mit, wo Casanova bis an sein Lebensende seinen nur wenig Mühe verursachenden Posten (vgl. seine eigenen Worte bei Ravà-Gugitz, Briefw. S. 301) versah. Graf Waldstein, der unvermählt war, lebte ganz seinen Passionen. Vgl. Wurzbach, 52. Bd. S. 226; Ravà-Gugitz, Frauenbr. S. 256 ff. — B.

26) Die zwei Domestiken, auf welche Gräffer (S. 20) anspielt, wurden wegen der Beleidigungen, die sie Casanova antaten, vom Grafen Waldstein bereits im Juli 1793 entlassen, stehen also mit der 1795 erfolgten Flucht Casanovas in keinem Zusammenhang. Sie bereiteten Casanova auch später noch Unannehmlichkeiten, da sie ihn wegen der Entlassung verklagten, doch wurden sie sachfällig. Sie hießen Karl von Wiederholt und Georg Feldkirchner; ersterer war Hausoffizier, letzterer Stallmeister beim Grafen Waldstein. Vgl. über beide Ravà-Gugitz, Briefw. S. 300 Anm., 385; über die Streitigkeiten vgl. Ottmann S. 134 ff. — B.

27) Des Buchhändlers Georg Konrad Walther († 1778) Buchhandlung war die bedeutendste in Dresden und besteht heute noch. Walther war Hofbuchhändler und hatte rege Verbindungen mit Winckelmann, Voltaire u. a. und verlegte besonders Franzosen, Engländer und Italiener. Vgl. Johann Goldfriedrich, Geschichte des Deutschen Buchhandels. III. (Leipzig 1909), S. 479. — Im Nachlasse Casanovas in Dux findet sich ein Brief eines Verlegers Walther aus Dresden (Frdl. Mitteilung von G. Gugitz), doch kann dieser nicht mit obigem identisch sein. Vielmehr dürfte der Schreiber einer der Söhne des Georg Konrad sein, entweder Georg Paul oder Georg Friedrich Walther, die das Geschäft ihres Vaters unter der Firma „Gebrüder Walther" weiterführten (Rud. Schmidt, Deutsche Buchhändler, Deutsche Buchdrucker. Beiträge zu einer Firmengeschichte des deutschen Buchgewerbes. I. [Berlin 1902], S. 124) und u. a. auch Schriften des Wiener Dramatikers und Hofrates Tobias Philipp Freiherrn v. Gebler verlegten (M. M. Werner, Aus dem Josephinischen Wien. Berlin 1888, S. 166 Reg.). — B.

28) Das Haus zum rothen Igel lag am Wildpretmarkt (früher Kienmarkt), trug die Nummer 598 und war ein Eck- und Durchhaus, wie ein altes Bild (zirka 1730) zeigt (Wilh. Kisch, Die alten Straßen und Plätze Wiens. Wien 1883. S. 551 [Bild], 552 Anm. 1). Hier befand sich schon 1804 die ungarische Weinhandlung des Johann Georg Hammer, eines Wieners, der bereits 1798 Mitglied des äußeren Stadtrats war, das löbliche Bürgerschaftsschützenkorps als Hauptmann befehligte und am 24. April 1812, 70 Jahre alt, in Wien starb (vgl. Anton Redl, Kalender und Handlungs-Gremien Schema der k. k. Haupt- und Residenz-Stadt Wien, Wien 1804, S. 44; Hof- und Staats-Schematismus, 1798, S. 185; Totenprotokoll der Stadt Wien, 1812, Buchst. H., Fol. 32b). Das Geschäft ging 1812 an seinen Sohn Karl Hammer über, der es 1819 an Josef Trausmüller verkaufte (Redl, a. a. O., 1813 S. 238; 1820, S. 238). Franz X. Gewey (Briefe des neu angekommenen Eipeldauers an seinen Herrn Vettern in Kakran. 1815. 12. Heft. S. 54 f.) schildert, wie Karl Hammer sein Geschäft äußerlich herausputzte mit folgenden Worten: „Der ungerischi Weinhandler bein'n rothn Igl auf'n Wildbratmarck hat a nid gfeyert, der had di ganzi Seitn von sein'n Haus gegn'n Wildpradmarck ausser, recht gar schermant mahln lassn und da stehd mittn obn a großmächtiger rother Igl, der so groß iß, wie a Stachlschwein ... der iß aber so gued gtroffn, daß ihm nur d' Sprach abgehd und das ganzi iß überhaupt so hübsch, daß i hoff, hietzt werdn wohl d' andern Weinwirth a bald anfangen ihneri Weinhäuser auswendi mahln z'lassn." Karl Hammer, ebenfalls Mitglied des äußern Rats und zwar von 1813—1836 (Hof- und Staats-Schematismus. 1814, S. 587; 1836, I. S. 689), besaß ab 1820 das Haus zum roten Igel (Schimmer, Ausführliche Häuser-Chronik etc. S. 104 Nr. 550). Er starb am 13. Dezember 1836 zu Mariahilf Nr. 10, 61 Jahre alt, als magistratischer Stadtsequester durch eine Schußverletzung (Totenprotokoll, 1836, Buchst. H., Fol. 51b). — Auch später in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts fanden sich jeden Donnerstag beim roten Igel eine größere Anzahl von Schriftstellern, so Andreas Schuhmacher, L. A. Frankl u. a. zum Mittagessen ein, zu einer Zeit, wo sich die Weinstube bereits in ein Bierhaus verwandelt hatte (vgl. Wilh. Chézy, Erinnerungen aus meinem Leben. III. [Schaffh. 1864], S. 381f.). — B.

29) Lukas Johann Boër, eigentlich Boogers (1751—1835) ausgezeichneter Geburtshelfer und Chirurg, seit 1771 in Wien, wurde, nachdem er von 1784—1788 im Auftrage Kaiser Josefs II. die

Niederlande, Frankreich, England, Italien und Deutschland bereist hatte, vom Kaiser, der ihn hoch schätzte, 1789 zum Leibchirurgen und Professor an der neuen Gebäranstalt ernannt. Seine von Wurzbach, 2. Bd. S. 16 f. verzeichneten geburtshülflichen Werke sind alle in Wien erschienen. Die Geburtshülfe des 19. Jahrhunderts baut sich auf seinen epochalen Arbeiten auf. Vgl. noch Gräffers Mitteilungen über: „Die Josephs-Akademie und Boër" in Bd. II, S. 196 f. vorliegender Ausgabe; Gräffer-Czikann, I. Seite 347 f. und VI. S. 377; Theodor Puschmann, Die Medizin in Wien während der letzten 100 Jahre. Wien 1884, S. 87 ff. und Ed. Kaspar Jakob v. Siebold, Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe. II. (Tübingen 1902), S. 584 ff. — S.

30) Thomas Lederer, Arzt und Geburtshelfer in Wien, ein Schüler Boërs, veröffentlichte hier 1822 ein vortreffliches „Handbuch der Hebammenkunst" (Ed. Kaspar Jakob v. Siebold, Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe. II. [Tübingen 1902], S. 711). Er, ehemals Assistent der theoretischen und praktischen Geburtshülfe an der Wiener Klinik, wohnte damals in Wien Salvatorgasse Nr. 378 (F. H. Böckh, Merkwürdigkeiten der Haupt- und Residenz-Stadt Wien. II. [Wien 1823] S. 5). Später gab Lederer sein Buch „Mutter und Kind. Oder: Schwangerschaft, Entbindung und Wochenbett; mit einem aus der Darstellung ihres natürlichen Verlaufes abgeleiteten Unterrichte für Frauen, sich zweckmäßig zu verhalten (Mit 2 Kupfern. Wien 1826. In Carl Armbrusters Verlage. 8°. XXIV., 282 S. — Das zweite Kupfer „Die Kinderstube" ist mit L. S. 1825 signiert) heraus, das durch ein Gedicht des Dr. Ed. S. (= Eduard Sommer: Böckh, Merkwürdigkeiten. I. S. 49), welches der Mutter Hoffnung und Liebe behandelt, dem „Adeligen Frauen-Vereine zur Beförderung des Guten und Nützlichen" zugeeignet ist; dieses Werk will durch eine naturgemäße Behandlung und Erziehung des Kindes von der Schwangerschaftsperiode bis in die ersten Lebensjahre der starken Kindersterblichkeit entgegentreten und die Frauen von gefährlichen Frauenkrankheiten, den Folgeerscheinungen eines naturwidrigen Verhaltens in der Schwangerschaft, bewahren. 1842 war eine zweite verbesserte und umgearbeitete Auflage des Buches, das günstige Aufnahme gefunden hatte, nötig (Mutter und Kind, oder Schwangerschaft, Entbindung, Wochenbett, deren Verlauf und naturgemäße Pflege des Kindes in den ersten Lebensjahren mit Berücksichtigung der herrschenden Vorurtheile und Mißbräuche unserer Zeit. Wien 1842. Bei Peter Rohrmann, k. k. Hofbuchhändler, 8°. XXVIII.,

306 S. Mit einem Kupfer und zwei Umschlagszeichnungen von L. S. 1842 [= Ludwig Schnorr von Carolsfeld: laut S. XVIII.]); diese ist der Fürstin Melanie von Metternich, geb. Gräfin Zichy-Ferraris zugeeignet. Lederers Tod konnte in den Registerbänden im Archiv des Wiener Landesgerichtes in Zivilsachen in den Jahren 1842—1850 nicht festgestellt werden. — B.

31) Samuel Christ. Friedr. Hahnemann (1755—1843), der bekannte Arzt und Begründer der homöopathischen Heilmethode, über die er sein „Organon der rationellen Heilkunde" (Dresden 1810) veröffentlichte. Vgl. Aug. Hirsch, Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker. III. (Wien 1886), S. 18 ff. — Über das Verbot der Homöopathie in Österreich vgl. man Wurzbach, 16. Bd. S. 428 f. unter Marenzeller. — S.

32) Dr. Reiz ist mit dem Dr. chirurg. Anton Reitz, einem Mainzer, identisch, der 1806 am Spittelberg Nr. 13 wohnte (Hof- und Staatsschematismus. 1807, Anhang S. 56) und hier auch am 28. Mai 1819, 59 Jahre alt, starb (Totenprotokoll der Stadt Wien. 1819, Buchst. R., Fol. 16b). Sein geringer Nachlaß, dessen Erbin seine fünfzehnjährige Tochter aus zweiter Ehe Franziska Amalia war, setzte sich aus der Einrichtung der aus 2 Zimmern und Küche bestehenden Wohnung, aus einigen Kleidungsstücken, einigen medizinischen Büchern, einer goldenen Minutenuhr, 4 Dosen u. a. zusammen und betrug in Sa. 363 fl., denen aber ca. 400 fl. an Krankheits- und Leichenkosten gegenüberstanden (vgl. seinen Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. 2. Nr. 2833 ex 1819). Seine zweite Frau Anna, geb. Hibber, folgte ihm bereits am 7. Juli 1819, 53 Jahre alt, in den Tod nach (Totenprotokoll etc. 1819, Buchst. R., Fol. 21b). — B.

33) Ein Hofsekretär Cremes findet sich in den Hof- und Staatsschematismen merkwürdigerweise nicht, wohl aber in den Jahren 1793 (S. 114) und 1794 (S. 109) ein Andreas Cremes als Lehrer der deutschen Sprache und des Stils an der k. k. Ingenieur-Akademie, der Nr. 88 auf der Wieden wohnte. Gleichwohl ist er mit diesem identisch. Cremes, der um 1780 schon Lehrer der Schreibart in der Ingenieurakademie war, wird von Joseph Rauch in dessen „Erinnerungen, hrg. von A. Weber, Münch. 1918" (= Denkwürdigk. aus Alt-Österr. XXI, 26) als ein sehr edler und gewissenhafter Lehrer geschildert. Am 31. März 1804 hatte er „infolge einer bei der politischen Hofstelle zum Hofsekretär erhaltenen Beförderung sein Lehramt bei

der Akademie niedergelegt" (s. Gatti, Gesch. der k. k. technisch. Militärakademie, 1901, I, 426). Lange dürfte er nicht Hofsekretär gewesen sein, da ihn ein Polizeiakt (Polizeiarch. i. Arch. d. Minist. d. Inn. Nr. 890 ex 1810; Nr. 1128 ex 1812) um 1810 als gewesenen Hofsekretär bezeichnet. Danach stand er mit dem Fürsten Joh. Sulkowsky in Verbindung und war wie dieser im Verdacht mit den Franzosen in geheimen Beziehungen gestanden zu sein, doch war nichts bestimmtes zu erweisen. Eremes, geb. zu Trier, starb 73 Jahre alt, als pens. Hofsekretär auf der Wieden Nr. 170 am 22. Februar 1827 in ärmlichen Umständen, er hatte nicht einmal Bücher (vgl. seine Verlassenschaftsabhandlung im Arch. d. Landger. i. Civilsach., Fasz. 2, Nr. 3738 ex 1827). Er hinterließ eine Frau und zwei Töchter, von welcher die eine, Namens Elisabeth, bei seinem Tod bereits als „Kunsthändlersgattin" Leidesdorf angeführt wird. — Seine Bankozettelarbeit dürfte mit einer anonymen Schrift identisch sein, über die sich in den Zensurakten (Archiv des k. k. Ministeriums des Innern. Polizeiakten Nr. 4 ex 1810) folgende Bemerkung unterm 15. Februar 1810 findet: „Die mir von Eurer Exzellenz mittelst verehrter Note vom 28. Dezember v. J. gefälligst mitgetheilte Schrift, unter dem Titel: ‚Wie kann der Wert der Bankozettel gehoben werden? eine patriotische Stimme', ist nichts als eine trockene Aufzählung der Hülfsquellen der österr. Monarchie nach der vierfachen Einteilung von 1. Staats-Einkünften; 2. Naturprodukten; 3. Kunstfleiß und 4. Handel.

Man sieht es übrigens, daß dieser Aufsatz, der kein schriftstellerisches Verdienst hat, größtenteils nur aus den neueren statistischen Büchern über Österreich zusammengestoppelt sei." Der Druck wurde nicht gestattet. — G.

34) Max Josef Leidesdorf war ein vorzüglicher Klavierspieler und Komponist von Sonaten und anderen Konzertstücken in reicher Zahl. Bis 1827 besaß er in Wien eine Musikalienhandlung, übersiedelte sodann nach Florenz und starb hier im J. 1839. Vgl. Wurzbach, 14. Bd. S. 324 f.; Eitner, VI. S. 120. — Seine Musikalienhandlung hatte er in Wien, Kärntnerstraße Nr. 941 (Ant. Nedl, Adressen-Buch der Handlungs-Gremien und Fabriken in . . . Wien. Wien 1824, S. 73). — S. und B.

35) Karl Ferdinand Beck, k. k. Universitäts-Buchhändler in Wien, hatte sein Geschäft in der Seitzergasse Nr. 460 und führte es, da er 1808 die Befugnis des Christian Friedrich Wappler († September

1807), dessen Gesellschafter er lange Jahre war, um 4000 fl. gekauft hatte, unter der Firma Wappler und Beck (vgl. A. Redl, Handlungs-Gremien-Schema der kais. Haupt- und Residenzstadt Wien. Wien 1810, S. 72; Anton Mayer, Wiens Buchdrucker-Geschichte. II. S. 66). Er stammte aus Breslau, war evangelisch und starb bereits am 29. November 1810 in der Stadt Nr. 383, 52 Jahre alt, an Leberverhärtung (Totenprotokoll der Stadt Wien. 1810. Buchst. B., P. Fol. 112 a). — B.

36) Johann Wenzel, Ritter von Sallaba, ein Prager, war 1797 beim Tode seines Bruders Matthias, Komptoirsbeamter des Freiherrn von Braun zu Frankfurt am Main (laut Verlassenschaftsakt des Matthias im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V. Nr. 38 ex 1797) und wurde dann 1819 k. k. Börsen- und Wechselsensal in Wien (Hof- und Staatsschematismus, 1820, I. S. 707). Er war mit Maria Christine von Reitersfeld, die ihn überlebte, verehelicht, welcher Ehe Johann Adolf (Anm. 37) 1815 entsproß. Er besaß die Herrschaft Scheibbs in Niederösterr., in Wien das Haus Nr. 1011 und war n. ö. Herr und Landstand. Sein aus dem Jahre 1792 stammender Adel wurde ihm 1840 bestätigt. Er starb am 1. August 1842 in Wien (Wieden Nr. 109), 77 Jahre alt, an Erschöpfung der Kräfte. Seine Frau, sowie sein Sohn lebten zur Zeit seines Todes in Graz. Das hinterlassene Vermögen betrug an Obligationen allein 97250 fl. Vgl. Wurzbach, 28. Bd. S. 116 (flüchtig erwähnt); Totenprotokoll der Stadt Wien, 1842, Buchst. S. Fol. 52 a; Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. V. Nr. 137 ex 1842. — An anderer Stelle (Gräffer-Czikann, IV. S. 466) sagt Gräffer von Sallaba, er sei „ein Mann, der durch seine auf Reisen, durch Studien, wie im bewegten Geschäfts- und Gesellschaftsleben gesammelten reichen Erfahrungen und Kenntnisse geachtet ist". Vgl. noch oben S. 225. — B.

37) Johann Adolf Ritter von Sallaba (1815—1856) studierte Jus und war beim Tode seines Vaters (1842) Konzeptspraktikant beim steirischen Gubernium (s. des Vaters Verlassenschaftsakt). Später privatisierte er, widmete sich der Bewirtschaftung seines Gutes Scheibbs und veröffentlichte zwei Sammlungen von Gedichten, wovon die eine patriotisch, die andere lasciv ist. Vgl. Wurzbach, 28. Bd. S. 117. — B.

38) Matthias von Sallaba (1766—1797), ein Prager, Primarius am Wiener Krankenhaus, war ein sehr gesuchter Arzt und ein

eifriger medizinischer Schriftsteller. Vgl. Th. Puschmann, Die Medicin in Wien, S. 155, 201; Wurzbach, 28. Bd. S. 115; Gräffer-Czikann, IV. S. 466 (nur kurz). — B.

39) Johann Ferdinand Freiherr von Sallaba, ein Wiener, der Sohn des Großhändlers Franz von Sallaba, widmete sich dem Militärstand, wurde 1828 Major, 1843 Generalmajor, 1848 Freiherr, später Feldmarschalleutnant, Geheimer Rat und Obersthofmeister des Erzherzogs Wilhelm, als welcher er 1869 unter Ernennung zum Feldzeugmeister in den Ruhestand trat. Er starb am 4. Jänner 1880, 90 Jahre alt, in Wien I. Vgl. Wurzbach, 28. Bd. S. 116 f.; Militär-Schematismus des Österr. Kaiserthumes. Wien 1869/70, S. 155; Totenprotokoll der Stadt Wien, 1880, Buchst. S. Fol. unbezeichnet. — B.

40) Gemeint ist Karl von Kesaer, seit 1816 Hofsekretär bei der k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei und seit 1824 Wirkl. Hofrat ebenda (Hof- und Staatsschematismus. 1817, I. S. 197; 1825, I. S. 208). Er hatte 1823 nach F. H. Böckh (Merkwürdigkeiten S. 107; darnach Wurzbach, 11. Bd. S. 200 und Gräffer-Czikann, III. S. 187 f.) eine Bibliothek von ca. 4000 Bänden aus dem Gebiete der Philologie, Geschichte und schönen Wissenschaften, darunter die editiones optimae der griechischen und römischen Klassiker, viele bibliographische Seltenheiten und eine Sammlung deutscher Dichter und Prosaisten von den Zeiten der Minnesänger bis auf Martin Opitz in den seltensten Originalauflagen. Er starb nach Wurzbach Ende April 1863, richtig am 28. April 1863, 83 Jahre alt, an Gehirnerweichung zu Wien (Totenprotokoll der Stadt Wien. 1863, Buchst. K., Fol. unbez.). Gräffer sagt von ihm (Gräffer-Czikann, III. S. 188): „Kesaer ist ein sehr wissenschaftlicher Mann überhaupt und einer der ersten Bücherkenner Wiens." — B.

41) Franz Anton von Mandelli, bereits 1806 Appellationsrat beim niederösterreichischen Landrecht (Hof- und Staatsschematismus. 1807, S. 473), wurde 1818 jubiliert (Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat. 1818. Beiblatt: Chronik S. 287). Er war mit Josefa Wadezek von Ossick und Ritzenburg vermählt, die am 12. Juni 1799 sein am Haarmarkt Nr. 776 (neu 730) gelegenes Haus um die Gesamtsumme der darauf haftenden Passiven von ihm erkaufte; sie besaß seit 1820 auch ein Haus samt Garten in Hietzing (Nr. 71 alt, 75 neu). Dieser Ehe entsproß eine Tochter Maria Hedwig, die mit dem k. k. Hofkanzleiregistranten Johann Josef

Bretschneider verehelicht war. Frau v. Mandelli, die nach dem Tode ihres Gatten keine Pension erhielt, sondern nur den Genuß von dem auf dem Haus Nr. 730 haftenden Substitutionskapital von 6000 fl. hatte, ist am 5. August 1828, 74 Jahre alt, in ihrem Hause gestorben (vgl. ihren Verlassenschaftsakt im Wiener Landesgerichtsarchiv. Fasz. V. Nr. 174 ex 1828). Mandelli, den wir 1812 auch unter den Subskribenten der Gedichte des Anton Ferdinand Drexler (Versuche in einigen Dichtungsarten. Wien 1812, S. VI) finden, starb an Entkräftung am 28. November 1825 in Wien, Stadt Nr. 730, 76 Jahre alt (Totenprotokoll der Stadt Wien, 1825, Buchst. M., Fol. 54b). Er stammte aus Wien (Totenprotokoll), hatte das ungarische Indigenat, besaß ein Graf Hoyossches Mannslehen über 5 untertänige Häuser in Kümmerleinsdorf (V. U. M. B., Niederösterreich), das nach seinem Tode heimfiel, sowie eine ca. 7000 Bände umfassende Bibliothek, die Franz Haselmayer als beeideter Bücherschätzmeister auf 2848 fl. W. W. schätzte (vgl. Mandellis Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. V. Nr. 191 ex 1825). Eine größere Anzahl der Bücher, meist Erotik und theologische Literatur der Aufklärungszeit, wurde vom k. k. Bücherrevisionsamt eingezogen (ebd.). Die Werke gehören der deutschen, lateinischen, englischen, französischen und italienischen Sprache an, woraus ein günstiger Schluß auf Mandellis Bildungsgrad zu ziehen ist. Mit Testament vom 5. September 1822 (ebd.) hatte er seine Tochter Hedwig zur Universalerbin eingesetzt und seiner Frau, sowie seinem Schwiegersohn Bretschneider nur gestattet (§§ 4 und 6 des Testaments), sich zum Andenken an ihn je ein Buch oder ein aus mehreren Bänden bestehendes Werk aus seiner Bibliothek zu nehmen. Dieser sonderbare Kauz, der eine jährliche Pension von 2500 fl. bezog, hinterließ außer einer Barschaft von 200 fl. nichts als seine Bücher, da alles übrige Eigentum der Frau war (ebd.). — B.

42) Gilles Ménage (1613—1692), geistreicher französischer Sprachgelehrter, Abbé und eines der Häupter des Hotel Rambouillet, als Poet bedeutungslos, ist das Vorbild für Molières Vadius in „femmes savantes". Nach seinem Tode erschienen 1693 die „Menagiana", die wiederholt neu aufgelegt wurden. Vgl. Victor Fournel in: Nouvelle Biographie générale. XXXIV. Sp. 887 ff. — Die verschiedenen Ana stellte Gräffer in seinem Aufsatz „Zur Literatur der Ana" (Historisch-bibliographisches Bunterlei. Brünn 1824, S. 287 ff.) zusammen. — B.

43) Die Polyglottenbibel von Brian Walton († 1661) erschien

zu London im Jahre 1657 in 6 großen Foliobänden, ein Werk stupender Gelehrsamkeit und auch in typographischer Beziehung bewunderungswürdig. Der Titel des kostbaren Werkes lautet: Biblia sacra polyglotta complectentia textus originales Hebraicum, Samaritan. Graec. Chaldaic. Syriac. Arabic. Aethiopic. Persic. vulg. Latin. ex vetustissimis Mss. cum apparatu ed. Brianus Waltonus. Londini. 1657 fo. Vgl. Wetzer und Welte, Kirchenlexikon. ²II. (Freiburg i. B. 1883), Sp. 611 und Franz Gräffer, Historisch-bibliographisches Bunterlei. Brünn 1824, S. 315 ff. — S.

44) Über den Drucker und Buchhändler Johann Georg Binz vgl. man oben S. 152 ff. und unten Anm. 393.

45) Fürst Peter Wolkonski (1777—1852), ein Jugendfreund des Kaisers Alexander, war auch in den Tagen des Kongresses stets an dessen Seite. Er bekleidete die Stelle eines Chefs des russischen Generalstabs, fiel aber 1824 in Ungnade. Vgl. Graf de la Garde, Gemälde des Wiener Kongresses. Hg. von G. Gugitz. I. (München 1912), S. 161 Anm. 2 und II. S. 433 Reg. — S.

46) Der Juwelier Bruno Neuling, geb. 1755 zu Straßburg im Elsaß, hatte in Wien im Gundelhofe Nr. 627 auf dem Bauernmarkte sein Geschäft. Dieses Haus war in seinem Besitz. Hier starb er am 25. Oktober 1817. Sein Sohn war der Brauer Vincenz Neuling, der im vormärzlichen Wien eine Rolle spielte (vgl. über ihn Gugitz, Schönholz. II. S. 294 ff.). Vgl. den Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. 2. Nr. 2673 ex 1817 und frdl. Mitteilung des Herrn Dr. Ernst Richter in Wien, eines Neulingschen Nachkommen. — S. und B.

47) Karl Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst in ihrer Entstehung und Ausbildung, Leipzig 1840, S. 15 ff. mit Abbildungen. — Die erwähnten xylographischen Druckwerke gehören zur Gattung der sogenannten Blockbücher, den unmittelbaren Vorläufern der Typographie. Es sind dies in Holztafeln geschnittene Bilder mit Text, die zum Abdrucke gelangten. Diese Holztafeldrucke kommen bis zum J. 1475 vor, vereinzelt auch noch später. Eins der berühmtesten dieser Blockbücher ist die Biblia pauperum, auch die Ars moriendi, Ars memorandi und mehrere andere ähnliche Druckwerke gehören dieser Gattung an und alle zählen zu den größten und kostbarsten typographischen Seltenheiten. E. Falkenstein (a. a. O. S. 19 ff.) zählt dreißig der hervorragendsten in chronologischer Folge auf. Vgl. noch W. L. Schreiber, Basels Bedeutung für die Geschichte der Blockbücher. Straßburg 1909. — S.

48) Alexander I., Kaiser von Rußland (1777—1825), weilte während des Kongresses seit September 1814 in Wien und war „der eigentliche Held des Wiener Kongresses". Zahlreiche Einzelheiten über seinen damaligen Wiener Aufenthalt bietet: Graf de la Garde, a. a. O. Hg. von Gustav Gugitz, München 1912; man vgl. besonders II. S. 417 (Register). — S.

49) Josef Daniel Speiser, ein Würzburger, starb am 14. März 1842, ledig, 82 Jahre alt, als Privatier auf der Wieden Nr. 1 im Gebiete der Herrschaft Konradswörth, die auch seine Verlassenschaftsabhandlung durchführte (Totenprotokoll der Stadt Wien, 1842, Buchst. S., Fol. 17a; Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes, Fasz. 2. Nr. 1948 ex 1842). — B.

50) Der Amalienhof, die rechte Front (von der Stadt aus) des inneren Burghofes, steht an der Stelle des 1525 abgebrannten Cillierhofes; er wurde von Kaiser Rudolf II. in seiner heutigen Gestalt erbaut und ist nach der Kaiserin Amalie Wilhelmine, Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg, deren Witwensitz nach dem Tode ihres Gemahls Kaiser Josef I. er war, benannt (vgl. W. Kisch, Die alten Straßen und Plätze Wiens, Wien 1886, S. 231, 235; K. Lind in: Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien. XI. [Wien 1870], S. 323 ff.). In diesem Trakte wohnte Alexander I. während des Kongresses. — B.

51) Karl Freiherr v. Doblhoff-Dier (1762—1837), war ein beliebter Komponist, Schüler Albrechtsbergers und Salieris, sowie Schützer und Förderer verschiedener geistiger Bestrebungen. Seine Bibliothek ging an die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien über. Er starb ledig am 23. Februar 1837 in Wien. Vgl. Eitner III, S. 218 f.; Friedrich Freiherr v. Haan, Jahrbuch der k. k. Heraldischen Gesellschaft „Adler". N. F. XVII. (Wien 1907), S. 91 Nr. 1003. — S.

52) Marchese Luigi Malaspina di Sannazaro (1754—1835) aus Pavia, weilte von 1798—1814 in Wien. 1814 wurde er Direktor der Rechtsfakultät in Pavia. Er beschäftigte sich viel mit Altertümern und Kunst und legte sich eine große Kunstsammlung an, für die er in Pavia ein eigenes Gebäude errichten ließ. Er vermachte seine Sammlungen samt Haus seiner Vaterstadt mit der Bedingung, daß sie öffentlich zugänglich sei. Seither ist sie eine Zierde der Stadt. Vgl. D. Sacchi in: Emilio de Tipaldo, Biografia degli italiani illustri nelle scienze, lettere ed arti. VII. (Venezia 1840), Sp. 90 ff.

— Gräffer irrt daher, wenn er Malaspina (oben S. 31) aus Florenz stammen und dieser Stadt seine Schätze vermachen läßt. — B.

53) Anton Burg (1767—1849), ein Rheinländer, kam 1790 als gelernter Tischler nach Wien, wo er bald eine geachtete Stellung einnahm, und sich besonders mit der Herstellung landwirtschaftlicher Maschinen beschäftigte. Teils erfand er sie selbst, teils führte er sie von auswärts ein. Seine Bestrebungen fanden vollste Anerkennung, denn bereits 1811 wurde ihm gestattet, den kaiserlichen Adler im Schilde führen zu dürfen und 1835 wurde er zum k. k. Hofmaschinisten ernannt. Er war seit 1821 Vorsteher der befugten Tischler, seit 1827 Ehrenbürger von Wien, seit 1824 Grundrichter des Schaumburgergrundes und seit 1829 Mitglied des äußern Rats. In allen Stellen bewährte er sich aufs beste. Als Philanthrop war er nicht minder verdient als in seinem Fache. Bekannt war seine große Modellsammlung landwirtschaftlicher Maschinen, die jedermann zugänglich war. Sie befand sich in seinem Hause auf der alten Wieden (Favoritenstraße 73), wo auch der Maschinenhof war. Vgl. Gräffer-Czikann, III. S. 353 f.; Böckh, Merkwürdigkeiten. I. S. 418; Karl Hofbauer, Die Wieden mit den Edelsitzen Conradswert, Mühlfeld, Schaumburgerhof und dem Freigrunde Hungerbrunn. Wien 1864, S. 121 Nr. 42. — Über die Draisinen in Wien zur Kongreßzeit. Vgl. Gugitz, Schönholz I. S. 260 Anm. 1. — B.

54) Ein Unbekannter schrieb 1793 über das Spiel mit den Joujous in Wien (Freimüthige Betrachtungen eines philosophischen Weltbürgers über wichtige Gegenstände, entsprechend den Bedürfnissen unsers Zeitalters und des Menschengeschlechts. 1793, S. 173): „Vor einigen Jahren amüsierte man sich mit dem joujou de Normandie, nämlich, Blödsinnigen ähnlich, nach einer Art von hinabrollendem Walzrade zu haschen und es wieder in die Höhe zu schnellen. Wer weiß, was es in künftigen Jahren für Kinderspiele zum Zeitvertreibe geben wird!" Die Beliebtheit des Spieles bezeugt auch der unbekannte Verfasser (Blumauer?) von „Das Mädchen von Orleans" (Neugallien 1793. III. S. 31). Josef Richter (Briefe eines Eipeldauers an seinen Herrn Vetter in Kakran über d' Wienstadt. 3. Heft. Wien 1795, S. 8 f.) ließ sich das Spiel ebenfalls nicht entgehen und schrieb: „Der Fleischhackermichel wird der Frau Mamm ein kleines Radl mitbringen. Das Ding nennen s' z' Wien das französische Patriotenspiel. Das spieln jetzt d' Bubn auf der Gassn und die großen Herrn und auch die Damasen, wenn s' reiten

oder fahrn; und ein Freud habn s' dabei, wie die kleinen Kinder, wenn ihnen der Niklo was einlegt." Vgl. noch weitere Angaben bei Hayn-Gotendorf, Bibliotheca germanorum erotica et curiosa. III. (München 1913), S. 459. — B.

55) Über Franz von Gretzmiller vgl. oben S. 251 und unten Anm. 664. — Der von Gräffer Gretzmiller zugewiesene Ausspruch, daß Lannes Napoleons Roland war, stammt nicht von diesem, sondern wurde von französischen Autoren zuerst gebraucht; vgl. L. Louvet in: Nouvelle biographie générale. XXIX., Sp. 476. — B.

56) Simmering, südöstlich von Wien auf der sogenannten Simmeringer Heide gelegen, war um 1809 noch ein großes Dorf von etwa 2000 Einwohnern; heute ist es als XI. Bezirk der Stadt Wien einverleibt. Vgl. Gräffer-Czikann, V. S. 53. — S.

57) Der berühmte Arzt Johann Peter Frank (1745—1821), ein Badenser, kam 1795 von Pavia, wo er Professor an der Universität war, zur Neuregelung des Militär-Medizinalwesens nach Wien, wurde hier Hofrat, Direktor des Wiener Krankenhauses und Professor an der Universität. 1804 folgte er einem Rufe nach Wilna und wurde bald darauf kais. Leibarzt in St. Petersburg, welche Stelle er 1808 niederlegte, um wieder nach Wien zu übersiedeln. Hier wollte ihn Napoleon für Frankreich gewinnen, doch verschiedene Ereignisse stellten sich dagegen; er erhielt eine Dose, 6000 Franken wert, von Napoleon. November 1809 übersiedelte Frank nach Freiburg im Breisgau, kam jedoch 1811 wieder nach Wien, wo er bis an sein Lebensende eine rege wissenschaftliche und praktische Tätigkeit entfaltete (vgl. Wurzbach, 4. Bd. S. 320 ff.; Gräffer-Czikann, II. S. 169 f.; Puschmann, Die Medicin in Wien, S. 117 ff. und unsere Ausgabe II. S. 158 f. — Über Napoleon und Frank, sowie über dessen Konsultation bei Lannes vgl. man Puschmann, S. 134; Thoumas, Le maréchal Lannes. Paris 1891, S. 326 und Geusau (Anm. 58), S. 184. — S. und B.

58) Jean Lannes (1769—1809), seit 1800 Herzog von Montebello, einer der erfolgreichsten napoleonischen Generale, starb am 31. Mai 1809, um 1/4 7 Uhr früh (Thoumas), nachdem ihm in der Schlacht bei Eßling am 22. Mai eine Kanonenkugel beide Beine zerschmettert hatte. Vgl. Anton Ritter v. Geusau, Historisches Tagebuch aller merkwürdigen Begebenheiten, welche sich vor, während und nach der französischen Invasion der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien in dem Jahre 1809 zugetragen haben. Wien 1810, S.

171, 184 (dürfte Gräffers Quelle sein); Thoumas, Le maréchal Lannes. Paris 1891, S. 320 ff. — Der letzte Besuch Napoleons bei Lannes erfolgte am 30. Mai; sie waren ½ Stunde allein und da soll Lannes nur den einen Satz, Napoleon möge Frieden schließen, ausgesprochen haben. Als Napoleon am nächsten Tag wieder kam, war Lannes bereits tot, was Napoleon tief bewegte. Vgl. Thoumas, S. 325, 326 f. — S.

59) Karl Friedrich Beckers „Weltgeschichte" erschien zuerst in Berlin 1801—1805, 9 Bände umfassend, und wurde später vielfach neu aufgelegt. Vgl. Christ. G. Kayser, Vollständiges Bücher-Lexicon. I. (Leipzig 1834), S. 178. — S.

60) Dieses einaktige Drama „Cellini und der Bourbon" läßt sich unter Gräffers Schriften (verzeichnet bei Goedeke, IX. S. 70 ff.) nicht nachweisen. Es dürfte überhaupt nie gedichtet worden sein. Der ganze Artikel „Eine Probe" nimmt sich vielmehr wie ein Spott auf die damals unter den deutschen Dichtern weitverbreitete Sitte, auf gegebene einander oft widersprechende Worte ein Gedicht oder Novellen zu schreiben aus. Im übrigen hat sich Gräffer öfter in dramatischen Skizzen versucht; wir kennen ein Lustspiel „Die Shawl-Verlosung" (Goedeke IX. S. 76 : 36), eine Szenerie „Der Fehdehandschuh" (Gräffer, Wiener Dosenstücke. I. [Wien 1852], S. 157 ff.) u. a. — B.

61) Über Johann Georg Ritter von Mösle († 1816) und seine am Graben Nr. 1212 befindliche Buchhandlung vgl. man die eingehenderen Ausführungen von Blümml in seiner Ausgabe von Bäuerles Memoiren. München 1918, s. Regist. und oben S. 246.

62) Über Gräffers Oheim Rudolf Gräffer vgl. man unten Anmerkung 216.

63) Johannes von Müller (1752—1809), der rühmlich bekannte Schweizer Geschichtsschreiber, kam im J. 1793 nach Wien, wo er als Hofrat bei der geh. Haus-, Hof- und Staatskanzlei angestellt wurde und sodann am 14. Oktober 1800 über seinen Wunsch die Stelle des ersten Custos an der kaiserl. Hofbibliothek erhielt. Da er zumal seines protestantischen Glaubens wegen verschiedenen Anfeindungen ausgesetzt war, entsagte er am 20. März 1804 seiner Stelle, ohne seine schönen Vorsätze ausgeführt zu haben, verließ Wien im Mai 1804 und folgte einem Rufe nach Berlin. Napoleon ernannte ihn 1807 zum westphälischen Minister-Staatssekretär. In Wien hatte Müller mit den bedeutendsten und hervorragendsten Männern der

Wissenschaft verkehrt, namentlich verehrte ihn der jugendliche Erzherzog Johann, in dessen Gesellschaft er häufig war. Müller selbst hat seine „Selbstbiographie" (Berlin 1806) verfaßt. Vgl. Goedeke VI. S. 286 ff.; Frz. X. Wegele in: Allgemeine Deutsche Biographie. XXII. S. 587 ff. und Jg. Fr. Edler von Mosel, Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Wien 1835, S. 209, 214. — S. und B.

64) Der Dichter und Bibliograph Johann Michael Denis (1729 bis 1800), ein Exjesuit, gehört der Skaldendichtung an und erwarb sich durch seine bibliographischen Arbeiten dauernde Verdienste um die Hofbibliothek, deren Beamter er von 1784—1800 war. Vgl. Blümml, Pichler I. S. 452 Anm. 83 mit weiterer Literatur; Mosel, a. a. O. S. 187 f., 197 f., 203, 208. — S.

65) Josef von Hammer, später Freiherr von Hammer-Purgstall (1774—1856), der berühmte Orientalist, der eine bewundernswürdig vielseitige Tätigkeit auf dem Gebiete der Sprachen und der Geschichte des Orients entwickelte, hatte um 1795 den Hofrat der Staatskanzlei Johannes v. Müller kennen gelernt, der sich von ihm Nachweise über alle den Orient betreffenden europäischen Schriften anfertigen und sich dreimal wöchentlich an Nachmittagen das Manuskript der 24 Bücher allgemeiner Geschichte von ihm vorlesen ließ (Wurzbach, 7. Bd. S. 268; Joh. v. Müller, Sämtliche Werke. XXXI. [Stuttgart 1835], S. 159, 160). Müller vermittelte Hammers erste literarische Versuche an Wieland, der sie im „Merkur" abdruckte (vgl. Anm. 66). Im Frühling 1799 kam Hammer von Wien als Sprachknabe nach Konstantinopel, kehrte im Frühjahr 1802 über England nach Wien zurück, verließ es aber im Herbst wieder, blieb bis 1806 in Konstantinopel, kam dann nach Jassy und wurde 1807 in die Hof- und Staatskanzlei in Wien einberufen. In Konstantinopel hatte er die „Encyklopädische Übersicht der Wissenschaften des Orients" (Leipzig 1804) verfaßt, die Müller rezensierte (Goedeke, VII. S. 750 : 13), und „Die Posaune des heiligen Kriegs aus dem Munde Mohammed Sohns Abdallah des Propheten" gefertigt, die Müller 1806 in Leipzig herausgab und mit Noten versah (Goedeke, VII. S. 750 : 14). Müller und Hammer standen in fleißigem Briefwechsel (Goedeke, VII. S. 749 : B). Vgl. über Hammer und seine weiteren Geschicke Wurzbach, 7. Bd. S. 267 ff.; Goedeke, VII. S. 747 ff.; Gräffer-Czikann, II. S. 184 ff. und einen Aufsatz von Gräffer in dessen: Historisch-bibliographisches Bunterlei. Brünn 1824, S. 15 ff., bes. S. 17 f. und 24 (Hammer u. Müller). — Über Hammer und Ka-

roline Pichler, ihre Bekanntschaft rührt aus dem Jahre 1807 her, vgl. Blümml, Pichler II. S. 450 f. Anm. 123. — B.

66) Hammers Beiträge im „Neuen Teutschen Merkur" 1796 ff. verzeichnet Goedeke VII. S. 749 : C 3. — B.

67) Karoline Pichler (1769—1843), die bekannte Wiener Schriftstellerin, die uns die Geschichte ihrer irdischen Wanderschaft in den „Denkwürdigkeiten meines Lebens" (Wien 1844; erste vollständige Ausgabe von E. K. Blümml in den „Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich", Bd. V., VI. München 1914) wahrheitsgetreu übermittelte, einst der Mittelpunkt der Wiener literarischen Gesellschaft, hatte, soweit bis jetzt bekannt, keine persönlichen Beziehungen zu Johannes v. Müller, wohl aber seit 1807 solche zu Hammer (vgl. Anm. 65). — Gräffers Aufsatz „Auf dem Graben; vor vierzig Jahren", also ca. 1803, ist, wie er ja selbst zugab (Wiener Dosenstücke. II. S. 279), „idealische Komposition; nichts anderes", wie ja schon die unhistorische Zusammenstellung mancher Personen, wie Pichler und Hammer (vgl. Anm. 65), das Auftreten von Kotzebue (Anm. 72) u. a. beweist. Das Wertvolle an dieser novellistischen Skizze ist die Darstellung der einzelnen Persönlichkeiten, die Gräffer gewiß alle gekannt und deren Eigenheiten er herausgearbeitet hat. — S. und B.

68) Pichlers „Gleichnisse", im Stile Herders gehalten und durch Rousseau beeinflußt, erschienen 1800 in Wien und fanden eine freundliche Aufnahme (vgl Blümml, Pichler I. S. 226 ff., 523 Anm. 376, 526 ff. Anm. 380). — Die „Idyllen", welche Voß beeinflußte, erschienen 1803 in Wien und wurden nicht so gut wie die „Gleichnisse" kritisiert (Blümml, Pichler, I. S. 536 f.). — B.

69) Salomon Geßner (1730—1788), der vielgefeierte schweizerische Idyllendichter (Goedeke, IV. S. 39), beeinflußte Karoline Pichler stark in ihrer Jugend (vgl. Blümml, Pichler I. S. 78; II. S. 400, 402). — S.

70) Karl Friedrich von Lindenau (1746—1817) seit 1789 in österreichischen — früher in preußischen — Diensten hatte sich in vielen Feldzügen ausgezeichnet, trat im J. 1809 als Feldzeugmeister in den Ruhestand und lebte seitdem zu Wien, wo er eine überaus volkstümliche Erscheinung war. Man erzählte von und über ihn viele Anekdoten, welche die Originalität dieses einstigen Kriegshelden in helles Licht stellen. Vgl. Wurzbach, 15. Bd. S. 204 ff.; Gräffer-Czikann, III. S. 455; I. S. 181 der vorliegenden Ausgabe; J. Gräffer Franciscäische Curiosa. Wien 1849, S. 64 ff. und Gugitz, Schön-

holz I. S. 165 ff. mit Literatur. — Mit den Winterpostierungen (S. 36, 37) spielt Gräffer auf Lindenaus Schrift: „Über Winterpostirungen und dahin einschlagende Sicherheits- und Vertheidigungsanstalten" (Potsdam 1785; Leipzig 1789) an; die Sommerpostierungen 1809 (S. 37) beziehen sich auf seine Teilnahme an den Kämpfen des Jahres 1809 bis zur Schlacht bei Aspern, und der Hinweis auf die Grundsätze der höheren preußischen Taktik zielt auf seine Schrift „Über die höhere preußische Taktik, deren Mängel und Unzweckmäßigkeit" (2 Teile. Leipzig 1789 und 1790). — S.

71) Feldmarschall Ferdinand Friedrich August, Herzog von Württemberg (1763—1834), Großkreuz des Maria Theresienordens, seit 1781 in österreichischen Militärdiensten, zeichnete sich in den Kriegen gegen Frankreich (1792 und 1796/97 rühmlich aus; 1797 wurde er kommandierender General von Innerösterreich und Kommandant des Wiener Aufgebots, als welcher er sehr verdienstvoll wirkte, wofür ihn die Gemeinde Wien zum Ehrenbürger ernannte. Er wurde September 1800 Stadtkommandant von Wien und November 1805 Feldmarschall. In der Folge betätigte er sich meist als Militärgouverneur verschiedener Provinzen. Er war ein großer Wohltäter der Armen. Vgl. Wurzbach, 58. Bd. S. 248 ff.; Gräffer-Czikann, VI. S. 197 f. — Mit Lindenau hatte er die große Vorliebe für das weibliche Geschlecht gemeinsam, vgl. Gugitz, Schönholz II. S. 249, sein Porträt vgl. E. v. Paunel, Richter, Die Eipeldauerbriefe, II. S. 57. — B.

72) Der einst soviel gefeierte dramatische Dichter August von Kotzebue (1761—1819) wurde im Oktober 1797 als Hoftheaterdichter vom Freiherrn von Braun nach Wien berufen, wo er jedoch nur zwei Jahre blieb. Er „erwarb sich hier bedeutendes Verdienst durch die Bereicherung des Repertoirs, teils durch seine eigenen, teils durch fremde gute Stücke, sowie durch Anziehung mancher nicht unbedeutender ausländischer Talente" (Gräffer-Czikann, III. S. 263). Die Ursache seines kurzen Aufenthaltes in der österr. Residenzstadt hat Kotzebue in der Schrift: „Über meinen Aufenthalt in Wien und meine erbetene Dienst-Entlassung" (Leipzig 1799) dargelegt. Bis August 1798 besprach er auch in der „Wiener Zeitung" die Aufführungen im Burgtheater. Vgl. Goedeke V S. 270 ff., bes. S. 279: 55; Teuber-Weilen in: Die Theater Wiens. II. 2 (Wien 1896—1906), S. 130 ff. und Alex. v. Weilen in: Zur Geschichte der kais. Wiener Zeitung. Wien 1903, S. 143 ff. — Zu der Zeit, in die Gräffer die vorliegende Skizze verlegt, weilte Kotzebue nicht mehr in Wien. — S.

73) Der Verlagsbuchhändler Anton Doll (1772—1812) in Wien war ein überaus unternehmender Geschäftsmann und hat sich durch den Verlag mehrerer größerer Werke Verdienste um die österreichische Literatur erworben. Allerdings druckte er auch die Werke von Schiller, Wieland u. A. nach. Vom Jahre 1810 an gab er eine Gesamtausgabe: „Theater" von Kotzebue heraus, welche zuletzt (1820) 56 Bde. umfaßte (Goedeke, V. S. 284 : 156). Im ersten Teile ist das hier erwähnte Porträt des noch jugendlichen Kotzebue enthalten, das von J. Blaschke stammt. Vgl. Gräffer-Czikann, I. S. 732 f. — S. und B.

74) Ignaz v. Sonnleithner (1770—1831) war von 1795 bis 1829 Advokat in Wien, lehrte daneben Handels- und Wechselrecht an der Technik und Universität und veröffentlichte eine Zahl wertvoller politischer und handelsrechtlicher Arbeiten. Auch als großer Kunstfreund und Musikkenner galt Sonnleithner, in dessen Hause sich stets zahlreiche Kunstnotabilitäten einfanden. Er förderte Schubert und begründete die allgemeine Versorgungsanstalt 1825. Vgl. Wurzbach, 36. Bd. S. 5 ff.; Gräffer-Czikann V. S. 78 ff. — Die von Gräffer angezogene Arbeit „Versuch aus dem deutschen Staatsrechte. Über das Verhältniß der Provinz Elsaß zum Deutschen Reiche" (Wien 1794) war Sonnleithners Inauguraldissertation. — S.

75) Josef Lange (1751—1831) wurde im Jahre 1770, gefördert durch Josef v. Sonnenfels, ans Wiener Hoftheater engagiert und spielte mit Meisterschaft daselbst in seiner jüngeren Zeit erste Heldenrollen. Mit Kotzebue wurde Lange schon auf einer Reise nach Berlin 1789 bekannt. Anonym erschien die von ihm verfaßte „Biographie des Josef Lange, k. k. Hofschauspielers" (Wien 1808), drei Jahre bevor er sich von seiner Bühnentätigkeit zurückzog. Vgl. Wurzbach, 14. Bd. S. 97 ff.; Gräffer-Czikann, III. S. 357 ff. und Blümml, Pichler I. S. 460 Anm. 132 mit weiterer Literatur. — S.

76) Der Hofrat Josef v. Sonnenfels (1733—1817) ist einer der berühmtesten Männer der österreichischen Aufklärungszeit. Unter vier Monarchen seit den Zeiten der großen Maria Theresia war dieser erleuchtete Mann auf vielen geistigen Gebieten tätig, ihm ist die Umgestaltung des Theaters zum edlen Kunstinstitute zu verdanken, er wurde der Reformator der Bühne in Österreich und ihm gelang es, bei der Kaiserin die Aufhebung der Folter durchzusetzen. Seine Schriften atmen den Geist der Freiheit, der Vaterlandsliebe und der vornehmsten Gesinnung. Als Lehrer an der Wiener Hochschule hat Sonnenfels hervorragend gewirkt und in der Leitung des Studien-

wesens überhaupt, die ihm anvertraut war, Bedeutendes geschaffen. Seine „freie Anschauung in Sachen der Vernunft" gegen Vorurteile und Mißbräuche bildete einen hervorstechenden Zug in Sonnenfels Charakter. Man vgl. über ihn in der vorliegenden Ausgabe Gräffers weitere Sonnenfels betreffende Ausführungen und Aufsätze oben 185 f. und Gräffer-Czikann, V. S. 74 ff.; weitere Literatur bei Blümml, Pichler I. S. 459 Anm. 126. — S.

77) Der Reiter ist der Freiherr Peter von Braun (1758 bis 1819), der sich als Industrieller auf dem Gebiete der Seidenfabrikation auszeichnete. Im Jahre 1794 erhielt er die Oberleitung der beiden Wiener Hoftheater und 1795 wurde er Freiherr. 1796 kaufte er die Herrschaft Schönau bei Vöslau in Niederösterreich, woselbst er einen prächtigen Park anlegte, der dem Publikum zugänglich war. In diesem Parke bildete ein besonderes Schaustück der Tempel der Nacht mit Inschriften von Kotzebue. 1807 nahm Braun als Hoftheaterdirektor seinen Abschied; er hatte die beiden Institute auf eine hohe Stufe gehoben. Er war ein freigebiger Kunstmäcen, auch als Komponist nicht ohne Verdienst, und ging schließlich durch seine horrenden Auslagen finanziell zugrunde. Vgl. Wurzbach, 2. Bd. S. 123 f.; Gräffer-Czikann, I. S. 373 f.; Teuber-Weilen in: Die Theater Wiens II. 2, 2, vgl. Register. — S.

78) Über die Einrichtungen seines Schlosses Schönau bei Vöslau in N. Ö vgl. man Gräffer-Czikann, VI. S. 381; Gugitz, Schönholz, I. S. 80 Anm. 81 ff. — B.

79) Das Schlossergassel besteht seit 1860 nicht mehr, denn in diesem Jahre fiel dessen Häusergruppe, welche den Graben gegen den Stefansplatz zu abschloß, der Vernichtung anheim und an ihrer Stelle erhob sich das Teppichhaus Haas (W. Kisch, Die alten Straßen und Plätze Wiens. S. 109 f.). Das Kramersche Kaffeehaus befand sich im Elefantenhaus (Nr. 619), auch „Zur goldenen Krone" geheißen, und war, infolge der hier gehaltenen Journale Wiens und Deutschlands, trotz seines bescheidenen Innern bald der Mittelpunkt der Wiener Literaten (vgl. Kisch, S. 119). Friedrich Nicolai (Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. V [Berlin 1785], S 236) zählte es zu den besuchtesten Kaffeehäusern und meinte, „hier sind besonders viele Zeitungsleser anzutreffen". Nicht uninteressant ist die Schilderung, die Küttner mit folgenden Worten entwirft (Reise durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von Italien, in den Jahren

1797, 1798, 1799. III. [Leipzig 1801], 371 f.): „Ich besuche häufig das Cramersche Kaffeehaus am Graben, weil da kein Billard und die Gesellschaft nicht zahlreich ist. Man geht vorzüglich des Lesens wegen dahin. Dem Fremden wird es auch deswegen empfohlen, weil da wenig gesprochen wird und er nicht Gefahr läuft, in politische Gespräche und Untersuchungen zu kommen, die ihm Verdruß zuziehen könnten. — Es bestehet aus einem einzigen düstern, unangenehmen Zimmer. Außer der Wiener Hofzeitung, die wöchentlich zwey Mahl erscheint, finde ich hier den Hamburger Correspondenten, die Erlanger, die Neuwieder, die deutsche Regensburger, den Mercure de Ratisbonne, das Journal de Frankfort, Gespräche im Reiche der Todten (unbedeutend genug!) und Schirachs politisches Journal. Anfangs hatte man auch den deutschen Redacteur, der aber bald nachher aufhörte, vielleicht, weil die Regierung ihn nicht mit einem guten Auge sahe". Über die Beleuchtung läßt sich J. N. Becker (Fragmente aus dem Tagebuche eines reisenden Neu-Franken. Frankfurt und Leipzig 1798, S. 113) folgendermaßen aus: „Das berühmte Kaffeehaus für Zeitungsleser ist das Kramersche im Schlossergassel. Aber ich hatte nach dem ersten Besuche schon genug davon. Da brennen auf jedem Tische von Morgens bis Abends zwey Lichter, vor denen man die Zeitungen studiret. An Tageshelle ist hier gar nicht zu denken". Ebenso läßt sich Philipp Ludwig Hermann Röder (Reisen durch das südliche Teutschland. I. [Leipzig 1789], S. 411) wie folgt darüber vernehmen: „Unter den Kaffeehäusern (in Wien) ist ein gelehrtes Kaffeehaus, das Kramersche in der Goldschmiedsgasse nahe am Graben. Hier in dieser Spelunke, wo man am hellen Mittage in der Finsterniß sitzt, bekommt man gelehrte Zeitungen zu lesen. Vielleicht ist die Finsterniß Ursache, daß sich die Lesenden auf die Straße heraus setzen und auf kleinen Tischchens ihren Kaffee vor sich stehen haben." Gräffer beschäftigte sich auch noch in einem zweiten Aufsatz „Das kleine Caffeehaus" (Der Papagey für kurzweilige Zerstreuung; nähmlich jocose Genre-Stückchen. I. [Wien 1839], S. 11 ff.) mit dem Kramerschen Kaffeehaus; auch in dieser Skizze treten dieselben Personen, denen sich noch Josef v. Sonnenfels zugesellt, wie im obigen Aufsatz auf. Gräffers Schilderung diente Alfred Meißner (Rococo-Bilder. Gumbinnen 1871, S. 51 f.) als Vorlage, ihr folgte auch P. v. Hofmann-Wellenhof, Alois Blumauer. Wien 1885, S. 17). Vgl. noch Vertraute Briefe zur Charakteristik von Wien. II. (Görlitz 1793), S. 79 f. (über Zeitungsreichtum des Kramerschen Kaffeehauses). — B.

80) Der Trattnerhof am Graben Nr. 618 (heute 29) ſtand, denn 1910 iſt er ebenfalls der modernen Bauwut in Wien zum Opfer gefallen, an Stelle des 1146 vom Biſchof Otto von Freiſing erbauten „Freiſingerhofes", den 1773 der Hofbuchdrucker Johann Thomas Edler von Trattnern gekauft und niederreißen hatte laſſen. Der Trattnerhof war 1776 vollendet. Vgl. W. Kiſch, Die alten Straßen und Plätze Wiens, S. 115 f. — B.

81) Die erſte Nummer der heutigen „Wiener-Zeitung" erſchien am 8. Auguſt 1703 unter dem Titel „Wienneriſches Diarium". Dieſe Bezeichnung blieb bis zum 1. Jänner 1780, an welchem Tage zum erſtenmal die Bezeichnung „Wiener Zeitung" am Titel ſteht. Vgl. Karl Groß in: Zur Geſchichte der kaiſerlichen Wiener Zeitung. Wien 1903, S. 248, 249. — Gräffer irrt daher (oben S. 39), wenn er in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts dieſe Zeitung noch ihren alten Titel führen läßt. — B.

82) Vgl. Ludwig Salomon, Geſchichte des deutſchen Zeitungsweſens. I. (Oldenburg und Leipzig 1906) S. 166: „Das katholiſche Blatt, das ſich ebenfalls ‚Augsburgiſche Ordinari-Poſt-Zeitung' nannte, erlangte das kaiſerliche Privileg 1695. In der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts war die Zeitung im Beſitz des Druckers Matthias Metta, in der zweiten gehörte ſie Joh. Ant. Moy und wurde daher auch oft die ‚Moy'ſche Zeitung' (alſo nicht Moll'ſche, wie Gräffer offenbar nach dem Gehör ſchreibt) genannt; jetzt heißt ſie ‚Augsburger Poſtzeitung (klerikal)'. Uber einen Wiener Nachdruck, den Gräffer (Doſenſtücke II. S. 126) erwähnt, iſt weiter nichts bekannt." — G.

83) Die ſogenannte „Neuwieder Zeitung", eigentlich „Politiſche Geſpräche der Todten" (ſie führt auch noch andere Nebentitel) geheißen, erſchien von 1786—1810. Ein nahezu komplettes Exemplar beſitzt die Wiener Stadtbibliothek (Sig. 31721 A). Sie enthält zahlloſen, nicht unintereſſanten politiſchen Klatſch, bringt zahlreiche Nekrologe und iſt kulturhiſtoriſch ſehr wertvoll. In Wien wurde ſie bereits ſeit 1787 (ſ. Wien. Ztg. 1787, S. 2979; 1789, S. 798) nachgedruckt, worüber ſich der Herausgeber öfters beklagte (vgl. Polit. Geſpr. d. Todten, 1790, S. 11; 1791, S. 192). Vgl. auch J. Winkler, Die periodiſche Preſſe Öſterreichs. Wien 1875, S. 50 und Gräffer, Doſenſtücke II. S. 125; beſonders ausführlich in: Joſ. Richter, Die Eipeldauer Briefe etc. (herausgegeben von Eug. v. Paunel) München 1917, I. (= Denkwürdigkeiten aus Altöſterr. XVII), S. LXXXIV ff. — G.

84) Cornelius von Ayrenhoff, dramat. Dichter und Feldmarschalleutnant, geb. zu Wien 28. Mai 1733, gest. ebd. 15. Aug. 1819, trat in den Militärstand und wurde 1756 Offizier, 1783 Generalmajor und 1794 Feldmarschalleutnant. Seine freie Zeit widmete er dramatischen Arbeiten, die er im Geschmack der älteren französischen Schule, namentlich Racine's verfaßte. Friedrich der Große schätzte sein Lustspiel „Der Postzug" sehr. Er hatte aber das bittere Los, als dramatischer Dichter sich selbst zu überleben, da er die neueren zu überleben hoffte (s. Wurzbach, 1. Bd. 98 f.; Goedeke IV, 75 f.; W. Montag, Kornelius von Ayrenhoff und seine Verdienste um die Erneuerung des Wiener Theaters, 1908, 8°). — G.

85) Christoph Friedr. Nicolai (1733—1811), der bekannte Berliner Buchhändler, Aufklärer und Schöngeist, der 1781 Wien besuchte, hier zahlreiche Beziehungen zu Wiener Schriftstellern anknüpfte, sich aber auch durch seine Ausfälle in seiner „Beschreibung einer Reise durch Deutschland usw. 1783 ff." in Wien wenig beliebt machte. In dieser Beschreibung (3. Bd. 364) widmet Nicolai Retzer ein freundliches Wort, so wie er im Vorwort desselben Bandes (3. Bd. LXXIII f.) Retzers Werk über die Tabakpachtung heranzieht. Zahlreiche Werke N.s sind in Nicolai's Organ, der Allg. deutsch. Bibliothek und ihrer Fortsetzung besprochen (vgl. etwa Allg. dtsch. Bibl. 63. Bd. 106 f., 72. Bd. 278 f.; 77. Bd. 417 f.; 98. Bd. 553 ff.; Neue allg. dtsch. Bibl. 10. Bd. Int. Bl. 216; 73. Bd. 414 ff.; 75. Bd. 408 usw.), so daß wohl anzunehmen ist, daß N. und R. auch in Correspondenz gestanden sind, wie sich auch aus „G. Wilhelm, Briefe . . . von Alxinger, 1898, S. 29, 47" ergibt. — G.

86) Karl Friedr. Ramler (1725—1798), bekannter Odendichter, war seit 1748 Professor in Berlin. Berüchtigt als Verbesserer. Vgl. Goedeke IV. 1, S. 100 ff. — Über Beziehungen zu Retzer ist nichts bekannt. — S.

87) Josef Friedrich Freiherr von Retzer (1754—1824), als Dichter ziemlich unbedeutend, war ein äußerst liebenswürdiger und bereitwilliger Mann, den die jüngeren Poeten sich dadurch verpflichteten, daß sie ihm, den gestrengen Zensor, ihre Werke zueigneten. Als Beamter kam er über den Hofsekretär seiner josefinischen Ansichten wegen nicht hinaus. Vgl. Blümml, Pichler II. S. 460 Anm. 149 mit weiterer Literatur; Gräffer-Czikann, IV. S. 378 f. und oben S. 255 f. — Sein von Gräffer (oben S. 40) angezogenes Werk „Tabakpachtung in den österreichischen Ländern von 1670—1783. Nach ächten Urkunden"

(Wien 1784) erschien in zweiter Auflage 1785, ist heute noch sehr lesenswert und nicht überholt. — Retzer unterhielt zu Ayrenhoff vertraute Beziehungen. Nicht nur daß Ayrenhoff über Wunsch Retzers 1804 seine kurze, in ein Schreiben gefaßte Biographie an Retzer richtete (Montag, S. 4 f.), ein Gespräch über geologische Themen, das er mit Retzer hatte, 1803 veröffentlichte (Montag, S. 100 f.), sondern Retzer gab 1814 die dritte Auflage der Werke seines Freundes Ayrenhoff noch bei dessen Lebzeiten heraus und versah sie mit einer lobenden Vorerinnerung (Montag, S. 112), worin er sagt (Ayrenhoff, Sämtliche Werke. 3 I. [Wien 1814], S. 3), daß er „diesen Freundschaftsdienst mit frohem Herzen verrichten" könne, „ohne bitteres Gefühl über das Hinscheiden eines Freundes, wie Ayrenhoff mir immer war, und noch ist!" Über die Virginia hat jedoch Retzer nie im Wiener Musenalmanach geschrieben (vgl. das Verzeichnis seiner Beiträge bei O. Rommel, Der Wiener Musenalmanach, Leipzig 1906, S. 154). Retzer und Ayrenhoff unterhielten auch einen Briefwechsel (drei Briefe bei Montag, S 129 f. abgedruckt); vgl. noch: Ein vergessener Dichterdilettant (J. F. v. Retzer) von G. Gugitz in: Deutsches Tagblatt, 1904, 25. Juni. — B.

88) Gottlieb von Leon (1757—1832), zuerst Hofmeister im Hause des Hofrats Greiner, dann seit 1782 Skriptor der Wiener Hofbibliothek, war ein eifriger Mitarbeiter am Wiener Musenalmanach von Ratschky und Blumauer und hat unter dem Einflusse der Minnesinger und des Volkslieds, sowie der Göttinger eine Reihe anmutiger Gedichte verfaßt. Später betätigte er sich wiederholt als Gelegenheitsdichter. Vgl. über ihn Blümml, Pichler I. S. 452 Anm. 81 mit weiterer Lit. und Bild; Gräffer-Czikann, III, S. 400. — Leon und Ratschky standen in freundschaftlichem Verhältnis zu einander; so besang Ratschky Leon in zwei Gedichten (Ratschky, Gedichte. Wien 1785, S. 29 und 37 = 2 Wien 1791, S. 35 und 43), während Leon Ratschky einen Nachruf schrieb (Goedeke, VI. S. 536 : 10 : b). Ebenso dichteten sich Leon und Alxinger gegenseitig an (Leon, Gedichte. Wien 1788, S. 196 [Alxingers Gedicht], 202 [Leons Gedicht aus dem Jahre 1784]) und Leon widmete Alxinger auch das nach Ovid gearbeitete Gedicht „Salmacis und Hermaphrodit" (ebd. S. 65). Vgl. Gottlieb von Leon von G. Gugitz in: Wiener Zeitg. 1907, 14. April. — S. und B.

89) Josef Franz v. Ratschky (1757—1810), der Begründer des „Wiener Musenalmanaches" (1777), als Dichter frisch, so daß einige

seiner Gedichte heute noch im Volke leben, war Staatsbeamter und brachte es 1807 zum Staats- und Konferenzrat. Vgl. über ihn Blümml, Pichler I. S. 452 Anm. 82 mit weiterer Literatur und Bild. — Ratschky, der mancherlei aus dem Lateinischen übersetzte, hat nie etwas aus dem Lucrez veröffentlicht, weder im Wiener Musenalmanach noch sonst (vgl. über seine Übertragungen Otto Rommel, Der Wiener Musenalmanach. Leipzig 1906, S. 204), wohl aber hinterließ er bei seinem Tode eine vollständige Lucrezübersetzung in der Handschrift (Gräffer-Czikann, IV. S. 351). — Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Ratschky und Alxinger (oben S. 43) erhellt auch daraus, daß Ratschky 1784 und 1787 an Alxinger Gedichte richtete (Ratschky, Gedichte. Wien 1785, S. 138; 2 Wien 1791, S. 145, 284), sowie später seinen Tod beklagte (Neuere Gedichte. Wien 1805, S. 99); vgl. Jos. Frz. Ratschky von Gust. Gugitz in Wien. Zeitg. 1907, 18. Aug. — S. und B.

90) Der Wiener Dichter Lorenz Leopold Haschka (1749—1827) wurde besonders bekannt durch die von ihm verfaßte Volkshymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser", zu der Haydn die berühmte, bis heute der österreich. Volkshymne unterlegte Melodie komponiert hat. Seine übrigen dichterischen Leistungen sind schwulstig, schwerfällig und langatmig, sie wurden nie gesammelt und gehören meist dem Gebiete der Odendichtung an. Vgl. über ihn Blümml, Pichler I. S. 450 f. Anm. 73 mit weiterer Lit. und Bild, Gräffer-Czikann, II. S. 520. — Haschka hatte Alxinger 1776 ein Gedicht gewidmet (Gugitz, Grillp. Jb. 76. XVII. S. 50) und später beklagte er seinen Tod (Gugitz, ebd. XVII. S. 112), war ihm doch Alxinger ein gütiger Gönner gewesen, der ihm 1779 für den Unterricht im poetischen Stil 10000 fl. gab (vgl. Gugitz, Grillp. 76. XVII. S. 55 ff.; Gräffer, Der Papagey, I. S. 12). Alxinger war Haschka, wie aus zwei Briefen vom 27. Jänner, 12. März 1788 hervorgeht (G. Wilhelm, a. a. O., S. 46 f.; Robert Keil, Wiener Freunde. Wien 1883, S. 52), sehr zugetan, nur dessen Dichtungsart sagte ihm nicht zu. Über sein stutzerhaftes Äußere vgl. Gugitz, a. a. O., XVII. S. 59. — S. und B.

91) Alxingers episches Gedicht „Doolin von Maynz" (Leipzig und Wien 1787) steht, wie Heinrich Weil eingehend nachwies (Die Quellen von Alxingers „Doolin von Mainz". Progr. Landes-Real- und Obergymnasium in Mödling. Mödling 1902), gänzlich unter dem Einfluß Wielands. Alxinger verdankte Wieland die Anregung zur Stoffwahl (Quelle die „Bibliothèque universelle des romans"

des Grafen Louis Treſſan), folgte dieſem in der Gliederung und im Aufbau des gewählten Stoffes, in der poetiſchen Darſtellung, ja viele Stellen zeigen ſogar wörtliche Anklänge an den Oberon, und übernahm manchen Zug und manche Einzelheit, unter anderem auch das Versmaß aus dieſer Wielandſchen Dichtung (Weil, S. 27 f.), nur hat er die leichtfertige Erzählung ſeines Originals ganz im Gegenſatze zur Wielandſchen Art in eine feierlich ernſte Dichtung verwandelt. Wieland, der das Gedicht zwar in „Deutſcher Merkur 1787, S. 185 ff." freundlich anzeigte und, wie Alxinger ſagt (G. Wilhelme a. a. O., S. 36), mit Grund, Schonung und Beſcheidenheit tadelte, hat „in dieſer Anzeige mehr der Freundſchaft als dem Geſchmack geopfert", welche „Gutherzigkeit" ihm manche Vorwürfe eintrug (Wieland an Göſchen, 3. September 1787: Wilhelm S. 39 Anm. 1). Wieland erkannte die Fehler des Werkes ſehr gut, wie eben dieſer Brief zeigt. — B.

92) Johann Bapt. Alxinger (1755—1797), feinfühlender lyriſcher und epiſcher Dichter, hat beſonders durch ſeine zwei epiſchen Rittergedichte: „Doolin von Mainz" (1787) und „Bliomberis" (1791) große Aufmerkſamkeit erweckt. Er war ein reicher, unabhängiger Mann und von 1794 bis zu ſeinem Tode Hoftheaterſekretär, früher Hofagent (Advokat). Sein Schädel befindet ſich in Paris in einer phrenologiſchen Sammlung. Vgl. Blümml, Pichler I. S. 451 f. Anm. 80 mit weiterer Literatur und Bild; A. Meißner, Rococo-Bilder. S. 51 Anm.; Gräffer-Czikann, I. S. 64 f. (eingehend). — Sein Äußeres ſchilderte Gräffer (Der Papagey. I. S. 13) ganz ähnlich an anderer Stelle: „Alxinger in ſeidenem Frack, lange Weſte, reich geſtickt; kurzes Beinkleid, alles von rauſchender Seide; der Rock auch geſtickt; Blumen und Kräuter. Hoher Toupé, viel Haarpuder; ein ſchöner Stahldegen" — Alxinger ſtand tatſächlich mit Wieland in Korreſpondenz (vgl. G. Wilhelm, a. a. O. im Regiſter unter Alxinger und Wieland), doch iſt der von Gräffer (oben S. 43 f.) angezogene Brief wohl nur Erfindung; das Dankſchreiben Alxingers an Wieland wegen deſſen Rezenſion des „Doolin" (bei Wilhelm S. 39 ff. Nr. 22) ſetzt eigentlich keinen Brief von Wieland voraus. — S. und B.

93) Johann Rautenſtrauch (1746—1801), ſeinerzeit als dramatiſcher Schriftſteller beſonders durch ſein Luſtſpiel „Der Juriſt und der Bauer" (1773) beliebt, war in der joſephiniſchen Zeit eine in Wien ſehr populäre Perſönlichkeit. Er war als Schriftſteller vielſeitig, nicht nur Dichter, ſondern verſuchte ſich auch in hiſtoriſchen, kirchen-

politischen und kulturhistorischen Schriften mit mehr oder weniger Erfolg. Vgl. die eingehende Biographie von Eugen Schlesinger (Johann Rautenstrauch. Biographischer Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Österreich. Wien 1897); Gräffer-Czikann, IV. S. 352 f. [sehr kurz] und oben S. 199. — In „Der Papagey" (I. S. 13 f.) entwirft Gräffer von Rautenstrauch folgende, der obigen (S. 44; darnach Schlesinger S. 15 f.) entsprechende Schilderung von Rautenstrauch: „R. mit dem besagten schrecklich langen Zopfe; ein langer, schmaler Frack bis an die Ferse; enge, gelbe Beinkleider; ein spanisches Rohr, so lang als der Verfasser der Wiener-Stubenmädchen selbst!" — S. und B.

94) Rautenstrauchs Satire gegen die Stubenmädchen „Über die Stubenmädchen in Wien. O tempora! o mores!" erschien 1781 in Wien, erlebte mehrere Auflagen und rief eine Reihe Gegenschriften hervor. Vgl. Schlesinger, S. 122 ff.; G. Gugitz, Die Wiener Stubenmädchenliteratur von 1781 in: Zeitschrift für Bücherfreunde VI (Bielefeld 1902/03) 4. Heft, S. 137 ff. — B.

95) Gräffer hat hier Blumauers Porträt (Joseph Kreutzinger del., Jacob. Adam sc. Viennae 1787) im Auge, das vor dessen „Gedichte. Erster Theil" (Wien, bey Rudolph Gräffer und Compagnie, 1787) sich findet, das Motto: „Qui Sale multo Urbem defricuit. Horatius" und die Widmung „Demselben gewidmet von seinem Freund Adam" trägt. Über sonstige Blumauerbildnisse vgl. man G. Gugitz, Zeitschrift für Bücherfreunde. X. (Bielefeld 1906/07), S. 225. — Zur Beschreibung von Blumauers Äußerm (oben S. 44 f., ihr folgt P. v. Hofmann-Wellenhof, Aloys Blumauer. Wien 1885, S. 19) stimmt auch eine zweite, die Gräffer an anderer Stelle (Der Papagey für kurzweilige Zerstreuung. I. [Wien 1839], S. 14) gibt: „Blumauer trug einen quergestreiften Frack von sogenanntem Zeug; Chapeau bas, immer die Lorgnette vor, die hohe, hagere Gestalt." Dazu paßt auch, was ein Unbekannter von Blumauers Äußerm sagt (G. Gugitz, Grillp. Jb. XVIII., S. 125 Anm. 1). — B.

96) Es war tatsächlich Blumauers Gewohnheit, da ihm die Einfälle mühelos kamen, seine Gedanken auf kleinen Papierfetzen u. dgl. festzuhalten, wie wir auch aus einem anderen Bericht wissen (vgl. G. Gugitz, Grillp. Jb. XVIII. S. 70; Hofmann-Wellenhof, S. 20 mit Anm. 1; oben S. 107). — B.

97) Die Wiener Stadtbibliothek besitzt eine Anzahl, ca. 130, Hetzzettel aus den Jahren 1791—1796 (Signatur 16361 E), dar-

unter aber keinen, der Gräffers Beschreibung (oben S. 45 f.) entspricht. Viele sind wohl rot gedruckt, doch zeigen sie als charakteristischen Kopf folgende Darstellung: im Mittelstück einen ruhenden Löwen, den ein Hetzhund anspringt; links davon ein Hund, rechts ein sitzender Affe; ober dem Mittelstück zwei Adler mit ausgebreiteten Schwingen. Ob Rautenstrauch je ein Hetzzettel, die übrigens oft sehr pompös abgefaßt sind, verfaßte? E. Schlesinger (a. a. O. S. 16 f. Anm. 2) berichtet die Sache nur nach Gräffer, kommt im übrigen aber zu keinem Schluß. — B.

98) Der gefräßige Herr L*** ist niemand anderer als Christian Edler von Lucam, des hl. römischen Reichs Ritter und niederösterr. Appellationssekretär und Registraturdirektor. Als sein Vater, der Reichsagent Dr. jur. Augustin Ferdinand Edler von Lucam 1773 in Wien gestorben war, da erhielt Christian am 24. Oktober 1775 die Gewähr über je ein Fünftel der väterlichen Häuser zu Wien und zwar über das Haus zum Küßdenpfenning (Nr. 683 in der Adlergasse) und zum kleinen Küßdenpfenning (Nr. 684 am Hafnersteig), doch wurden ihm beide Hausanteile im Wege der öffentlichen Feilbietung am 12. Oktober 1797 schuldenhalber gerichtlich verkauft (vgl. die Gewährbücher der Stadt Wien im Wiener Stadtarchiv. T., fol. 178b—179a; W., fol. 299a), Christian war mit Theresia Pran von Zahlautzen († 1815) verehelicht (der Ehekontrakt im Verlassenschaftsakt datiert vom 14. Mai 1773). Als er am 14. November 1805, 63 Jahre alt in Wien am Schlagfluß starb (Totenprotokoll der Stadt Wien. 1805, Buchst. L., fol. 41b), da war sein Gehalt von jährlichen 1200 fl. zur Hälfte von den Gläubigern mit Beschlag belegt und sein ganzer Nachlaß mit 166 fl. 21 Kr. geschätzt, wovon aber 148 fl. 21 Kr. Bargeld waren (vgl. seinen Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Faszi. V. Nr. 220 ex 1805). Die ärmliche Einrichtung seiner Wohnung (Stadt Biberbastei Nr. 1250) bestand bei seinem Tod aus zwei harten Kasten, 1 hartem und 1 weichem Tisch, 4 Sesseln, 1 kleinem Spiegel und aus dem Ehebett; seine Kleidung setzte sich aus einem rehfarbenen Kaput, 1 lichtbraunen Frack, 2 Westen, 1 Beinkleid, 1 Paar Schuh, 1 Hut, 1 Stock und 1 Paar Handschuhe zusammen und mit seiner Leibwäsche (4 Hemden, 6 Sack- und 2 Halstücheln, 2 Gattien, 4 Paar Unterziehstrümpfe und 2 Paar schwarze Wollenstrümpfe) sah es ärmlich genug aus (Verlassenschaftsakt). Lucam kommt auch im Protokoll f. Nied. Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inn. zu Wien mehrfach um Vorschüsse ein, so etwa 1805, Fol. 54, 344, 397 wegen Schulden. — B.

99) Stanislaus II. Poniatowsky (1732—1798), der letzte König von Polen (seit 1764), entsagte dem Throne am 25. Nov. 1795, wofür er von Rußland, Österreich und Preußen eine Pension von 200000 Dukaten erhielt. An ihn erinnert der von ihm gestiftete, noch bestehende Stanislausorden. Vgl. L. Chodzko in: Nouv. Biographie universelle. XLIV. Sp. 433 ff. — Wenn Gräffer (oben S. 46 und 203) behauptet, daß Stanislaus II. nach seiner Abdankung in Wien war, so läßt sich dies nicht beweisen, denn weder seine Biographen erwähnen davon etwas, noch enthalten die Staatspolizeiakten von 1795—1798 im Archiv des k. k. Ministeriums des Innern einen diesbezüglichen Hinweis. Gräffer begeht nämlich einen schweren Irrtum und verwechselt den König mit seinem Namensvetter und wirklichen Vetter Stanislaus, Sohn Kasimir's Poniatowski, geb. den 23. Nov. 1754. Er war während der Regierung seines Oheims Großschatzmeister von Lithauen, Starost von Podolien und General der polnischen Kronarmee, ward dann vom Kaiser Paul I. zum wirklichen Geheimrat ernannt und lebte seit 1804 in Wien, später in Rom, wo er zu den berühmten Sammlern gehörte (vgl. Casimir V. Chledowski, das Italien des Rokoko, Münch., G. Müller, 1915, S 323 f.). Er starb in Florenz 1833 (nach and. 1831). Angelica Kauffmann hat ihn gemalt (s. H. J. Meyer, Neues Konvers.-Lexik. Hildburghausen, 1866, 13. Bd. S. 101). Jedenfalls weilte er aber schon vor 1804 öfters vorübergehend in Wien, denn sonst könnte ihn Gräffer nicht gleichzeitig mit Blumauer, Alxinger und Rautenstrauch, die alle vor dem Jahre 1804 starben, gesehen haben, wofern dies nicht auch ein Erinnerungsfehler ist, wie die Verwechslung mit dem König. Indessen bezeugt uns eine Eintragung in den „Präsidialindices des Statthaltereiarchives zu Wien, 1. Bd. 1783—1796, sub litt. P." seine Anwesenheit in Wien vor dem Jahre 1796. Der Akt dazu ist leider verloren gegangen. Von Poniatowski existieren übrigens Erinnerungen, die zum Teil in der „Revue d'histoire diplomatique. Paris, 1895, 9. Jahrg. Nr. 1" veröffentlicht wurden. — G.

100) Der Ochsenstand befand sich am „Ochsengries", einem großen freien Platz jenseits des Stubentores vor dem ehemaligen Invalidenhaus, der Landstraße, Hauptstraße und Ungargasse, etwa dort, wo heute die Station Hauptzollamt steht. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts entwickelte sich hier jeden Freitag jenes Schauspiel, das Gräffer anschaulich beschreibt und dem eine große Menge Zuseher, darunter viele Damen, mit großem Interesse folgte. Für die Weingartenbesitzer und die Geschäftsleute auf der Landstraße war

der Auftrieb der Ochsen nicht angenehm; mancher Weingarten wurde durch die wilden Tiere zerstört und die Kaufmannsläden mußten vorschriftsgemäß geschlossen sein. 1797 wurde der Ochsenmarkt nach St. Marx verlegt, wo er sich noch heute befindet. Vgl. W. Kisch, Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten. I. (Wien 1888), S. 465 ff. mit einem Bilde aus dem Jahre 1780; Karl Fajkmajer, Skizzen aus Alt-Wien. Wien (1913), S. 47 f. — Zu Gräffers Worten bieten J. Perinet (Annehmlichkeiten in Wien. III. [Wien 1788], S. 46 f.) und F. X. Gewey (Komische Gedichte über die Vorstädte Wiens. I. [1812], S. 11 f.) interessante Parallelen; darunter diese (S. 12):

In Phaetons, Schwimmern, Lehenkutschen
Erschien sogar das Weibsgeschlecht;
Statt Logen saß es in Pirutschen
Wie in Madrid beim Stiergefecht.

Wenn dann der Ochs vor Grimm schon kreischte
Und brüllend ihm vor Wut und Schmerz
Der Hund das blutge Ohr zerfleischte,
Wie hüpfte da sein sanftes Herz!!!

und (S. 11):

Man sah den Schwall von Pflastertretern,
Der Kopf und Herz daselbst bewies,
Laut brüllend auf und nieder klettern
Auf dem Gebälk am Ochsengrieß.

Der Ochsenmarkt mußte dem Hafen des Wiener Neustädter Kanals weichen. Der Kanal wurde im Sommer 1797 zu graben begonnen (A. v. Bergenstamm, Geschichte der Vorstädte und Freygründe Wiens vor dem Stubenthore. Wien 1812, S. 100), womit sich Gräffer (oben S. 48) nicht recht vereinen läßt, falls er nicht einen der allerletzten Ochsenmärkte im Auge hatte. — B.

101) Nachdem schon in früheren Jahrhunderten den Wienern blutige Thierkämpfe vorgeführt worden waren (s. besonders darüber: Katalog der Theatergeschichte. Ausstellung der Stadt Wien, 1892 S. 55 f.), erfolgte 1735 die Verleihung eines Privilegiums an Anton Bibienna und Anton Corradin zur Errichtung eines Hetztheaters (Stadtarchiv). Im Jahre 1755 erhielt Karl Defraine ein Privileg auf ein Hetztheater, das unter den Weißgärbern (3. Bez.) erbaut wurde (s. Protok. f. Nied. Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inn. 1795, S. 271, 324) und lange Jahre im Wiener Kulturleben eine Rolle spielen sollte.

1766 wurde das Hetzprivileg auf 12 Jahre erneuert (s. Protok. l. c. 1766, S. 15, 101, 120, 140). Bald darauf starb jedoch Defraine und am 12. Febr. 1768 erhielt Ginf. d' Affliſſio das Privileg, während die Witwe Magdal. Defraine abgewieſen wurde (s. Protok. l. c. 1768, S. 44). D'Afflisſio hatte das Hetztheater nur bis 1770 inne. Nach ihm erwarb die kaiſ. Theatraldirektion das Hetztheater und verpachtete es. Von 1782 an (s. Alt-Wien, Monatsſchrift, 1. Jahrg., S. 196) bis 1794 erſcheint Andr. Ulram, Wundarzt bei der ung. Leibgarde, als Pächter (s. Poliz. Indic. i. Statthalt. Arch. zu Wien, 1784 ff. Buchſt. H.), von 1794 bis 1796 Joh. u. Ant. Duſchl (s. Wien. Ztg. 1794, p. 1556 f.). Als am 1. Sept. 1796 das aus Holz gebaute Theater abbrannte, erlaubte Kaiſer Franz den Aufbau nicht mehr, obſchon Ulram und andere ſelbſt einen Steinbau anboten (s. Protokoll l. c. 1796, S. 542, 567, 602). Das war das Ende aller Thierhetzen in Wien, über deren Beliebtheit eine große Menge an Litteratur vorliegt (s. beſ. J. Richter, Die Eipeldauerbriefe, hsg. v. E. v. Paunel, I, 342 f.). Die Hetze wurde übrigens hauptſächlich nur vom Frühjahr bis zum Herbſt abgehalten, da das drei Stock hohe, aus Holz gebaute Gebäude kein Dach hatte, jedoch fanden auch an ſchönen Wintertagen zuweilen Vorſtellungen ſtatt. Außerdem waren die Vorſtellungen nur an Sonn- und Feiertagen und am Annatag (s. Wiens gegenwärtiger Zuſtand unter Joſephs Regierung, 1787, S 374). — G.

102) Beliebte Hundenamen, Blaſſeln beſonders für ſolche, die einen weißen Fleck auf der Stirne tragen (s. D. Sanders, Handwörterbuch der deutſch. Sprache, 1888, S. 124). — G.

103) Der beliebteſte und in gewiſſem Sinne berühmteſte Theil der Glacien war das ſogenannte Waſſerglacis, ungefähr an der Stelle, wo jetzt die Gebäude der Gartenbaugeſellſchaft und die angrenzende Ringſtraßenpartie längs des Stadtparkes ſich erſtrecken. Dieſes Glacis war ſchon unter Kaiſer Joſeph II. eine der beſuchteſten Promenaden und im Jahre 1788 beſtanden daſelbſt ſchon Kafézelte, wo Abends türkiſche Muſik ſpielte, aber erſt unter Franz I. erhob es ſich zum volkstümlichen Unterhaltungsplatz der Wiener. Nach der Eröffnung des nahen Karolinenthors am 1. Oktober 1810 wurde auf dieſem Platz eine Trinkkuranſtalt errichtet, wo man alle Arten Mineralwäſſer erhalten konnte und von dieſer Zeit an ſtammt die Benennung Waſſerglacis. 1861 wurde ſie demoliert (s. Alt-Wien, Monatsſchrift, 1898, S. 4 ff.: Victor Stöger, Die Alt-Wiener Glacien und das Waſſerglacis). — G.

104) Das Schanzel befand sich am Donaukanal, an der Stelle des heutigen Franz-Josephs-Quai gegen den Schottenring zu. Ursprünglich eine Schanze mit Thor an der Gonzaga- oder Wasserschanzbastei, hinter welcher sich das Fischerthor befand, durch welches ein Weg aus der Stadt über den Wasserravelin — Schanzel (kleine Schanze) genannt — an die Donau führte, im 17. Jahrhundert errichtet. Später diente das Schanzel aber als Approvisionierungsplatz, namentlich für Obst und Gemüse, das mit der Donau kam und war im 18. Jahrhundert und noch Anfangs des 19. Jahrhunderts das, was der heutige Naschmarkt ist. Dort landeten übrigens auch die Reisenden häufig, die auf der Donau mit der „Regensburger-, Ulmer- und Linzer-Ordinari" kamen (s. J. Perinet, Annehmlichkeiten in Wien, 1788, 3. Hft., 26 f.). Das „Neueste Gemählde von Wien, 1797, S. 12 f." schreibt: „Das Schänzel endlich, welches ehedem eine Reihe von Hütten bildete, in welchen die nun verteilten, einst mit den Pariser Fischweibern verglichenen, Höckerinnen ihr Obst verkauften und die Vorübergehenden durch ihre losen Mäuler schreckten, ist jetzt ein offener Platz, auf welchem alles so reinlich wie auf einer holländischen Küste, und auf dem, gleich einem halben Bogen, eine weitläufige Bank zusammengesetzt wurde, über welcher Väter und Mütter mit ihren Kindern im traulichen Kreise sich dem angenehmen Eindrucke der an der Donau schwebenden kühlen Abendlüfte überlassen. Es dient nun so manchem schönen jungen Paare . . . zum angenehmen Ruheplatz. Mannigfaltige Gedanken und Gefühle durchkreuzten mich immer, wenn ich die belasteten Schiffe aus Ulm, Lauingen, Regensburg, Hall, Hafnerzell usw. hier landen sah." — G.

105) Plutzerbirnen, Dialektausdruck für besonders große Birnen, da Plutzer dialektisch Kürbis bedeutet, also Birnen so groß wie ein Kürbis in der Übertreibung. — G.

106a) Das Wirtshaus „Zum goldenen Kegel" lag unter den Weißgärbern in der gleichnamigen Gasse des 3. Bezirkes nicht unweit von der Hetze und dem Ochsenstand (s. Kisch, Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten, 1888, I, 502). Es war ein beliebter Tanzsaal, der schon 1780 bestand und sich noch 1812 im Betrieb befand (s. Der Ref. St. Wien Kommerzialschema 1780, 2. u. 3. Abth. S. 28, 36; Wien. Ztg. 1792, S. 2922; Geschichte der Vorstädte und Freigründe Wiens vor dem Stubenthor etc. Wien, 1812, 19; Briefe des jung. Eipeldauers etc. Wien, 1810, 9. Hft., 32). — G.

106b) Die „goldene Birn", noch heute bestehend, gehört zu den

bekanntesten und ältesten Gasthäusern der Landstraße, seinerzeit auch als Tanzsaal hochbeliebt. 1801 wurde das Haus umgebaut, das ursprünglich nur ein Bierhaus war, und in das Nachbarhaus ein Tanzsaal hineingebaut, den man „Wiener Annentempel" nannte. Seit 1870 ca. wurde dieser aber nicht mehr als solcher benützt, der im Vormärz unter Kapellmeister Michael Pamer seine Blütezeit hatte. 1879 wurde der Tanzsaal gänzlich abgerissen und ein Haus an seine Stelle gebaut. Jetzt ist die „goldene Birn" nur Hotel, das auch früher schon als solches sehr beliebt war. Hier starb Alexander Ypsilanti, wohnte H. Balzac (s. darüber Lulu Thürheim, Mein Leben, Reg.), auch Beethoven (s. sämtl. Briefe, hsg. v. Prelinger. Wien, 1907—09, III, 104, 105, 106) verkehrte hier (s. Kisch, Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten. 1888, I, 403 f. mit Bild; Kom. Gedichte über die Vorstädte Wiens. Wien, 1812, 1. H., 24). — G.

107) Das „Invalidenhaus" (im 3. Bez.) wurde durch Umbau des Johannesspitales in den Jahren 1783—1786 durch Joseph II. errichtet. Am 1. Febr. 1787 zogen die ersten Invaliden ein. Das Haus ist vor wenigen Jahren demoliert worden und an seiner Stelle erheben sich bereits zahlreiche Privathäuser (s. Kisch, Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten, I, 390; Alfr. Conte Begna, Geschichte des Wien. k. k. Milit. Invalid. Hauses. W. 1886, S. 16 ff.). — G.

108) Über Bohrer I, Anm. 260. Über den Ochsenstand oder Ochsenzwinger schreibt noch J. de Luca (Wiens gegenwärtiger Zustand unter Josephs Regierung, 1787, 230 f.): „Der Ochsenzwinger liegt vor dem Stubenthor zwischen der Wien und dem Invalidengebäude. Er ist sehr lang und breit und mit hölzernen Schranken umgeben. Hier werden die Ochsen eingeschlossen, die aus Ungarn hierherkommen. Der Haupttrieb ist am Freitag in jeder Woche. Sobald die bestimmte Anzahl der Ochsen beisammen ist, nehmen die Schlächter die Teilung vor. Sie bringen am ersten das sämtliche Vieh in verschiedene Teile, ist dieses geschehen, so ziehen die Schlächter die Loose, und jeder bringt das durch das Los ihm zugefallene Vieh nach seiner Wohnung. Vornhinein bekommt jeder Ochs sein Zeichen, durch den hierzu bestimmten Ochsenzeichner. Stiere, die besonders wild sind, werden gewöhnlich durch Hunde gefangen, dann durch Stricke zu Boden gestreckt und auf einem Karren nach des Schlächters Wohnung geführt. Bei dieser Ochsenteilung findet sich immer besonders in den Sommermonaten eine große Menge Zu-

schauer ein." — Dieses Schauspiel, das oft zu turbulenten Szenen führte, veranlaßte die Behörde mehrmals zu strengen Verfügungen gegen das Publikum, so im Jahre 1772 (vgl. Protok. f. Nied. Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inner. 1772, p. 543: Hintanhaltung von müßigen Leuten und Buben bei dem Ochsenstand) und 1798 mußte sogar ein Normale herausgegeben werden, um Ordnung zu halten (s. Poliz. Indic. i. Statthalt. Arch. zu Wien, 1798 sub litt. O.). — Im Anhang soll hier bemerkt werden, daß der Name der Familie Grammelstädter, der das Prototyp einer emporgekommenen, protzenhaften, nur auf das Sinnliche ausgehenden Spießbürgerfamilie geworden ist (so auch bei Fr. Schlögl etwa, s. „Wienerisches" [= Gesammelte Schrift. 3. Bd., S. 46 ff.]), durchwegs kein frei erfundener ist. Die Träger dieses Namens waren, wie ja dies fast in einem organischen Zusammenhang steht, schon im 18. Jahrhundert eine bekannte Fleischhauer- und Hausherrenfamilie, so „Cramelstäder (sic) Heinrich, Fleischhauer auf der Landstraße Nr. 118 (alt)" und „Cramelstäderin Theresia, Fleischhauerin auf der Landstraße Nr. 78 (alt)", wie etwa „Der Ref. St. Wien Kommerz Schema, 1780, 2. u. 3. Abt., S. 23" meldet. 1800 stirbt ein Ant. Grammerstädter, bürgerl. Fleischhauer und Hausbesitzer (1803 wohl seine Frau), 1823 ein anderer des gleichen Namens und 1818 wird über einen Heinr. Grammerstädter bezeichnenderweise die Prodigalitätsaufhebung verfügt (vgl. dazu die Nachlassenschaftsindices im Arch. des Landgerichts i. Civilsachen zu Wien, unt. d. betreff. Jahren). — G.

109) Die Apotheke zum „goldenen Hirschen" befand sich auf dem Graben Nr. 610, um 1800 war Hr. Jakob Augusta, Senior der Apotheker, ihr Besitzer (s. Vollständ. Auskunftsbuch od. Civil- und Kommerzialschema, Wien, 1800, 122). — G.

110) Johann Hackel, bürgerlicher Handelsmann und Glückshafenbesitzer, bekam im J. 1788 die Bewilligung einen Silberglückshafen zu errichten (s. Poliz. Indic. i. Statthalt. Arch. z. Wien, 1788, litt. H.), den er in einer eigens dazu gebauten Hütte am Graben am 27. Okt. 1788 (s. Wien. Ztg. 1788, S. 2572 f.) eröffnete und wohl bis 1795 mit Glück führte, in welchem Jahre er am 12. März wegen Teilnahme an der sogenannten Jakobinerverschwörung zu 35 jährigem Gefängnis verurteilt wurde, zu aller Verwunderung. Frz. X. Huber schreibt in seinem äußerst interessanten und scharfen „Beitrag zur Charakteristik und Regierungs-Geschichte des Kaiser Josephs II., Leopolds II. und Franz II. Paris,

8. Jahr., 262 f.: „Da in Wien bekannt ward, Hackel sei als Jakobiner eingezogen worden, lachten die dümmsten Bürger darüber und sagten laut: Es wäre eine Satyre auf die Jakobiner, daß man diesen Menschen dazu rechne. H. hatte nur Sinn und Gefühl für Essen und Trinken. Ich bin überzeugt, daß er sich unter dem Worte Revolution nie etwas anderes, als ein französisches Ragout, gedacht hat." Huber berichtet auch (ibid. 257 f.), daß sich H. mit seinem Glückstopf ein Kapital von 80000 fl. erworben hätte, obschon er es bezweifelt. Dieser Unglückliche, jedenfalls nur das Opfer einer absolutistischen Scharfmacherei, wurde nach Munkacs gebracht und 1802 begnadigt, aber in Linz interniert, wo er noch 1812 lebte (Poliz.-Archiv i. Minist. d. Inn. Nr. 1486 ex 1812; Protok. f. Nied.-Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inn. 1795, S. 121, 509, 534, 566, 578; Schönholz, Traditionen hrg. v. Gugitz, I, 36). Um diese Zeit dürfte er vollends begnadigt worden sein, denn er starb in Wien am 4. Nov. 1816 in einem Alter von 66 Jahren an der Auszehrung in der Leopoldstadt Nr. 523 bei seiner Frau (s. Totenprotok. d. Stadt Wien, 1816, Buchst. H., Fol. 55). Nach den Verlassenschaftsakten (Fasz. 2, Nr. 4441 ex 1816) hinterließ er nur 82 fl. Über seine Frau Katharina vgl. I, Anm. 266. — G.

111) Die Glückshafen waren schon seit dem 16. Jahrhundert eingeführt. Im Jahre 1582 hatte Rudolph II. dem Nürnberger Bürger Joseph Prüssel die Bewilligung erteilt, allerhand Silbergeschmeide, schöne Bilder usw. durch einen „gebräuchlichen redlichen Glückshafen allenthalben im heiligen römischen Reiche durch die Verwaltung der Ortsobrigkeit einzurichten". Schon um das Ende des 17. Jahrhunderts gab es nun überall Glückshafen und über einen solchen in Wien im J. 1650 berichtet Pat. Reginb. Möhner (Ein Touriſt in Österreich usw. hrg. von A. Czerny, Linz, 1874, 120 f.) ausführlich: „Under dem S. Catharina Markh ist ein Glückhhafen eröfnet worden, worein der maiste Theil wol unuz das Gelt eingelegt, doch etliche wol Glükh gehabt haben. Ein armer Weinhauwer, der etlich Kinder hatte, hat etlich Kreüzer eingelegt und ein Handtbekh und Kanten von hohen Wert ausgehebt. Das sahe ein arme Dienstmagdt; legte 6 Groschen, welche ihr Frauw ihr Brot darumb zue kauffen geben, auf guet Glükh hinein. Hebte ein silberne Flaschen über 80 fl. wert heraus. Als sie mit disem Glükh durch die Trometer, wie gebreüchig, nach Haus gefüert worden, wolte ihr die Frauw selbe nemmen, weil sie das Geld hergegeben. Als aber die Sach vor dem Stattrichter kommen, hat er dises Glükh der armen Magdt zuegesprochen, doch solle sie ihr Frauwen andere 6 Groschen geben . . ." (Eine ganz ähnliche

Geschichte erzählt merkwürdigerweise Aug. de la Garde, Gemälde des Wien. Kongresses, 1914, 2. Aufl. II, 27 ff., wiewohl chronologisch unrichtig.) Im 18. Jahrhundert war das Glückshafenunwesen in Wien im vollen Schwunge, wie zahlreiche Eintragungen im Protokoll für Niederösterreich (Arch. d. Minist. d. Inner. (vgl. 1749—50, p. 125; 1752, p. 116; 1764, p. 53; 1765, p. 134, 195, 226, 283, 325, 339, 352, 364 uff.) beweisen. Doch machten sich schon manche Stimmen mit Bedenken dagegen geltend. So schreibt J. H. Faber, Beiträge zu Bruchstücken für Josephs II. Lebensgeschichte, Mainz, 1790, I, 468 f.: „Der Silberglückshafen, diese Methode, Geld zu gewinnen, sollte verboten werden, weil sie größtenteils den ohnedies schon Armen zum Bettler machte, wie man aus folgender kleinen Berechnung ersehen konnte. Der Inhaber dieser Glücksbude schlug seine Waren auf vierzigtausend Gulden an, und rechnete jeden Artikel so, als wenn er reich wäre. Er machte 1200 Stück Treffer, das übrige waren Fehler. Das Los kostete zwei Groschen. Auf hundert Lose erlaubte man ihm noch extra dreißig Fehler in den Topf zu werfen, folglich waren 411 800 Fehler gegen 1200 Treffer, wovon der höchste vierhundert Gulden war. Und wer setzte? Dienstboten, Handwerksburschen, Landleute und Soldaten, lauter Leute, denen wenige Groschen schon ein großer Verlust waren, die aber dem Reize nicht widerstehen konnten; und, um 3000 Gulden jährlichen Pacht zu gewinnen, giengen so viele tausend Menschen zu Grunde oder wurden schlechte Leute." 1788 (s. Poliz. Indic. i. Statthalt. Arch. 1788, sub litt. H.) erhielt der berühmte Joh. Hackel die Bewilligung des Silberglückshafens, der etwa vor dem heutigen Sparkassengebäude aufgestellt war. 1808 wurde die Schädlichkeit dieses Spieles anerkannt und mit Patent vom 9. März 1808 abgeschafft (s. Poliz. Indic. i. Statthalt. Arch. 1808, litt. G. p. 8). 1809 wurde aber der Glückshafen ausnahmsweise wieder erlaubt. Geusau (Histor. Tagebuch all. merkw. Begebenheiten, welche sich . . . 1809 zugetragen, 1810, S. 7) schreibt: „Schon seit mehreren Jahren waren die sogenannten Glückshäfen verboten, am 13. April ward jedoch wieder am Graben allhier ein solcher Glückstopf eröffnet, dessen Unternehmer für den Fond der Wohltätigkeitsanstalt hiervon Vorteile angeboten und bloß deswegen die Erlaubnis dazu erwirkt hatten. Er ward durch die Dauer des Jubilatemarktes offen gehalten, hernach aber, wahrscheinlich weil die Sache der Erwartung nicht entsprochen hatte, die Bewilligung für künftig nicht mehr erteilt." Dies war der letzte Glückshafen und das Verbot wurde mit 12. Juni 1813 erneuert. — G.

112) „Hans Dollinger oder das heimliche Blutgericht, Schauspiel in 3 Aufzügen" (geschrieben 1788, gedruckt 1792), berühmtes Ritter- und Spektakelstück Em. Schikaneders (vgl. E. v. Komorzynski, Em. Schikaneder, 1901, 98 ff.). — G.

113) Die heutige Josephstädterstraße hieß früher Kaiserstraße, welcher Name später auf eine Straße des 7. Bezirkes übertragen wurde (s. Kisch, Die alt. Straßen u. Plätze von Wiens Vorstädten, II, S. 491). — G.

114) Karl Mayer, Schauspieler und Theaterdirektor, geboren 1750 zu Wien, begründete das Theater in der Josephstadt, welches am 24. Oktober 1788 unter seiner Leitung eröffnet wurde und worauf er auch von Leopold II. ein umfassendes Privileg erhalten hatte. 1795 trat Mayer von der Direktion zurück und verpachtete das Theater. Er trat nun zeitweilig als Provinzdirektor auf, so bittet er 1805 für Krems, Stockerau, Korneuburg und Retz (Poliz. Indic. i. Statthalt. Arch. zu Wien, 1805, litt. M.), 1822 treffen wir ihn als Theaterdirektor in Hitzing bis 1823 (s. Poliz. Indic. l. c. 1822, litt. H. p. 16; 1823, litt. H. p. 21). 1821 bis 1829 spielte er mit seiner Gesellschaft in Klagenfurt (s. Kärntn. Zeitschrift, Klagenfurt, 1832, S. 89). Daneben ernährte er sich mit seinem Privileg auf das Josephstädter Theater, das er immer wieder verpachtete, so 1806 an Kasp. Weiß (Poliz. Ind. l. c. 1806, litt. J. p. 2), 1812 an Joseph Huber usw. Mayer versuchte sich auch als Bühnenschriftsteller (s. Ktlg. der theatergesch. Ausstellg. der Stadt Wien, 1892, S. 84). Sowohl als Schauspieler — besonders beliebt in den sogenannten Thaddädlrollen — als auch als Mensch scheint er ein origineller Charakter gewesen zu sein, wie dies Gräffer bestätigend auch Castelli vorbringt (vgl. Castelli, Memoiren hrg. v. Bindtner, I, 275 f.). Mayer starb in Wien am 13. Mai 1830 im Alter von 80 Jahren (s. Totenprotok. d. Stadt Wien, 1830, Buchst. M. Fol. 19; Jahrbuch d. Grillparzergesellsch. 25. Jahrg., Regist.). — G.

115) Georg Wilhelm, einer der bekanntesten Prinzipale vom Ende des 18. Jahrhunderts, geb. zu Wien 1750 (vgl. seine Gelegenheitsschrift im Badener Stadtmuseum: Wilhelms Dank zum Schluß seiner achtunddreißigjährigen theatralischen Laufbahn. Baden am 13. Okt. 1811, kl. 8°; Theaterkalender, Gotha, 1796, S. 206), widmete sich, wie er sagt, um 1773 der Bühne. Er erscheint zusammen mit Wilh. Keeß 1777 bereits in Wien auf dem hohen Markt (s. Ktlg. d. theatergeschichtl. Ausstellg. der Stadt Wien, 1892, 26), 1778 scheint er in Krems gespielt zu haben, er bekam wenigstens die Bewilligung hier-

für (s. Protok. f. Nied. Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inn. 1778, S. 215), 1779 baten die Keeßischen Creditoren den Wilhelm Schauspiele auf der Wieden, jedenfalls im Freihaus, aufführen zu lassen und er selbst bat darum (s. Protok. l. c. 1779, S. 305). 1780 bis 1782 war er Direktor einer Truppe in Brünn und Troppau (Rille weiß bezügl. Brünns in seiner Geschichte des dortigen Theaters nichts davon, doch das Protok. f. Nied. Österr. 1781, S. 256, 533 nennt Wilhelm als Theaterdirektor in Troppau u. Hasenhut erzählt in seiner Biographie „Launen des Schicksals etc. 1834, 93", daß er bei Wilhelm in Brünn spielte). 1782 wurde es ihm erlaubt beim Fasan auf dem Neustift zu spielen (s. Protok. l. c. 1782, S. 373; Ktlg. l. c. 52, 67), wo er bis 1784 mit seiner Truppe weilte (s. darüber ausführlich: G. Gugitz, Das Theater zum weißen Fasan in: Deutsche Ztg. 31. März 1907). Daneben gab er aber auch Vorstellungen im Kärntnerthortheater und in der Reitschule des Grafen Losi (Ktlg. l. c. 54). Sodann erblicken wir ihn wieder in Provinzstädten tätig; 1785 in Baden, wo er das Theater pachtete, 1786 in Krems (s. Poliz. Indic. i. Statthalt. Arch. 1786 sub litt. W. 2 Stellen), 1787 bittet er für Baden u. St. Pölten (s. Poliz. Indic. l. c. 1787, sub litt. W.). 1788 finden wir ihn in Wiener Neustadt (s. Protok. l. c. 1788, S. 41). 1789 bittet er für Baden, 1790 und 1791 scheint er in Laibach gespielt zu haben und vom 14. Okt. 1791 bis Aschermittwoch 1792 leitete er das Theater in Klagenfurt (s. Kärntnerische Zeitschrift, Klagenfurt, 1832, S. 88). Im selben Jahre wurde er Pächter des Badener Theaters, das ihm aber im nächsten Jahr wieder Chrstn. Roßbach abnahm (s. Protok. l. c. 1792, S. 692; 1793, S. 2, 31). Er wandte sich 1794 wieder nach Wiener Neustadt (s. Protok. l. c. 1794, S. 420, 564). Sodann pachtete er wieder das Badener Theater, das er nun bis 1811 inne hatte, obschon er es 1807 auch an Frz. Scherzer verpachtete. Dazwischen leitete er aber auch andere Bühnen. So erblicken wir ihn 1799—1800 wieder in Klagenfurt (s. Kärntn. Ztschft. 1832, S. 89), auch in Ödenburg (s. Hasenhut l. c. S. 107) und in Krems (s. Poliz. Indic. l. c. 1805, litt. W. p. 12). Wahrscheinlich spielte er mit seiner Truppe nur in den Sommermonaten in Baden und ging dann im Winter auf Gastrollen. 1811 zog er sich, wie er selbst sagt, als 62jähriger nach einer 38jährigen Theaterlaufbahn von dem öffentlichen Leben in das private zurück (s. H. Rollett, Neue Beiträge zur Chronik Badens, VI, 39; VIII, 94). Er starb am 8. März 1818 an Altersschwäche in Baden und ist dort auch begraben. — G.

116) Joseph Wirschmidt, geboren zu Würzburg 1759, war also nach Österreich eingewandert und gründete wohl anfangs der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts auf dem neuen Markt (alt 1108) ein sehr beliebtes Kaféhaus. Das Wien. Auskunfts- und Kommerzialschema f. 1796 nennt ihn als „Personal und dekret. Caféſieder mit Schank". Eine Schilderung seines Kaféhauses gibt Gräffer selbst nochmals (I, 284). Jedenfalls muß das Geschäft daselbst sehr gut gegangen sein, denn als W. am 11. Juli 1833 im Alter von 74 Jahren an Altersschwäche in der inneren Stadt Nr. 1046 (alt) starb (s. Totenprotok. d. Stadt Wien, 1833, Buchst. W., Fol. 23) — er betrieb damals das Kaféhaus bereits nicht mehr — hinterließ er das für diese Zeit stattliche Vermögen von 44915 fl. Seine Jagdliebhaberei, von der Gräffer spricht, bezeugt sein Verlassenschaftsakt (Faſz. 2, Nr. 725 ex 1833), wonach sich bei seinem Tode noch 2 Doppelflinten und ein Gewehrkasten mit 3 Doppel- und 3 einfachen Gewehren vorfanden. — G.

117) Der „tiefe Graben", tatsächlich tief gelegene Gasse des ersten Bezirkes, einst das Bett des Ottakringer Baches, welcher hier in die Donau einmündete, bevor er nach der Erweiterung Wiens zum späteren Umfange zur Bewässerung des damaligen Stadtgrabens verwendet, endlich aber der Wien zugeleitet wurde. Über den tiefen Graben führt über eine Brücke „die hohe Brücke" eine andere Straße, die Wipplingerstraße. Der tiefe Graben gehörte zu den ältesten Bestandteilen Wiens und standen hier einst die höchsten Häuser (s. M. Bermann, Alt- und Neu-Wien, 1880, 517). — Der Heidenschuß, nach einem Hause so benannt, das der Familie Haid gehörte und im Schilde einen schießenden Türken aufwies, Ecke Heidenschuß und Strauchgasse, heute Anglobank (s. Fr. Umlauft, Namenbuch). — Die Lorbeermänner, früher in Wien eine stehende Figur (Jac. Adam, Abbildungen des gemeinen Volks zu Wien. Wien [1789], Blatt 50; C. Brand, Zeichnungen nach dem gemeinen Volke, besonders Der Kaufruf in Wien. Wien [1775], Blatt 6), gehören heute der Vergangenheit an. — Es ist hier zu bemerken, daß Gräffer sowohl auf den „Pflastererkommandant" wie auf den „krainerischen Lorbermann" ausführlich in „Neue Wiener Lokalfresken etc. Linz, 1847, 214 f., 216" zurückkommt. — G.

118) Franz Rath, ein früherer Schullehrer, geb. zu Wien 1764, wird als Buchhändler zweiter Klasse angeführt und betrieb sein Geschäft — ursprünglich nur ein Ständchen — in der oberen Bäcker-

straße Nr. 807 (s. Vollständig Auskunftsbuch in ... Wien. W., 1806, S. 56). Jedenfalls nicht zu lange, denn der arme Krüppel starb bereits am 11. Mai 1807 zu St. Ulrich Nr. 16 im Alter von 43 Jahren an der Abzehrung (Totenprotok. d. Stadt Wien, 1807, Buchst. N., Fol. 24). Seine Buchhandlung führte indessen seine Frau Katharina noch lange Jahre fort, später sein Sohn Karl, noch 1846 ob. Bäckerstr. 761 (s. F. H. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller, W. 1823, S. 400; F. B. Fray, Allg. Handl., Gew. u. Fabr. Alm. 1846, S. 191), ja merkwürdigerweise übernahm einer der Buchhandlungsgehilfen der Frau Rath später Franz Gräffers Antiquariat (vgl. Einleitung, S. LXXII). Gräffer kommt übrigens auf ihn noch kurz in „Neue Wien. Lokalfresken, 1847, S. 284" zu sprechen. — G.

119) Gemeint ist Joseph Aubelly, da nur ein einziger Amtsdiener bei der Bücherzensur bis 1807 und mit diesem Taufnamen angestellt war (vgl. Hof- und Staatsschematismus, 1800, S. 11), und Gräffer, übrigens an anderer Stelle (Lokalfresken, 1847, 215 f.) auf ihn zurückkommend, ausdrücklich bemerkt, daß er noch 1802 amtierte. Aubelly, ein biederer Schwabe (näheres über seinen Geburtsort gibt das Totenprotok. d. Stadt Wien, 1806, Buchst. A., Fol. 66, nicht an), war bis an sein Lebensende bei der Bücherzensur tätig, das am 25. Dezemb. 1806 im Alter von 72 Jahren an Lungensucht erfolgte. Er hinterließ außer 3 Enkeln und 69 Gulden noch einen zu erwartenden — Posthumus aus 2. Ehe (s. Verlassenschaftsakt Fasc. 2, Nr. 3173 ex 1807). — Anschließend den „Postwagenausträger" kommt Gräffer auf diesen in den „Neuen Wien. Lokalfresken, 1847, S. 217" zurück. — G.

120) Ignaz Martin („Martini" war wohl nur sein nom de guerre), geb. zu Wien, 1768, war k. k. Hofballmeister, laut Staatsschematismus 1796, S. 373 seit 1796 Adjunkt bei den Hofmarqueurs im Ballhaus, seit 1804 (ibid. S. 417) wirklicher Hofmarqueur, seit 1810 Hofballmeister und starb 1. Bez. Nr. 30 am Ballplatz am 28. November 1816, im Alter von 48 Jahren an der Auszehrung (Totenprotok. d. Stadt Wien, 1816, Buchst. M., Fol. 42). Er war zweimal Witwer und hinterließ aus zweiter Ehe noch ganz kleine Kinder, denen 530 fl. an Vermögen zufielen. Leider können wir aus seinen Verlassenschaftsakten (Fasz. 2, Nr. 2653 ex 1816) nicht den grauen Frack konstatieren, er hinterließ wohl drei und zwar: „1 schwarztüchernen Frack, 1 franzblauen do. und 1 do." Vielleicht ist es gerade der letztere, dessen Farbe nicht genannt wird, in welchem er oft bei Milani „kam, sah und siegte". — G.

121) Johann Evang. Milani, Kafetier, geb. zu Ferrara 1729, machte sich um 1769 in Wien bemerkbar und errichtete 1770 daselbst sein Kaféhaus (s. Protok. f. Nied. Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inn. 1769, p. 300; 1770, p. 115, 147, 313, 339), 1771 bewarb er sich um ein Schutzdekret auf sein Kaféhaus für seine Familie (ibid. 1771, p. 73) und 1772 um das Bürgerrecht (ibid. 1772, p. 535). Das Kaféhaus befand sich auf dem Kohlmarkt (Nr. 297 alt), Ecke der Wallnerstraße zu ebener Erde, später 296 im ersten Stock und scheint schließlich, als es mit ihm zu Ende ging (s. Polizeiarch. im Minist. d. Inn. Nr. 499 ex 1811) noch weiter umgezogen zu sein. Das Kaféhaus wurde rasch beliebt und genoß nicht nur einen lokalen Ruf, alle fremden Reiseschriftsteller feiern es, namentlich in der josephinischen Zeit, wo es jedenfalls seine Blütezeit hatte. J. Perinet (Annehmlichkeiten in Wien, 1788, 1. Hft., S. 15 ff.) schreibt unt. and.: „Unweit dieser Universität ... steht zu ebener Erde, wo, wie man sagt, einstens ein Stall war, ein Gewölbe unter Milanesischem Gebiete ... Der Meister dieses Hauses ist zugleich Vorsteher einer italienischen Kirche und es folglich nicht sonderbar, wenn die Schafe dieses Kirchensprengels zu ihrem Oberhirten scharenweise sich flüchten? — Drei grüne viereckigte Dinger, vulgo Billarde genannt, zieren das Spielhaus ... Mannigfaltiger sind die anderen Unterhaltungen dieser Schenke. Hier spielen in einer Ecke ein paar Denker Schach und einige Dutzende Zuseher schlafen dabei ein; dort wird das Damenspiel gefingert, wieder anderwärts in der Karte gespielt; diesseits schreibt einer den Erlanger ab, der andere lernt die Wiener Zeitung auswendig, jenseits legt ein Sprachmeister seine Ankündigung auf ... Am Tage Josephs wird der Kaféhaustempel durchaus mit Wachs beleuchtet ..." Der Verfasser der „Reisen durch das südl. Deutschland, 1789, I, S. 410 f." berichtet: „Unter den Kaféhäusern ... sind zwei vorzügliche, das Kaféhaus Milani und das bei der Hauptmaut. Das Eintrittszimmer des ersten gleicht einem Spiegelkabinet, denn es sind dreißig Spiegel in demselben aufgehängt. Dieses Kaféhaus ist den ganzen Tag mit Menschen angefüllt ... Der Kafé ist äußerst wohlfeil und deswegen auch wie leicht zu vermuten, äußerst schlecht. Zwo Tassen, mit Zucker und Obers, wie sie hier die Sahne heißen, kosten vier Kreuzer und mit Milch drei Kreuzer." Die Beliebtheit Milani's, der auch des älteren Rats Mitglied war und außer dem Kaféhaus auf dem Kohlmarkt noch eines auf der Bastei, die sogenannte „Ochsenmühle" (s. I, Anm. 159) betrieb, äußerte sich auch dahin, daß er von Joseph II. wegen seiner Verdienste ein Dekret mit

der Verheißung bekam, daß in jenen Fällen, wo entweder seiner Person oder seinen Kindern ohne Benachteiligung des Arars eine Begünstigung zukommen könnte, darauf besonders Bedacht genommen werden sollte (s. Poliz. Akt. l. c.). Trotzdem ging es mit seinem Unternehmen schon in den neunziger Jahren bergab, er mußte 1795 Crida machen (Das Wien. Auskunfts- und Kommerzialschema von 1796 meldet auch: Evang. Milani, am Kohlmarkt 297 unter der Administration; vgl. auch Protok. f. Nied. Österr. 1795 p. 15, 71, 106, 210, 435). 1797 fiel dann die Einrichtung des Kaféhauses seiner Frau zu und Peter Corti nahm sich der gefallenen Größe an, unterstützte den alten Milani und übernahm 1808, um das Geschäft vor den Gläubigern zu retten und aus Freundschaft zur Familie, das ganze Geschäft (s. Poliz. Akt. l. c.). Im selben Jahre starb auch Milani im großen Michaelerhaus am 12. April an Entkräftung im Alter von 79 Jahren (s. Totenprotok. d. Stadt Wien, 1808, Buchst. M., Fol. 21) und hinterließ seiner Familie so viel wie nichts (Verlassenschaftsabhandlg. Fasz. 2, Nr. 4311 ex 1808). Es ist vielleicht nicht uninteressant, hier die Preise, und was dafür in den Kaféhäusern zu Beginn des 19. Jahrhunderts geboten wurde, nach dem „Vollständigen Auskunftsbuch in ... Wien, 1806, S. 218 f." anzuführen. „Für eine Schale ordinären Kaffee mit Obers 7 Kr., schwarz 8 Kr., Doppelkaffee mit Obers 17 Kr., schwarz 10 Kr., nach türkischer Art 10 Kr.; Melange 8 Kr., ein Becherl Chokolade mit Obers oder schwarz 15 Kr., mit Nachguß 21 Kr., Chokoladekaffee 10 Kr., Barvaroise mit Obers oder Limonie 13 Kr., mit Wasser 9 Kr., eine Tasse Thee mit Obers 8 Kr., mit Weinstein 7 Kr., mit Limonie 8 Kr. Ein Glas Limonade oder Mandelmilch 14 Kr. Ein Glas abgegossenes Wasser 10 Kr. Ein großes Glas Punsch 30 Kr., ein kleines 20 Kr. Ein Glas Obers mit Zucker 9 Kr., ohne Zucker 7 Kr. Ein Gläschen feinen Rosoglio 5 Kr., ordinären 4 Kr., Sliboviz 3 Kr. Ein Glas Biersuppe 15 Kr. Ein Becherl Chaudeau 24 Kr. Das sogenannte deutsche Frühstück 10 Kr., das englische Frühstück 10 Kr., die Gesundheitschokolade 7 Kr. Ein Becherl Gefrornes ordinär 15 Kr., bessere Gattungen zwischen 17 bis 20 Kr." — G.

122) Kleopha Lechner, nachmalige Kaféhausbesitzerin, taucht zum ersten Mal im Protokoll für Niederösterr. (Arch. d. Minist. d. Inn.), 1792, S. 727 auf, wo sie um das Personalgewerb des Kafésieders Martin Wiegand bittet. Vielleicht ist sie eine Verwandte eines Kafésieders Frz. Sal. Lechner auf der Landstraße, der im J. 1791 um ein Kaféhaus auf dem Kohlmarkt bittet (s. Protok. f. Nied. Österr.

1791, p. 609). Im Jahre 1793 muß sie schon ein Kaféhaus in der Stadt besessen haben (s. Protok. l. c. 1793, p. 201), denn die übrigen Kafésieder bringen eine Beschwerde gegen die ihr verliehene Personalbefugnis ein (sie zahlt auch in diesem Jahr als Kafésiederin bereits Steuer, s. Archiv der Stadt Wien, Rep. 48 Nr. 1, 28, Jahr 1793 sub Kafésieder), 1795 (ibid. p. 858) bittet sie bereits um das Milanische Zelt auf der Bastei, da dieser eben in den Konkurs geraten war. Das Wiener Auskunfts- und Kommerzialschema von 1796 verzeichnet ihr Kaféhaus um diese Zeit unter den „Personal und dekretierten Kafésiedern in der Stadt mit Schank" und zwar war es am hohen Markt im Fischhof gelegen, wo es sicher bis 1805 verblieb und sich zu einem der beliebtesten Kaféhäuser aufschwang. Die Frau scheint Rührigkeit und Geschmack besessen zu haben und so schreibt denn das „Neueste Gemälde von Wien, 1797, S. 68": „Das Lechnerische (Kaféhaus) am hohen Markt verdient wegen seiner geschmackvollen Auszierung, der sanften Bildung und gefälligen, anspruchslosen Manier der Prinzipalin wirklich von jedem Reisenden besucht zu werden. Man wird bloß mit silbernen Kannen und Tassen von feinstem Porzellan bedient. Die Journale, welche ehedem manchmal dem besuchenden Mannsvolk eine kleine Würze für den Geist darboten, nun aber aus vielfachen Ursachen aus demselben verschwunden sind, finden noch zuweilen in diesem letzteren Hause eine kleine Freistätte. Nur Schade, daß die geschmackvollen Horen an einem 8 Ellen langen Strick hängen, — vermutlich, daß man sich an ihrem Raube nicht versündige." Selbst der sehr kritische Verfasser (J. N. Becker) der „Fragmente aus dem Tagebuch eines reisenden Neu-Franken. Frkft., 1798, S. 83" schreibt: „Die Kaféhäuser (in Wien) sind ebenso erbärmlich, das einzige bei Mad. Lechner ausgenommen, wo in Silber serviert wird." Weniger befriedigt ist J. W. Fischer (Reisen durch Österreich usw. i. d. Jahren 1801 und 1802, Wien, 1803, 1. Th., S. 92, 134). Er sagt: „Auf diesem Platze ist das Kaffehaus, welches man mir als das erste und schönste in Wien pries. Ich habe in dem ersten Stocke ein lichtes Zimmer mit Billards, sonst aber nichts Ausgezeichnetes gefunden." Vielleicht war das Unternehmen damals schon im Niedergang. Im Jahre 1805 (s. Protok. l. c. 1805, p. 265, 280, 389, 433, 630, 664) petitionierte Frau Lechner um die Übertragung ihres Kaféhauses auf den Lichtensteg, wogegen natürlich die anderen Kafésieder wieder lebhaft Beschwerde erhoben, was aber nicht viel half, denn wir finden, daß diese gewandte Frau sich doch durchsetzte und auf dem Lichtensteg „ihren Thronsitz" aufschlug (vgl.

Protok. f. Nied. Österr. 1806, p. 73; 1807, p. 180), ja der Vorstand der Kaféſieder wurde sogar behördlich wegen seiner Sprache vermahnt. Das „Vollständige Auskunftsbuch in . . . Wien, 1806, S. 220" führt das Kaféhaus des Fr. Lechner übrigens in diesem Jahre am Lugeck, 681, an und dies wäre der dritte Thronsitz. Im J. 1808 indessen (s. Protok. l. c. 1808, p. 155, 450) wird sie mit ihrem Gesuch, ihre Personalbefugnis „in Bestand zu verlassen, bis ihre Kräfte wieder die Aufnahme des Gewerbes gestatten" abgewiesen. Nach den Registerbänden des Departements J der alten Registratur des Wiener Magistrates (Neues Rathaus) sub litt. L. erscheint sie noch in den verschiedensten Jahren (1812, Fol. 4; 1819, Fol. 69: bittet für ihren Sohn um ein Kafé; 1820, Fol. 1) 1821 (Fol. 116) wohnt sie in der Josephstadt Nr. 104, 1824 (Fol. 203, 216) hat sie noch ein Kaféhaus Nr. 564 in der inn. Stadt und 1829 (Fol. 205) erliegt eine Intimation über das von derselbe anheimgesagte Gewerb. Ich konnte leider nichts über ihr Ableben erfahren, obschon ich das Verlassenschaftsarchiv von 1830 bis 1850 durchsuchte. — G.

123) Über H. Löschenkohl s. I, 253 u. Anm. 671. — Wer die Art Löschenkohl am Haarmarkt gewesen ist, vermag ich leider nicht zu erbringen. Die Handelsschematismen aller Art schweigen sich darüber aus, zum mindesten mag man an dieser Stelle Gräffer den berechtigten Vorwurf machen, daß es gerade seine Aufgabe gewesen wäre, anstatt uns manchmal Rätsel in einem barocken Stil zu bieten, uns besser genaue Aufzeichnungen aus seiner Zeit zu überliefern. — Der Haarmarkt, heute Haarhof, — der Name stammt von dem einst hier gehandelten Haar (= Flachs) — verbindet die Wallner- und Naglergasse (Kisch, Stadt, S. 582). — G.

124) Das Paternostergäßchen, genannt nach der dort untergebrachten Paternostermacherinnung (i. e. Rosenkranzfabrikanten), führte vom Kohlmarkt nach dem Graben und bestand eigentlich nur aus zwei Häusern. Es verschwand Anfangs der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts durch Abbruch (s. M. Bermann, Alt- und Neu-Wien, 1880, S. 504). — G.

125) Kohlmarkt, eine der ältesten und wichtigsten Verkehrsstraßen der inneren Stadt von der Burg gegen den Graben zu ziehend. — Die Materialwarenhandlung Franz Babitsch unter der Firma Johann Jgn. Babitsch Senior, befand sich am Kohlmarkt zu St. Michael Nr. 1182 (alt), vgl. J. de Luca, Wiens gegenwärt. Zustand unter Josephs Regierung, 1787, 189. — Die Figur eines Krapfen-

weibes bei J. Adam, Abbildungen d. gem. Volkes zu Wien (1789) Bl. 63 reproduz. Bd. XVII d. Denkwürd. a. Alt-Österr. — G.

126) Der „Universitätshausknecht" ließ sich nicht ermieren, übrigens eine herzlich unbedeutende Angelegenheit. — G.

127) Stockimeisen, ein Platz, nach dem bekannten Wiener Wahrzeichen so genannt, einem mit Nägeln beschlagenen Baumstamm. Der Platz hieß aber noch zu Ende des 17. Jahrhunderts „Roßmarkt". Dort befanden sich mehrere Wagner- und Schmiedewerkstätten und so erscheint der vielbesungene Stock-im-Eisen, welcher erst 1526 in Urkunden vorkommt, auch als ein sogenannter Nädelbaum, wie ihn die Wagner und Schmiede noch heutzutage vor ihren Werkstätten aufpflanzen, um die Pferde daran zu binden. Dabei wurde es zum Gebrauch, daß durchziehende Schmiedegesellen einen Nagel in den Baum einschlugen. Dieses Wahrzeichen, das heute an der Ecke des Grabens und der Kärntnerstraße am Palais Equitable angebracht ist, hat schon mehrere Male seinen Platz gewechselt (s. M. Bermann, Alt- und Neu-Wien, 1880, S. 808; Alt-Wiener Kalender, 1918, S. 33 ff.: A. Burgerstein, Der Stock im Eisen). — Schon Jakob Adam (Abbildungen des gemeinen Volks zu Wien. Wien 1789. Bl. 67) bringt 1789 das Bild einer Rohrverkäuferin (Rohr-Stock). — Auf den „Blinden" kommt Gräffer nochmals in „Neue Wiener Tabletten, 1848, S. 314" ausführlicher zu sprechen, ohne aber seinen Namen zu nennen. Dagegen identifiziert Gräffer „den Türk auf der Landstraße" in seinen „Lokalfresken, 1847, S. 153" einigermaßen, wenn er schreibt: „Solyman, der Befehlshaber der Citadelle (von Belgrad i. J. 1789), der sich dem österreichischen Interesse gefügt, bezog jährlich 3000 Gulden als Pension, nachdem er so eitel gewesen, auf eine Art Fürstentum zu hoffen. Er lebte fortan in Wien, wo er fast den ganzen Tag vor dem Kaféhause auf der Landstraße der Birne gegenüber saß, wie Lascy der Festung gegenüber gelegen. Solyman beging die Etourderie, sich stets türkisch zu kleiden, aber sehr reinlich, das muß man sagen; täglich neue gelbe Pantoffel. Er war ein hübscher Mann und muß als Commandant sehr jung gewesen sein, denn vor 30, 40 Jahren war er etwa ein starker Fünfziger. Ob der gerade der Befehlshaber gewesen, wie man erzählte, wollen wir nicht behaupten; der Umstand ist uns aber nicht wichtig genug, um erst viel nachzuforschen." — Es handelt sich um Suleiman Beschli Aga, der am 29. August 1827 auf der Landstraße Nr. 403 im Alter von 82 Jahren als k. k. Pensionist gestorben ist. Suleiman bezog eine Pension von

1500 Gulden jährlich — also nicht einmal 3000 Gulden, wie Gräffer behauptet — war Mohamedaner geblieben, sprach, wie sich aus dem Verlassenschaftsakt (Türkische Unterthanen, Nr. 31 ex 1827 im Arch. d. Land. Ger. i. Civilsachen) ergibt, auch deutsch und setzte zum Erben seines geringfügigen Nachlasses einen Ungarn ein, der sich seit 22 Jahren bei ihm befand. Osk. Criste (Kriege unter Kais. Joseph II., Wien, 1904, S. 214 f.) erwähnt nur den Osman Pascha als tapferen Vertheidiger Belgrads. Suleiman kann nur ein Untergeordneter gewesen sein, wenn er nicht gar nur ein Spion gewesen ist. — G.

128) Franz Aßner, geb. zu Wien am 17. Jänner 1746, gestorb. ebd. 14. Febr. 1814, war weniger wegen seiner Kunst als wegen seiner Sonderbarkeiten bemerkbar. An der Ecke des tiefen Grabens und Salzgrieses besaß er seinen Laden und seine Kupferdruckpresse, wo er seine Arbeiten (Bilderbogen für Kinder zum Illuminieren), gleich nachdem sie fertig waren, selbst abdruckte. Gräffer widmet noch später in den „Neuen Wiener Lokalfresken" (1847, 289 ff.) diesem Mann einen Artikel und beschreibt einige Stiche desselben, darunter „Werther und Lotte". Das Bild dieses Sonderlings befindet sich auf einem von de Luca's „Leitfaden" als Vignette, denn der vor dem Tische sitzende und schreibende Autor, neben dem eine Frau strickt, ist A. und seine Gattin Susanne selbst (Wurzbach, 1. Bd., 81). — Im Verlassenschaftsakt (Fasz. 2, Nr. 562 ex 1814) — Aßner hinterließ nur ein bescheidenes Vermögen von 520 fl. — wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß Aßner seine Kupferstiche zum Teil durch Ausschneiden wertlos machte. Es befindet sich bei der Inventur der Kupferstiche folgende Bemerkung: „Akademisch frei gezeichnete nakkende, von der Zensur erlaubte Figuren, hatte Herr Aßner die Gewohnheit, entweder auszuradieren, oder mit Feder- und Pinselstrichen zu bemanteln, oder wohl gar auszuschneiden, welches manches schöne Bild entstellte und unverkäuflich machte. Viele hundert Abdrücke in der nachstehenden Verlassenschaft bezeugen es." — In seinem Warenlager befanden sich auch unt. and. Handzeichnungen von alten Meistern, aber auch „etliche tausend gemeine schwarze kleine Landschaftl mit Thierstücken von Aßners Verlag", sowie „bei 2000 gemeine Heiligenbilder aus Aßner's Kreuzerbilderverlag". — G.

129) Joseph Schütz, geboren zu Wien 1759, war Briefträger bei der Klapperpost. Gräffer schildert ihn an and. Ort (Lokalfresken, S. 217) als schwächlichen Menschen. Er fand Zeit neben seinen Botengängen, oder wohl auf diesen, sich mit der Poesie zu beschäftigen.

Jos. Richter nahm sich seiner warm in den „Eipeldauerbriefen" an, so bereits 1805, 37. H., 17 f. Er erzählt von ihm, daß er das Kunststück verstehe, mit nur 20 Gulden im Monat mit seiner Familie auszukommen und dabei noch seine armen Eltern zu unterstützen (l. c. 1805, 40. H., 17 f.). 1806 (7. H., 48) kündigt Richter das Erscheinen der Gedichte Sch.s bei Degen an und daß der Dichter fast 50 Jahre wäre. Doch wurde es mit dem Verlag bei Degen nichts und der arme Poet brachte nicht einmal die Druckkosten zusammen. Richter bittet daher um Unterstützung für ihn (1807, 1. H., 8 ff.). Im 5. H., 39 desselben Jahres berichtet Richter von einer gefährlichen Krankheit des Dichters, daß von seinen Gedichten erst 6 Bogen gedruckt wären, und empfiehlt die arme Familie als der Unterstützung würdig. Im 7. H., 45 erzählt der Protektor, daß Schütz nun die Gedichte herausgegeben, aber nur 62 Pränumeranten gefunden habe. Richter meint „der (Schütz) versteht sich nicht so gut aufs Pränumerantenschießen, wie d' ausländischen Poeten". Die Gedichte erschienen als „Versuche des Joseph Schütz, eines Naturdichters, Wien, Nehm, 1807, 246 S., 8°" (ein Exempl. i. k. k. Fidei-Comm. Bibl.), also in demselben Verlag, wo die Eipeldauerbriefe erschienen. Der „Neue deutsche Merkur, 1807, 12. H., S. 338" fertigt sie mit dem einzigen Worte „schlecht" ab, dagegen findet sich eine längere, wohlwollendere Kritik in den „Neuen Annalen der Litteratur etc. Wien, 1807, II, 176 ff.". Die Gedichte erschienen später nochmals, wohl nur in Titelauflage, 1817, Leipzig b. Krappe. Schütz verfaßte auch einzelne Gelegenheitsgedichte, so ein „Volkslied auf die Statue Joseph des Zweyten", gesungen von dem Wiener Natur-Dichter. Wien, 1807, 8°" (Slg. M. v. Portheim), das aber anonym erschien, und ein verschollenes Gedicht auf die Vermählung Kaisers Franz (s. Eipeldauerbriefe, 1807, 12. H., 38; 1808, 5. H. 21 ff.). Schon das Jahr nach dem Erscheinen seiner Gedichte ereilte den armen Naturdichter der Tod. Er starb im allgem. Krankenhaus am 2. März 1808 an einem Nervenfieber im Alter von 49 Jahren (s. Totenprotok. 1808, Buchst. S., Fol. 30). Er hatte in Erdberg Nr. 339 in Aftermiete gewohnt und hinterließ seine Frau und ein minderjähriges Töchterchen, wie sich Richter in seinem Nachruf (1808, 5. H., 21 ff.) ausdrückt „in einem wahrhaft poetischen Zustand", er bittet daher wieder für die arme Familie, die tatsächlich nichts hatte, da „seine wenige Kleidung im Krankenhaus verblieb" (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 172 ex 1808). — Goedeke und Wurzbach haben nichts über ihn. — G.

130) Franziska Klähr, Hof- und Kabinetsschlosserin, bekannt durch ihr menschenfreundliches Wirken, geb. zu Wien am 7. Aug. 1774, gest. ebd. 15. April 1850. Im Alter von acht Jahren verlor sie ihren Vater v. Prokesch, der ungarischer Hofagent war, 1790 heiratete sie den Schlossermeister Joseph Klähr, wurde am 13. Febr. 1822 Witwe und leitete nun das Geschäft allein, dabei noch immer Zeit findend, Werke der Nächstenliebe auszuüben. Besonders während der Franzosenkriege war sie in den Spitälern eifrigst tätig. 1809 veranlaßte sie die Ranzionierung von 200 Soldaten, mußte aber vor den Franzosen flüchten. Für ihr humanitäres Wirken wurde sie wiederholt, auch von fremden Fürsten, ausgezeichnet. 1834 wurde ihr eine Lottokollektur verliehen (s. Poliz. Indic. i. Statthalt. Arch. 1834, litt. K. p. 38) und 1844 verlieh ihr der Wiener Magistrat die zehnfache goldene Salvatormedaille, die höchste bürgerliche Auszeichnung (Gräffer schreibt ausführlich über sie in: Österreichisch. Bürgerkalender, 1846, 64 ff., mit Porträt; Wurzbach, 12. Bd., 3 f.). — G.

131) Die „Schmauswaberl" trieb einen Handel mit Delikatessen, die angeblich aus der Hofküche entstammten. So schreiben die „Briefe des jung. Eipeldauers, 1803, 22. H., S. 3": „Bei der (Schmausbaberl) kriegt man freilich oft gute Bissen, und was s' Schönste ist, so macht s' immer noch ein billigen Preis. Deswegen können s' auch d' Naschmäuler nicht erwarten, bis der Transport bei ihr ankommt." Im J. 1814 (11. Hft., S. 62 f.) schreiben dieselben Eipeldauerbriefe: „Zu der Schmauswaberl auf Spitelberg lassen's dö g'kochten Vicher hinflieg'n . . . und Fasanflügel fliegen nach der Hoftafel . . . zu der Schmauswaberl aussi, und da gäbets a Deller voll so ein'n g'mischt'n Speisel von allerhand Brocken um fünf Gulden — und d' Schmauswaberl iß do schun a Paar Jahrl in der Ewigkeit — so lassen's der gueden Perschon nid a mahl in'n Grab mehr a Rueh, und lassen's wieder auferstehn und bein hell'n Tag in ihr'n Gwölbl drausten auf'n Spidelberg umgeh'n." — Das „Gwölbl" befand sich nach einer Anmerkung dazu im Haus zum goldenen Schiff. Im Hinblick auf den Namen (Waberl = Barbara) kann die Schmauswaberl also nur mit der Besitzerin des Hauses selbst, des Namens Barbara Roman, identisch sein. Als diese, eine geb. Wißmayer und herrschaftliche Husarenswitwe, daher vielleicht die Beziehungen zur Hofküche, am 30. Oktober 1813 im Alter von 78 Jahren Nr. 56 beim goldenen Schiff zu St. Ulrich starb (s. Totenprotok., 1813, Buchst. R., Fol. 37), weisen ihre Nachlassenschaftsakten (Arch. d. Land. Ger. i. Civilsach., Grundherrsch. Schotten,

Nr. 27875 ex 1813) allerdings nichts Charakteristisches mehr auf, was auf ihr Gewerbe hinwiese. Sie starb als kinderlose Witwe und wohlbestallte Hausbesitzerin — das Haus gehörte ihr übrigens nur zur Hälfte — immerhin in Wohlstand, da ihr Nachlaß alles in allem 12612 fl. 30 Kr. betrug und mag sich in den letzten Jahren, sie war ja schon hochbetagt, von ihrem Geschäft zurückgezogen haben, was auch die Eipeldauerbriefe veranlassen mag, ihren Tod weiter zurückzuverlegen, als dies der Fall ist. Die Schmauswaberl war eine gebürtige Wienerin und konnte als solche wohl für den Magen sorgen, aber nicht schreiben. Ihr Testament trägt drei Kreuze. Sie hat übrigens unter ihrer Firma zahlreiche Nachfolgerinnen gehabt. Bäuerle hat eine Posse mit Gesang in 3 Akt. „Die Schmauswaberl" (Première am 11. Juli 1816, s. Theat. Ztg. 1816, S. 232) verfaßt, was für die Popularität der Barbara Roman zeugt. — G.

132a) J. de Luca schreibt in „Wiens gegenwärt. Zustand unter Josephs Regierung, 1787, S. 234" über die Mandolettikrämer: „Man bekommt bei ihnen von allen Arten Mandoletti (aus Mandorlato = Mandelteig), Pasteten, Torten, Kuchen usw. Sie verkaufen die Butterpastete von 20 Kr. bis 1 fl. und darüber, eine Torte nach obenstehenden Preisen, Kuchen von Germ (Hefe) mit Mandeln und Zimmt gewürzt von 20 bis 30 Kr. und darüber. Diese Kuchenbäcker haben offene Buden (folgen einige Adressen)." Joseph II. war ihnen übrigens nicht wohlgesinnt, er schaffte sie ab (vgl. Der Spion von Wien, 1789, 108 f.; Rapport von Wien, 1789, 808 f.). Gleich nach seinem Tod baten sie um Wiedergestattung (s. Protok. f. Nied. Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inner. 1790, p. 619). Anfänglich abgewiesen (Protok. l. c. 1791 p. 46, 312, 404, 857) kamen sie später doch wieder zur Geltung (vgl. etwa: Eipeldauerbriefe, 1804, 27. H., 20 f.). — G.

132b) Jedenfalls identisch mit Joseph Riedl, geb. zu Eger in Böhmen am 19. Juni 1747, bürgerlicher Buchbindermeister und Hauptmann des k. k. priv. ritterl. bürgerl. Scharfschützenkorps, Kirchenpropst der französischen Nationalkirche bei St. Anna und Inhaber der goldenen Civil-Verdienstmedaille, welcher am 8. Juli 1824 im Schottenhof gestorben ist (s. Totenprotok. 1824, Buchst. R., Fol. 22). Sein Grabstein auf dem großen Stadtfriedhof in Währing verkündigt uns unt. and.: „Als Staatsbürger: begeistert für Fürst und Vaterland, aufopfernd, felsenfest" (s. E. M. Hampeis, Chronolog. Epigraphik der Friedhöfe Wiens. Wien 1833, S. 87, 163). Jedenfalls

bekräftigte er seinen Patriotismus durch seinen von Gräffer überlieferten Franzosenhaß, obschon er Kirchenpropst der französischen Nationalkirche war. Er starb als wohlhabender Mann mit Hinterlassung eines Vermögens von 25003 fl. (Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 2431 ex 1824). Bei ihm erschienen übrigens zahlreiche sehr hübsche Wiener Almanache. — G.

133a) Gemeint ist jedenfalls der Wirt zum „goldenen Stern" auf der Brandstätte, alt Nr. 669, der zu den ältesten Gasthöfen Wiens gehörte (vgl. I, 173 u. Anmkg. 451). Seit 1787 bis 1837, also volle 50 Jahre, war Besitzer des Gasthofes (s. Steuerbücher im Archiv d. St. Wien, Rep. 48, Nr. 1, 22, Fol. 6) Philipp Geringer, dessen Familie eine Generation von berühmten Wirten geliefert hat, so besaß Franz Geringer das „goldene Lamm" in der Naglergasse und der Sohn Philipp's, Alois, den Gasthof zum römischen Kaiser, der im vormärzlichen Wien etwa die Rolle Sacher's spielte. Philipp Geringer, also offenbar der von Gräffer gemeinte Sternwirt, starb als bürgerl. Gastgeber, des älteren Rates Mitglied und Hausinhaber im Alter von 75 Jahren Nr. 629 (alt) in der Stadt am 12. Juni 1837, geboren war er zu Dündorf in Nied. Österr. (s. Totenprotok. d. St. Wien, 1837, Buchst. E. G. K., Fol. 40). Er hinterließ vier Kinder, davon war Alois bei des Vaters Tod nunmehr Hotelier in Pest und Leopold Cafetier. Wenn J. Pezzl in seiner „Neuen Skizze von Wien, 1805, 2. Hft. S. 321" schreibt: „Ist es nicht eine bekannte Sache, daß die Wirte Estner, Pirus, Marschall, Geringer, Luperger etc. sich in wenigen Jahren hunderttausende erworben, dann ihre Wirtshäuser aufgegeben und sich mit ihren Tonnen Goldes zur Ruhe gesetzt haben, um wie große Herren von ihren Renten zu leben", so widerspricht dem merkwürdigerweise der Verlassenschaftsakt (Fasz. 2, Nr. 5541 ex 1837), der den „Hausinhaber" mit 51 fl. förmlich armutshalber abtun läßt. In Wirklichkeit dürfte er aber, um der Steuerbehörde ein Schnippchen zu schlagen, alles vorher an seine Familie abgetreten haben. Von dem Reichtum der Familie zeugt aber der Nachlassenschaftsakt seines Sohnes Philipp (Fasz. 2, Nr. 2717 ex 1822), welchem ein Heiratskontrakt beiliegt — sie war natürlich eine Fleischhauerstochter —, welcher direkt in Bezug auf Heiratsausstattung reicher Wiener Bürgerkreise ein kulturhistorisches Dokument ist, auf welches ich aufmerksam mache. „Non posso parlare", war jedenfalls die stehende Redensart des biederen Sternwirtes, der diese auch mit Erfolg gegenüber der Steuerbehörde anzuwenden wußte. — G.

133b) Es handelt sich um die Apotheke „zum Reichsadler", welche Ecke der Landskrongasse und Bauernmarkt (Landskrongasse 587 alt) gelegen war. Besitzer derselben war seit 30. November 1783 bis zu seinem Tod (1807), also wohl um die fragliche Zeit, ein Hr. Rudolph Thilen (vgl. Vollständ. Auskunftsbuch od. einz. richtig. Wegeweiser in . . . Wien, 1806, S. 171 und dazu den Anhang: Verzeichnis der in . . . Wien befindl. numeriert. Häuser [1806], S. 19, sowie gütige Auskunft des Sekretariats des Apothek. Gremiums in Wien). Eine Apotheke mit dem Schild „Zur Landskrone" existierte nicht, wohl führte aber das Haus dieses Schild (s. Schimmer, Häuserchronik, S. 103 f.). Rudolph Thilen, geb. zu Wien 1723, starb ebenda am 15. Sept. 1807 im Alter von 74 Jahren (s. Totenprot. d. St. Wien, 1807, Buchst. D. T., Fol. 45) an einem Schlaganfall mit Hinterlassung einer Frau und drei Kindern, wovon der großjährige Franz Apothekersubjekt in des Vaters Apotheke war. Nach dem Tod des alten Thilen sollte sie sein Provisor Wenzel Densian übernehmen, wozu es aber nicht kam, da sie der Sohn erhielt, mit der Apotheke aber bereits am 6. Nov. 1807 nach Erdberg übersiedelte. Fortan bestand Ecke der Landskrongasse keine Apotheke mehr, daher wir in dem alten Thilen den buckligen und verliebten Apotheker zu erblicken haben (vgl. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 5021 ex 1807). — G.

133c) Jedenfalls die Frau des Buchhändlers Philipp Herzl, welchen Gräffer noch anderwärts (s. Neue Wiener Localfresken, 1847, 286) erwähnt. Philipp Herzl, getaufter Jude, errichtete 1805 (s. Protok. f. Nied. Österr. 1805, p. 78) ein Bücherantiquariat (zuerst im Michaelerhause am Kohlmarkt, später im Bürgerspital Nr. 1100, s. Nebl, l. c. 1820, S. 65; 1825, S. 73) und um diese Zeit dürfte er auch die Josepha Gerold, geb. zu Wien 1782, geheiratet haben. Philipp, über dessen Geschäftstätigkeit Gräffer in den „Lokalfresken l. c." berichtet, starb als bürgerlicher Buchhändler im Alter von 58 Jahren am 24. Juli 1826 in der Alservorstadt Nr. 13 und hinterließ seiner Frau außer 6 Kindern nur 913 fl. 55 Kr., das meiste in Büchern (vgl. Verlassenschaftsakten, Fasz. 2, Nr. 1611 ex 1826). Josepha H. führte das Geschäft weiter bis zu ihrem Tod, der im Alter von 50 Jahren am 26. August 1832 am Alsergrund Nr. 13 erfolgte. Auch sie hinterließ nur ein geringfügiges Vermögen (s. Verlassenschaftsakt. Fasz. 2, Nr. 763 ex 1832; Totenprotok. d. Stadt Wien, 1832, Buchst. H., Fol. 44). Ihr Sohn Christoph betrieb das Geschäft noch 1833, worauf die Befugnis erlosch (s. K. Junker, Korporation usw. 1907, S. 13). — G.

133d) Flucht in Egypten (alt Judenplatz 269) s. Verzeichnis der in . . . Wien befindl. Gassen, num. Häuser etc. Wien, 1776). — G.

134) Ludwig Bleibtreun, Lyriker und besonders Gelegenheitsdichter, geboren um 1768 in Wien, widmete sich dem Handelstand und war schließlich Buchhandlungsbuchhalter (s. F. H. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller usw. 1822, S. 8), zuletzt in der Fr. Beck'schen Buchhandlung, wo er seit 1819 die Procura führte (s. A. Nedl, Handlungsgremien und Fabrikenadreßbuch v. Wien 1819, S. 62; s. auch Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 6158 ex 1836). Sein schriftstellerisches Werk ist bis jetzt wenig durchforscht und bekannt. Einiges bringt Goedeke VI, S. 572, der aber über seine Lebensumstände gar nichts weiß. Bleibtreun, der schon 1787 im Wiener Blättchen (vgl. 1787, 7. u. 16. Juli) Gedichte veröffentlichte, gab 1799 „Versuche in Gedichten" heraus und eine Reihe Gelegenheitsgedichte wie etwa „Kriegsgesang der k. k. Armee, 1809" oder „Josephs Monument, 1807, 8 S. 8°" (Slg. v. Portheim). Jedoch mag vieles davon verschollen sein. Bleibtreun ist als Witwer bei den barmherzigen Brüdern am 2. Sept. 1836 im Alter von 68 Jahren gestorben (s. Totenprotokoll der Stadt Wien, 1836, Buchst. B. P., Fol. 55). Er wohnte im ersten Bezirk Nr. 194 am neuen Thor bei einem Schneider und hinterließ nichts als ärmlichste Kleidung und eine Tochter Rosina, die in Mailand lebte. Gräffer, der auf ihn in „Neue Wiener Localfresken, S. 217 f." zurückkommt, spricht irrig von Bleibtreun's Frau am Hofe zu Mailand, die ihn unterstützte, es war jedenfalls die obige Tochter. — G.

135) Die spärlichen Angaben, die Gräffer über dieses Original macht — er sagt nichts als den so häufigen Namen Burghart und erzählt nur von seiner altertümlichen Tracht, — machen es fast unmöglich, den Träger dieses Namens genau zu bestimmen. Vielleicht war er mit einem pensionierten herrschaftlichen Reitknecht, einem gebürtigen Wiener, des Namens Johann Burghardt identisch, der 87 Jahre alt, wohnhaft Nr. 45 in der Stadt im Karl Fürst von Palmschen Hause, wo er früher in Diensten stand, bei den Barmherzigen an Altersschwäche am 26. Oktob. 1825 gestorben ist (s. Totenprotok. d. Stadt Wien, 1825, Buchst. B. P., Fol. 87), ohne Verwandte zu hinterlassen. Es liegt vielleicht menschlich nahe, daß solch ein fürstlicher Reitknecht mit gewisser Wichtigkeit auftrat und ihm dann ein solcher Spitzname zufiel. Da Gräffer behauptet, er wäre der letzte Zopfträger gewesen, muß man annehmen, daß er alt ge-

worden sei, jedenfalls älter als General Lindenau (gest. 1817), der ein (auch Gräffer) wohl bekannter letzter Zopfträger war, was bei B. nun zutrifft. Unter seinen spärlichen Habseligkeiten im Werte von 63 Gulden 24 Kr. (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 3780 ex 1825) befinden sich an Röcken tatsächlich „zwei alttücherne Gehröcke" (sonst nichts dergleichen), welche man vielleicht als „Schleppfrack" bezeichnen könnte. Es ist immerhin auffallend, daß ein Reitknecht, wenn auch alt, nur lange Gehröcke hat. Es gewinnt also einige Wahrscheinlichkeit, daß wir in diesem Reitknecht den Baron Puh zu erblicken haben. Eine Reihe anderer Burkhardt's (oder ähnlich), die zwischen 1817 und 1830 starben, können aus verschiedensten Gründen nicht dafür gehalten werden, eine spätere Zeit kann aber kaum in Betracht kommen, auch müssen wir annehmen, daß um 1820 ein sehr alter Mensch an seinen alten Gewohnheiten festhielt, während jüngere jedenfalls mit der Mode giengen, nur ein Mann von einigen 80 Jahren, der mitten in der Zopfzeit geboren wurde, konnte es sein, der noch nach 1817 am Zopf festhielt, welcher schon nach 1790 aus der Mode kam. — G.

136) Ignaz Weißenböck, Doktor der Medizin, geb. um 1729 zu Wien, scheint schließlich ein armer Narr gewesen zu sein. Er wohnte als lediger Mann bei seiner Muhme Leopoldstadt Nr. 1 in seinen letzten Tagen, also nicht weit von den genannten Kaféhäusern und wurde schließlich blödsinnig. An das Krankenhaus abgegeben wurde er dort gratis verpflegt und begraben und seine Habseligkeiten im Werte von 58 Gulden, darunter ein „grautüchener Klappenfrack und ein braungestreifter", in welchen er vor den Kaféhäusern geglänzt haben mochte, fielen seiner Muhme zu, als er am 29. Oktober 1810 im Alter von 81 Jahren an Altersschwäche starb (s. Totenprotokoll d. Stadt Wien, 1810, Buchst. W., Fol. 58; Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 6625 ex 1810). — G.

137) Begründer des Kaféhauses Hugelmann war Franz Xav. Hugelmann, geb. 1735 zu Wien, und zwar dürfte das Kaféhaus, welches in der Leopoldstadt knapp neben der in die innere Stadt führenden Schlagbrücke lag, um 1764 gegründet worden sein, da sich Hugelmann in den Ehepakten vom 16. Aug. 1764 „angehender" Kafésieder nennt. Franz Xav. und Barbara H., der übrigens auch das Haus Nr. 397, später Nr. 502 (alt) gehörte, in welchem das Kafé lag, scheinen das junge Unternehmen bald in Flor gebracht zu haben, wozu freilich auch die ungemein günstige Lage beitrug, als

der Prater dem öffentlichen Verkehr einmal freigegeben war. Alles mußte dort vorüber und die Müßiggänger hatten in dem Kaféhaus den besten und bequemsten Platz, das bunte Treiben an sich vorbeiziehen zu lassen. Es existiert davon auch eine hübsche alte Ansicht von C. Schütz. Von kritischen Stimmen über das Kaféhaus, als es noch seinem Begründer gehörte, liegt nur eine einzige und sehr abfällige vor. Der Verfasser von „Reisen durch d. südl. Deutschland, Lpzg. 1789, 1. Bd. S. 411" sagt: „In den kleinen Kaféhäusern der Vorstädte ist der Kafé noch schlechter und besonders bei Huglmann an der Leopoldsbrücke, dem schlechtesten Kaféhause Wiens, gar nicht zu genießen." Immerhin, als Hugelmann am 13. Dezemb. 1790 im Alter von 55 Jahren an einer langwierigen Gliederkrankheit und der Auszehrung (s. Totenprotok. d. Stadt Wien, 1790, Buchst. H., Fol. 100) starb, hinterließ er seiner Frau (gest. 1817) und seiner Tochter über 15000 Gulden (Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 3860 ex 1790). Sein Geschäft aber, das noch mehrere Jahre seine Frau führte, übernahm ab 5. Juni 1798 sein Schwiegersohn Franz Jory (s. Vollständ. Auskunftsbuch usw. 1806, S. 221, Gewährbuch Leopoldstadt im Arch. d. St. Wien, Rep. 100, Nr. 1 : 2, Fol. 154b), der es unter der alten Firma zu neuem Ruf brachte. Dort versammelten sich nun auch die Litteraten wie Ratschky, Alxinger u. a. (s. J. F. Ratschky, Neuere Gedichte, 1805, S. 46 f.) und Jos. Richter (Briefe des jung. Eipeldauers, 1803, 27. H., 24 f.) findet nun, daß er „dort für sein Geld ein guten und natürlichen Kafé kriegt", „weil er kein Liebhaber von Zizerl und Zikorikaffee ist". Ein Fremder wieder, Rühle von Lilienstern (s. Reise mit der Armee im J. 1809, Rudolstadt 1810, 2. Th. S. 154) findet das Kafé zwar sehr besucht, aber unansehnlich, dafür feiert es C. Meisl (Humor. Gedichte über die Vorstädte Wiens. Wien, 1820, 1. Hft., 14 f.) um so mehr. Aus dieser Zeit (1820) besitzen wir auch ein Bild seines Inneren (s. W. Kisch, Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten, I, 214). C. J. Weber (s. Deutschland usw. 1834 = Sämmtl. Werke, 5. Bd. S. 253) schreibt noch in den dreißiger Jahren: „Mein Lieblingskaféhaus wurde das Hugelmannische an der Leopoldsbrücke wegen der Türken, die in der Nähe ihr Wesen hatten, der Griechen und Raitzen, des Donauschiffswesens und der Bäder." — G.

138) Narrendattel war der Spitzname eines durch seine groben Witze berüchtigten Wirtes in Lichtenthal, Namens Stephan Lochner, dessen Lokal in der Badgasse (damals Nr. 130, heute Nr. 29) mit der „heiligen Anna" im Schilde von den lachlustigen Wienern

zu Beginn des 19. Jahrhunderts nur darum aufgesucht wurde, um an den groben Späßen ihr Ergötzen zu haben, wobei der „Narrendattel", dessen Lokal sonst wenig Anziehendes bot, gute Geschäfte machte. Manchmal vergallopierte sich der schlaue Wirt freilich und als er einmal Predigten grob parodierte, nahm ihn die Polizei tüchtig in das Gebet und ließ ihn 100 fl. Strafe zahlen. Die „Eipeldauerbriefe" von 1807 bis 1810 sind voll mit seinen Schwänken und selbst auf die Bühne wurde er von Joach. Perinet gebracht. Doch scheint sein Ruf nicht lange gedauert zu haben, denn als er am 27. Jänn. 1819, 63 Jahre alt starb, gehörte er schon zu den Halbvergessenen (ausführlich über ihn vgl. Wien. Ztg. 1915, 1. Aug.: E. K. Blümml, Der Narrendattel). — G.

139) „Hahnreiter" war der Spitzname für Franz Weillrath (geb. zu Weiß-Kostelletz in Böhmen, gest. in Wien am 17. November 1857), einst Bäcker, dann Peitschenhändler, endlich Verkäufer alter Regenschirme. Kaum erschien er auf der Straße, in den Alleen der Glacien, so drängte sich ihm schon eine Schar mutwilliger Straßenjungen nach, die ihn verhöhnten, ihn am Kleide zupften, ja förmlich mißhandelten, wobei sie unausgesetzt riefen: „Hahnreiter! Peitscherlbua (Peitschenjunge)! Kikeriki!" Wütend hieb er dann mit dem Pak Regenschirme um sich. Auch die Fiaker quälten ihn und sangen ein Spottlied auf ihn mit dem Refrain: „Messer, Gabel, Parapluie — Hahnreiter, Peitscherlbua, Kikeriki!" Diese Äußerungen waren jedenfalls für das „gemütliche" Wien bezeichnend (s. M. Bermann, Alt- u. Neu-Wien, 1880, 1074; Seb. Brunner, Woher? Wohin? Regensbg., II, 314). — G.

140) Über Stubitza s. I, Anm. 589.

141) Über Calvi s. I, Anm. 588.

142) Über den Begg recte Georg Wimmer s. I, Anm. 183.

143) Über alle hier genannten Persönlichkeiten finden sich Anmerkungen an den gehörigen Stellen, über Weber, I, Anm. 345, Saphir, I, Anm. 9, Kachler, II, Anm. 311, Eyb, II, Anm. 447, Kanne, I, Anm. 484 u. Jeitteles, I, Anm. 16. — Über Joh. N. Graf Mailáth (1786—1855), den bekannten Historiker und Dichter, vgl. Karol. Pichler, Denkwürdigkeiten hrg. v. Blümml, II, 548. — Über J. F. Castelli (1781—1862), den bekannten Theaterdichter, vgl. dessen „Memoiren hrg. von Bindtner". — G.

144) Ehemals das Haus „zu den Röhren" mit der Kapelle des heiligen Nikolaus, später unter dem Namen „Seizerhof", Besitz-

tum des Klosters Mauerbach, im 19. Jahrhundert Tuchlaubenbazar, I, Tuchlauben Nr. 7 gelegen. Heute steht ein Neubau „Tuchlaubenhof" an seiner Stelle. Schon 1403 kommt der Name Seizerhof urkundlich vor, wie auch im Volksmund bald die Bezeichnung „Seizerkeller" für den Weinkeller entstand, die er bis zum Umbau (1838) beibehielt, wo dann der Bazar errichtet wurde (s. M. Bermann, Alt- u. Neu-Wien, 1880, S. 339). — G.

145) Ein Auerstier, der sich beim Brande des Gebäudes am 1. Sept. 1796 aus den Flammen rettete, von den Fleischerknechten in der Nähe der Brandstätte ganz ruhig, aber zitternd angetroffen, eingefangen und nach Schönbrunn gebracht wurde, lebte bis 1809 und wurde, nachdem er schon verscharrt war, auf Veranlassung des Chefs der französischen Invasions-Commission Marcel de Serres wieder ausgegraben und für das Museum zu Paris präpariert, das sowohl den Balg als das Skelett besitzt. Es folgte seinem Wärter, der ihm jedoch nie ganz trauen durfte, wenn er es bei seinem Namen, Misko, rief, und wurde schon 1805 staarblind (s. L. J. Fitzinger, Versuch einer Geschichte der Menagerien des österr. kais. Hofes etc. Wien, 1853, 79). — G.

146) „Den 2. September hat in der hiesigen Vorstadt, am Neu-Bau genannt, eines Beckens Schwein ein wunderliche Miß-Geburt geworffen, in dem graußlichen Aussehen, wie beyliegendes Kupffer darweiset" (s. M. Fuhrmann, Alt und Neues Wien etc. Wien, 1738—39, 2. Bd. S. 1151 mit Kupfer (Taf. XII): Einer Schweine [sic] Mißgeburth). — G.

147) Der alte Klepperstall Nr. 74 in der inneren Stadt (neu Teinfaltstraße 6) wurde von Karl VI. erbaut. Hier befanden sich einst die Remisen der Staatskarossen. Im Klepperstall wohnte im dritten Stockwerk auf der Bastei Nr. 2 der berühmte Gentz. Sein Studierzimmer hatte das schmale Seitenfenster gegen Westen mit einer Aussicht auf das Gebirge. Das Gebäude besteht nicht mehr (s. W. Kisch, Die alt. Straßen u. Plätze Wiens, W. 1883, 620). — G.

148) 1781 wurde aus dem Belvedere, noch aus Prinz Eugens Menagerie und seit 1729 daselbst gehalten, ein Stein- oder Goldadler auf Befehl Josephs II. nach Schönbrunn überbracht, ein Weibchen, das 1809 nach einer beinahe 80jährigen Gefangenschaft starb. Außerdem stammte ebenfalls aus Eugen's Besitz ein Geyer, welcher sich schon um das Jahr 1706 im Belvedere befand und erst

1824 in Schönbrunn starb. Das Lieblingsthier Eugens war aber der Goldadler (s. L. J. Fitzinger, l. c. 28, 81). Gräffers Allegorie „Eine Wienerin dem Helden" (Kl. Wien. Mem. III, [W., 1845], S. 162 ff.) berichtet novellistisch über diesen Adler, doch sind auch die wiedergegebenen Tatsachen (S. 167 f.) nicht völlig richtig, wie Fitzingers Angaben zeigen. — G.

149) Das Palais Fries, heute Pallavicini, auf dem Josephsplatz (1. Bez.) gelegen, wurde 1784 vollendet und innen mit äußerster Pracht ausgestattet. Die vier weiblichen kolossalen Karyatiden am Portal sind von Frz. Zauner. Zur Zeit des Wiener Kongresses wurden hier prächtige Feste gegeben (s. F. H. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller etc. 1822, S. 468). Die prachtvolle, im Hofe gestandene älteste Akazie der ganzen Monarchie, die 1828 umgehauen wurde (Schimmer, Häuserchronik, S. 224), pflanzten die Klarissinnen, deren Kloster (Königskloster) von 1581—1782 an Stelle des Friesischen Palais stand (s. J. Mailáth, Geschichte der St. Wien. Wien, 1832, S. 247). — B. u. G.

150) Das Café Leibenfrost bestand Ecke der Plankengasse und des Neuen Marktes und erhielt im Volksmund die Bezeichnung „Das silberne Cafehaus", weil dort auf Silber serviert wurde und die Ausstattung eine prächtige war (vgl. Alt-Wien, Monatsschrift, 1895, 200, in Nr. 8 desselben Jahrganges eine Bildbeilage: Die Cassierin vom silbernen Cafehaus). Es bestand bis in die 80er Jahre des 19. Jahrhunderts (s. W. Kisch, Die alten Straßen u. Plätze von Wiens Vorstädten, I, S. 101). Das Cafehaus hieß früher das „Neunersche", erst von 1830 an gehörte es Franz Leibenfrost (1790—1851), einem auch durch sein humanitäres Wirken bekannten Weinhändler und Wirt (s. Wurzbach, 14. Bd. S. 320 ff.), der auch das Gasthaus zum gold. Jägerhorn besaß, s. Anm. I, 451 h. — G.

151) A. v. Geusau (Histor. Tagebuch all. merkwürd. Begebenheiten, welche sich ... 1809 zugetragen haben, 1810, 222 f.) berichtet uns kurz unter dem 17. Juni, daß die Polizeioberdirektion in Wien intimiert wurde, auf die Winkelhazardspiele zu wachen und dieselben sogleich der französischen Behörde anzuzeigen. Aug. Schimmer, Die französischen Invasionen in Österreich usw. Wien, 1846, 117 f. schreibt dagegen unter dem 21. Juni: „Schon früher war durch die Franzosen am neuen Markt, im Eckhause der Plankengasse, wo sich das Kaféhaus befindet, eine Pharaobank im ersten Stocke errichtet worden, die ebenfalls schon starken Zulauf hatte. Das Haus war den

ganzen Tag von Bettlern belagert, welche die besten Geschäfte machten." Es scheint indessen, daß Schimmer auf Gräffer fußt. Ausführlicher schreibt ein Augenzeuge M. F. Perth in seinem Tagebuch über diese Spielhölle (s. Wiener Neujahrsalmanach, 1900, S. 136, 138) unt. d. 11. Oktob.: „Abends begab ich mich in die Plankengasse zur Pharaobank und sah eine Zeitlang dem Spiele zu. Ich sah in meinem ganzen Leben noch nie so viel Geld in Gold und Silber beisammen, als hier. Zwanzig- bis dreißigtausend Gulden stehen immer. Die Bank muß dem General-Gouverneur für die Erlaubnis des Spieles monatlich 50000 fl. in Conventionsgulden entrichten." Unter dem 2. Oktob. berichtet er von einem Franzosen, der dort 20000 fl. verlor, dann für Österreich den Spion machte, schließlich entdeckt und erschossen wurde. (Vgl. auch noch Eipeldauerbriefe, 1809, 6. H., 37 f.) — G.

152) Im Jahre 1659 wurde die Burgbastei, welche bisher nur aus einem Erdwalle bestanden hatte, ummauert, das nächste Jahr das Burgthor, in der Form, die Gräffer im Auge hat, neu hergestellt. Es bestand aus einem größeren Durchlaß für das Fuhrwerk und einem kleineren für die Fußgeher. 1863 wurde es abgebrochen (s. M. Bermann, Alt- u. Neu-Wien, 1880, S. 916, 917, 919, 1170). — G.

153) „Fratschlerinnen" — das Wort hängt mit fratscheln = abfragen, ausholen zusammen (Schmeller-Frommann, Bayr. Wb. [2] I. Sp. 831 f.) — nannte man die Marktweiber verschiedenster Sorte, wovon besonders jene des Obstmarktes auf dem Naschmarkt einen besonderen Ruf wegen ihrer scharfen Zunge genossen. Da sie den Zwischenhandel vermittelten, verursachten sie öfters Theuerungen, sodaß gegen sie eingeschritten werden mußte (vgl. etwa „Woher die Theuerung der Eßwaren in Wien ihren Ursprung habe". Wien, 1790, 35 ff.). Besonders Leopold II. gieng gegen sie scharf vor (vgl. Auszug all. europ. Zeitungen, Wien, 1791, 9. Febr., 487; 15. Febr., 566; 18. Febr., 614; 10. Juni, 1032). Über ihr Leben und Treiben vgl. besonders die Volkszeitschrift: Briefe eines Eipeldauers (= Denkwürdigk. aus Alt-Österr. XVIII. Bd., 503, Regist.); Kisch, Die alten Straßen u. Plätze von Wiens Vorstädten, II, 37 f. bringt eine Aufzählung der berühmtesten Heldinnen dieses Standes, der „Dames de la Halle" von Wien. Eine Geschichte dieser auch „Bolettenweiber" genannten Händlerinnen, bei Al. Gigl, Gesch. d. Wiener Marktordnungen. Wien, 1865, S. 61 ff. — G.

154) „Butte", Dialektausdruck für einen hölzernen, oben offenen Tragkorb, der mit Bändern auf dem Rücken getragen wird. — G.

155) Der Buchhändler und Buchdrucker Johann Thomas (Edler von) Trattner (1717—1798) war der hervorragendste Geschäftsmann auf dem Gebiete des österreichischen Buchgewerbes im 18. Jahrhundert. Zu Jahrmannsdorf in Ungarn geboren und niederem Stande entstammend war Trattner im J. 1735 bei einem Buchdrucker in Wiener Neustadt als dessen Lehrling eingetreten, bekundete aber schon damals höheres Streben und wurde 1739 bei dem Hofbuchdrucker von Ghelen aufgenommen, wo er zu den geschicktesten Arbeitern zählte. Im J. 1748 wurde er selbständig, brachte die vernachlässigte Jahn'sche Landschaftsdruckerei im Schottenhofe zu Wien an sich und verbesserte deren Zustand. Bald lieferte er vortreffliche Druckarbeiten, sogar die Kaiserin Maria Theresia, auf ihn aufmerksam, versicherte den sich durch Fleiß und Strebsamkeit Auszeichnenden ihres Schutzes. In der Tat wurden ihm auf Befehl der Kaiserin sämtliche Schul- und Lehrbücher zum Drucke und in Verlag übergeben und verschiedene wertvolle Privilegien verliehen. Schon 1752 beschäftigte Trattner dreißig Pressen in Wien und hatte bald in vielen Städten der österreichischen Monarchie Bücherverschleiße angelegt. In der Residenzstadt errichtete der schon zu ansehnlichem Vermögen gelangte ein großartiges Offizingebäude in der Josephstadt, 1767 und 1768 erbaute er zwei Papiermühlen, eine davon in Ebergassing. Im Jahre 1773 erkaufte Trattner am Graben in Wien einen Gebäudekomplex und baute an dessen Stelle den „Trattnerhof" (ob. Anm. 80). Er wurde für den Buchhandel ganz Österreichs durch seine reiche Tätigkeit von Bedeutung, wurde 1764 in den Ritterstand erhoben und erhielt 1790 auch den ungarischen Adel. Er starb 81 Jahre alt am 31. Juli 1798 zu Wien.

Von Trattners zahlreichen Druck- und Verlagswerken seien hier nur etwa erwähnt die Werke des Grafen Rudolf Coronini über die Grafen von Görz und die Genealogie des Hauses Habsburg-Lothringen in lateinischer Sprache (1752 und 1774), Scheyb's Tabula Peutingeriana (1753), Granellis Typographia Germaniae Austriacae (1759), Werke von Franz Kollar und Denis, zumal dessen „Einleitung in die Bücherkunde" (1777—1796). Allerdings hatte Trattner auch den Nachdruck vieler Werke hergestellt und sich in dieser Beziehung das Übelwollen zahlreicher Schriftsteller und Verleger der Originalwerke zugezogen. Doch dient ihm hierfür zur Entschuldigung, daß der Nachdruck damals in Österreich erlaubt und sogar noch durch Gesetze des aufgeklärten Kaisers Joseph II. gestattet war. Hatte doch Trattner sogar eine Umfrage wegen des Büchernachdrucks an die

hervorragendsten österreichischen Schriftsteller veranstaltet, die freilich allseitig nicht in dem von ihm gewünschten Sinne ausfiel. — Gräffer-Czikann, V, S. 393; Wurzbach, Bd. 46, S. 285 ff.; A. Mayer, Wiens Buchdruckergeschichte, Bd. 2, S. 31—43. Daselbst auch Abbildungen seines Buchdruckerzeichens sowie des Trattnerhofes in Wien. — S.

156) Der Tandelmarkt (= Trödelmarkt) hatte im Laufe der Zeit verschiedene Standorte, bis er 1864 ständig in den 9. Bez. verlegt wurde. Im 18. Jahrhundert bestand er in der Leopoldstadt (dort hieß noch 1812 eine Gasse „Tandelmarktgasse", vgl. Gesch. des unteren Werds etc. 1812, 44), später (ca. 1780) kam er auf die Wieden, wo heute der Park vor der Technik steht, 1787 war er schon auf der Wieden (vgl. Wiens gegenwärt. Zustand etc. 1787, 380. 1811 war er noch auf der Wieden, wie ein Aktenstück im Poliz. Arch. i. Minist. d. Inn., Nr. 4685 ex 1811, beweist. 1812 ebenfalls, vgl. kom. Gedichte über d. Vorstädte, 1812, 2. H. 4), 1821 findet ihn Jäck (Wien u. dessen Umgebungen. Weimar, 1822, S. 244) noch dort, aber unmittelbar danach muß er von dort in die Gegend des Spittelberges gekommen sein (vgl. Poliz. Indic. i. Statthalt. Archiv, 1822, litt. S. p. 72, wonach er vom Spittelberg verlegt werden soll, 1824 ibid. litt. S. p. 4, befindet er sich noch dort). Ende der zwanziger Jahre wurde er aber noch auf den Heumarkt vor die nun ebenfalls verschwundene Heumarktkaserne verlegt, wo er bis 1864 verblieb (vgl. Kisch, Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten, I, 472 ff. mit Bild; Kisch weiß aber nichts von dem Spittelberger-intermezzo). — S.

157) Die Laimgrube (= Lehmgrube, wo Ziegelwerke betrieben wurden) war eine der 34 Vorstädte und gehört heute zum 6. Bezirk (Mariahilf). Urkundlich erscheint sie im Jahre 1389 zuerst. Nach ihr ist noch die Laimgrubengasse benannt und bewahrt ihre Erinnerung (s. Kisch, Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten, II, 309; J. de Luca, Wiens gegenwärt. Zustand etc. 1787, 164 f.). — S.

158) Über derlei Straßenfiguren vgl. man die Wiener „Kaufrufe" des 18. Jahrhunderts von Christian Brand und eine zweite Folge von J. Adam (Bl. 7 [Welscher mit Figuren], 23 [Vogelkrämer], 79 [Weib mit Obst]), sowie jene vom Anfange des 19. Jahrhunderts von G. E. Opitz und B. Pieringer. Proben daraus findet man in den „Eipeldauerbriefen" (= Denkwürdigk. aus Alt-Österr., XVII, XVIII) und auch in den Bänden des vorliegenden Werkes. — S.

159) Es war dies die sogenannte „Ochsenmühle", weil sich die müßiggängerische Welt um dieses von dem Kafésieder Milani bereits in der josephinischen Zeit (s. Spion von Wien, 1789, XVIII. St., S. 141 f.) ebenfalls betriebene Limonadezelt auf der Burgbastei herumbewegte (vgl. Eipeldauerbriefe, 1807, 11. H., 24; 1811, 7. H., 14; 1813, 8. H., 27 ff.). Die Behauptung (s. Alt-Wien, Monatsschrift, 1898, S. 5), daß die Ochsenmühle 1809 durch die Franzosen in die Luft gesprengt wurde, mag vielleicht für das Originalzelt zutreffen, jedenfalls wurde wieder ein neues errichtet, wie die Eipeldauerbriefe (s. ob.) beweisen (vgl. auch unten, I, 243, 275, 282). Nach M. Bermann (Alt- u. Neu-Wien, 1880, S. 789) wäre das Zelt oder der Pavillon bei der Sprengung zufällig verschont geblieben und erst 1817 abgebrochen worden. Eine bildliche Darstellung von L. Janscha (1797) bei Kisch, Stadt S. 253 (ganz rechts Milani's Zelt) veranschaulicht diesen Platz mit der grünen Brücke und der Ochsenmühle. — G.

160) In den Jahren 1800 bis 1804 ließ Herzog Albert Kasimir von Sachsen-Teschen (1738—1822), der letzte Reichsfeldmarschall, auf der Augustinerbastei seinen Palast erbauen, den nachmals Erzherzog Karl bewohnte, heute dem Erzherzog Friedrich gehörig (s. Bermann, Illustr. Führer durch Wien. Wien, 1908, 36; Schimmer, Häuser-Chronik S. 226). — G.

161) Joachim Perinet, geb. zu Wien 20. Okt. 1763 (nicht 1765), gest. ebd. 4. Februar 1816, fruchtbarer dramatischer Dichter und Schauspieler, der jung schon auf Liebhaberbühnen spielte und in der josephinischen Zeit zahlreiche Broschüren meist humoristischen oder kulturhistorischen Inhalts verfaßte, die heute von Sammlern geschätzt sind. 1790 gieng er als Berufsschauspieler an das Leopoldstädtertheater, zu dessen hauptsächlichsten Theaterdichtern er bis 1816 mit geringen Unterbrechungen gehören sollte; als Schauspieler war er höchst unbedeutend. Manche Stücke Perinets wie das „Neunsonntagskind" haben sich damals vereint mit der Musik Wenz. Müllers geradezu einen Weltruf erworben und Lieder daraus sind das unvergängliche Eigentum des Volkes geworden, wie „Wer niemals einen Rausch gehabt". 1798—1803 war er bei Schikaneder tätig, kehrte aber wieder reuig in die Leopoldstadt zurück, deren Repertoire er durch Jahre beherrschte. Leider wußte er weder sein Leben noch sein Talent zu zügeln und so verrann beides durch Leichtsinn. Sein Werk (s. Gugitz in Zeitschrift f. Bücherfreunde, 1905/6, 154 ff.) ist heute wohl vom großen Publikum vergessen und gehört wie sein Leben (s. Gugitz, Joach. Perinet, im Grillparzerjahrbuch, XIV 170 ff.) nur mehr der Litteraturgeschichte an. — G.

162) Hofrat Josef von Sonnenfels war seit 1764 mit Theresia von Hay aus Fulnek verehelicht und führte mit ihr ein sehr glückliches Familienleben, dem nur der Kindersegen fehlte (vgl. Wilibald Müller, Josef von Sonnenfels. Wien 1882, S. 29, 47). Sie war, wie Sonnenfels selbst angibt (Müller S. 33), schön, sanftmütig, genügsam, ohne Sinn für Putzsucht, sittsam, eine getreue Teilnehmerin seiner Sorgen, seine Ratgeberin und Trösterin. Ihre Schönheit trug ihr in Freimaurerkreisen den Titel „Aspasia" ein (Müller, S. 33). Ihr Salon wurde gerne aufgesucht (Gugitz, Reichhardt, I, S. 107). Sie überlebte ihren Gatten (1817) um drei Jahre, denn erst am 15. Mai 1820 folgte sie ihrem Gatten, 72 Jahre alt, in die Ewigkeit (Totenprotokolle der Stadt Wien. 1820, Buchst. S., Fol. 46b). — Theresens Schwester Josefa war an den Hofrat Melchior von Birkenstock verehelicht, starb aber bereits am 17. Mai 1788 in Wien (Landstraße Nr. 239 im eigenen Haus), 33 Jahre alt (Totenprotokolle, 1788, Buchst. B. P., Fol. 38a). Sie scheint aber nicht die Genügsamkeit ihrer Schwester gehabt zu haben, denn ihre Verlassenschaft war passiv und es hätte der Konkurs darüber verhängt werden müssen, wenn nicht der Gatte, der auch 8 Perlenschnüre und eine goldene Dose aus dem Versatz löste, in einer eigenhändig geschriebenen und gefertigten Erklärung vom 24. Oktober 1788 sich bereit gefunden hätte, alles zu bezahlen (vgl. ihren Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Faß. V. Nr. 67 ex 1788). – B.

163) Über Ayala vgl. II, 130 ff. u. Anm. 217.

164) Über Birkenstock vgl. II, 135 ff. u. Anm. 286.

165) Karl Funk von Senftenau, Feldmarschalleutnant und Ritter des Maria-Theresienordens, geb. zu Ansbach 1744 (?), trat jung in die Reichsartillerie ein, machte angeblich noch den Siebenjährigen Krieg mit, was aber mit dem bei Wurzbach angegebenen Geburtsdatum nicht recht in Übereinstimmung zu bringen ist, und zeichnete sich 1789 bei der Belagerung Belgrads hervorragend aus, wofür er mit dem Maria-Theresienorden belohnt wurde. 1793 wurde er Generalmajor und zeichnete sich bei Maubeuge aus. Im Walde von Schweighausen wurde er verwundet. 1795 war er bei der Belagerung Mannheims tätig, machte 1796 den Feldzug in Italien mit und wurde in diesem Jahr auch Feldmarschalleutnant. 1800 trat er in Pension und quittierte am 1. Mai 1805 die kaiserlichen Dienste (Soweit Wurzbach, 5. Bd. S. 35, der aber über sein Ende nichts weiß). Funk ist

am 15. Jänner 1807 als Staatsgefangener im Polizeihause zu Wien gestorben (s. Akt im Archiv des Landger. in Civilsachen zu Wien, Fasz. 5, Nr. 104 ex 1807 u. Fasz. 2, Nr. 2744 ex 1807) und sein Tod findet sich nicht im Totenprotokoll eingetragen. Dagegen finden sich Akten im Polizeiarchiv (Nr. 945 ex 1807 im Arch. d. Minist. d. Inn.), die eine Untersuchung seines verdächtigen Verhaltens gegenüber den Franzosen geben, über seine Reise nach Bayern, seine Anhaltung in Preßburg und Ablieferung in das Polizeigefangenenhaus. Außerdem war gegen ihn eine wegen Betrug beim Wiener Magistrat geführte Kriminaluntersuchung anhängig, worüber er zum Verlust seines hohen Ordens und zu zwei Jahren Kerker verurteilt wurde, in welchem er starb. Geusau (Historisches Tagebuch all. merkw. Begebenheiten, welche sich in Wien vom ... Sept. 1805 ...bis 1. Febr. 1806 zugetragen haben, W. 1807, S. 150) berichtet von Funks „strafbarer Unvorsichtigkeit, wo nicht gar einverständlicher verräterischer Bosheit", wie er am 13. Nov. 1805 mittags den Franzosen in Generalsuniform entgegengeritten wäre und sie durch das Burgthor über den Graben bis zum Tabor begleitet hätte. — G.

166) Über die Rolle der Gräfin Ernestine Henriette Zielinska, geb. Gräfin Liebiszewska, einer Polin, im Wiener gesellschaftlichen und politischen Leben vgl. besonders Aug. de la Garde, Gemälde des Wien. Kongresses, hrsg. v. G. Gugitz, Münch., 1914, 2. Aufl. s. Regist. Die Zielinska war längere Zeit die Freundin des Fürsten Nikolaus III. Esterházy, der sie auch reich beschenkte. Von 1811 an war sie die langjährige Geliebte des merkwürdigen Dr. Julius Griffith, an dessen vielseitigen Unternehmungen sie sich auch beteiligte. Beim Wiener Kongreß vertrat sie die Sache Polens und suchte besonders die Engländer in der Person des Lord Stewart zu gewinnen. Sie scheint ein großes Haus geführt zu haben, wo sich Politiker und Schöngeister wohl fühlten, allerdings litt dabei ihr Vermögen, das sie von Esterházy hatte. Nach 1820 verschwand sie mit Griffith aus Wien. Doch lebte sie noch 1824, da sie von Ankerberg (vgl. I, Anm. 439) in diesem Jahre noch ein Bild erbte. Im Landrecht bis 1850 ist ihr Tod nicht vermerkt. Sie besaß seit 17. Jänner 1804 (Gewähr vom 24. II. 1804) in der Vorstadt Jägerzeile das Haus Nr. 14 „zum weißen Wolf", das in der Praterstraße lag und ihr vom Fürsten Esterházy gekauft worden war, sowie seit 20. Jänner 1804 (Gewähr vom 23. März 1804) einen Überländküchengarten ebenda, der vom Haus Nr. 15 abgetrennt wurde; beide Besitze verkaufte sie am 21. Februar 1817 an den Landgrafen Ernst zu Hessen-Philippsthal

(vgl. Gewährbuch der Vorstadt Jägerzeile im Wiener Stadtarchiv. Rep. 61 Nr. 18 : 2, Fol. 312b—313a, 458b—459a). — B. u. G.

167) Frau v. Jenisch (Gräffer hat im Erstdruck irrig Janisch) ist niemand anderer als Anna Maria von Waldfortner, die Gattin des, als Orientalisten nicht unbekannten Bernhard Freiherrn von Jenisch (1734—1807: Gräffer-Czikann, III. S. 37; Wurzbach, 10. Bd. S. 163 f.), k. k. Hofrates und Hofbibliothekspräfekten (seit 1803). Als er am 22. Februar 1807 auf der Freiung Nr. 143 starb, da war seine Frau laut seines Testamentes (vom 10. Oktober 1805) die Universalerbin des nicht unbeträchtlichen Vermögens (10061 fl. 26 Kr.), während die vier Töchter (Maria Anna verwittw. Orban; Eleonore v. Schweiger; Josefa Strada und Franziska Freiin v. Jenisch, geb. 1785) den Pflichtanteil erhielten (vgl seinen Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes. Fasz. V. Nr. 25 ex 1807). Anna Maria von Jenisch wurde laut ihrem und ihres Gatten Grabstein bei den Schotten (s. P. N. Dechant, Kenotaphiographia scotensis usw. Wien, 1877, S. 26) am 26. Februar 1742 geb. und starb am 29. Sept. 1821 zu Wien. Im Landrecht fehlt sie merkwürdigerweise. — B. und G.

168) Wenzel Joseph Graf Colloredo-Melz und Wallsee (1738—1822), Österr. Feldmarschall und Großkreuz des Mar. Theres. Ordens, zeichnete sich schon im siebenjährigen Krieg aus, befehligte im Türkenkrieg ein Korps und wurde am 6. Sept. 1808 zum Feldmarschall ernannt. In den Napoleonischen Kriegen trat er nicht hervor (s. Wurzbach, 2. Bd. 430 f.). — Joseph Maria Graf Colloredo-Melz und Wallsee (1735—1818), des vorigen Bruder, Staats- u. Konferenzminister, Feldmarschall u. Großkreuz des Marien Theresienordens, zeichnete sich ebenfalls im siebenjährigen Kriege mehrfach aus und war bei Beendigung desselben Generalmajor. Hierauf beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Verbesserung des Artilleriewesens, um das er sich große Verdienste erwarb. Er gründete auch die Gewehrfabrik in Steyr. Im Türkenkrieg wurde er nach der Eroberung Belgrads Feldmarschall. 1805 übernahm er die Geschäfte des Kriegsministeriums, das er bis 1809 leitete (s. Wurzbach, 2. Bd., 427 ff.). — G.

169) Joseph Wenzel Laurenz Fürst Liechtenstein (1696—1772), k. k. Feldmarschall, auch Diplomat, tat sich schon 1717 bei der Schlacht von Belgrad hervor, ging später in diplomatischer Sendung nach Berlin, 1737 nach Paris. 1739 wurde er zum General der Kavallerie

ernannt und zeichnete sich nun in den Erbfolgekriegen aus. Ganz besonders widmete er sich der Verbesserung der Artillerie, die unter ihm einen besonderen Aufschwung erlangte. Im J. 1763 war er wieder diplomatisch in Italien tätig und begab sich sodann nach Frankfurt, um die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen Kaiser zu betreiben, sodann zog er sich bereits betagt in das Privatleben zurück (s. Wurzbach, 15. Bd. S. 156 ff.). Da er keine Kinder hatte, so erbte von ihm sein Neffe Franz (vgl. I, 234). — G.

170) Ignaz Graf Fuchs (1760—1838), aus dem seit 1781 von Joseph II. gegrafften Bankiergeschlecht, als Genealog bekannt. Fuchs war Hauptmann bei dem 2. Wiener Landwehrbataillon (s. Vaterländ. Blätter, 1809, 104). Auch bei dem Wiener Aufgebot von 1797 hatte er sich mit bedeutenden Summen beteiligt (s. Megerle v. Mühlfeld, Memorabilien usw., Wien, 1825, 232). Seine Bibliothek in der Weihburggasse Nr. 915 (alt) enthielt über 8000 Bände. „Eines der vorzüglichsten Werke ist die Sammlung aller in und außer der Stadt Wien befindlichen Familien-Grabsteine und Epitaphien, getreu gezeichnet und gemalt durch . . . Gebhard Gartenschmid, ein Werk, welches auf eigene Kosten des Besitzers durch mehrere Jahre gesammelt und vor ein paar Jahren vollendet wurde. In dieser Sammlung befinden sich auch alle im Jahre 1811 und späterhin ausgebrochenen . . . Grabsteine." Auch eine reiche Musikaliensammlung besaß er (s. F. H. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller etc. 1822, 95 f.). — G.

171) Elisabeth (Betty) Roose, geb. Koch, Schauspielerin, Tochter von Siegfried Gotthelf Koch, geb. zu Hamburg 20. Okt. 1778, betrat in Riga 1788 zum ersten mal die Bühne, 1796 gastierte sie in Hamburg und war an den Bühnen zu Mannheim, Hannover und Bremen tätig. 1798 folgte sie einem Ruf Kotzebues an das Wiener Hofburgtheater, wo sie nun bis zu ihrem Tod am 24. Oktober 1808 wirkte und der ausgesprochene Liebling des Publikums, besonders in heroischen Rollen, wurde. Sie war die Geliebte des späteren Burgtheaterdirektors Frz. Ign. Holbein Edl. v. Holbeinsberg (s. Mémoires de la Comtesse de Lichtenau etc. Paris, 1809, 157 f.) und Gräffer scheint mit seiner mysteriösen Andeutung auf das Haus darauf anzuspielen. Nach ihrem Tod raubte der bekannte J. K. Rosenbaum ihren Kopf und bewahrte ihn in einem Denkmal seines Gartens auf (vgl. L. Eisenberg, Groß. biogr. Lexikon der deutschen Bühne, 1903, 845 f.; Castelli, Memoiren hrg. v. Bindtner, I, 213 f., dortselbst auch ihr Porträt). — G.

172) Friedrich Roose, eigentlich Roos, Schauspieler, geb. zu Limburg 1767, widmete sich ursprünglich juristischen Studien, trat aber dabei an Dilettantenbühnen auf, bis er sich entschloß als Berufsschauspieler zu wirken. Er trat zuerst in Bayreuth auf und wirkte vornehmlich in preußischen Städten, bis auch ihn Kotzebue nach Wien berief (1798), wo er bis zu seinem Tod am 29. Mai 1818 Mitglied des Hofburgtheaters war. Er war ein vielfach verwendbarer Schauspieler (s. L. Eisenberg, l. c. 846; Castelli, Memoiren hrg. v. Bindtner, I, 214). — G.

173) Giuseppe Voltiggi, italienischer Sprachlehrer und Schriftsteller, aus Illyrien stammend (so im Totenprotok. d. Stadt Wien, 1825, Buchst. F. V., Fol. 33), geboren 1757, tauchte in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Wien auf, wo er sich 1785 leider fruchtlos um eine Anstellung bei der Hofkanzlei bewarb (s. Protok. f. Nied. Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inn. 1785, p. 582) und 1786 mit Vorschlägen kam (ibid., 1786 p. 284). 1789 veröffentlichte er ein nicht uninteressantes Buch „Lettere Viennesi, 1789, 8°" (Expl. i. d. Wien. Stadtbibl. 11943 A), eine kulturhistorische Skizze über das damalige Wien. Voltiggi muß übrigens in bester Gesellschaft verkehrt haben, nicht nur bei de Ligne. Er war mit dem russischen Botschafter Kurakin gut bekannt und politisch gut unterrichtet, was der Wiener Polizei im Jahre 1812 auffiel (s. Poliz. Akten Nr. 3900 ex 1812), so daß sie über seine Person Nachforschungen anstellen wollte, was aber leider nicht geschah, wenigstens liegt dem Akt nichts bei. Es existieren aber im Polizeiarchiv in den Jahren 1814 u. 1815 noch andere Akten über ihn, die mir leider nicht zugänglich waren. Voltiggi fristete sein Leben kärglich als Sprachlehrer bis an sein Ende. So meldet „F. H. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller usw. 1822, S. 55": „Voltiggi Joseph, ital. Litteratur. Auf der Windmühle in der Kothgasse beim grünen Thor Nr. 46." Er starb bald darauf als lediger Mann, um den sich kein Mensch kümmerte, am 23. Sept. 1825 im Alter von 68 Jahren an „Entkräftung" im allg. Krankenhaus. Er wohnte zuletzt Nr. 532 auf der Wieden bei einem italienischen Schneidergesellen im Unterstand und hatte außer seiner ärmlichen Kleidung am Leibe nichts (Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 3591 ex 1825). Vgl. noch später I, 176 f. — G.

174) Ayalas Schrift „De la liberté et de l'égalité des hommes et des citoyens avec des considérations sur quelques nouveaux

dogmes politiques" erschien 1792 in Wien bei Ignaz Alberti (Carlos Sommervogel, Bibl. de la Comp. de Jésus. Brux. 1890, I. Sp. 710 Nr. 2). — Über Ayala vgl. II, 103 ff. u. Anm. 217. — B.

175) Anton Graf Apponyi (1751—1817), Begründer der berühmten Bibliothek, 50000 Bände stark, darunter eine vollständige Sammlung von Aldinen (s. Wurzbach, 1. Bd., 57). Apponyi war auch ein großer Musikfreund und spielte meisterlich die Violine (über seine musikal. Tätigkeit vgl. Reichardt, Vertraute Briefe etc. hrg. von Gugitz, I, 221 u. Regist.). Über die Bibliothek, die sich auf 20000 Bände belief und besonders griechische und lateinische Klassiker, sowie naturhistorische und artistische Werke und die französischen und italienischen Klassiker enthielt, aber auch wertvolle Inkunabeln, vgl. F. H. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller etc. 1822, 88 f.; Gräffer-Czikann, I, S. 99 f. 1825 kam die Bibliothek nach Preßburg. — G.

176) Karl Anton Gruber von Grubenfels, Schriftsteller, geb. in Szegedin am 28. Juni 1760, lebte nach Abschluß seiner Studien bei dem Grafen Joseph Georg Batthyani in Wien, praktizierte einige Jahre bei dem königlichen Rhonaschen Oberbergamt, war k. k. Verpflegsoffizial, 1807 Scriptor an der Széchényischen ungarischen Reichsbibliothek, 1812 Bibliothekar des Grafen Apponyi in Preßburg, 1833 in den Ruhestand getreten, ist er am 19. Sept. 1840 in Preßburg gestorben. Er schrieb Lyrisches, Dramatisches, auch kleine Erzählungen und verfaßte auch lateinische Arbeiten (s. Goedeke, VII, 71 ff.). F. H. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller etc. 1822, S. 19 schreibt: Gruber Karl Anton von, Assessor des Schümegher Comitats und Bibliothekar bei Seiner Exzellenz dem Grafen Anton von Apponyi (Gesch. und schöne Litteratur). In der Alservorstadt Nr. 168. — Für die gütige Übersendung von Gruber's Todesdatum schulde ich Frl. Hel. Szepessy, die sich mit einer umfassenden Arbeit über Gruber beschäftigt, meinen Dank. — G.

177) Johann Christian von Engel, Historiker, geb. zu Leutschau in Ungarn 17. Oktob. 1770, gest. zu Wien 20. März 1814, studierte in Göttingen, begab sich 1791 nach Wien, wo er in den Staatsdienst trat und zwar bei der siebenbürgischen Hofkanzlei. Im J. 1794 wurde er k. k. Hofbücherzensor und 1801 protest. weltlicher Konsistorialrat, 1812 Sekretär bei der siebenbürgischen Hofkanzlei. Infolge seiner Verdienste verlieh ihm Franz I. den Adel. Leider war er von schwächlicher Gesundheit, die er durch angestrengte Arbeit aufrieb. Die Muße,

welche E. seinen ämtlichen Arbeiten erübrigte, benützte er zu historischen Arbeiten über sein Vaterland Ungarn, wovon besonders seine „Geschichte des Königreichs Ungarn, Wien, 1813, 5 Bde." zu nennen sind (s. Wurzbach, 4. Bd. 47 ff.; außerdem eine neuere Arbeit von Thaloczy). — G.

178) Das Paradiesgärtchen (diesen Namen führten früher schon andere Gärten der Hofburg) wurde an Stelle eines älteren Burggartens der Hofburg von Joseph II. Anfangs der 80er Jahre des 18. Jahrhunderts errichtet und mittelst eines Ausganges von dem „Spanier" vor der Burg und einer über den Graben gezogenen Brücke mit der Stadt in Verbindung gesetzt, wodurch es ein öffentlicher Belustigungsort wurde. Durch Kaiser Franz wurde es dann weiter verschönert und ein allgemein beliebter Promenadeort bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts. Bei den Sprengungen im J. 1809 wurde es wohl arg beschädigt, aber wieder hergestellt und erst 1872 mit den übrigen Festungswerken abgebrochen (s. M. Bermann, Alt- u. Neu-Wien, 1880, S. 788 f., 1038, 1174). Schließlich führte ein früher kaiserliches Gartenhaus am Ende der Löwelbastei, das von Corti zu einem Kafehaus umgewandelt wurde, diesen Namen (s. Kisch, Die alten Straßen u. Plätze Wiens, 1883, 293 mit Abbild.). Vgl. übrigens Gräffer selbst II, 187 f. u. Conversationsblatt, Wien. 1819. S. 462. — G.

179) Über Alfred Ritter von Franck s. II. Anm. 92.

180) Otto Friedrich Theod. Heinsius (1770—1849), verdienter deutscher Schulmann, Gymnasialprofessor zu Berlin. Gemeint ist sein „Volksthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache, Hannover 1818—22, 4. Bde.", das seinerzeit sehr beliebt gewesen ist. Allerdings konnte es der Herzog von Reichstadt 1821 noch nicht vollständig benützen. — G.

181) Mathäus von Collin (1779—1824), der Bruder des Dichters Heinrich Josef v. Collin, dessen Schriften er auch nach dem Tode desselben herausgab, war selbst, obgleich er die jurid. Doktorwürde bekleidete, poetisch tätig und Mitbegründer der trefflichen Wiener „Jahrbücher der Litteratur" im J. 1818. Collin wurde 1808 Professor der Ästhetik u. Gesch. der Philosophie an der Universität zu Krakau, später an der Wiener Universität. Im Jahre 1815 ernannte ihn Kaiser Franz zum Erzieher des Herzogs v. Reichstadt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode 23. Nov. 1824 wirkte. Vgl. Wurzbach, Bd. 2, S. 415 f.; Gräffer-Czikann, I, S. 571; Goedekes Grundriß und die

Litteraturgeschichten über jene Zeit. Wertheimers unten angeführtes Werk bietet Eingehendes über Collins Verkehr mit dem Herzog v. Reichstadt. — S.

182) Der Herzog v. Reichstadt Napoleon Franz Joseph Karl geb. zu Paris 20. März 1811 als Sohn des Kaisers Napoleon I. und Maria Luisens, der Tochter des Kaisers Franz v. Österreich erhielt nach seiner Geburt von dem mächtigen Vater den Titel eines Königs von Rom, kam aber nach dem Sturze Napoleons nach Wien und wurde dort unter den Augen seines Großvaters, des Kaisers Franz erzogen. Er wohnte daselbst in dem Schlosse Schönbrunn, wo zunächst Frau v. Montesquiou ihm als Erzieherin beigegeben war. Im Jahre 1815 leitete diese Erziehung Graf Moriz Dietrichstein. Der Prinz, welcher im J. 1814 seinen Königstitel verlor u. Herzog von Parma, Piacenza u. Guastalla wurde, mußte auch den Ansprüchen auf die Herzogtümer entsagen, doch ernannte ihn Kaiser Franz (22. Juli 1818) zum Herzog von Reichstadt, einer Herrschaft in Böhmen, die zum Herzogtume erhoben worden war. Maria Luise lebte eine Zeitlang an der Seite ihres Sohnes in Schönbrunn, begab sich aber dann in die ihr selbst zufallenden erwähnten italienischen Herzogtümer. Die Erziehung des Prinzen wurde in Schönbrunn fortgesetzt u. Mathäus v. Collin im Jahre 1815 mit dem eigentlichen wissenschaftlichen Erzieheramte betraut, dem für die militärischen Fächer der k. k. Hauptmann Foresti beigegeben erschien. Nach Collins Tode 1824 trat der Regierungsrat Obenaus an dessen Stelle. Der Herzog v. Reichstadt, welcher stets soldatischen Geist bekundete u. das Andenken seines berühmten Vaters Napoleon überaus hochhielt, auch, als er dessen Tod im J. 1821 erfuhr, tief erschüttert war, wurde 18 Jahre alt in der österr. Armee Hauptmann eines Jägerregimentes, 1830 Major und 1832 Oberst. Auf allen wissenschaftlichen Gebieten fortgebildet, erweist er besondere Talente. Bemerkenswert erscheint auch sein Verkehr mit dem Orientalisten u. späteren Diplomaten Grafen Anton Prokesch-Osten, aus dessen Nachlaß das höchst bedeutende Memoirenbuch: „Mein Verhältniß zum Herzog von Reichstadt" (Stuttgart, 1878) erschien. Leider machten sich in der Folge bei dem Prinzen die Anzeichen eines schweren Lungenleidens bemerkbar, dem er im blühenden Alter am 22. Juli 1832 erlag. Seine Mutter Maria Luise war in Schönbrunn bei dem Tode des geliebten Sohnes zugegen. —

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lex. 25 (1873) — wo auch die reiche bis dahin über den Prinzen erschienene Literatur verzeichnet erscheint. —

Nouv. biographie générale (Paris) Bd. 37 unter Napoleon II. und die biographischen lexikalischen Werke aller Sprachen bieten des Herzogs v. Reichstadt Lebensbeschreibung. Sehr bemerkenswert erscheint das erwähnte Buch des Grafen Prokesch-Osten über dessen Verkehr mit dem Prinzen. Als beste deutsche biographische Arbeit auf Grundlage neuer Forschungen und aller älteren Quellenwerke ist zu nennen: „Der Herzog von Reichstadt. Ein Lebensbild . . . von Eduard Wertheimer." (Stuttgart, Cotta, 1902). Übrigens sind auch die Darstellungen von Montbel (Paris, 1832), Lecomte (Paris, 1842) u. J. de Saint Felix (Paris, 1856) noch immer zu beachten. — S.

183) Es handelt sich um den bürgerlichen Bäckermeister Georg Wimmer, geb. zu Kirchberg am Wald 1782, der sein Geschäft in der Grünangergasse (alt Nr. 841) in der Stadt hatte und am 5. November 1827 im Alter von 45 Jahren an der Auszehrung starb. Er hinterließ eine Frau und 6 unmündige Kinder und, da er scheinbar ein besserer Philosoph als Bäcker war, nur Schulden, da die Passiva um 961 fl. das Vermögen von 1149 fl., das er hinterließ, überwogen. „Bücher waren keine vorhanden", ein Beweis, daß er all seine Weisheit aus sich selbst holte (vgl. Verlassenschaftsakten i. Land. Ger. i. Civilsach. Faszi. 2, Nr. 5494 ex 1827; Totenprotok. d. Stadt Wien, 1827, Buchst. W., Fol. 54). — Kulturhistorisch interessant mag das Inventar des Geschäftes sein. Es waren im Laden Wimmers vorhanden: Eine Verkaufsbude, 2 Brotstellen, eine kupf. Schalenwage mit 4 Pf. Gew., 5 Brotkreuntzen mit 4 Tüchern, 12 Semmeltrücherl. In der Backküche: Ein Backofengestell, 4 kupf. Dippel, eine hölzerne Löschbottich, übrige Kleinigkeiten. In der Backstube: Zwei Backtröge u. zwei Tafeln, 24 Semmelladen und 14 Semmeltücher, 4 Kübel, ein steinerner Wassergrand, ein kupf. Wasserkessel, 2 kupf. Schalenwagen mit 5 Pf. Gewicht, 2 Viertelschaffel u. 1 Sechter, 3 Nagelgarben. In der Mehlkammer: 5 Muth Mundmehl, 1/2 Muth Semmelmehl, 5 Muth Pohlmehl, 1 Muth Roggenmehl, Salz. In der Holzlage: 2 Klafter weiches Holz, Schmalz (um 15 fl.), eine kupf. Schalenwage. So stellte sich der Betrieb des philosophischen Bäckers dar, der damit allerdings auf keinen grünen Zweig kam, da er wohl mehr in der Schenke der Grünangergasse saß, wo die Litteraten ihren Spaß an ihm hatten. Gr. kommt noch II, 139 f. auf ihn zurück. — G.

184) Über das Bankhaus Geymüller — hier wahrscheinlich Joh. Heinrich Geymüller (1754—1824) gemeint — vgl. ausführlichst: J. F. Castelli, Memoiren hrg. von Bindtner, II, 75 ff. — G.

185) Die Institution der österreichischen Landwehr wurde durch die Einwirkung des Erzherzogs Johann, dem sich auch Erzherzog Karl anschloß, im Jahre 1808 durch das kaiserliche Patent vom 9. Juni gegründet und hat zur außerordentlichen Verstärkung der Wehrmacht in dem 1809 ausgebrochenen Kriege gegen Frankreich ausschlaggebend beigetragen. In dem 1. freiwilligen Bataillone der Wiener Landwehr, das am 1. März 1809 aktiviert wurde und unter dem Commando des Freiherrn Emanuel von Saint-Quentin (Anm. 191) stand, war auch voll patriotischer Begeisterung Franz Gräffer eingetreten. Vgl. Ferd. Strobl v. Ravelsberg, Die Landwehr von Anno Neun. Wien 1909, S. 4 ff., 13 ff., woselbst der Gegenstand eingehend nach den neuesten Forschungen behandelt ist; Blümml, Pichler I, S. 598 Anm. 561 mit weiterer Lit. — S.

186) Der überaus festliche Akt der Fahnenweihe der Wiener Landwehr fand am 9. März 1809 unter ungeheurer Begeisterung der Bevölkerung in der Stephanskirche in Anwesenheit des Kaisers Franz und der Kaiserin Maria Ludovica statt. Die Übergabe der geweihten Fahnen an die 6 Landwehrbataillone erfolgte mittags am Glacis, wobei Erzherzog Karl anwesend war. Vgl. Geusau, Tagebuch 1809, S. 41 f.; F. M. Perth: K. Glossy, Wiener Neujahrs-Almanach 1900, S. 42 f.; Luln Gräfin Thürheim, M. L. I. S. 267 f.; Strobl, S. 15 f. — Wenn Gräffer (oben S. 79) sowohl den Kaiser als die Kaiserin bei der Übergabe der Fahnen an die Landwehrbataillone anwesend sein läßt, so ist dies ein Irrtum, hervorgerufen durch die Ereignisse des nächsten Tages (Anm. 188). — B.

187) Maria Ludovika Beatrix von Este (1787—1816), dritte Gemahlin (seit 1808) Franz I., glühende Feindin Napoleons, Haupt der Kriegspartei (über sie mit Quellen: Kar. Pichler, Denkwürdigk. l. c. I, 583). Das Gedicht auf sie ist: „Blumenstrauß" betitelt und von J. H. v. Collin (ausführlich darüber: R. F. Arnold und K. Wagner, Achtzehnhundertneun, 1909, 289 ff.). — G.

188) Der Ausmarsch der Wiener Landwehr, die in zwei Kolonnen (Bataillon 1—3, 4—6) geteilt wurde, aus Wien erfolgte am 10. März 1809 um 10 Uhr vormittags vom Glacis zwischen dem Burg- und Schottentor aus mit wehenden Fahnen und klingender Musik, unter Beisein des Kaisers, der Kaiserin und einer begeisterten Menge; die erste Kolonne, in der sich Gräffer befand, zog nach Korneuburg (Geusau, Tagebuch 1809, S. 43 f.; Perth: K. Glossy, Wiener Neu-

jahrs-Almanach 1900, S. 44). Sie gehörte dem 5. Armeekorps, das FML Erzherzog Ludwig kommandierte, an, im besonderen zur Division FML Heinrich XV. Fürst Reuß-Plauen, die ihren Sammelpunkt in Budweis hatte (vgl. Eberhard Mayerhoffer v. Vedropolje, Krieg 1809. I. Regensburg, Wien, 1907, S. 660). Von hier aus ging der Abmarsch des gesamten Korps vor sich, nur die Wiener Landwehr, die in der Nachhut trabte und bis 28. März in der Umgebung von Korneuburg (Hautzental usw.) geblieben war, wo sie die Zeit zum Scheibenschießen und geschlossenem Exerzieren benützte, stieß erst in Linz zu ihrem Korps (Strobl, S. 17) und erreichte am 10. April Obernberg, am 11. Braunau, wo sie bis 14. blieb; am 15. April erfolgte der Übergang über den Inn und man gelangte bis Zeitlarn, am 16. bis Eggenfelden, am 17. bis Ganghofen, am 18. bis Vilsbiburg und am 19. erfolgte der Einmarsch in Landshut (Mayerhoffer, S. 483 Anm. 1 u. 680b). — B.

189) Schillers Räuber waren damals streng verpönt, was eben das Auffallende an dem Gesang der Landwehr war, doch dichtete man tatsächlich auf die Weise und als Versmaß des Räuberliedes patriotische Lieder (Arnold-Wagner, Achtzehnhundertneun, 1909, S. 393). Über den heftigen Widerstand der Censur gegen dieses Stück, das nur vorübergehend vor der französischen Revolution in Wien im Kärtnerthortheater und im Theater zum Fasan aufgeführt war, vgl. besonders: Jahrbuch der Grillparzergesellschaft. XXV. Wien, 1915, XXXIII f. Im Vormärz wurden nur wenige Versuche erlaubt, so im Theater a. d. Wien und erst 1859 gelang es Laube das Stück burgtheaterfähig zu machen. — G.

190) Friedrich Hufnagel wird als Hauptmann des 1. Bataillons der sechs Landwehrbataillone der Haupt- und Residenzstadt Wien im Jahre 1809 angeführt (s. Vaterländ. Blätter für den österr. Kaiserstaat, 1809, S. 104). Er wurde 1810 mit dem Prädikate „v. Balvason" geadelt (s. Protok. f. Ried. Österr. 1810, p. 158). Seine weiteren Schicksale sind mir leider unbekannt geblieben. — G.

191) Emanuel Joseph Ghislain Freiherr von Beaumont St. Quentin, Oberst und Ritter des Marien Theresienordens, geb. zu Trasegniers im Hennegau um 1770, gest. zu Wien 23. Jänner 1813, wurde zu Mecheln erzogen und trat 1785 als Cadet in die k. k. Armee ein, 1792 zeichnete er sich bereits bei Tournay gegen die Franzosen aus. 1794 wurde er Rittmeister und Ritter des Maria-Theresien-Ordens. 1799 zeichnete er sich bei Stockach neuerdings aus,

ging aber nach dem Lüneviller Frieden in Pension, trat neuerdings in die Armee und verließ sie 1807 wieder. 1809 aber übernahm er als Oberstleutnant das Commando des 1. Wiener Landwehrbataillons und verrichtete mit ihm mehrere schöne Waffentaten, brachte bei dem Rückzuge von Landshut sein von der Armee abgeschnittenes Bataillon wieder zu derselben, schlug in der Schlacht bei Aspern am 22. Mai mehrere Angriffe zurück und hielt den Feind bei Wagram mehrere Stunden zurück. Im Oktober 1810 wurde G. Obrist und Freiherr, starb aber schon drei Jahre später (s. Wurzbach, 5. Bd., 171 f.). — G.

192) Friedrich von Schlegel (1772—1829), weniger durch seine Dichtungen hervorragend, kam von Dresden aus Ende Juni 1808 nach Wien, war seit Sommer 1808 in der Staatskanzlei beschäftigt und wurde am 28. März 1809 Hofsekretär der Staatskanzlei (Blümml, Pichler I. S. 597 Anm. 557). Er wurde im Feldzug 1809 dem Hauptquartier beigegeben und verfaßte, wie bereits vorher in Wien, eine größere Anzahl Proklamationen des Erzherzogs Karl gegen die Franzosen (vgl. darüber die eingehende Darstellung bei R. F. Arnold und K. Wagner, Achtzehnhundertneun. Die politische Lyrik des Kriegsjahres. Wien 1909, S. 306 ff.). Das Armeehauptquartier befand sich am 16. und 17. April 1809 in Landshut (Mayerhoffer, a. a. O. S. 680b), doch war Schlegel noch am 20. April hier (J. M. Raich, Dorothea v. Schlegel. I. [Mainz 1881], S. 352), sodaß Gräffer, der am 19. April in Landshut eintraf (Anm. 188), tatsächlich Schlegels Selbstplakatierung (oben S. 80) gesehen haben kann. Von hier aus floh Schlegel in tötlicher Angst (Arnold-Wagner S. 318) nach Mähren und Ungarn, erst nach dem Oktober 1809 kehrte er nach Wien zurück, wo er seine übrige Lebenszeit, den Aufenthalt in Frankfurt a. M. (1815—1818) und Reisen abgerechnet, verbrachte. Vgl. über ihn Blümml, Pichler I. S. 594 f. Anm. 552 mit weiterer Literatur; Gräffer-Czikann, IV. S. 543 f.; unten Anm. 227. — B.

193) Wenn anders Gräffer hier nicht bloß einen seiner oft barocken Einfälle anbringt, so weiß ich wirklich nicht, was für einen Arzt des so ungewöhnlichen Namens Mayer er meint. Es wohnte zwar um diese Zeit ein Chirurg Namens Martin Mayer in der Kärntnerstraße 1026 (alt) (vgl. Wien. Auskunfts- u. Kommerz. Schema, 1796; Vollständ. Auskunftsbuch usw. in Wien, 1806, S. 191) und möglicherweise mag dieser so barocke Ideen entwickelt haben. In den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts verzeichnet Frz. Sartori (Verzeichnis der gegenw. in u. um Wien lebenden Schriftsteller usw.

W., 1820, S. 44) einen Michael Mayer, Doktor der Arzneikunde und Professor der Anatomie und einen Christoph Mayer, ebenfalls Doktor der Arzneikunde, der sich aber mit Mineralogie beschäftigte. Der erstere A. Mich. Mayer (1766—1831), ein bekannter Anatom (s. Biogr. Lexik. d. hervorrag. Ärzte, 1886, 4. Bd. S. 176 f.), über dessen Cynismus Jos. Hyrtl (Vergangenheit u. Gegenwart des Museums für menschl. Anatomie an der Wiener Universität. Wien, 1869) ein sehr ungünstiges Urteil fällte, könnte vielleicht am nächsten in Betracht kommen. Wir müssen die Sache somit leider auf sich beruhen lassen. — G.

194) Das Gefecht bei Thann fand unter der Führung des Fürsten Hohenzollern am 19. April 1809 mit einem für die Österreicher ungünstigen Ausgang statt. Die vier Wiener Freiwilligenbataillone, bei welchen Gräffer stand, waren erst am Morgen des 18. eingetroffen, scheinen sich aber nirgends besonders hervorgetan zu haben. Auch Saint-Quentin wird in der umfassenden Darstellung des Gefechtes durch „Binder v. Krieglstein, Regensburg 1809, Berlin, 1902, S. 189 ff." nirgends erwähnt. Das Gefecht erstarb allerdings erst mit Einbruch der Nacht, nachdem es gegen Abend bereits durch ein heftiges Gewitter gelähmt worden war, von dem Gräffer gar nichts spricht. Die Verluste der Österreicher betrugen 3 Generale verwundet, 15 Offiz., 509 Mann tot, 76 Offiz., 2392 Mann verw., 4 Offiz., 162 Mann gef., 5 Offiz., 680 Mann vermißt. Davon hatte eine Erzherzog Karl Legion, die möglicherweise zu den Freiwilligen gehörte, 38 Tote, 26 Verw. u. 87 Gef. u. Verm. Besonders bewährt scheinen sich aber die Wiener Freiwilligen damals nicht zu haben, denn bereits am nächsten Tage wurden sie voraus zurückgesendet, „damit sie den übrigen Truppen aus dem Wege kämen" (l. c. S. 255). Sie wurden in der Frühe des nächsten Tages (21. April) durch Landshut gezogen und flußaufwärts auf den Höhen der Stadt aufgestellt (Mayerhoffer, S. 478). Als Landshut um 1 Uhr mittags von den Franzosen genommen wurde, da vergaßen die Österreicher die Landwehr gänzlich. Diese hielt bis 2 Uhr auf den Höhen aus, zog sich aber dann, da keine Befehle eintrafen, gegen Vilsbiburg zurück, wobei beim Herumirren auf den schlechten Wegen die aus 3 Zügen bestehende Nachhut, die später zu Hiller stieß, in Verlust geriet, wohingegen die übrigen wohl Vilsbiburg nachts erreichten, aber, da diese Ortschaft bereits von den Franzosen besetzt war, nach Frontenhausen marschieren mußten; auf diesem Marsch verloren sie Oberstleutnant Freiherrn v. Steigentesch mit 2 Kompagnien, sodaß St. Quentin das Kommando

übernahm und die noch übrige Abteilung nach manchen Fährlichkeiten über Reisbach-Simbach-Pfarrkirchen nach Schärding führte, wo sie am 24. April einlangte (Mayerhoffer S. 489 f., 701; Strobl S. 18). Am 26. April trafen sich alle, Versprengte und Nichtversprengte, bei Altheim und zogen unter dem Oberkommando von Steigentesch nach Ebelsberg, wo sie am 3. Mai einlangten (Strobl, S. 19). Hier erst wird Gräffer versprengt worden sein, da er am 4. Mai in Steyr war (vgl. Anm. 196). — B. und G.

195) Max Jos. Freih. von Somerau-Beeckh (1769—1853), später Kardinal-Erzbischof von Olmütz, 1809 Feldgeistlicher der drei ersten Landwehrbataillone in Wien (Wurzbach, 35. Bd., 265). — G.

196) Steyr wurde am 4. Mai 1809 um 9 Uhr früh von den Franzosen unter Lannes besetzt (s. Pritz, Geschichte von Steyr, S. 362). Es kam dabei zu einem Vorpostengefecht, wobei ein Teil der Stadt in Brand geriet (s. Aemil. Janitsch, Merkwürd. Gesch. d. Kriegsvorfälle usw. 1812, S. 93). — G.

197) Martin Kaltenböck, verwitweter Buchbindermeister, ist am 30. Juni 1837 in hiesiger Pfarre, Stadt Nr. 20 (jetzt enge Gasse 27), 74 Jahre alt an Auszehrung gestorben (gütige Mittlg. des h. Herrn Stadtpfarr. Joh. Strobl, Stadtpfarramt Steyr). — G.

198) Jean Bapt. Jul. Bernadotte, Fürst von Pontecorvo, seit 1818 König von Schweden unter dem Namen Karl XIV. Johann, geb. 1764, gest. 1844, hervorragender französischer Heerführer der napoleonischen Zeit. 1809 führte er die Sachsen an, mit welchen er Wagram erstürmte. Das Lob, das er den sächsischen Truppen spendete, ließ ihn bei Napoleon in Ungnade fallen (vgl. Karl Große, Karl XIV., Johann von Schweden. Lpzg. 1847, bes. S. 53 ff.). — G.

199) Friedrich Emanuel Eurich, Buchhändler, geb. Stuttgart 15. Jänner 1772, gest. Linz 10. Juni 1851, war Zögling der Karlsschule, mußte aber später ein Handwerk ergreifen und wurde Buchbinder, 1795 ging er nach Wien, wo er sich das Vertrauen von Binz erwarb, so daß ihm dieser die Leitung seiner Linzer Buchhandlung übertrug. Später brachte Eurich das Geschäft an sich und brachte es in die Höhe. Im J. 1805 und 1809 erschienen bei ihm Flugschriften gegen Napoleon, auch verbreitete er Palm's bekanntes Libell. Er wurde daher von Napoleon geächtet (vgl. unt. Anm. 207), rettete sich durch Flucht, verlor aber sein Vermögen dabei und Kaiser Franz gewährte ihm später ein Darlehen. Im J. 1816 errichtete er eine Buchdruckerei in Linz und wurde für seine Verdienste in dieser Hinsicht

mit einer Medaille ausgezeichnet. 1837 errichtete er auch noch eine rühmlich bekannte Schriftgießerei (Wurzbach, 4. Bd., 113; Gräffer-Czikann, II, S. 92; Rud. Schmidt, Deutsche Buchhändler usw. II. S. 232 f.). — G.

200) Tobias Haslinger, Komponist und Gründer der Musikhandlungsfirma, gebor. zu Zell in Oberösterr. am 1. März 1787, gestorb. zu Wien in der Nacht vom 17. zum 18. Juni 1842. H. kam als Sängerknabe nach Linz, wo er schließlich in der Glöggl'schen Musikalienhandlung und später in Eurichs Buchhandlung verwendet wurde, welches letztere Geschäft er gegen 1810 schon leitete. In diesem Jahre begab er sich nach Wien, wurde mit dem Kunsthändler Steiner bekannt, dessen öffentlicher Gesellschafter er nach wenig Jahren wurde. Im J. 1826 übernahm H. das Geschäft für alleinige Rechnung, das nun einen ungeheueren Aufschwung als Musikalienhandlung nahm. Für seine Verdienste auf diesem Gebiete wurde er mehrfach ausgezeichnet. Haslinger war aber auch selbst als Komponist mit Erfolg tätig und als solcher Ehrenmitglied vieler philharmonischer Institute. Sein Sohn Karl Haslinger führte die Firma weiter (s. Wurzbach, 8. Bd. S. 30 f.; Gräffer-Czikann, II, S. 521 ff. [überschwänglicher Artikel]). Lyser (s. Fr. Hirsch, J. P. Lyser, Münch., 1911, S. 261) schreibt in einem Brief: „Haslinger's Laden sieht aus wie ein Musentempel, die herrlich gearbeiteten Büsten von Mozart, Gluck, Händel, Bach, Beethoven usw. schauen von den Repositorien herab, den Schubert nicht zu vergessen." Über Haslingers prachtvolle Musikaliensammlung vgl. noch F. H. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller usw. 1822, S. 97 f. Haslinger war der Schwager Gräffer's, da er dessen Schwester Karoline (gest. am 24. März 1848, 59 Jahre alt) geheiratet hatte. — Der Satz im folgenden: „Du hast die Bekanntschaft des Haslinger beim Militär gemacht", ist ein Wortspiel. Haslinger nannte man die Haselholzruten, mit welchen beim Militär die Prügelstrafe vollzogen wurde. — G.

201) Ludwig Schmid, k. k. hydrotechnischer Ingenieur, gab schon 1800 bei Artaria eine Karte von Österreich heraus und 1807 eine topographische Karte der interessantesten Gegenden auf vier deutsche Meilen um Wien. 1812 gab er eine Karte von Nieder- u. Oberösterreich in sechs Sektionen heraus, die dem Erzherzog Johann gewidmet war, verlegt war sie bei Schreyvogel und Riedl (s. Hesperus, Prag, 1813, 183 f.; vgl. auch Gräffer-Czikann, I, S. 513 „eine der vorzüglichsten Generalkarten"; desgl. H. Commenda, Materialien zur landeskundl. Biographie Oberösterreichs, Linz, 1891,

S. 19). — Es ist aber klar, daß sie wegen ihres Erscheinungsjahres nicht in Betracht kommen kann. Gr. irrt sich und dürfte die 1809 in Linz bei Eurich erschienene große Karte von Österreich ob d. Enns des Hauptmanns E. v. Greipel im Auge haben (Commenda, S. 18). — B. und G.

202) Louis Aug. Franc. Baron de Mériage, geb. zu Saint-Sauveur le-Vicomte am 8. Juli 1777, trat als einfacher Soldat in die französische Armee ein, zeichnete sich mehrfach aus und war 1805 bereits Oberst, als er den Feldzug gegen Österreich mitmachte. Nach dem Frieden von Preßburg hatte er die Aufsicht über die Feldspitäler in Wien und wurde der französischen Gesandtschaft zugeteilt. Im Feldzug von 1809 wurde er Baron und Platzkommandant von Wien, wurde aber als solcher abgesetzt, weil sein Sekretär Guéniard (s. ob. Anm. 151) als Verräter befunden und erschossen wurde. Vor ein Kriegsgericht gestellt wurde M. aber vollkommen schuldlos befunden. Er wurde nun zu einer diplomatischen Mission nach Widin benützt, von welcher er 1811 nach Frankreich zurückkehrte. Zum Brigadegeneral ernannt machte er den russischen Feldzug mit, wurde verwundet und gefangen. Nach der Restauration wurde er 1823 Aide-major-général der pyrenäischen Armee, wo er die letzten Waffendienste machte. Er zog sich nun nach Paris zurück, wo er am 8. Dez. 1827 starb (s. Annales de l'École libre des Sciences politiques, Paris, 1886, S. 259 ff.; Biogr. Univers. 28. Bd.). — G.

203) François Joseph Lefèbvre, duc de Danzig (1755—1820), französischer Marschall, ein Elsäßer, diente seit 1773 von der Pike auf in der Armee, war bereits 1794 Divisionsgeneral, 1804 Marschall und wurde 1807 anläßlich der Eroberung von Danzig zum Herzog von Danzig ernannt. Er war einer der besten Generäle Napoleons, kann aber von einer gewissen Grausamkeit nicht freigesprochen werden. Vgl. Nouvelle biographie générale. XXX., Sp. 316 ff. — 1809 befehligte er die bayrische Armee, kämpfte bei Thann, Eckmühl und Wagram und wohnte in Wien im Collaltoschen Haus (Am Hof Nr. 420, heute am Hof Nr. 16: Schimmer, Ausführliche Häuser-Chronik, S. 81). Gräffer nennt ihn im Original (I. S. 132) fälschlich Lefrère, wobei man an den französischen General Georges Frère (1764—1826; Oettinger, Moniteur. II. S. 93) denken könnte, der aber 1809 keine Rolle spielte.

Jean Baptiste Bessières duc d'Istrie (1768—1813) machte eine überaus rasche militärische Karriere, denn er trat erst 1792 in die

Armee ein und war bereits 1804 Marschall. Er zeichnete sich besonders bei Marengo und Austerlitz aus. 1809 war er am 10. Mai vor Wien angelangt und wohnte nach der Einnahme Wiens im Esterházyschen Palais in der Wallnerstraße (Stadt Nr. 276, heute Wallnerstraße Nr. 4: Schimmer, S. 56 f.; Kisch, Stadt S. 550). Er war es, der bei Aspern und Eßling die vollständige Niederlage der Franzosen aufhielt, indem er Eßling behauptete, und der bei Wagram, wo er leicht verwundet wurde, erfolgreich eingriff. Vgl. André Nabel, Le maréchal Bessières, duc d'Istrie. Paris (1903), S. 225, 234 ff. — B.

204) Johann von Lipsky, Chartograph und Oberst, geb. 1766 zu Szedliesna in Ungarn, trat nach Absolvierung seiner Studien in der k. k. Ingenieurakademie in die kaiserl. Armee und begann schon 1798 seine Meßarbeiten für seine berühmte ungarische Landkarte. 1809 beteiligte er sich auch an der Insurrectionsarmee, zog sich aber dann zurück und lebte als Husarenoberst auf seinen Gütern. Sein Tod erfolgte am 2. Mai 1826. Berühmt hat er sich durch mehrere chartographische Arbeiten über Ungarn gemacht. Jene Karte, die Gräffer meint, ist jedenfalls jene unter dem Titel: Mappa generalis Regni Hungariae etc. Pest, 1806 mit 3 Supplementen, 12 Blätter, mit einem Bande Repertorium in 4° (s. Gräffer-Czikann, III, 461; Wurzbach, 15. Bd., 234 f.). — G.

205) Jakob Eschenbacher, geboren um 1750 zu Überlingen (?, dort konnte nichts über ihn gefunden werden) am Bodensee, Sattlermeister, kam 1789 um das Wiener Bürgerrecht ein (s. Protok. f. Ried. Österr. 1789, p. 512, 531, 690) und 1790 (ibid. 1790, p. 122, 430, 779) um das Sattlermeisterrecht ein. Sonst wäre von ihm kaum etwas zu vermelden, außer daß er bei seinem Tod ein ganz hübsches Vermögen hinterließ (s. Schönholz, Traditionen hrg. v. Gugitz. I, 213 ff.). Im Jahre 1809 fiel es ihm ein, als der Pöbel vor Einrücken der Franzosen das Zeughaus plünderte, mit seinen Gesellen zwei Kanonen auf die Seite zu bringen, was zu seinem Verderben wurde, da versteckte Waffen bei Todesstrafe an den französischen Sieger abzuliefern waren. Es bleibt nun freilich eine etwas offene Frage, ob E. diese Kanonen aus Patriotismus oder aus Eigennützigkeit verborgen hat. Geusau (s. Histor. Tagebuch all. merkw. Begebenheiten, welche sich ... 1809 zugetragen, 1810, 111) schreibt bezeichnenderweise: „Mehr als tausend Menschen fanden sich allda (bei der Plünderung des Zeughauses) ein, teils aus patriotischem Eifer, teils aus Habsucht, indem sie viele Munition und verschiedene andere

Sachen, die sie in dem Stadtgraben fanden, nach Hause schleppten. Bei dieser Gelegenheit hatte auch der Sattlermeister Eschenbacher mit seinen Leuten 2 Kanonenröhre nach Hause getragen und verborgen, welches er aber später mit dem Tode bezahlte. Zu gleicher Zeit geschah auch die gewaltsame Wegnahme des Holzes beim Kanal an der Landstraße." Wir erblicken E. hier unter einer Schar sehr merkwürdiger Patrioten, die die allgemeine Verwirrung nur dazu benützten, um ihre Taschen ungestraft zu füllen. Ähnliche Beispiele bringt Geusau l. c. auf S. 292 f., 320, wo sogar die Ziegelsteine vor ihnen nicht sicher waren, ja Geusau stellt ausdrücklich fest, daß dies nicht der sogenannte Pöbel war, sondern auch „reichere und vermöglichere Gewerbsleute", die sich diesen „Seelenaufschwung einer großen Zeit" leisteten. Und nun finden wir, daß der biedere Eschenbacher bereits im Jahre 1808 (s. Polizeiindices i. Statthalt. Arch. zu Wien, 1808, sub litt. E. p. 6) wegen „Verhehlung ärarischen Gutes" in Untersuchung stand. Leider ist der Akt nicht erhalten. Sollte E. nicht unfreiwillig zum patriotischen Märtyrer geworden sein, der sich nur in der Wahl des Objektes bedenklich geirrt hatte? Kurz, die Franzosen verstanden keinen Spaß und E. wurde am Abend des 26. Juni in Anwesenheit der drei Gesellen, die ihm geholfen, an der Mauer des Jesuitenhofes auf dem Getreidemarkt erschossen, sogleich an Ort und Stelle begraben, später aber wieder von der französischen und wienerischen Polizei ausgegraben und in aller Stille beerdigt (s. Geusau l. c., 238, der merkwürdigerweise gar kein Wort über diese Tat als patriotische verliert). Als man im J. 1810 wegen der Hinrichtungsursache E.s von der österr. Polizei Nachforschungen anstellte, äußerte man sich bei dieser wie folgt: „Überhaupt ist man der Meinung, daß Eschenbacher von den Franzosen nicht wegen den bei ihm vergrabenen und entdeckten Kanonen, sondern vorzüglich aus dem Grunde erschossen worden sei, weil sie ihn in dem ihrer Meinung nach gegründeten Verdacht hatten, daß er durch Einverständnis mit französischen Offizieren, besonders mit einem französischen Employé Namens Bonnet einen ansehnlichen Vorrat von Leinwand und anderen erbeuteten aerarial Sachen gegen eine denselben geleistete Abfindung sich verschafft habe. Es soll nämlich das Magazin, wo diese Sachen aufbewahrt lagen, eine Kommunication mit Eschenbacher's Wohnung gehabt und so die Verschleppung unbemerkt stattgehabt haben. Die Franzosen untersuchten, um sich in Hinsicht des Verdachtes den Beweis zu verschaffen, seine Wohnung, fanden aber nichts und zugleich läugnete er alles, da sie sich nun aber von seiner Schuld über-

zeugt hielten, so erbitterte sie sein Leugnen, und dieses soll die Hauptursache gewesen sein, warum sie, da sie ihm von dieser Seite nicht beikommen konnten, die Gelegenheit der in seinem Hause entdeckten Kanonen ergriffen, ihn nach dem Buchstaben der von ihnen erlassenen Verordnung wegen Anzeige ärarialischer Sachen zum Tode zu verurteilen.

Übrigens hat Eschenbacher in Rücksicht einer uneigennützigen patriotischen Gesinnung eben nicht die Meinung des Publikums für sich. Welches in Erledigung des hohen Auftrages vom 10ten März d. J. angezeigt wird. Wien, d. 2. Juli 1810" (Polizeiarch. i. Arch. d. Minist. d. Inn. Nr. 450 ex 1810). — Man scheint also Eschenbacher erst späterhin zum patriotischen Märtyrer gestempelt zu haben und hat ihm zu Ehren sogar eine Gasse benannt. — G.

206) Joh. Ph. Palm, deutscher Buchhändler (1766—1806), das bekannte Opfer französischer Gewaltherrschaft in Deutschland, der am 26. Aug. 1806 wegen der gegen Napoleon gerichteten Flugschrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", die er verbreitet hatte, in Braunau erschossen wurde. — G.

207) Karl Franz Kupffer, geb. zu Leipzig 1776, Protestant, kam nach Wien, wo er in der Camesina'schen Buchhandlung beschäftigt war. Im Jahre 1803 (s. K. Junker, Korporation usw. 1907, S. 13) eröffnete er selbst einen Buchladen zuerst Wallnerstraße, dann in der Herrengasse 257 (dem Landhaus gegenüber, s. Vollständiges Auskunftsbuch in ... Wien, 1806, 55). Seit 1808 war er mit Frz. Wimmer (s. unt. Anm. 653) in Compagnie, der sich 1819 von ihm trennte. Er ist jedoch weder im buchhändlerischen noch im litterarischen Leben Wien's hervorragend aufgetreten und wohl auch auf keinen grünen Zweig gekommen. Zuletzt hauste er in der ob. Breunerstraße 1205 (A. Redl l. c. 1819, S. 63). Als er ledig am 6. Novemb. 1837 im allgem. Krankenhaus an der Lungensucht im Alter von 61 Jahren starb (s. Totenprotok. d. St. Wien, 1837, litt. C. G. K., Fol. 64), wohnte er bei einem Kutscher am Alsergrund Nr. 291 und sein ganzer Nachlaß wurde auf 5 Gulden vier Kreuzer, darunter ein Dutzend Bücher allein auf 3 Gulden geschätzt (s. Verlassenschaftsakt, Faszikel 2, 7379 ex 1837). Bezügl. d. französ. Todesurteiles über Kupffer u. Eurich vgl. den Poliz. Akt Nr. 1324 ex 1807 (Arch. d. Minist. d. Inn.) — G.

208) Jedenfalls der Traiteur Chretien im folgenden gemeint. Geusau, Historisch. Tagebuch etc. 1810, 228 f., schreibt unter dem 21. Juni 1809: „Ein gewisser Franzose, Namens Chretien, eröffnete

mit Erlaubnis des Stadtkommandanten als französischer Restaurateur zum erstenmal seine Anstalt auf der Burgbastei nächst der Promenade Nr. 1234 und versprach den Herren Offizieren der französischen Armee und dem Publikum, weder etwas, das die Reinlichkeit der Zimmer, als die Ordnung in der Bedienung und die Preise der Gerichte betrifft, zu wünschen übrig zu lassen." (Vgl. bes. Schönholz, Traditionen hrg. v. Gugitz, I, 228.) Das Restaurant befand sich nach K. A. Schimmer (Ausführl. Häuserchronik usw. 1849, S. 227) auf der Löbelbastei Nr. 1164 (früher Nr. 1234, s. ob.) und wurde 1839 von Al. Fürst Liechtenstein abgebrochen. Das Haus nebenan gehörte zuerst Cäcilia und dann Ignaz Dembscher (s. Ant. Ziegler, Häuserschema d. k. k. H. u. R. St. Wien, 1837, S. 31; Schimmer l. c. 14). — G.

209) Es handelt sich um die Reiterstatue Franz I., römischen Kaisers, die nach einem Modell von R. Donner von G. F. Moll in Erz gegossen ursprünglich in der Roßau, Schmiedgasse Nr. 101, zu den drei Hacken, im Hofe stand, 1800 aus der Familie Moll's gegen eine Jahresrente an Kaiser Franz I. übergieng und zuerst im Paradiesgärtchen, seit 1819 aber in dem K. K. Hofgarten nächst der Burg ihren Standort erhielt (s. C. Hofbauer, die Roßau etc. 1859, S. 152). — G.

210) „Malchen" ist leider unerruierbar; weder kann sie von Rud. Gräffer noch von Bacciochi stammen, möglicherweise war sie irgend eine Verwandte mütterlicherseits, die völlig im Dunkel liegen; übrigens ist Malchen eine recht gleichgültige Persönlichkeit. Gräffer, der ihr „Vormund" gewesen sein will, war übrigens im J. 1809 selbst erst großjährig geworden. — G.

211) Es handelt sich um Joseph Georg Wiedemann, einen sehr interessanten, bis jetzt aber völlig undurchforschten, zum Teil politischen Schriftsteller, der wegen seiner liberalen und franzosenfreundlichen Gesinnungen Österreich, seine Heimat, verließ. Die Ungunst der Zeiten ließen mich leider über ihn zu keinem abschließenden Ergebnis kommen, im folgenden wird aber immerhin weit mehr geboten, als was an anderen Orten über ihn zu finden ist. J. Gg. Wiedemann, jedenfalls ein Wiener, war der Sohn erster Ehe des Administrators des k. k. Normalschulbücherverschleißes u. Kreisschulvisitators Joseph W., der am 11. April 1807 zu Wien als ziemlich wohlhabender Mann starb (s. Verlassenschaftsakt. i. Arch. d. Land. Ger. i. Civils., Fasz. 2, Nr. 1218 ex 1807) und mit dem der Sohn manchmal ver-

wechselt wird. Das Buch „Anleitung zur deutschen Rechtschreibung. Wien, 1786, 8°", von Goedeke², VI, 548 unter den Schriften des Sohnes zitiert, stammt vom Vater, der übrigens in seinem Testament den Preis von 1200 Gulden für den Verfasser der besten Geographie stiftet. Wahrscheinlich hat der Sohn diese Vorliebe für Geographie von seinem Vater überkommen. Jos. Georg, der Sohn, geboren um 1780, da er 1807 schon großjährig war, absolvierte möglicherweise an der Wiener Universität die Rechtsstudien — in den Matrikeln erscheint nur 1788: „Wiedmann (sic) Jos. Austr. ad S. Hyppol. Princip." — und wird als Rechtskonsulent in Wien gemeldet (s. J. G. Meusel, Das gelehrte Deutschland, Lemgo 1827, 9. Bd. S. 548). 1789 heiratete sein Vater zum zweitenmal, nach dem dem Verlassenschaftsakt (s. ob.) einliegenden Heiratskontrakt. Auch der Sohn dürfte um 1800 geheiratet haben und hatte um 1807 zwei Kinder. Schriftstellerisch ist Wiedemann erst mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts hervorgetreten. Ob er mit jenem „Widemann" identisch ist, der Beiträge in den „Neuen Wien. Musenalmanach auf d. J. 1800" lieferte, ist fraglich. Jener ist vielleicht mit einem dramatischen Lokaldichter, der fast ebenso unbekannt ist und 1818 schon tot war (vgl. Theat. Ztg. 1818, S. 92), identisch. Bestimmt von unserem Wiedemann sind aber einige Reiseschriften, die er meist zusammen mit Max. Fischel schrieb, so „Streifzüge nach Innerösterreich, Triest und Venedig und einem Teile der terra ferma. Wien, 1801, A. Doll, 8°", „Streifzüge an Istriens Küsten. Wien, 1805, A. Doll, 8°", und das „Taschenbuch für Freunde schöner vaterländischer Gegenden usw. 1805 bis 1808", von welchem aber nur der erste Jahrgang von ihm herrühren kann, denn 1805 kamen die Franzosen nach Wien, denen sich W. anschloß, der für sie die Wiener Zeitung redigierte und mit ihnen auch abzog. Wie sich der Gesinnungsumschwung bei W. vollzog wissen wir nicht zu sagen, da frühere politische Schriften W.s nicht vorliegen, wenigstens nicht bekannt sind. W. sah jedenfalls in Napoleon den berufenen Vertreter liberaler Ideen, wie so viele junge Leute damals und hoffte, daß diese durch Napoleon in Österreich durchgeführt werden könnten. In dieser Hinsicht bot er sich den Franzosen an. Guglia hat sich in seinem sonst ausgezeichneten Artikel „Zur Geschichte der Wiener Zeitung im Zeitalter der Revolution und Napoleons" (s. Jubiläumsfestnummer 1903, S. 23) nach der Eruierung des Redakteurs der Wiener Zeitung zur Zeit der französischen Okkupation abgemüht, ohne ihn feststellen zu können. Er rät unrichtig auf K. L. Schulmeister und muß zugeben, „daß die Zeitung während

der Okkupation besser geschrieben war als unmittelbar vor und nachher". Es sind dies die Verdienste Wiedemanns. Ein Akt der Polizeihofstelle des Arch. d. Minist. d. Inner. Nr. 287 ex 1806 gibt darüber hinreichend Auskunft, daß Jos. Wiedemann, also ein Landeskind, es übernommen hatte, die Wiener Zeitung im napoleonischen Sinne (vgl. darüber Guglia l. c.) zu redigieren und es natürlich vorzog, mit ihnen gemeinsam abzuziehen, um der Verantwortung zu entgehen. W. hielt sich nun in München auf, wie obiger Akt besagt, wo er eine Anstellung bei Hof erhoffte. Seine Gattin und seine Kinder weilten aber noch in Wien und sollten mit der Nachreise warten, bis die Anstellung definitiv wäre. Die Frau erhielt schließlich die Bewilligung zu folgen. Die Wien. Ztg. vom J. 1806 (24., 27. u. 31. Dez.) enthält einen wiederholten Aufruf zur Wiederkehr W.s, der aber keinen Erfolg hatte, da W. Beamter in Paris war, wie sich auch aus dem Nachlassenschaftsakt des Vaters ergibt. Inzwischen starb der Vater und man verweigerte dem Sohn die Ausbezahlung des immerhin beträchtlichen Erbteiles, da er „ohne Erlaubnis" in das Ausland gegangen war. Noch bevor der Streitfall ausgetragen war, erschien W. abermals 1809 mit den Franzosen in Wien und übernahm zum zweitenmal die Redaktion der Wien. Zeitung im Sinne der feindlichen Usurpatoren. Auch diesmal konstatiert Guglia l. c. S. 29, daß die Zeitung, abgesehen von ihrer Tendenz gut redigiert war und im lokalen Teil eine freiere Bewegung herrschte. Wiedemann beteiligte sich aber auch noch an der Redaktion des berüchtigten „Morgenboten" (vgl. darüber I, 85 u. Anmkg. 213) und gab interessanter Weise die Schriften A. Blumauers heraus (vgl. insbes. K. Wagner, Die Wien. Zeitungen . . . der J. 1808 u. 1809. W. 1914, Reg.). Auch machte er bei ihm bekannten Schriftstellern in Wien heftige Propaganda für die Franzosen. Mit dem Abzug der Franzosen verschwand auch er wieder aus Wien. 1810 wurde ihm bewilligt, gegen Entrichtung des Abfahrtgeldes, das ihm zugefallene Erbteil zu beziehen. W. scheint nun immer in Paris gelebt zu haben. Das letzte sichere Lebenszeichen von dort her ist das Buch „Les Océanocrates et leurs partisans, ou la guerre avec la Russie en 1812, Paris 1813" (s. J. G. Meusel, Das gelehrte Deutschland, 1827, 9. Bd., S. 548), das ersichtlich gegen England gerichtet ist. Leider geht nun seine Spur gänzlich verloren, nur Quérard (La France littéraire X [1839], S. 508) nimmt ihn 1839 unter die französischen Schriftsteller auf, bemerkt aber ausdrücklich: „de Vienne en Autriche". Nur in Frankreich wäre seine Spur weiter zu verfolgen. — G.

212) Théobald Bacher (1748—1813) stammte aus Thann im Elsaß, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und war in den Jahren 1797—1813 französischer Gesandter in Schweden, Regensburg und Frankfurt (vgl. Nouvelle biographie générale. IV. [Paris 1855], Sp. 61). 1805, damals Gesandter in Regensburg, weilte er zum erstenmal während der französischen Herrschaft in Wien (Geusau, Tagebuch 1805/1806, S. 318) und 1809 wurde er am 28. Mai der österreichischen Polizei als französischer Polizeipräsident vorgestellt (Geusau, Tagebuch 1809, S. 183), als welcher er u. a. am 2. Juli die politischen und Kriminalgefängnisse in Wien besuchte (Geusau, Tageb. 1809, S. 250), sowie die drückenden österreichischen Zensurbestimmungen aufhob und die Preßbestimmungen der deutschen Bundesstaaten einführte (Karl Wagner, Archiv f. österr. Geschichte. CIV. 1. [Wien 1914], S. 303). — B.

213) „Der Morgenbote. Eine Zeitschrift für die österreichischen Staaten" erschien 1809 in vier Heften (Exemplar mit 3 Heften in der Wiener Stadtbibl. u. in München). Herausgeber war eigentlich der Ultrabayer Joh. Chr. Ant. Freih. v. Aretin, der dort seine Angriffe auf Österreich vorbrachte. Ihm zur Seite standen Wiedemann und Frz. X. Huber, ein sonderbares Gemenge von verschiedenen Geistern, von welchen der erstere wohl als Reaktionär bezeichnet werden kann, der nur von einem wilden Haß gegen Österreich beseelt war, während die beiden anderen liberalen Ideen nachgingen und von Österreich nur schweren Herzens wegen des herrschenden absoluten Systems abgefallen waren. Diese hofften in den Franzosen eine Stütze zu finden, um Österreich einer neuen Zeit der Aufklärung und Freiheit zuzuführen. Übrigens erschien nur das erste Heft in Wien, die übrigen drei in München, das vierte ist bis jetzt verschollen. (Vgl. darüber ausführlichst: K. Wagner, Die Wiener Zeitungen und Zeitschriften der Jahre 1808 u. 1809. Wien, 1914, 120 ff.) — G.

214) Paraden in Schönbrunn oder auf der Schmelz wurden unter anderem am 14., 15., 16. Mai abgehalten, wobei Napoleon alle auszeichnete, die sich in den vorhergehenden Kämpfen ausgezeichnet hatten, sodann am 4. Juni, eine besonders prächtige am 25. Juni und am 15. Aug. zu Napoleons Geburtstag, schließlich am 22. September (s. Geusau, Histor. Tagebuch l. c., 153, 195, 237, 287, 288, 304). Vgl. auch die Schilderung Grillparzers in seiner Selbstbiographie (Sämtl. Werk. 4. Ausg. XV., 45 f.): „Mit dem Haß im Herzen und zu aller Zeit kein Liebhaber von militärischem Schau-

gepränge, versäumte ich doch keine seiner Musterungen in Schönbrunn und auf dem Felde der sogenannten Schmelz. Noch sehe ich ihn die Freitreppe des Schönbrunner Schlosses mehr herablaufen als gehen, die beiden Kronprinzen von Bayern und Württemberg als Adjutanten hinter sich und nun mit auf dem Rücken gefalteten Händen eisern dastehen, seine vorüberziehenden Gewalthaufen mit den unbewegten Blicken des Meisters überschauend." — G.

215) Friedrich Stapß, bekannt durch seinen Mordversuch gegen Napoleon, geboren am 17. März 1792 zu Naumburg, erlernte die Kaufmannschaft und kam dann nach Leipzig in Kondition. Ein erbitterter Gegner Napoleons, in dem er den Grund alles Unglücks in Deutschland erkannte, beschloß er denselben zu ermorden und begab sich zu diesem Zweck nach Wien, wo er am 7. Okt. eintraf, und am 12. Okt. (nach Geusau: am 11.) 1809 nach Schönbrunn. J. Rapp (1722—1821), dem das Benehmen S.'s, der den Kaiser zu sprechen verlangte, verdächtig vorkam, ließ ihn aber festnehmen und man fand bei ihm unter anderem ein großes Küchenmesser. S. gestand unerschrocken seine Absicht und antwortete auf die Frage des Kaisers: „Wenn ich Sie nun begnadige, wie werden Sie mir es danken?" mit den Worten: „Ich werde Sie darum nicht minder töten." Er wurde hierauf am 16. Oktober um 6 Uhr früh erschossen (s. Mayer, Convers. Lexik., 2. Aufl. 14. Bd., 891; Geusau, Histor. Tagebuch, l. c. 310; Die Grenzboten, Berl. 1910 [LXIX, 3], S. 212 ff.: Theod. Bitterauf, Fr. Stapß u. das Schönbrunner Attentat). — G.

216) Rudolph Gräffer, Buchhändler und Onkel Franz Gräffers, wurde in Laußnitz (Preuß. Schlesien) 1734 geboren, wandte sich nach Wien, wo er 1768 eine Buchhandlung errichtete (s. K. Junker, Korporation der Wiener Buch-, Kunst- u. Musik. Händl. 1907, S. 12) und dann in der josephinischen Zeit besonders als Verleger der gediegensten Werke berühmter, selbst auswärtiger Gelehrten Epoche machte. Er war sehr kenntnisreich, ja gelehrt, er verfertigte in Österreich als Erster das Velinpapier, zu welchem Behufe er Reisen nach Holland und England unternommen und erwarb sich um die Aufnahme der Litteratur und des Buchhandels in Österreich große Verdienste. Seine Handlungsgesellschaft mit dem Dichter Blumauer war die Hauptursache der ungünstigen Wendung seiner Verhältnisse, da ihn dies um 1797 in den Concurs brachte. „Gleichwohl blieb er selbst unter seinen Trümmern stets ehrwürdig," schreibt Gräffer-Czikann II, 405. Er starb in der Stadt Nr. 94 am 1. Juli 1817 im

Alter von 83 Jahren als Wittwer völlig mittellos und wurde in seinen letzten Jahren mit jährlich 500 Gulden von dem Buchhändler Barth. Herder unterstützt, mit welchem er zuletzt in Compagnie getreten war (vgl. Totenprotok., 1817, Buchst. C. G. K., Fol. 65; Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 3301 ex 1817). Er hinterließ zwei Kinder, Friedrich (I, 203 u. Anm. 559) und Anna, die am 2. Mai 1822 in Wien im Alter von 28 Jahren in ärmlichsten Verhältnissen starb (vgl. Totenprotok. 1822, Buchst. C. G. K., Fol. 38; Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 2718 ex 1822). N. Gräffer war ein engagierter Freimaurer und Alchymist, wobei er auch einen Teil seines Vermögens zugesetzt haben mag. 1771 war er mit seinen alchymistischen Freunden Calvi, Stubitza, Linden und Bacciochi Mitglied der Loge zum hl. Joseph, 1776 bis 1781 war er Schatzmeister der Loge zur gekrönten Hoffnung (vgl. L. Abafi, Gesch. d. Freimaurerei in Österr. Ungarn, 2. Bd., 240; 3. Bd., 312 f., 315, 317; 4. Bd., 199). Gräffer selbst erzählt später in den „Neuen Wien. Tabletten, 1848, S. 90 ff." allerlei Mysteriöses von seinem Onkel. N. Gräffer war mit Maria Anna Gruber vermählt, die am 26. Mai 1807 im Alter von 60 Jahren starb (s. Totenprotok. 1807, Buchst. C. G. K., Fol. 67). — G.

217) Michel Duroc, Herzog von Friaul, berühmter napoleonischer General, geb. zu Pont-à-Mousson 1772, zeichnete sich in Italien aus, wo ihn Napoleon zu seinem Adjutanten nahm. Er machte die Expedition in Ägypten mit und wurde 1804 zum „grand-maréchal du palais" ernannt. Er trug zu den Siegen von Austerlitz und Wagram bei — bei Aspern kommandierte er die Reserveartillerie auf der Insel Lobau mit Erfolg — und fiel am 23. Mai 1813 ganz in der Nähe Napoleons bei Bautzen (s. Dictionnaire biograph. etc. Paris, 1834, II, 325). — G.

218) Über Ludwig Bonaparte, Graf von St. Leu vgl. II, 51 ff., 146 ff. u. II, Anm. 112.

219) Clemens Maria Brentano (1778—1842), der bekannte romantische Dichter. Brentano kam im Sommer 1813 nach Wien, die großen Ereignisse mit seinem Liede begleitend. Ein (nicht aufgeführtes) Festspiel „Viktoria und ihre Geschwister" (s. I, Anm. 230) schrieb er für das Theater an der Wien, ein anderes „Am Rhein, am Rhein" dichtete er, als die Nachricht von der Befreiung des Rheins einlief, für das Burgtheater; in diesem wurde auch ein von ihm verfaßter Festprolog zum Geburtstag der Kaiserin am 11. Febr.

1814 gesprochen. Indessen fiel seine „Valeria", wie er die bühnengerechte Bearbeitung des Ponce de Leon nannte, bei der Aufführung im Burgtheater am 18. Februar 1814 gänzlich durch, eine Enttäuschung, die ihm den weiteren Aufenthalt in Wien verleidete, welches er Ende August 1814 verließ (vgl. Goedeke, 6. Bd. S. 52 ff.; K. Pichler, Denkwürdigkeiten hrg. von E. K. Blümml, I, 644). — G.

220) Julius Franz Borgias Schneller (1777—1833), Dichter und Historiker, gebürtig aus Straßburg, studierte in Freiburg, wandte sich um 1796 nach Wien, wo er alte und neue Sprachen weiterstudierte. Nach längeren Reisen wurde er Professor der Geschichte am Linzer und 1806 am Grazer Lyzeum, doch wurden ihm wegen seines Freisinns andauernde Schwierigkeiten gemacht, die ihn 1823 bewogen einen Ruf als Professor der Philosophie nach Freiburg anzunehmen, wo er auch starb (s. Goedeke, 7. Bd. S. 517 ff., ausführlich über ihn: K. Pichler, Denkwürdigkeiten hrg. von E. K. Blümml s. Regist.; J. F. Castelli, Memoiren hrg. v. J. Bindtner s. Regist.). Über Schnellers Verhältnis zu Werner s. I, Anm. 225. — G.

221) Aug. Freih. von Steigentesch, Diplomat und Dramatiker, geb. am 12. Jänner 1774 in Hildesheim, trat in österreichische Kriegsdienste, 1813 Fürst Schwarzenbergs Generaladjutant, 1815 Gesandter in Kopenhagen, später am sardinischen Hofe, gestorben am 30. Dezemb. 1826 in Wien (s. Wurzbach, 38. Bd. S. 7 ff.; Goedeke, 5. Bd., 296). St. war übrigens eifriger Mitarbeiter an Fr. Schlegels deutschem Museum. Bezeichnenderweise schreibt Gr. an and. Stelle (Gräffer-Czikann, V. 135 ff.) über Steigentesch, daß es Schade wäre, daß St., anstatt die Blüte des französischen Geistes und den feinsten Conversationston auf unsere Bühnen zu verpflanzen, es vorzog, „zuletzt nur noch nach einem Ruhm, dem eines vollendeten Gastronomen zu geizen und so im Irdischen untergehend, den göttlichen Funken ganz erstickt zu haben schien". — G.

222) Über Zacharias Werner (1768—1823), den romantischen Dichter und späteren berühmten katholischen Prediger vgl. Denkwürdigkeiten aus Altösterr. II, 346 ff.; IV, 126 ff.; VI s. Regist.; IX, 111, 114 f. — Gräffer behandelt hier Werner's Auftreten nur mit der Phantasie anstatt nach Tatsachen. Werner's Verhältnis zu Schneller (s. I, Anm. 225) ist gänzlich unrichtig dargestellt, auch dürfte Werner, der gerade am 24. Juni 1814 zum Priester geweiht worden war und mit Inbrunst in seinem neuen Beruf aufgieng, kaum an einem so profanen Diner teilgenommen haben. Außerdem ist es fraglich,

ob sich Brentano, der im August 1814 von Wien wegreiste, mit Werner, der im August 1814, nach langjähriger Abwesenheit, wieder in Wien eintraf, überhaupt getroffen hat (vgl. Goedeke, 6. Bd., S. 91). Jedenfalls müßte die Szene um dieses Umstands willen, damit sie möglich wäre, im August 1814 spielen. Gerade im August 1814 aber ließ sich Schneller in Graz in das Haus der Mutter seiner späteren Frau Gabriele, um die er damals in Liebe warb, einführen (s. Jul. Schneller's hinterlass. Werke, 1834, I, S. 50), sodaß auch Schneller, der sonst wohl oft in Wien weilte, wie aus seinen Briefen (ibid.) ersichtlich, kaum um diese Zeit in Wien geweilt hat. — G.

223) In Zacharias Werners Testament (s. Fr. L. Z. Werners letzte Lebenstage und Testament, Wien, 1823, S. 13 f., 16, 17, 18) erscheinen die verschiedensten Dosen seinen Bekannten vermacht, „die Tabaksdose von grünem Moire metallique, deren ich mich täglich bediene" erhielt der Buchhändler J. B. Wallishaußer. — G.

224) Karl Schaumburg, geboren zu Bremen 1770, Buchhändler und Verleger, hatte die Buchhandlung von seinem Schwiegervater Jos. Stahel 1796 übernommen und brachte sie mit seinem Gesellschafter Dietrich Bohm und durch auserlesene Gehilfen derart empor, daß sie fast für die größte Sortimentshandlung Deutschlands gelten konnte. Auch das imposante Lokal des Kaufladens in der Wollzeile mit Säulen war sein Werk, wie er auch das ansehnliche Wohnhaus, innere Stadt Nr. 775 (alt) neu aufgebaut hatte. Schaumburg hatte auch den gesammten Verlag des Buchdruckers Strauß zum Debit für das Ausland. Sein Tod erfolgte am 11. Mai 1833 im Alter von 63 Jahren zu Wien (s. Totenprotok. d. St. Wien, 1833, Buchst. S., Fol. 31; Gräffer-Czikann, IV, 511 f.). Sein Sohn Friedrich führte die Buchhandlung weiter. Franz Gräffer hatte bei S.s Tod noch 738 fl. 56 Kr. von ihm zu fordern. Sch., der als reicher Mann — er hinterließ 137121 Gulden rein — starb, war früher Gräffer's Gläubiger gewesen. C. L. Costenoble (Aus dem Burgtheater usw. 1889, II, 83) schreibt darüber (1831): „Jeitteles schilderte den Leichtsinn des Buchhändlers Gräffer, der vor Jahren von seinem Kollegen Schaumburg wegen eines Wechsels von 1500 fl. Papiergeld Arrest bekommen sollte und am Abend vor dem gefährlichen Tag noch der tollste Humorist war. Jeitteles verwendete sich für den Leichtblütigen bei dem hartherzigen Sch., der nach langem Zureden endlich nachgab." — G.

225) An dieser Stelle mag man wohl ersehen, daß dieses litterarische Diner von Gräffer nur post festum, wenn auch mit Geschick,

als litterarhistorische Novelle zusammengestellt ist, denn das Verhältnis Schnellers zu Werner war ein ganz anderes, als es Gräffer darstellt. Erstens kannte Schneller den Werner gar nicht persönlich, was er wohl in den beiden Artikeln, die er dem Prediger Werner 1819 widmet (s. J. Schneller's hinterlassene Werke, Leipzig, 1834, 3. Bd., S. 119 ff.), gewiß hervorgehoben hätte, die beiden Männer waren auch zu grundverschieden, als daß sie Anlaß gehabt hätten, sich zu nähern. Schneller's Verhältnis zu Werner war ein rein literarisches und durchaus nicht ein so günstiges, das ihn zu einem solchen emphatischen Ausspruch hingerissen hätte, wie ihn Gräffer aus Schnellers Mund vorbringt. Dieser Ausspruch S.s ist aus seinen Werken wenigstens nirgends zu belegen. Im Gegenteil hatte Schneller den Mut in zwei Aufsätzen (s. ob.), die zuerst im Hesperus 1819 erschienen, den damals sehr allmächtigen Apostaten Werner als Prediger anzugreifen, die diesen sehr kränkten und ihn sogar veranlaßten, in der Vorrede zur „Mutter der Makkabäer" seinerseits sich heftig, wenn auch versteckt gegen Schneller zu wenden und es ist, wie wenigstens Münch in seiner Einleitung zu „Schnellers hinterl. Schriften, l. c. 1. Bd. 110 ff." behauptet, zum mindesten eine offene Frage, ob nicht Werner Schneller durch diese Gegnerschaft gefährlicher wurde als sein heftigster Gegner Hormayr. Es genügt übrigens nur eine Stelle S.s über Werner zu bringen, wo er sagt (l. c. 3. Bd. S. 135): „Groß und recht mag das Einzelne [bei Werner] sein, aber im Ganzen ist die Sache verworren und verwerflich. Sie ist die Selbstbefleckung einer Seele, welche die wahre Liebe nicht kennt," um zu sehen, daß er Werner gegenüber keine Schmeicheleien anbringen konnte, er stellt ihn sogar weit unter Abraham a Sancta Clara, dessen „Kenntnisse, Dichtergaben und Mannigfaltigkeiten Werner nicht erreiche". Vgl. auch I, Anm. 222. — G.

226) Gemeint ist Friedrich I. Wilhelm Karl, erster König von Württemberg (1754—1816), bekannt durch seine Körperfülle, so daß man für ihn sogar den Tisch wegen seines Bauches ausschneiden mußte (üb. ihn viel bei: Aug. de la Garde, Gemälde des Wiener Kongresses, hrg. v. G. Gugitz, 2. Aufl. 1914 s. Regist.). — G.

227) Über Schlegels Vorlesungen über „Geschichte der alten und neuen Litteratur" (gedruckt erst 1815) vom 27. Februar bis 30. April 1812 beim römischen Kaiser vgl. ausführlich: K. Pichler, Denkwürdigkeiten hrg. von E. K. Blümml I, S. 622. — G.

228) Joh. Gottfr. Eichhorn (1752—1827), Orientalist, Kritiker, Litterarhistoriker und Geschichtsforscher, 1775—1788 Professor in

Jena, dann in Göttingen. Seine „Geschichte der Litteratur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten", auf welche Gräffer anspielt, erschien 1805—12 (s. Meyer's Neues Konv. Lexik. 1857, 5. Bd., S. 1123). — G.

229) Der Sonettenkranz „Weiblichkeit" findet sich in Julius Schnellers hinterlassene Werke. Leipzig und Stuttgt. 1834, 3. Bd., 182 ff. — G.

230) Viktoria und ihre Geschwister, mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel von Clemens Brentano. Berlin, 1817. In der Maurerschen Buchhandlung. XVI, 224 S. 8°. — Dieses Stück schrieb Brentano zwischen dem Kulmer und Leipziger Sieg für das Theater an der Wien, es wurde aber dort nicht aufgeführt (s. Goedeke, 6. Bd. 55, 61). — G.

231) Gemeint ist jedenfalls die Schrift Karl Müchler's (1763—1857): „Die Weihe der Unkraft von Fr. Ludw. Zach. Werner. Nebst einer Antwort von einem Deutschen. Deutschland, 1814, 51 S. 8°" (s. Goedeke, 6. Bd. S. 95), die eben in dem Jahr 1814 erschienen ist, in welchem die litterarische Unterhaltung, wie sie Gräffer erzählt, vorgegangen sein mag. — G.

232) Die Gründung Prags. Ein historisch-romantisches Drama. Von Clemens Brentano. Pest, 1815 b. C. A. Hartleben, 8°. = Schriften Bd. 6 (vgl. Goedeke, 6. Bd. 55, 60). Brentano las das Stück, das erst später gedruckt wurde, schon 1812 in Teplitz vor. — G.

233) Johann Georg Christian Fürst Lobkowitz (1686—1753), k. k. Feldmarschall und Ritter des goldenen Vließes, diente seit 1707 in der österreichischen Armee, war bereits 1716 Oberstleutnant und zeichnete sich durch seine Tapferkeit rühmlich aus. 1729 kam er als General-Wachtmeister nach Italien, wurde 1732 Gouverneur von Sizilien, 1733 Feldmarschalleutnant und verteidigte Messina 7 Monate heldenhaft gegen die Spanier. 1734 kam er als General der Kavallerie und Gouverneur in die Lombardei. Später kämpfte er mit mehr oder minder Erfolg gegen die Türken und Preußen. Vgl. Wurzbach, 15. Bd., S. 342 ff.; Gräffer-Czikann, III, S. 472 f. — Er starb aber nicht, wie es bei Wurzbach und Gräffer heißt, in Wien, sondern in Preßburg und zwar am 9. Oktober 1753 (Wienerisches Diarium. 1753, Nr. 82, Bl. 3b). — B.

234) Franz Josef Fürst Liechtenstein (1726—1781) folgte seinem Oheim Josef Wenzel (Anm. 169) in der Fürstenwürde und im Majorat, wurde Geheimer Rat (1767) und der Begründer der älteren

Liechtensteiniſchen Linie. Vgl. Wurzbach, 15. Bd. S. 123 : 17; Jakob Falke, Geſchichte des fürſtlichen Hauſes Liechtenſtein. III. (Wien 1882), S. 240 ff. — B.

235) Alois Joſeph Fürſt Liechtenſtein geb. 14. Mai 1759, geſt. 24. März 1805, war nur kurz in militäriſchen Dienſten, da er von ſchwächlicher Geſundheit, und widmete ſich meiſt der Verbeſſerung ſeiner Güter und humanitären Anſtalten (ſ. Wurzbach, 15. Bd., S. 139 f.). — G.

236) Angelo Soliman, ein Neger fürſtlicher Abkunft, wurde als ſiebenjähriger Knabe von einem feindlichen Stamme geraubt, an Chriſten verkauft und nach Meſſina zu einer Dame gebracht, die ihn zu ihrem Pagen machte und taufen ließ. Dort lernte ihn der Fürſt Lobkowitz kennen und veranlaßte die Dame, daß ſie ihm den Negerknaben zum Geſchenk machte. Soliman wurde nun ausgebildet und der treue Begleiter ſeines Herrn, der ihn nach ſeinem Tod dem Fürſten Liechtenſtein „vermachte". Als S. heimlich eine verwittwete Frau von Chriſtiani, geb. Kellermann heiratete, fiel er darüber in Ungnade, hatte aber durch ein Glücksſpiel ſo viel Geld gewonnen, daß er die Ungnade ertragen und ſich in eine ſtille Häuslichkeit zurückziehen konnte, mit der Erziehung ſeiner einzigen Tochter Joſepha beſchäftigt, die ſpäter eine Freiin von Feuchtersleben wurde. Der Neffe W. Liechtenſteins Fürſt Franz L. nahm indeſſen Soliman wieder in Gnaden auf, gab ihm eine Penſion und die Aufſicht über ſeinen Sohn Alois, welchem Dienſt Angelo mit Eifer und Gewiſſenhaftigkeit nachkam. Nach dem Tod ſeiner Frau zog er ſich immer mehr von der Welt zurück und machte zu ſeiner Erholung nur einige Reiſen. Soliman, bis in ſein höchſtes Alter einer faſt ununterbrochenen Geſundheit genießend, war auch Meiſter in allen ritterlichen Künſten und körperlichen Übungen, die ſein Äußeres derart konſervierten, daß man bei ihm den Fortſchritt der Jahre kaum gewahr wurde. Er ſprach deutſch, italieniſch und franzöſiſch vollkommen geläufig und korrekt, war aber auch der böhmiſchen, engliſchen und lateiniſchen Sprache teilweiſe mächtig. Sein Name erſcheint übrigens auch unter den Freimaurern Wiens, denn er gehörte 1783—1785 der Loge zur wahren Eintracht an. Er ſtarb am 21. November 1796 auf der Straße am Schlagfluß. So merkwürdig ſeine Lebensſchickſale waren, ſo abenteuerlich waren dieſe ſeiner irdiſchen Reſte. Man begieng nämlich die Geſchmackloſigkeit, ihn, angeblich mit Genehmigung ſeiner Familie, — auszuſtopfen und im Naturalienkabinet auszuſtellen. Es iſt zu bezweifeln, ob die Familie keinen Anſtoß

an dieser Prozedur nahm, Eintragungen in den Polizeiindices des Statthalterei Archives (Wien), 1796 und 1797, sub litt. B. P. beweisen das Gegenteil und man folgte wenigstens das Skelett an seine Tochter Josepha wieder aus (s. Protok. f. Nied. Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inner., 1796, p. 666, 678). Weder sein Christentum, noch die „königliche Kunst" schützten also den ehrenwerten Neger als Schaustück für die „Kulturnationen" zu dienen. Immerhin scheint man sich des Vorganges doch bald geschämt zu haben und nahm es sogar den Zeitungen übel, wenn sie darüber schrieben, so der Grätzer Zeitung 1796, Nr. 287 vom 9. Dez. „die eine in ihren Umständen ganz unrichtige Anekdote von dem hier verstorbenen Mohren Angelo Soliman" brachte, „worüber die zurückgelassene Familie sich mit Grund beschweret und welche überhaupt wegen der daraus entstehenden Gerüchte im hiesigen Publikum nicht als ein gleichgiltiger Scherz angesehen werden kann". So ein Polizeiakt Nr. 852 ex 1796, der allerdings post festum kam. Nachdem man den durch Franz Thaller kunstreich konservierten Neger etwa zehn Jahre hinter einem Vorhang verborgen hatte, ließ man das Ärgernis in einem Bodenmagazin allgemach verschwinden, wo — das Abenteuer ist noch nicht aus und Gräffer konnte diesen Abschluß damals noch nicht wissen — im Jahre 1848 durch eine Granate bei der Belagerung Wiens die beaux restes Angelos in Feuer aufgiengen, merkwürdigerweise zugleich mit der Büste Ignaz v. Born's, der Angelo's Meister vom Stuhl in der gleichen Loge gewesen (vgl. besonders G. Brabbée, Sub Rosa, 1879, 151 ff.; Karol. Pichler in I, Anm. 245, 246; Gräffer-Czikann, 1. Bd., 86 f.). — G.

237) Ernst Freiherr von Feuchtersleben, Mitglied der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft in Wien, war seit 1830 (s. Staatsschematismus 1830, S. 338) k. k. wirklicher Hofrat und Referent bei dem k. k. Gen. Rechnungs-Direktorium. Er starb als solcher durch Selbstmord in der Donau im Jahre 1834 — seine 3. Ehe war unglücklich — und seine Leiche konnte nicht einmal gefunden werden (s. Poliz. Indic. im Statthalt. Arch. 1834, litt. F. p. 34, daselbst allerdings „Eduard" genannt). Über seine Mitarbeiterschaft an Vega's Logarithmen konnte nichts eruiert werden, Vega erwähnt ihn in den Einleitungen dazu nicht. Merkwürdig ist der Umstand, daß beide ihren Tod in der Donau fanden. Vgl. auch Almanach d. K. Akad. d. Wissenschaften, III (Wien, 1853), S. 55 ff., wo unter and. auch eine Charakteristik von ihm gegeben wird. In erster Ehe war er mit Josepha Soliman verheiratet, die im Jahre 1801 gestorben ist. — G.

238) Georg Freiherr von Vega, Oberstleutnant, Ritter des Maria-Theresien-Ordens und berühmter Mathematiker (1754—1802), studierte am Laibacher Lyzeum und wurde mit 21 Jahren k. k. Navigationsingenieur, 1780 trat er in die k. k. Armee ein, wo er Lehrer der Mathematik wurde und bald verschiedene einschlägige Werke herausgab, besonders über Logarithmen. 1787 Hauptmann und Professor im Bombardierkorps, zeichnete er sich 1789 bei der Belagerung Belgrads aus, noch mehr aber 1793 bei Lauterburg und Fort Louis und erhielt schließlich am 11. Mai 1796 für die erfolgreiche Belagerung Mannheims das Ritterkreuz des M. Th. Ordens. Neben diesen Waffentaten beschäftigte er sich aber fortwährend epochal auf mathematischem Gebiete und wurde für diese seine wissenschaftlichen Verdienste 1800 in den Freiherrnstand erhoben. Bald darauf wurde er von einem Müller ermordet und in die Donau geworfen (Wurzbach, 50. Bd., 60 ff.; Andr. Wretschko, Gg. Freih. v. Vega, Programm d. Brünn. dtsch. Gymnas. 1885). Zu bemerken ist jedoch, daß gleichzeitig mit Vega ein Joh. Friedr. Feuchter von Feuchtersleben als Oberleutnant im Bombardierkorps diente (s. Fr. Gatti, Gesch. d. k. u. k. techn. Milit. Akademie. Wien. 1901, II, 54, 56 ff.). Vielleicht half dieser Vega und entstand daher die Verwechslung mit Ernst Freih. v. Feuchtersleben. — G.

239) Giovanni B. Casti, italienischer Dichter, geb. 1721 in Prato (Toskana), war Kanonikus von Montefiascone und kam 1764 nach Florenz, wo er den Fürsten Rosenberg kennen lernte, der ihn mit nach Österreich nahm und ihn bei verschiedenen diplomatischen Missionen, so nach Berlin und St. Petersburg verwendete. 1782 kam er wieder nach Wien und dichtete für die Oper, fiel aber um 1786 in Ungnade. Er begab sich wieder auf Reisen und zwar mit dem jungen Grafen Fries und war später allein in Konstantinopel. Nach dem Tod Josephs II. kehrte er wieder nach Wien zurück, wo er sich abermals für das Theater betätigte und auf den Titel eines Hofpoeten hoffte, der seit Metastasio erloschen war. Er wurde indessen der österreichischen Regierung verdächtig und verließ 1796 Wien zum letzten Mal, gieng nach Florenz und von da nach Paris 1798, wo er am 7. Febr. 1803 hochbetagt starb. Am besten und bekanntesten von seinen Werken sind die meist nach Boccaccio versifizierten „Novelli galanti" (Über Casti, dessen Lebenslauf meist falsch angegeben wird, werden später die Memoiren Daponte's im Rahmen der Denkwürdigkeiten aus Altösterreich mit Quellen zu vergleichen sein). — G.

240) Franz X. Wolf Fürst Orsini-Rosenberg, geb. zu Wien am 6. Apr. 1723, ergriff die diplomatische Laufbahn und erhielt mehrere Gesandtschaftsposten, wie in London, Kopenhagen, Madrid (1757—1766). Hierauf berief ihn der Großherzog von Toskana an seinen Hof in Florenz in der Eigenschaft eines Oberstthofmeisters. Im Jahre 1772 kehrte der Fürst nach Österreich zurück, wo ihn Joseph II. als Oberstkämmerer und Konferenzminister berief. Er war ein Günstling des Kaisers bis zu dessen Tod. R. starb am 14. November 1796 zu Wien (s. Wurzbach, 27. Bd. 14 ff.). — G.

241) Jean François Georgel, Geistlicher und Diplomat, geb. Bruyères 19. Jänner 1731, gest. ebd. 14. Nov. 1813, trat in den Jesuitenorden und wurde in Straßburg mit Rohan bekannt, der ihn, als er Gesandter in Wien wurde, als Sekretär mit sich nahm, wo er sich als sehr brauchbar zeigte. Nach Zurückberufung Rohan's wurde G. Generalvikar in Straßburg und begab sich während der Revolution nach Freiburg, wo er sich mit der Abfassung seiner Memoiren beschäftigte, die erst nach seinem Tod als „Memoires pour servir à l'histoire des avenements de la fin du dixhuitième siècle, depuis 1760 jusqu'à 1810, par un contemporain impartial, Paris, 1816—20, 6 vols. in 8°" erschienen und in welchen sich die im weiteren erzählte Episode findet, auf welche Gräffer in den „Neuen Lokalfresken, 1847, 1 ff." zurückkommt. Daß Casti diese Sache im Manuskript gelesen hat, ist wohl nur poetische Licenz, denn dieser weilte 1793—96 in Wien und hatte kaum Gelegenheit mit Georgel um diese Zeit zusammenzukommen, wo dieser erst an seinen Memoiren arbeitete. 1796 erfolgte aber bereits der Tod Solimans (S. Nouvelle biogr. générale, Paris, 1857, 20. Bd., Sp. 58 f.). — G.

242) Louis René Eduard Prinz v. Rohan-Guémenée (1734—1803), Kardinalbischof v. Straßburg, von 1772—1774 Gesandter in Wien. Der erwähnte Abbé Georgel hat in seinen Memoiren manches über Rohan mitgeteilt (Ottinger, Moniteur des Dates.). — S.

243) Florimund Graf Mercy d'Argenteau, österr. Staatsmann, Geburtsort und Jahr unbekannt, gestorb. zu London am 25. Aug. 1794, betrat die diplomatische Laufbahn unter der Führung von Kaunitz, mit dem er als Gesandtschaftskavalier nach Paris kam und von dort als Gesandter nach Turin. 1786 wurde er zum interimistischen Statthalter in den österreichischen Niederlanden ernannt, wurde aber abberufen, da durch ihn Unruhen entstanden. Er kam nun nach Paris, wo er in der Revolution von 1789 eine einflußreiche

Rolle als Hauptratgeber der Königin Maria Antoinette spielte, die sich aber wenig segensreich gestaltete. Er mußte 1790 sogar Paris verlassen und gieng nun nach London, wo er für die Coalition der Mächte gegen Frankreich tätig war (s. Wurzbach, 17. Bd. S. 391 f.). — G.

244) Simon von Eberle, Geistlicher und Naturhistoriker, geb. 1756, hatte schon 1791 unter Leopold II. für denselben eine Zusammenstellung physikalischer Instrumente unternommen, richtete hierauf 1794 ein astronomisches Observatorium in der Hofburg ein und hatte den Titel eines Direktors des physikalischen Kabinetes. 1795 erhielt er die Direktion über das neugegründete Institut, das sich „k. k. Physikal. u. astronomisches Kunst- und Natur-Thier-Kabinet" nannte, dessen Aufstellung 1797 durch ihn beendet wurde. Er wurde dafür 1798 in den Adelsstand erhoben, zum infulierten Propst ernannt und mit dem ungarischen Indigenat bedacht. Da er aber mit den ihm zur Verfügung gestellten Mitteln verschwenderisch umgieng, wurde er 1801 bereits pensioniert. Eberle unterhielt dann ein astronomisches Observatorium in der Josephstadt, Florianigasse Nr. 50 u. 52 (s. F. H. Böckh, Merkwürdigkeiten d. H. u. R. St. Wien, W. 1823, II 46 ff.). Er starb zu Wien am 14. Dezember 1827 im Alter von 71 Jahren (s. Totenprotok. d. St. Wien, 1827, Buchst. E., Fol. 19; L. J. Fitzinger, Gesch. d. k. k. Hofnaturalienkabinetes zu Wien. Wien, 1856—68, 2. Abt. 5, 7, 14, 16, 63 f.). — G.

245) H. Grégoire, De la Littérature des Nègres etc. Paris, 1808, S. 130—145, bringt den Artikel über Angelo Soliman, zu dem die Damen „de Stief" und „de Picler" Nachrichten sammelten, welche dann die letztere zu dem von Grégoire gebrachten und übersetzten Artikel verarbeitete. — G.

246) Karol. Pichler hat in dem 17. Band, S. 86 ff. ihrer sämtl. Werke, 1822 (= Prosaische Aufsätze, 1. Tl.) dem Angelo Soliman einen interessanten Artikel gewidmet, der aber mit dem bei Grégoire stehenden gleichbedeutend ist, da sie diesen Artikel eigentlich für das Werk Grégoire's auf Vermittlung einer Freundin desselben verfaßte und wo er auch zuerst in französischer Übersetzung erschienen ist. — G.

247) Gemeint ist der sogenannte Wiener-Neustädter Kanal, dessen Bau unt. and. auf Anregung des Großhändlers Bernhard von Tschoffen und des Grafen A. Apponyi 1797 begonnen und dann von Kaiser Franz übernommen und 1803 zu Ende geführt wurde. Es handelte sich darum, auf einem billigen und bequemen

Weg Steinkohle und Holz nach Wien zu bringen, doch sollte der Kanal späterhin bis an die Adria führen, wozu es aber nie gekommen ist. Im Jahre 1804, also ein Jahr nach der Eröffnung befuhren ihn 1715 Frachtschiffe mit 573906 Zentnern, größtenteils Kohle, Brennholz (9000 Klafter), Ziegel und Eßwaren. Er kam nach Wien unweit der St. Marxerlinie herein und führte vor das Stubenthor dicht beim ehemaligen Invalidenhaus, wo etwa heute Station Hauptzollamt ist. Dort war der Endhafen. Heute hat der Kanal, dessen Ende vor die Stadt verschoben ist, keine Bedeutung mehr (s. J. Richter, Die Eipeldauerbriefe hrg. v. Paunel, II, 416; J. Pezzl, Neue Skizze von Wien, 1805, 2. Hft. S. 258 ff.). Der Hafen wurde 1850 verschüttet. — G.

248) Der Spekulant ist Gräffer selbst, der am 25. Oktober 1810 um eine Schlittschuhlaufanstalt einkam, s. darüber die Einleitung I, X f. — G.

249) Über Wallishausser und seine Druckerei vgl. I, Anm. 657.

250) Str. 6 der 1764 entstandenen Ode „Der Eislauf" von Klopstock (Werke. Hg. von R. Hamel. III. S. 116). Klopstock war ein begeisterter Eisläufer, der auch andere dazu anspornte (Hamel, a. a. O. I. S. CXIV). Er dichtete außer der obigen noch vier weitere Schlittschuhoden, von denen „Die Kunst Tialfs" (1767) am bekanntesten wurde (Hamel, III. S. 116 Anm., 131 ff.). — B.

251) Über Goethe und sein Verhältnis zu den leiblichen Übungen (Turnen usw.) gibt es mehrere Arbeiten, von denen eine von P. Uhse besonders über „Goethe und das Schlittschuhfahren" handelt (vgl. P. Kipka in Goedeke, Grdr. [3] IV. 2, S. 192 Nr. 137—142; [3] IV, 4, S. 270a f. v. Schlittschuhfahren). — Hier sei darauf hingewiesen, daß Gräffer 1809 (8. November) an Goethe mit dem Ersuchen brieflich herantrat, dieser möchte als Ergänzung zu seinen Werken eine Sammlung der über diese erschienenen Kritiken in seinem Verlage herausgeben (der Brief Gräffers abgedruckt bei: Aug. Sauer, Goethe und Österreich. II. (Weimar 1904), S. 340 f.). — B.

252) Dieses Büchlein scheint ungemein rar geworden zu sein, denn weder besitzt es eine unserer öffentlichen Bibliotheken, noch konnte ich es bei einigen hervorragenden Viennensiasammlern erfragen. — G.

253) Joseph v. Retzer schreibt in seiner „Tabakpachtung in den österreichischen Ländern von 1670 bis 1783. Nach ächten Urkunden. Wien, 1784" in der Einleitung: „Wir zahlen jährlich mehr, als zwo Millionen an die Engländer, um ein stinkendes Kraut in unsere

Nasen zu stecken, sagt irgendwo der berühmte Verfasser des l'homme à quarante écus eben so witzig, als wahr, von seinen Landsleuten." — G.

254) Franz Christoph Graf Khevenhüller, geb. 22. Sept. 1634, gestorb. 11. Sept. 1684, k. k. Oberst-Landjägermeister in Österr. ob d. Enns, war der Erste, der es dahin brachte, daß durch eine k. k. Verordnung vom 8. Aug. 1670 allen In- und Ausländern die Tabakeinfuhr unter Confiscationsstrafe untersagt und ihm allein gegen Entrichtung der bisher üblichen Zollgebühren in Öst. ob d. E. auf 12 Jahre überlassen wurde (s. Gräffer-Czikann, V, S. 270). — G.

255) Diego de Aguilar (als Jude Mose Lopes Pereira), geb. um 1700 zu Amsterdam aus einer portugiesischen Judenfamilie, erlangte als Pächter die Ausnützung des städtischen Tabakmonopols, Adel und Freiherrnstand (27. Juni 1726) von Karl VI., mußte aber das Diplom zurückgeben, als man erfuhr, daß er Jude wäre. Er starb 1765 zu Rom (s. Weim. hist. geneal. Taschenbuch des ges. Adels jehudäisch. Ursprunges, 1912, S. 96, 193). Aguilar, der schon früher das Tabakwesen in Portugal mit seinem Vater geleitet hatte, wurde zu eben diesem Zwecke 1725 nach Wien berufen, wo er auf acht Jahre das Tabakgefälle pachtete, doch scheint er nicht besonders reüssiert zu haben. Trotzdem übernahm er von 1738 bis 1748 abermals die Pachtung, die er aber dann weiterhin nicht mehr erhielt (s. Gräffer-Czikann, V, S. 273, 275). — G.

256) Am 1. Jänner 1765 begann in Österreich o. u. u. d. Enns, in Böhmen, Mähren und Schlesien unter Löwel Hönig und Baruch und Cie. gegen jährliche 900 000 Gulden und die Caution von 1 000 000 Gulden eine neue Pachtung auf zehn Jahre. Dieselbe Gesellschaft übernahm endlich die Pachtung in den sämmtlichen Erbländern (s. Gräffer-Czikann, V, 275; Netzer l. c., 139 f.). — G.

257a) Johann Graf Fries, geb. am 19. Mai 1719 zu Mühlhausen, kam 1752 von dort nach Österreich und gründete in Wien ein Großhandlungshaus. Er war der Armeelieferant Laudons, der merkwürdigerweise nur Baron wurde, während sein Armeelieferant am 5. April 1783 in den Grafenstand erhoben wurde. Zwei Jahre später entweder aus Melancholie oder erlittenen Kränkungen verübte er Selbstmord, indem er sich in seinem Schloßteich zu Wöslau am 19. Juni 1785 ertränkte (s. Wurzbach, 4. Bd., 361 f.). — G.

257b) Joh. Mich. Edler von Grosser, geb. 1700, Nied. Österr. Landrat und k. k. privil. Großhändler, starb am 20. März 1784 im

Alter von 84 Jahren zu Wien (s. Totenprotok. d. St. Wien, 1784, Buchst. C. G. K., Fol. 24), sein Sohn gleichen Namens führte das Wechselgeschäft und Großhandlungshaus, Kohlmarkt (167 alt) fort (s. J. de Luca, Wiens gegenwärtiger Zustand usw. 1787, S. 95, 302). — G.

257c) Johann Baptist Freiherr von Puthon (1744—1816), einer der ersten und reichsten Großhändler Wiens, über ihn ausführlich: Reichardts vertraute Briefe, hrg. v. Gugitz = Denkwürdigk. aus Alt-Österr. XVI, S. 19. — G.

257d) Über D. J. Arnstein vgl. I, 201 u. Anm. 553.

258) Israel Hönig Edler von Hönigberg, Bankal- u. Tabakgefällendirektor, geb. zu Kuttenplan in Böhmen, 30. Oktob. 1724, gest. zu Wien 19. Jänn. 1808, früher Armeelieferant, schloß i. J. 1764 mit seinem Vater Löbel und seinem Bruder Moses u. and. mit der k. k. Hofkammer auf 10 Jahre einen Pachtkontrakt über das Tabakgefälle in Böhmen, der 1770 auf andere Länder erweitert wurde. 1783 wurde der Pachtvertrag aufgelöst, da der Staat den Tabak in eigene Regie nahm und H. wurde um 1784 zum Direktor der k. k. Bankal- und Mautgefälle ernannt, um welches Amt er sich große Verdienste erwarb und dafür geadelt wurde (s. Wurzbach, 9. Bd., 121 ff.). — G.

259) Der Artikel bei Gräffer-Czikann, V, 270 ff. über das Tabakgefälle ist sehr lesenswert und ausführlich, der vorliegende bildet kaum einen knappen Auszug daraus. — G.

260) Andreas Bohrer, geb. zu Mainhaim (Mannheim?, so im Totenprotok. d. Stadt Wien, 1814, Buchst. B. P., Fol. 119) um 1745, k. k. Thierarzt, wie ihn die Verlassenschaftsabhandlung (Fasz. 2, Nr. 3209 ex 1815) nennt, starb am Schlagfluß am 20. November 1814 im Alter von 69 Jahren in der Krebsgasse Nr. 482. Aus der Naglergasse scheint er also verzogen zu sein oder „ordinierte" er nur dort. Reichtümer hatte er mit seinen Patienten scheinbar keine erworben, denn er hinterließ seiner Witwe Anna nur Habseligkeiten im Werte von 127 Gulden. Zu bemerken wäre, daß sein schon 1809 verstorbener Bruder Kaspar bayrischer Hofmusiker war und zwei seiner Neffen Anton und Maximilian, ebenfalls Musiker, in München lebten. Gräffer ergänzend geben wir die Schilderung, die J. Pezzl in „Neue Skizze von Wien. Wien, 1805, I, 71 ff." von ihm entwirft. „Wien hat mehrere Hundsdoktoren," schreibt er, „welche aber doch meistens nur Viri obscuri sind. Ich rede jetzt von dem

Matador derselben. — Beim Eingang in die Naglergasse, am Eckhause rechts, hängt eine schwarze Tafel, worauf mit goldenen Buchstaben geschrieben steht: ‚Monsieur Bohrer curiert Hunde und Papperl, Fasanen und andere verschiedene Thiere. Wohnt im Lamm im dritten Stock.‘ Der Sieur Bohrer ist also ein Mann von Bedeutung, wie man sieht. Seine Wohnung ist zu einem ordentlichen Hunde- und Vögelspital eingerichtet. Die vierfüßigen und die befiederten Patienten werden hier nach allen Regeln der Pathologie behandelt. Die gewöhnlichsten Mittel sind wie für uns Menschen auch: Segnare, et purgare, et clysterium donare. Man läßt Monsieur Bohrer in das Haus kommen oder man bringt den Patienten zu ihm. Er macht eine ernsthafte Miene, befühlt den Puls, runzelt die Stirne und verordnet nach Umständen eine Portion Jalappa, ein Lavement von Kleyen, einen Aderlaß am rechten oder linken Schenkelbein, sowohl beim Windspiel, als beim Pfittich. — Um bei solchen Umständen den Patienten zu zerstreuen und dessen Aufmerksamkeit von der vorzunehmenden Operation etwas abzuwenden, spricht er mit demselben von der Redoute, vom Prater, von der Wachtparade, mit einer Zärtlichkeit, mit einem Eifer, als ob er wirklich in die Sprache der Thiere eingeweiht wäre. — Manchmal sieht man ihn mit einem kleinen Trupp seiner Reconvalescenten in die frische Luft ausziehen; die kräftigeren gehen auf eigenen Beinen; die schwächeren werden auf dem Arme getragen oder stecken wohl auch in seinen Taschen. Eine Visite des Hundsdoktors kostet bei rechtlichen Leuten einen halben Gulden und seine Medizinen sind ebenfalls nicht wohlfeil.“ So Pezzl, gleichwohl ist der gute Hundsdoktor dabei — wir möchten sagen, fast auf den Hund gekommen. — G.

261a) Der „Wolf in der Au“ auf dem Salzgries war schon im 18. Jahrhundert ein bekanntes Gasthaus (s. Wilh. Schram, Österr. Bausteine, Brünn, 1905, S. 131; Verzeichnis der in Wien befindl. Gassen, num. Häusern usw. 1776). Es gehörte zu den Wirtshäusern, wo im Fasching Musik gehalten werden durfte (s. Der St. Wien Kommerz. Schema 1780, 2. u. 3. Abt. S. 25). Um 1796 war ein gewisser Franz Schmidtl sein Eigentümer (s. Wien. Auskunfts- und Komm. Schema 1796). Aus dieser Zeit besitzen wir auch eine kleine Schilderung des Gasthauses, die besagt (s. Fragmente aus d. Tagebuche ein. reisend. Neu-Franken, Fkft. 1798, S. 89): „Im Gasthof zum Wolf in der Aue, wo man ohne Unterschied am besten speist, brennt man in der Gaststube am hellen Mittage ein Licht und das Ganze sieht noch schlechter aus als die Bierstuben der sogenannten

Kappisbauern in Kölln." 1811 kamen dort die Häupter der englisch-italienischen Liga für einen Volksaufstand in Piemont zusammen (s. Poliz. Archiv. Nr. 1515 ex 1811). — G.

261b) Zum „weißen Löwen (Leu)" auf dem Salzgries Nr. 207 (alt), gehörte einst zu den ältesten Häusern Wiens und wird bereits 1377 grundbücherlich verzeichnet, doch wurde es 1651 umgebaut; auch das daselbst bestehende Gasthaus war eines der ältesten dieser Art. Dort kehrten die Brünner Landkutscher ein (s. Schimmer, Häuserchronik, S. 45 f.). In diesem Hause trieb in der josephinischen Zeit eine merkwürdige Winkelloge ihr Unwesen, in der ein gewisser Steinert verschiedenen Gläubigen die Beutel zu fegen verstand (s. G. Brabbée, Sub Rosa, Wien, 1879, S. 30 ff.). Anm. 261a u. 261b gehören erst zu S. 169, mußten aber eines Versehens halber hierher gesetzt werden. — G.

261c) Schild zum „goldenen Lamm" (zuletzt alt Nr. 283) in der Naglergasse, wird schon 1684 erwähnt und bestand daselbst seit 1700 ein Gasthaus. Sowohl dieses Haus, wie Nr. 282 und 284 wurden zu Georgi 1858 demoliert und an ihrer Stelle ein neues Gebäude errichtet (s. Schimmer, Häuserchronik S. 58 f.). — G.

262) Gottfried Johann Dlabacz (1758—1820), Bibliothekar und Chorherr des Prämonstratenser Stiftes Strahow in Prag, Verfasser zahlreicher gelehrter historischer Arbeiten, verfaßte unter and. auch ein „Allgem. hist. Künstlerlexikon für Böhmen und zum Theil für Mähren und Schlesien, Prag 1815—1818, 3 Bde. 4°", das eine ungemein wichtige Quelle geworden ist (s. Wurzbach, 3. Bd. 326 f.; Gräffer-Czikann I, 722 f.). — G.

263) Peter Ant. Dom. Bonav. Metastasio (eigentlich Trepassi), geb. zu Assissi am 13. Jänn. 1698, war der Sohn eines armen Handwerkers, wurde aber von dem berühmten Rechtsgelehrten Gravina adoptiert und in Rom gebildet. Von 1712 an widmete er sich in Rom ganz der Theaterpoesie und ward der Schöpfer des neuen italienischen Singspieles. Im Jahre 1729 wurde er von Karl VI. zum Hofdichter ernannt und übersiedelte 1730 nach Wien. Er blieb in der Gunst des Hofes — angeblich soll er mit der einflußreichen Gräfin Althann heimlich vermählt gewesen sein — bis zu seinem Tod am 12. April 1782. — G.

264) Laxenburg, kaiserliches Lustschloß in der weiteren Umgebung Wiens, das in seinen alten Teilen schon im 14. Jahrhundert bestand, aber erst unter Maria Theresia und Joseph II. wesentlich ausgebaut und mit besonderer Vorliebe von Kaiser Franz und dessen

zweiter Gemahlin Maria Thereſia verſchönert und vergrößert wurde (vgl. J. Richter, Die Eipeldauerbriefe, hrg. v. Paunel, I, 361). — G.

265) Alois Blumauer (1755—1798), der bekannte Dichter und Cenſor (über ihn ausführlich: G. Gugitz im Jahrb. d. Grillparzergeſellſchaft, XVIII). — G.

266) Katharina Hackel, geb. Moßhammer, war die Frau des bekannten Glückshafenbeſitzers und Jakobiners Johann Hackel (ſ. I, Anm. 110) und war ſchon, bevor dieſer noch zu langjähriger Kerkerſtrafe verurteilt wurde, die Geliebte des Dichters Al. Blumauer, ſcheinbar in aller Öffentlichkeit. Als man Blumauer in Verdacht hatte, Mitſchuldiger Hackels zu ſein, verfaßte dieſer mit beiſpielloſem Cynismus folgendes Epigramm:

Ich weiß von gar nichts, denn kurzum
Mit H . . . da ging ich gar nicht um,
Und unſre Freundſchaft war ſehr lau;
Ich war nur warmer Freund von ſeiner ſchönen Frau.

Ja, man ging ſo weit, das Liebespaar zu beſchuldigen, daß ſie ſich Hackels durch gemeine Angeberei entledigten (vgl. Grillparzerjahrbuch, XVIII, 122 ff.), ſei es wie ſei, immerhin koſtete Blumauer ſeiner Freundin viel Geld, denn ſie war bei ſeinem Concurs allein mit 28500 Gulden beteiligt und ihre Verwandten Moßhammer mit 13000 Gulden, wofür Bl. als mageres Fauſtpfand ſeine ſämmtlichen gedruckten und ungedruckten Werke eingeſetzt hatte. Die gute Frau kam nicht auf ihre Koſten. Sie ſcheint aber ſonſt eine ſehr rührige und tüchtige Geſchäftsfrau geweſen zu ſein, denn man kann ſie als die Begründerin des heutigen Dianabades anſehen, um welches Unternehmen ſie im Jahre 1799 einkam (ſ. Protok. f. Nied. Öſterr. i. Arch. d. Miniſt. d. Inn. 1799, p. 415; Poliz. Indic. i. Statthalt. Arch. 1799, ſub litt. H., mehrfach) und das ſie gut genährt haben mag. Sie hinterließ, als ſie in Unterdöbling Nr. 26 am 14. Juni 1826 in einem Alter von 68 Jahren ſtarb (ſ. Totenprotok. d. Stadt Wien, 1826, Buchſt. H., Fol. 32), ihrer einzigen Tochter Sophie, die mit dem Hofſchauſpieler Nikol. Heurteur (ſ. nächſte Anm.) vermählt war, noch immer ein ſchönes Erbe (ſ. Verlaſſenſchaftsakt Faſz. 2, Nr. 1502 ex. 1826). — G.

267) Nikolaus Heurteur, berühmter Heldenſchauſpieler, geb. am 22. Mai 1781 in Wien, ſollte nach beendeten Studien in den Hofdienſt eintreten, doch trieb ihn ſeine Neigung zur Bühne. Er war 1802 bis 1807 im Hofburgtheater zu Wien beſchäftigt, ohne aber

sich durchsetzen zu können. Er wandte sich dann nach Brünn und wurde 1809 Mitglied des Leopoldstädter Theaters, wo er außerordentlich gefiel und 1811 abermals an das Burgtheater engagiert wurde, wo er nun in mehreren Rollen geradezu Aufsehen erregte. Dennoch folgte er 1816 wieder einem Ruf als Regisseur am Theater a. d. Wien, wo er bis 1821 blieb und nun zum dritten Mal an das Burgtheater gieng, dem er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1842 dann treu blieb. Sein Tod erfolgte am 8. März 1844. Costenoble war von seinem Spiel nicht sehr erbaut und meinte: „H. erschreit sich den Beifall" (s. Eisenberg, l. c., 430 f.). — G.

268) Dieses Konvolut verschiedener Auszüge sah P. von Hofmann-Wellenhof (s. Al. Blumauer, Wien, 1885, S. 18) noch um 1885 bei einem Wiener Antiquar. Die allerdings nur flüchtige Durchsicht ergab, daß es in der Tat nichts anderes als alphabetisch geordnete Lesefrüchte — ohne irgendwelche Zusätze B.s — enthalte; besonders reichhaltig waren die mit der Geschichte des Papsttums, dem Mönchswesen u. dgl. zusammenhängenden, dann historisch-geographische und bibliographische Materien vertreten. — G.

269) Von Blumauers bibliographischen Arbeiten sind bekannt: 1.) Bücherkatalog, 12 Stücke. Wien, 1789—93, 3 Bde. gr. 8° (vgl. [Sartori] Catalogus etc. Academiae Theresianae etc. Vindobon. 1803, 3. Bd. S. 244, das Exemplar findet sich also in der Bibliothek des Theresianums); 2.) Catalogue raisonné des livres rares et pretieux. Vienne, 1797, 2 part. in 8°; 3.) Catalogue des libres rares et difficiles à trouver qui sont à vendre chez Blumauer libraire à Vienne. Vienne, 1798, 3 vol. in 8° (unvollständ. Explr. in d. Wien. Stadtbibl.). — G.

270) Von diesem Fall berichtet auch Anton Gräffer (Peregrinus) in seiner „Autobiographie aus dem Tagebuche eines Wiener Unglücksvogels" (handschriftlich, im Besitze der Buchhandlung Gilhofer u. Ranschburg in Wien) nach seines Bruders Franz Mitteilung (oben S. 107 f.), nur gibt er die Teilnehmer an. Der Retter war der Vater der beiden Brüder, August Samuel Gräffer (Anm. I, 432), der befohlen hatte, „so lange er lebe, davon zu schweigen", da er „sich allein in der süßen Erinnerung des Glückes, das ihm beschieden war", begnügte. — B.

271) Der Augarten wurde 1649—50 von Kaiser Ferdinand III. in der Leopoldstadt als „Favorita" zum Sommeraufenthalt angelegt. 1683 wurde er bei der Türkenbelagerung zerstört. Wieder erbaut

1705, öffnete Joseph II. am 30. April 1775 den Augarten dem Volke, der dann bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein Lieblingsort der Wiener wurde, worüber es ein Meer von Litteratur gibt. Sodann geriet er immer mehr in Vergessenheit. Joseph II. wohnte selbst mit Vorliebe im Augarten, den er mit Nachtigallen bevölkerte, und hier waren berühmte Konzerte, die unt. and. Mozart dirigierte; noch zur Kongreßzeit veranstaltete man Feste in diesem Park. Das war das letzte Aufleuchten seiner Herrlichkeit (s. W. Kisch. Die alten Straßen u. Plätze von Wiens Vorstädten, I, 151 ff.). — G.

272) Der Prater war ursprünglich ein kaiserliches Jagdrevier. Kaiser Ferdinand I. bestimmte schon den Prater dazu und legte die Hauptallee an (1537/38). Kaiser Max II. ließ in der Jägerzeile Jägerhäuser für seine Heger bauen. Karl VI. gestattete dem Adel, Maria Theresia nur Equipagen den Eintritt. Joseph II. öffnete den Prater am 7. April 1766 auch dem Volk, in dessen Leben und Treiben er noch bis in die jüngste Zeit eine große Rolle gespielt hat (s. Kisch, l. c. I, S. 15 ff.). Gräffers trübe Ahnungen zu erfüllen, war vielleicht erst die „große Zeit" berufen, die auch diesen letzten Hort wienerischen Frohsinns gründlich untergraben hat. — G.

273) Johann Alexander von Brambilla, geboren in Pavia im Jahre 1728, berühmter Mediziner, Chirurg und Leibarzt Josephs II., Gründer und Direktor der militärischen medizinisch-chirurgischen Akademie, bekannt unter dem Namen „Josephinum". 1795 in das Privatleben zurückgezogen, starb er am 29. Juli 1800 in Padua (s. Wurzbach, 2. Bd. S. 108 f.). — G.

274) Wenzel Fürst Kaunitz-Rittberg (1710—1794), der bekannte große österreichische Staatsmann, war ein ungemeiner Pferdeliebhaber und bildete sich ein, der beste Reiter Europas zu sein. J. Pezzl, der in seinen Diensten stand, schreibt darüber in seiner „Neuen Skizze von Wien, Wien, 1805, 1. Hft. S. 65 ff." unt. and.: „Da schon von Pferdeliebhabern die Rede ist, so dürfen wir den alten Minister Kaunitz nicht vergessen, der unter die ersten dieser Dilettanten gehörte. Er hielt sich für den besten Reiter in Wien und war es auch in Rücksicht auf schulmäßige Reitkunst; er hatte Pferde aus fast allen Ländern der Welt: Spanier, Neapolitaner, Ukrainer, Polen, Siebenbürger, Moldauer, Türken, Araber, Tripolitaner, Perser etc. nur keinen Engländer. Sein Lieblinge waren ein arabischer Schimmel und ein Scheck, von einem Trauttmannsdorfischen Gestüte in Böhmen." Vgl. dazu I, 217 f. u. Anm. 585 a. — G.

275) Joseph Barth, berühmter Augenarzt, Anatom und Kunstkenner, geb. zu Malta 18. Okt. 1745, gest. zu Wien 7. April 1818, studierte in Rom und bildete sich in Wien weiter aus, wo er 1773 öffentlicher Lehrer der Augenheilkunde an der Universität wurde. Er bekam schließlich die Professur und den Titel eines kaiserlichen Rats und war auch Leibaugenarzt Josephs II., der auf seine Veranlassung das anatomische Theater erbauen ließ, wozu Barth sowohl mit Geld als mit seinen Büchern beisteuerte. Seine anatomisch-pathologische Präparatensammlung kaufte Joseph II. für 2000 Dukaten und schenkte sie der medizinischen Fakultät. B. war auch ein großer Kunstfreund und Kunstkenner, die schönsten Bronzen, Götterbilder, Laren, Opfer- und Hausgeräte, befanden sich in seiner Wohnung in einem ziemlichen Durcheinander. Er war es, der den berühmten Ilioneus nach München verkaufte (s. Wurzbach, 1. Bd. S. 166 f.; Gräffer-Czikann, 1. Bd. 189 f.). — G.

276) s. ob. Anm. 242. — Über Rohan's Gesandtschaft in Wien vgl. H. Zorn de Bulach, l'ambassade du Pce. L. de Rohan à la Cour de Vienne, Straßbg. 1901, gr. 8°. — G.

277) Joseph II. wurde, als er von Frankreich über Genf in die Schweiz reiste, im Juni 1777 in Ferney von Voltaire erwartet, jedoch vergeblich. Ja, Joseph kränkte Voltaire noch dadurch, daß er dessen Antagonisten A. v. Haller in unmittelbarer Nähe in Lausanne besuchte. Angeblich soll Joseph II., wie man erzählt, seiner strenggläubigen Mutter versprochen haben, Voltaire nicht aufzusuchen. Doch dürften gerade diese Entschuldigungsgründe äußerlich sein. Wenn auch Friedrich der Große das Benehmen seines Vetters „schmachvoll" fand, so änderte dies an der kränkenden Tatsache nichts. Die Guirlanden, die in Ferney für Joseph geflochten waren, verwelkten, ohne daß er sie gesehen, die Verse, die V. für ihn gedichtet, hat er nie gehört (s. K. Schirmacher, Voltaire, Lpzg. 1898, S. 507). — G.

278) Gideon Ernst Freiherr von Laudon (1716—1790), der berühmte österreichische Feldherr. Jedoch entspricht Gräffer's Darstellung nicht den Tatsachen. Im Gegenteil begann Joseph II. mit völliger Hintansetzung Laudons den Türkenkrieg, dessen ursprüngliche Leitung er seinem Günstling Frz. M. Lascy übertrug. Erst als dieser wenig ausrichtete, berief Joseph den alten bewährten Feldherrn. — G.

279) Die allgemein bekannte Zusammenkunft Gellert's mit Laudon in Karlsbad fand im Sommer des Jahres 1763 statt, dort

schlossen die beiden einen Freundschaftsbund, worüber ausführlich etwa „H. M. Richter, Geistesströmungen, Berlin, 1875, S. 128 ff." handelt. — G.

280) Baden — ein Thermenbad in der Nähe von Wien, schon den Römern bekannt. In den Kämpfen des 15. Jahrhunderts arg mitgenommen, erholte sich der Ort durch reiche Privilegien, die ihm Kaiser Friedrich IV. gewährte (1480). In den Türkenkriegen wieder verwüstet, blühte das Bad zu Beginn des 18. Jahrhunderts wieder auf und wurde der Lieblingslandaufenthalt der begüterten Wiener Familien (vgl. A. N. von Geusau, Histor. topogr. Beschreibung der landesfürstlichen Stadt Baden. Wien, 1802, zitiert mit „Geusau" im folgend.; H. Rollett, Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden 1880—902, zitiert mit „Rollett, Neue Beiträge" im folgend.). — An dieser Stelle habe ich für besonders gütige Auskünfte in Bezug auf Baden noch meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen: Herrn Schriftsteller Gustav Calliano, Leiter des Badener Landesmuseums, Sr. Hochw. Dechant K. Frim und Herrn Prof. Dr. Rainer v. Reinöhl, Stadtarchiver. — G.

281) Den Gasthof zum goldnen Greif erwähnt schon A. Bormastin im Jahre 1719 in seiner „Histor. Beschrbg. von . . . Wien, Wien 1719, S. 172". Er war in der Kärntnerstraße gelegen und liegt heute noch dort unter dem veränderten Schild „Zum Erzherzog Karl". Er gehörte auch unter dem alten Schild zu den vornehmsten Einkehrgasthäusern der inneren Stadt. „Der Resid. Stadt Wien Kommerzialschema, vom J. 1780, 2. u. 3. Abth. S. 21 f." schreibt: „Der goldene Greif, allwo der Reisende mit schön meublierten Zimmern (wovon die Aussicht der meisten in die Hauptstraße geht) wie auch mit Essen und Trinken, die Mahlzeit zu 24, zu 34, zu 51 Kreuzern und zu einem Gulden mit Ausnahme des Weins aufs beste bedient wird, allda ist auch die Badner- und Neustädter Einkehr, in der Kärntnerstraße Nr. 994." In der heutigen Form wurde der Gasthof im Jahre 1772 erbaut und im Jahre 1806 wurde das Schild in das zum Erzherzog Karl verändert (s. Briefe des jung. Eipeldauers, 1806, 10. H. S. 30; 1807, 1. H., 40; 2. H., 18 f., 25 f. usw.). Seit 1854 ist das Hotel bis jetzt ununterbrochen im Besitze der Familie Schindler (s. J. Richter, Die Eipeldauerbriefe hrg. von Paunel, II, S. 453). — G.

282) Die erste Ortschaft, wo man damals von Wien aus auf der Poststraße nach Baden durchfuhr, respektive Halt machte, war Neu-

dorf, wo sich damals (um 1800) ein Schloß, Landgericht und Bräuhaus befand (s. Geusau, l. c. 3). Wilh. Chézy schreibt in seinen „Erinnerungen, Schaffhausen 1863, I, 299": „(Neudorf) berühmt durch seine ‚Würstel mit Kren', war ein stets belebter Tummelplatz der Kutscher, der Reisenden und der hausierenden Judenschaft usw. usw." — G.

283) „Herr Joseph Stuhlhofer ist Doktor der josephinischen medicinisch-chyrurgischen Militärakademie in Wien, befindet sich seit 1800 in Baden und steht jenen zu Diensten, die zu seinen rühmlichen Kenntnissen Zutrauen haben und ihn zu sich rufen lassen wollen. Seine Wohnung ist Nr. 84 beim Wienerthor", schreibt Geusau l. c., 37. Rollett (Neue Beiträge, XIII, S. 28) teilt noch mit, daß er sich während der französischen Invasion 1805 als Spitalsarzt auszeichnete. — G.

284) „Der Salon oder Redoutensaal", schreibt Geusau l. c. 30 f., „befindet sich in dem zwei Etagen hohen von dem vorgedachten Theaterunternehmer Wilhelm seit dem Jahre 1799 vom Grunde aus ganz neu eingerichteten Gebäude nächst dem Schauspielhause, mit welchem es in Verbindung steht. Das Gebäude selbst ist nach allen Regeln der Bequemlichkeit und mit Geschmack hergestellt .... Der Salon ist 11 Klafter 3 Schuhe lang, 7 Klafter breit, und 27 Schuhe hoch .... Rechts verbindet sich mit selbem ein Speisesaal für 80 Personen, nebst mehreren daranstoßenden Speisezimmern. Links befinden sich sehr angenehme Spiel- und Billardzimmer, nebst einer bequemen Credenz für alle Gattungen Getränke und Erfrischungen. Am 20. September 1801 wurde der Salon zum ersten mal eröffnet ...." 1908 demoliert, befindet sich eine Ansicht von ihm bei P. Tausig, Berühmte Besucher Badens, 1912, Taf. XXIX; vgl. auch Rollett, Neue Beiträge, XI. 33 ff. — G.

285) Im Jahre 1775 wurde auf Kosten der Stadtgemeinde das erste Theater Badens erbaut, worin Matth. Meninger spielte, nach ihm übernahm Karl Marinelli die Bühne bis 1785, in welchem Jahr Joh. Gg. Wilhelm das Theater in Pacht nahm und es bis 1811 mit kleinen Unterbrechungen leitete. In diesem Jahre wurde dann von Zinnique ein neuer Bau hergestellt. Gräffer hat jedoch den ursprünglichen Bau im Auge (vgl. über das Theater in Baden: Geusau l. c., 27 ff.; Rollett, Beiträge zur Chronik der St. Baden, 1880, 29 ff.; Derselbe, Neue Beiträge etc., VI, 38 ff.). — G.

286) Die Sterberegister des Badener Stadtpfarrarchives verzeichnen: „Joseph Wilde, gewesener Schauspieler, aus Nassau gebürtig,

ſtarb am 25. Mai 1842, 8 Uhr abends in Baden Schüßgrabengaſſe Nr. 290". Er beſorgte unter ſechs Direktionen: Wilhelm, Zinnicque, Fr. Henſler, Leop. Hoch, Jgn. u. Joh. Scheiner und Franz Pokorny die nötigen Theatermalereien und war darin recht bewandert. Jene alten Theaterdekorationen, welche ſeinerzeit, vor Errichtung des erſten (eiſernen) Stadtparkgitters (1880) bei Parkfeſten zur Abſperrung des Kurparkes in der Franzensſtraße aneinandergereiht zur Verwendung kamen, entſtammten zumeiſt ſeiner Hand. Er übte indeſſen noch die Porträtkunſt aus und machte ſich 1812 bei dem großen Brand um die Rettung der Pfarrbücher Badens verdienſtlich (gütige Mitteilung Guſt. Calliano's). — G.

287) Der von Gräffer genannte Schauſpieler Schuſter iſt eine gänzlich unbekannte Provinzgröße geblieben, möglich, daß er mit einem Schauſpieler desſelben Namens identiſch iſt, der noch 1796 bei Schikaneder im Theater auf der Wieden ſpielte und auf der Wieden bei den 3 Laufern wohnte (ſ. Wien. Auskunfts u. Kommerz. Schema, 1796, unter Theater). Sein Taufname wird nicht angegeben. Der Gotha'ſche Theaterkalender aus den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts führt überhaupt keinen Schauſpieler des Namens Schuſter an, ſo daß wohl anzunehmen iſt, daß dieſer Schauſpieler eine recht untergeordnete Größe war. Der berühmte Jgnaz Schuſter (1779—1835), der Komiker des Leopoldſtädtertheaters kann es nicht geweſen ſein, da von ihm nicht bekannt iſt, daß er in ſeiner Jugend in Baden geſpielt hätte. Schuſter hatte allerdings zwei Brüder, Namens Anton und Joſeph, die gleichfalls Schauſpieler waren und deren äußere Lebensumſtände im Einzelnen unbekannt ſind. Anton, der um 1784 geboren wurde, war ſeit 1815 Opernmitglied des Leopoldſtädtertheaters (ſ. Theatr. Taſchenbuch v. Theat. i. d. Leopoldſtdt. 1815, S. 4) und war es bis 1828 (ibid. l. c. 1828, S. 5), ſodann war er Sänger in der Domkirche zu St. Stephan bis zu ſeinem Tod, der am 16. Juni 1837 im Alter von 53 Jahren zu Wien erfolgte (ſ. Totenprotok., 1837, Buchſt. S., Fol. 38). Es iſt natürlich möglich, daß er früher in Baden geſpielt hat, doch ſcheint Gräffer nach ſeiner Schilderung zu urteilen, einen älteren Mann im Auge gehabt zu haben („ſchwarzbärtig, heiſer bellend") und Anton Sch. wäre 1804 erſt zwanzig Jahre alt geweſen. Die Lebensdaten des Joſeph Schuſter ſind leider gar nicht bekannt. Er war ſchon 1814 bis 1828 Mitglied des Leopoldſtädter Theaters (ſ. Theatr. Taſchenb. l. c., 1814, S. 4; 1828, S. 5) und war ſpäter Zuckerbäcker in der Herrengaſſe (ſ. Verlaſſenſchaftsakt nach ſeinem Bruder Jgnaz, Faſz.

2, Nr. 6095 ex 1835). Seinen Tod konnte ich bis 1850 nicht in den Protokollen der Verlassenschaftsabhandlungen konstatieren. Ob es möglich ist, daß er in Baden 1804 gespielt hat, entzieht sich leider meiner Untersuchung. — G.

288) Es dürfte sich wahrscheinlich um den Schauspieler Michael Fenzel handeln, der bereits 1797 in Baden spielte, wie der Theaterkalender, Gotha, 1797, S. 314 meldet und zwar gab er damals: „Chevaliers, Deutschfranzosen, flüchtige Liebhaber, junge Bauern, Juden und erste Tenorrollen in der Oper und tanzte auch." 1805 trat er als Regisseur u. Schauspieler in den Verband des Leopoldstädtertheaters, wo er am 19. Sept. zum erstenmal auftrat (s. Voll, Chronolog. Verzeichn. usw., 1807, S. 146, 164), und längere Zeit bis 1815 wirkte (s. Theatral. Taschenbuch v. Theat. i. d. Leopoldstadt, 1814, S. 3). Sodann verschwindet er in der Mitgliederliste. Er ist dann möglicherweise mit einem Theaterdirektor in Ungarn identisch, den um 1818 H. Börnstein (s. Fünfundsiebzig Jahre, I, 209 f.) erwähnt, allerdings ohne Taufnamen. 1833 erscheint er wieder im Verband des Leopoldstädter Theaters, gieng aber im nächsten Jahre bereits wieder ab (s. Theatral. Taschenbuch l. c. 1833, S. 223, 238; 1834, S. 264). Weitere Schicksale sind unbekannt. — G.

289) Wilhelms Neffe, übrigens jedenfalls ein bedeutungsloser Schauspieler, läßt sich mit dem besten Willen nach Gräffers vagen Angaben nicht recht identifizieren. Auf einem Badener Theaterzettel von Ende Juni 1808 (s. H. Rollett u. P. Tausig, Zur Geschichte des Badener Theaters, Baden, 1909, Anhang), übrigens dem ältesten erhaltenen, erscheinen nicht weniger als drei Wilhelms, des Namens: Joseph, Karl, und Paul. Joseph Wilhelm, möglicherweise ein Bruder Georgs (Joseph spielte noch 1810 in Baden), wurde zu Wien 1763 geboren und debütierte 1777, Paul Wilhelm wurde 1759 zu Wien geboren und debütierte 1776 (s. Theaterkalender, Gotha, 1796, S. 206), möglicherweise ist also Karl der Neffe, da die beiden anderen schon älter waren, dies umsomehr als ein Karl Wilhelm bei Wilhelms Truppe noch im Jahre 1797 (s. Theaterkalender, Gotha 1796, S. 315) Kinderrollen gab. Es wird aber ebda. noch ein Franz W. genannt, der ebenfalls Kinderrollen gab. — G.

290) Franz Thaddäus Freiherr von Zinnique (1760—1832), österreichischer Offizier, der in der Schlacht bei Charleroy 1794 einen Fuß verlor. Er spielte in der Wiener musikalischen Gesellschaft, da er selbst talentierter Komponist war, eine große Rolle und war beson-

ders bei Lobkowitz gern gesehen. Eine ebenso hervorragende Rolle hat er im Badener Kurleben gespielt. Von 1811 bis 1818 leitete er das von ihm 1811 neugebaute und 1817 vergrößerte Theater in Baden, sowie er der maître de plaisir der vornehmen Gesellschaft in Baden war (s. J. F. Reichardt vertraute Briefe hrg. v. G. Gugitz [= Denkwürdigkeiten aus Alt-Österr. XV, 221 f.], H. Rollett, Beiträge, 1880, 30). Zinnique leitete übrigens von 1813 bis 1816 auch das Theater in Preßburg in Verbindung mit dem Badener Sommertheater (s. Theat. Ztg. 1818, S. 235). „Pokornysierte", ein Vergleich mit dem zu Übertreibungen geneigten Theater-Direktor Frz. Pokorny (1797—1850). — G.

291) Joseph Geistinger (üb. ihn s. I, Anm. 472) errichtete kurz nach 1800 in der Pfarrgasse (heute Nr. 3) eine Buchhandlung (Filiale von Wien). Bei ihm sind mehrere Schriften über Baden erschienen (s. Rollett, Neue Beiträge, VII, 61; Geusau, l. c., 38). — G.

292) 1792 wurde auf Antrag Joh. Gg. Grundgeyers mittelst Einbeziehung der dem Kammeramte der Stadt gehörigen, der „große und der kleine Herzoggarten" genannten 42 Pfund Weingärten, vor dem 1804 abgebrochenen Theresienthor, der seit 1758 bestehende Theresiengarten am Ursprungs- u. Theresienbad erweitert und damit der jetzige Stadtpark als Kurpark angelegt (s. Rollett, Neue Beiträge, VI, 45 ff.; VIII, 9). — G.

293) Im Gasthof zum goldenen Hirschen Nr. 14 in Baden mußte sich jener melden, der mit der Stellfuhre nach Wien fahren wollte (s. Geusau, 2, 31); das Gasthaus war auf dem Hauptplatz gelegen und bestand schon 1746 (s. Rollett, Neue Beiträge, IV, 45). — G.

294) Johann Jakob Freih. v. Gontard, aus Frankft. a. M. stammend, gestorb. am 23. Januar 1819, erbaute 1792 auf dem Badener Hauptplatz das später (1813) an Kaiser Franz gelangte Wohngebäude, jetzt „Kaiserhaus" (Hauptplatz, 17) genannt; er kaufte ferner 1796 von der Stadt Baden den „Hellhammerhof" (nun wieder städtisch). Er gehörte zu den bekanntesten Besuchern Badens, wo man ihn in seinen letzten Jahren in einem Rollstuhl fahrend täglich im Stadtpark finden konnte (s. Rollett, Neue Beiträge l. c. VII, 69). — G.

295) Moritz I., Graf Fries (1777—1826), Bankier und berühmter Kunstmäzen, (über ihn ausführlich in Denkwürdigk. aus Altösterr. XV, 126 f., dort auch über seine Compagnie mit Gontard). Fries hatte im nahegelegenen Vöslau seine Besitzung. — G.

296) Der Askulaptempel wurde 1798 nach Angabe des um Baden hochverdienten Grafen Kamillo Lamberti und größtenteils auf seine Kosten erbaut. Er stand am oberen Ende der Hauptallee des Stadtparkes und wurde nach 1850 entfernt; später wurde ein neuer Askulaptempel an einer anderen entfernteren Stelle errichtet (s. Rollett, Neue Beiträge l. c. VI, 49). — G.

297) Moritz Joseph Fürst Liechtenstein (1775—1819), Feldmarschalleutnant und Ritter des Maria-Theresien-Ordens, zeichnete sich in den napoleonischen Kriegen ganz hervorragend aus, so bei Stockach, Mösskirch, Hausen, wo er schwer verwundet wurde. 1801 wurde er Ritter des Maria-Theresien-Ordens (s. Wurzbach, 15. Bd. 168 ff.). — G.

298) Die schöne Gartenanlage des Ignaz Freiherrn von Lang befand sich auf dem Kalvarienberg seit Anfang des 19. Jahrhunderts (s. J. M. Mayer, Miscellen üb. d. Curort Baden. Baden 1819, I, 141). 1824 kaufte sie Erzherzog Anton an und trat sie 1837 an die Stadt Baden ab, daher sie jetzt auch Antonspark genannt wird (Rollett, Neue Beiträge, V, 42). — G.

299) Das alte Wirtshaus zum schwarzen Adler lag im Gamingerberghof in der Adlergasse und wurde daher auch Gamingerberghof genannt, heute steht an seiner Stelle ein Neubau (s. Geusau l. c., 23 f., 31; Rollett, Neue Beiträge VI, 57 ff.), dieser und der goldene Hirsch waren im Jahre 1802 noch die einzigen Einkehrgasthäuser der Stadt Baden. Die übrigen waren nur Speisewirte, so auch „Die englische Köchin. „Die Frau des Hausinhabers Nr. 4 wird von einigen die englische Köchin genannt, weil sie einige Speisen auf englische Art zuzubereiten versteht; und man kann hier auch zu höheren Preisen bedienet werden", schreibt Geusau, l. c. 34. (Eine Abbildg. der „engl. Köchin" bei P. Tausig. Berühmte Besucher Badens Taf. XII.) Das Humpel'sche Bierhaus bestand seit 1782 und lag (Gräffer sagt richtig: da draußen) in der Wienervorstadt in der Wiener Gasse. Man wurde aber dort nicht nur mit Bier, „sondern auch mit Wein und verschiedenen Speisen, nach eines jeden Belieben, entweder im Speisesaale, oder in dem dortigen geräumigen Garten bedient" (Geusau, l. c. 39, 99). Der goldene Schwan, „ein großes Einkehrwirtshaus mit einem schönen Garten" lag gleichfalls in der Wiener Gasse (s. J. N. Beck, Baden in Nieder-Österr., 1822, 15 f.) und das Einkehrwirtshaus „zum goldenen Löwen" in der Allandgasse noch 1822 (s. J. N. Beck, l. c. 16). — G.

300) Anton Freih. Plächel von Plächelsfeld, k. k. Oberstleutnant und Ritter des Maria-Theresien-Ordens, geb. zu Fünfkirchen in Ungarn 1770, gest. zu Wien am 21. Mai 1852, trat 1786 in die österreichische Armee ein und vollführte namentlich in den Jahren 1793 bis 1799 eine Reihe berühmter Waffentaten so bei Kaiserslautern, Mannheim usw. Er hatte im Laufe dieser Jahre dem Feinde 12083 Mann gefangen genommen, 3400 Kameraden befreit und 46 Kanonen erobert, dabei 12 Wunden empfangen und wurde daher 1801 mit dem Maria-Theresienorden ausgezeichnet, im selben Jahr ging er auch in den Ruhestand. 1809 machte er sich verdient um die Organisierung des ungarischen Landsturmes und 1812 war ihm die Stadt Baden für seine Umsicht bei dem furchtbaren Brand zu Dank verpflichtet (s. Wurzbach, 22. Bd. S. 388 ff.), wofür ihm die Stadt Baden, deren eifriger Besucher er war, auch eine Gedenktafel errichtete (s. Rollett, Beiträge, 1880, S. 32; XII, 50). — G.

301) Stefan Baron Ertmann (1769—1835), verdienter Soldat, besonders in den Franzosenkriegen, gestorben als österreichischer Feldmarschalleutnant. Seine Frau Dorothea war als berühmte Pianistin bekannt und mit Beethoven befreundet (über ihn mehr in J. F. Reichardts vertrauten Briefen hrg. von G. Gugitz (= Denkwürdigk. aus Alt-Österr. XV, 297). — G.

302) Die einzige Fremdenliste des Jahres 1804 vom 3. Juni führt den „Grafen Johann Braun, General aus Rußland" an (Gütige Mittlg. Prof. Dr. R. v. Reinöhls). Ich vermag weiter über ihn nichts anzugeben, wahrscheinlich war er ein Verwandter, wenn nicht Sohn des Jurij Jurjewicz von Browne (Braun) geb. 1704, gest. 1792, russ. General en chef und Generalgouverneur von Riga (vgl. [v. Medem] Leben des Reichsgrafen von Browne. Riga, 1795). Übrigens war auch der österr. General Philipp Georg Graf Browne (1727—1803), der aus der gleichen irländischen Familie stammte, ein eifriger Besucher Badens (s. Rollett, Neue Beiträge, III, S. 73). Möglich daß der Russe durch seinen österreichischen Verwandten bewogen wurde, nach Baden zu kommen. — G.

303) Martin Joseph Mayer, von 1805 bis 1832 Bürgermeister der Stadt Baden, geb. zu Wien am 8. Sept. 1765, gest. zu Baden am 23. März 1832, war der Sohn eines Modellmachers in der Wiener Malerakademie, absolvierte zu Wien die juristischen Studien, übernahm aber 1798 von seinem Onkel Georg Amon desselben Haus

und Weinhandlung (jetzt Antonsgasse 7), wurde 1805 zum Bürgermeister erwählt, was er bis zu seinem Tode blieb. Während der ereignisreichen, langen Funktionsdauer — es fielen in dieselbe die Franzoseninvasionen von 1805 und 1809, der Brand von 1812, der Rathausbau — hat er sich trefflich bewährt und ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch seine lokalhistorischen Schriften, darunter die bekannteste: „Miscellen über den Kurort Baden in Niederösterreich, 1819—1829, 2 Tle." Seine Papiere und sein Porträt von J. B. v. Lampi d. j. werden im Stadtarchiv aufbewahrt, eine Gasse Badens trägt seinen Namen (s. Rollett, Neue Beiträge, XI, S. 62 f.). — G.

304) Franz Pöltinger, geboren 1760 zu Wien, war Lehrer der englischen Sprache und Magistratsrat der Stadt Wien (s. Hof- und Staatsschematismus, 1807, S. 661). Er lehrte englisch auch an der Wiener Universität. Über seine Verdienste während der französischen Invasion, vgl. A. v. Geusau, Histor. Tagebuch usw. 1810, S. 244, 290, 314, 343, 362. Sein Tod erfolgte am 10. Februar 1822 im unteren Freihause Nr. 2 auf der Laimgrube im Alter von 62 Jahren (s. Totenprotok., 1822, Buchst. B. P., Fol. 12). — G.

305) Franz Ornauer d. j., geb. am 27. Sept. 1780 zu Baden, Sohn des Glasermeister Franz O. und seiner Gattin Katharina (güt. Mttlg. Sr. Hochw. Dech. K. Frim), war bereits 1805 zu Zeit der Franzosenkriege Magistratsbeamter (s. Rollett, Neue Beiträge, VIII, 30). Im Monat Mai des Jahres 1805 wurde mit Nr. 1 zum erstenmal ein gedrucktes Verzeichnis der Badegäste unter dem Titel: „Verzeichnis der verehrungswürdigen Baad- und Kurgäste, welche im Jahre 1805 die heilsamen Schwefelbäder der l. f. Stadt Baden besuchet haben" herausgegeben, 120 S. in 4^0 mit 2189 Parteien. Mit Ausnahme von 1809 sind sämtliche erhalten. Vordem gab es nur handschriftliche Verzeichnisse, von denen nur das letzte erhalten ist, welches also von Ornauer stammt. (H. Rollett, Neue Beiträge, IX, 5 f.). Franz Ornauer war noch um 1820 Grundbuchshändler und Ratsprotokollist der Stadt Baden (Neue Beiträge, XI, 85). — G.

306) Es könnte im Jahre 1804, in welches Gräffer ungefähr seinen Besuch setzte, nur ein einziger alter Graf Sternberg in Betracht kommen und dies ist Franz Christian Graf Sternberg geb. 1732 zu Wien, gestorben ebenda als geh. Rat u. Kämmerer, Ritter des goldenen Vließes und Herr der Herrschaften Zaßnuck und Tschapolowitz in Böhmen am 14. Mai 1811 Nr. 399 in der Wipplingerstraße im Alter von 79 Jahren (s. Totenprotok. d. Stadt Wien, 1811,

Buchst. S., Fol. 51). Sternberg, der in Wien lebte, besuchte natürlich Baden. Alle anderen Sternbergs um diese Zeit waren weit jünger. Vgl. über ihn noch Wurzbach, 38. Bd. S. 281, der aber einen fälschlichen Todestag gibt. Die Kurliste erwähnt ihn allerdings um die fragliche Zeit nicht, sondern hauptsächlich den Adam Graf Sternberg (1751—1811), der 1804 bis 1808 incl. jedes Jahr in Baden weilte (güt. Mittlg. Prof. Dr. R. v. Reinöhls), jedoch ist er nur sechzig Jahre überhaupt alt geworden, und man kann ihn um 1804 nicht als „sehr alt" ansprechen. — G.

307) Karl Schenk, Arzt und Fachschriftsteller, geb. zu Hradisch in Mähren 24. Jänn. 1765, gestorb. zu Baden bei Wien 1830, beendete seine Studien, nachdem er in Olmütz das Gymnasium besucht hatte, in Wien und erlangte hier die Doktorwürde. Nun nahm er seinen bleibenden Aufenthalt in Baden bei Wien, erhielt daselbst das Landschaftsphysikat und, als er bei Epidemien vortreffliche Dienste geleistet, den Charakter eines k. k. Sanitätsrates. Als er in den napoleonischen Kriegen auch verwundeten Franzosen seine Hilfe angedeihen ließ, zeichnete ihn Napoleon mit einem Geschenke von 300 Napoleonsd'or aus. Schenk widmete den Badener Quellen ein eindringliches Studium und veröffentlichte zahlreiche Schriften darüber (s. Wurzbach, 29. Bd. S. 201 f.). — G.

308) Johann Georg Grundgeyer, Syndikus der Stadt Baden, geb. 1733, gest. 23. Juni 1805 zu Baden, war früher kais. Kommissariatsbeamter und von 1752 bis 1762 Rathsprotokollist zu Baden, verheiratete sich am 18. April 1759 zu Lanzendorf mit der Badener Ratsdienertochter Anna Maria Bauer. Derselbe erwarb sich — seit 1762 Stadtsyndikus und Magistratsrat — nicht geringe Verdienste um Baden, besonders, indem er 1792 die Anregung zur Herstellung des Stadtparkes gab. Sein in Öl gemaltes Bildnis befindet sich im Rathaus, sein Sohn Franz Grundgeyer (1760—1806) war Magistratsbeamter und Dichter (s. Rollett, Neue Beiträge l. c. VII, 74 ff.). — G.

309) Doktor Joseph Tetzer gehörte zu Anfang des 19. Jahrhunderts zu den renommiertesten Ärzten Badens. Er war vorher durch 3 Jahre Wundarzt und Geburtshelfer in Baden; dann verband er mit seiner ausgezeichneten chirurgischen Geschicklichkeit auch das Studium der Medizin auf der Universität in Wien und erlangte im Jahre 1800 die Würde eines Doktors der Medizin. Er schrieb auch einiges über Baden, bis er sich im August 1818 — in eine verhäng-

nisvolle Entführungs- und Vergiftungsgeschichte verwickelt – in der Au bei Guntramsdorf erhenkte (s. Rollett, Neue Beiträge l. c. VII, 85; IX, 16 f.; XIII, 31 f.; Geusau l. c. 36 f.). — G.

310) Es handelt sich jedenfalls um den am 11. Jänn. 1753 geborenen und am 15. Juli 1806 verstorbenen Fürsten Ludwig Batthyany, Erbobergespan des Eisenburger Comitates und um dessen Sohn Fürst Philipp Batthyany, geb. am 13. Novemb. 1781, ebenfalls Erbobergespan des Eisenburger Comitates, der auch den Namen eines Grafen von Strattmann führte. Er starb am 11. Juli 1870 zu Wien (s. Gräffer-Czikann, 1. Bd., S. 201; Ottinger, Moniteur des dates). Alle anderen Batthyany dieser Zeit führten nur den Grafentitel, auch wohnten die obigen B., wie sich aus dem Gotha ergibt, in Wien und waren daher im Sommer in Baden zu treffen und zwar wohnte Ludwig B. laut Kurliste im J. 1804, 1805 und 1806 (am 1. Mai) und Philipp B. im J. 1806 (am 5. Mai) in Baden (Güt. Mittlg. Prof. Dr. R. v. Reinöhls). Jedenfalls waren sie aber auch schon früher dort zu treffen. — G.

311) Philipp Otto, ein höchst tätiger und unternehmender Mann, war wie alle desgleichen im alten Österreich ein Ausländer und zwar ein gebürtiger Magdeburger, der zuerst als Schneider bereits um 1780 in Wien tätig war und sein Geschäft auf dem Hohen Markt Nr. 514 (alt) hatte, (s. Der St. Wien Kommerzialschema, 1780, 2. u. 3. Abt. S. 52; Denkwürdigkeiten des . . . Heinr. G. v. Bretschneider, hrg. v. K. F. Linger, 1892, S. 320). „Fr. Nicolai, Beschreibg. ein. Reise durch Deutschland usw. Berlin, 1784, 4. Bd. S. 481" schreibt: „Ich habe dabei bemerkt, daß einer Namens Philipp Otto, der sich einen bürgerlichen Kleidermacher betitelt, noch etwas weniger theurer ist als Jakob Weishapl, der mit der Benennung eines bürgerl. Schneidermeisters zufrieden ist." Otto gehörte bereits in der josephinisch. Zeit zu den höchstbesteuerten Schneidern Wiens (s. Arch. d. Stadt Wien, Steuerbücher der unbehausten Professionisten, Rep. 48, Nr. 1, 20). Nicht zufrieden damit, gründete er in Baden im Jahre 1786 am Hauptplatz ein zweistöckiges Casino mit einem Saal nebst Speise- und Spielzimmern im 1. Stock und einem Kaféhaus im Erdgeschoß, welches der heutige Gasthof „Zur Stadt Wien" ist (s. Geusau, l. c. 29 f.; Rollett, Neue Beiträge, 1895, VIII, S. 8). Otto errichtete auch bald darauf in Wien ein ähnliches Casino in der Spiegelgasse, „allwo im Fasching Bälle gegeben wurden, welche Beamte, Kaufleute und andere schöne Gesellschaften besuchen" (vgl. Jahrbuch der Tonkunst von Wien u.

Prag, 1796, S. 100; Neueſtes Sittengemälde von Wien, W. 1801, 1. Th. S. 101 ff.). Ich konnte über Otto's Tod in den Verlaſſenſchaftsakten von 1805 bis 1850 nichts finden, obſchon Gräffer ſelbſt (ſ. ob. I, 124) ſagt, daß Otto um 1845 noch leben dürfte. Er müßte demnach ſehr alt geworden ſein. Nach güt. Auskunft Sr. Hochw. Dech. Frim ſtirbt in Baden: „Philipp Otto, Kaffeeſieder und Inhaber des ſtädtiſchen Caſino's, geb. zu Wien, verheir., am 26. Sept. 1842 um 8 Uhr Abends, 66 Jahre alt an Gehirnlähmung." Das könnte aber nur ein gleichnamiger Sohn Otto's geweſen ſein, denn Otto, der um 1780 ſchon Schneider in Wien war, müßte bedeutend älter geweſen ſein, auch war er, wie geſagt, aus Magdeburg gebürtig. — G.

312) „Zu Anfang des Jahrs 1802 iſt jenſeits des Schwechatbaches von Hrn. Jakob Scheiner ein ganz neues Kaffeehaus erbaut und eingerichtet worden, welches ſeiner angenehmen Lage wegen zahlreich beſucht wird und im Anfang des Jahres 1803 das dritte Billard erhalten hat" (ſ. Geuſau, l. c. 98). Ähnlich wie Gräffer weiter unten ſchreibt J. N. Beck „Baden in Nieder-Öſterreich, Wien, 1822, 6": „Darum iſt auch der Aufenthalt vor dem Scheiner'ſchen Kaffeehauſe, wo beſtändig ein nach Schwefelleber duftender Zephyr weht, nicht verwerflich." Eine Anſicht des Scheiner'ſchen Caféhauſes, das ſpäter Schopf'ſches wurde und heute Kammerzell'ſches iſt, bei P. Tauſig, Berühmte Beſucher Badens, 1912, Taf. XXIV. Jakob Scheiner, ein gebürtiger Würzburger, war mit Anna Ornauer verheiratet (ſ. Rollett, Neue Beiträge, XI, S. 85) und betrieb nebſtbei Holzhandel. Er ſtarb am 23. Februar 1828 im Alter von 55 Jahren zu Baden (gütige Mttlg. Prof. Dr. R. v. Reinöhl's). Über das Sch.ſche Kaféhaus, allwo man „frevelhafte Reden" hielt, befindet ſich im Poliz. Arch. (Arch. d. Miniſt. d. Inn.) 1806, Nr. 1069 ein Akt. — G.

313) Franz Ornauer, bürgerlicher Glaſermeiſter und Salzverleger, Nr. 37 am Platz, hatte auch die Briefpoſt, ſowie die Fahrpoſt nach Wien inne (ſ. Geuſau, l. c. 97). Er war ſeit 11. Aug. 1775 mit Katharina Strup verheiratet und ſtarb am 11. Aug. 1810 (gütige Mttlg. Sr. Hochw. Dech. K. Frim). — G.

314) Das Frauenthor war eines der fünf Stadtthore Badens und wurde 1813 abgebrochen (ſ. Rollett, Neue Beiträge VII, 43). Seine Benennung hatte es von der hart daneben gelegenen Frauenkirche. — G.

315) Karoline Pichler wohnte sechs Jahre am Josephsplatz in der „Landschaft" und zwar 1829, 1832—35, 1837 (vgl. K. Pichler, Denkwürdigkeit., hrg. von Blümml, II, 503). — G.

316) Georg Binz (über ihn I, Anm. 393) erscheint bereits im Badener „Schematismus" vom J. 1805 als Besitzer der Häuser auf dem Hauptplatz Nr. 22 (damals Stadtviertel 39 „Zum goldenen Kreuz") und am Josephsplatz Nr. 6 (damals Wasserviertel Nr. 1 „Zur Landschaft") welche Häuser auf seinen Sohn Anton übergegangen sein sollen (s. Nollett, Neue Beiträge, III, 67). Laut Testament (s. I, Anm. 397) besaß er bei seinem Tod jedoch nur mehr ein Haus in Baden, das andere hatte er wohl bei Lebzeiten seiner Tochter Rosalie geschenkt. — G.

317 u. 318a) Joh. Chrysostomus Schratt (1773—1851), Badener k. k. Kreiswundarzt, ein gebürtiger Konstanzer, der 1793 nach Wien kam und hier studierte, war mit der Tochter Rosalie des Buchhändlers Georg Binz verheiratet, durch welche derselbe später das Haus „Zum goldenen Kreuz" auf dem Hauptplatz, erhielt, während Schratt's Sohn Johann, ein gelernter Buchhändler von gediegenen bibliographischen Kenntnissen, in den Besitz des großen Binz'schen Büchernachlasses gelangte (s. Nollett, Neue Beiträge l. c. 68; Gräffer-Czikann, IV, 588). Joh. Schratt wird mit seinem Antiquariat noch 1870 (s. Lehmann. Wohnungsanzeiger, 1870, S. 401) in der Grünangergasse Nr. 1 angeführt, 1872 nicht mehr. Rosalie Schratt war mit ihrem Bruder Anton die Intestaterbin nach Joh. Gg. Binz (s. dessen Verlassenschaftsakt Faszikel 2, Nr. 2908 ex 1824). Katharina Schratt, die bekannte Hofschauspielerin, ist eine Enkelin J. Ch. Schratts. — G.

318b) Franz Nitschner, gewes. k. k. Hof-Geflügellieferant, des äußer. Rats Mitglied, der Bürgerspitals-Wirts-Gast's Commission Beisitzer und des Grundgerichts, Witwer, von Eggenburg in (N.) Österr. gebürtig, Nr. 246 auf der Landstraße am Brand der Alten, alt 75 Jahre, gestorben am 1. Mai 1826 (Totenprotok. der Stadt Wien, 1826, Buchst. N., Fol. 6). — G.

319) Das Café Milani (s. I, Anm. 121), später auch im Besitze von Corti auf dem Kohlmarkt (Ecke der Wallnerstraße), gieng am 26. Juli 1830 in den Besitz des Joseph Georg Daum (geb. 1. Dez. 1789, gest. 12. Dez. 1854), eines sehr unternehmenden Mannes, der einen Weinhandel betrieb, ein Hotel inne hatte und das berühmte „Elysium" begründete, über und blieb in der Familie bis 1. Mai

1877, wo es geschlossen wurde. In diesem Kaféhaus, nun Café Daum genannt, verkehrte namentlich nach 1848 die gesammte politische Welt, aber auch die haute finance war dort besonders in den Tagen des Gründungsschwindels zu finden (s. ausführlichst über das Kaféhaus und die Familie Daum in: Alt-Wien, Monatsschrift, 1895, 87 ff., 108 ff., mit zahlreichen Abbildungen). — G.

320) Geusau l. c. 69 schreibt: „Jenseit des Schwechatbaches ... liegt der dem Freiherrn von Dobelhof gehörige Sauerhof mit einem nebenbei stehenden Wirtshause, welcher seine Benennung, sowie das dasige Bad, von einem ehemaligen Besitzer Namens Sauer erhalten hat. In dem Gebäude befinden sich mehrere Wohnungen, wo die Badgäste von einem eigenen allda befindlichen Traiteur bedient werden können. Durch breite trockene Gänge gelangt man in das ovalrunde Bad, dessen eigene Quelle von dem durchlöcherten Boden emporquillt, und von besonderer Klarheit und Reinlichkeit ist. Der Badepreis ist hier 18 Kr." (Eine Abbildg. bei P. Tausig, Berühmte Besucher Badens, Taf. XVII). — G.

321) Geusau l. c. S. 105 schreibt: „Das Johannesbad wurde schon im J. 1803 von seinem dermaligen Besitzer Herrn Christ vom Grunde aus ganz neu und sehr schön hergestellt." Im „Taschenbuch für Badegäste Badens usw. 1805 von Dr. Karl Schenk", befindet sich eine Ansicht des Johannesbades, die dem damaligen Besitzer, Herrn Zacharias Christ gewidmet ist. Christ besaß später noch das Haus Nr. 88 (spät. 86) in der Frauengasse und machte sich als Kassier der 1806 gegründeten Badener Verschönerungsanstalt verdient (s. Rollett, Neue Beiträge, IV, S. 84). Sein Tod erfolgte zu Baden am 23. Novemb. 1835 im Alter von 83 Jahren (güt. Mttlg. d. Hw. Hrn. Dech. K. Frim). — G.

322) Anton Franz Rollett geb. zu Baden 2. August 1778 zählt zu den für diese Kurstadt bemerkenswertesten und seinerzeit volkstümlichsten Persönlichkeiten, so wie auch seine Nachkommen in jener Stadt eine bedeutungsvolle Tätigkeit entfalteten. Anton Rollett, obwohl aus einer ärmlichen Familie stammend, hatte durch Unterstützungen die Mittel erhalten, sich an der Wiener Hochschule in der Chirurgie u. Geburtshilfe auszubilden und wirkte seit 1801 in seiner Vaterstadt Baden selbst im ärztlichen Berufe, den er mit musterhafter Gewissenhaftigkeit über 40 Jahre lang daselbst ausübte. Er bekleidete auch die Stelle eines Landgerichtsarztes und starb am 19. März 1842. Rollett auch schriftstellerisch tätig hat einige medizinische, botanische

und balneologische Schriften über Baden veröffentlicht, so namentlich das Handbuch „Hygieia für Badens Curgäste" (Baden 1816). Besonders hervorragend waren Rolletts reiche Sammlungen auf naturwissenschaftlichem, technologischem, künstlerischem und numismatischem Gebiete, auch besaß er eine reichhaltige Bibliothek. Diese Sammlungen sind nach seinem Tode später in den Besitz des städtischen Museums übergegangen, wo diese wertvollen Stücke unter der zielbewußten Leitung der jetzigen Direktion mustergültig übersichtlich geordnet zugänglich gemacht erscheinen. Von Anton Rolletts Söhnen wirkte Karl (1805—1869) ebenfalls als ausgezeichneter Arzt in Baden, dessen Söhne Emil und Alexander gleichfalls auf medizinischem Gebiete hervorragend tätig waren. Emil (geb. 1835) wurde einer der gesuchtesten Ärzte Wiens und übte während des Sommers in Baden seine ärztliche Praxis aus. Alexander (1834—1905) Professor an der Hochschule zu Graz zählt zu den bedeutendsten Forschern auf dem Gebiete der Physiologie und Histologie. Anton Rolletts Sohn Hermann (1819—1904), dessen Name im Sturmjahre 1848 viel genannt wurde und der schon früher, um dem damals in Österreich herrschenden Geistesdrucke zu entgehen, seine Heimat verlassen, hat sich als Dichter und Schriftsteller einen sehr geachteten Namen errungen. Er lebte, im Jahre 1854 zurückgekehrt, seit 1866 wieder in Baden, wo er überaus angesehen eine Reihe von Ehrenstellen bekleidete, auch wurde er Stadtarchivar und Musealkustos und hat insbesondere auch eine Zahl wertvoller Schriften zur Geschichte und Kulturentwicklung Badens, namentlich „Beiträge zur Chronik der Stadt Baden" (1880—1902) veröffentlicht und sich mit kunstgeschichtlichen Untersuchungen auf dem Gebiete der Gemmenkunde besonders eingehend beschäftigt. (Vgl. Wurzbach, 26. Bd. S. 303 ff.) Auch die selbstbiographische Arbeit: „Hermann Rollett" (Wien. Druck v. Carl Fromme 1874) enthält manche beachtenswerte Angaben über des Verfassers Vater Anton Rollett. Letztere Ausarbeitung war für Wurzbachs Lexikon bestimmt, da sich dieser selbst um die entsprechenden biographischen Daten an Hermann Rollett gewendet, der bereitwilligst dem Wunsche des Lexikographen nachkam. Eine literarische Streitigkeit veranlaßte merkwürdigerweise den letzteren die schon gesetzten und gedruckten Bogen seines Lexikons, in denen sich diese Lebensbeschreibung Hermann Rolletts befand zu unterdrücken und dessen Namen überhaupt gar nicht zu berücksichtigen. Gegen dieses Vorgehen hat Hermann R. zur eigenen Rechtfertigung die genannte selbständige Veröffentlichung über sein Leben und seine Tätigkeit, wie sie im Lexi-

ken hätte erscheinen sollen, wortgetreu und mit einer Einleitung herausgegeben, die den ganzen Vorgang darstellt. Dieses Schriftchen nur als Manuskript gedruckt und an Freunde und Bibliotheken versendet, bildet aber eine wichtige Ergänzung des 26. Bandes von Wurzbachs Lexikon. — Bemerkenswert erscheint auch insbesondere durch einige Bildnisse Anton Rolletts und andere ihn betreffende Illustrationen des Album von Paul Tausig: „Berühmte Besucher Badens". (Wien. 1912, gr. 4°). Vgl. noch H. Rollett, Beiträge, 1880, S. 169 ff.: Die Familie Rollett. — S.

323) Wahrscheinlich dieses Spreitzer'sche Kaféhaus hat Geusau l. c. 31 f. im Auge, wenn er schreibt: „Kaffeehäuser werden von den Badegästen zwar zwei besucht, eigentlich befindet sich aber dermal nur eines in Baden, nämlich im Casino; das zweite außer dem Bockwirtshause gehört zu dem Dorfe Guttenbrunn, welches seiner Nähe wegen von vielen für eine Vorstadt Badens gehalten wird. In beiden werden alle erlaubten Spiele getrieben und nach Verlangen mit Kaffee, Thee, Mandelmilch etc. serviert." Tatsächlich wurde die Concurrenz durch Scheiner erst 1802 eröffnet und Geusau berichtet über diese Concurrenz erst im Anhang S. 98. Gräffer berichtet ob. S. 121, daß Spreitzer später Obsthändler in Wien war, doch konnte ich in den Offiziosaprotok. der Verlassenschaftsabhandlungen von 1810—1850 nichts über sein Ableben in Wien finden. — S.

324) Über Karl Graf Harrach vgl. II, 10 u. Anm. 20. — S.

325) Über Frz. Jos. Gall vgl. I, 194 u. Anm. 529. — S.

326) Der Eingang in das Helenenthal, bekannt durch seine großen Naturschönheiten und ehrwürdigen Reste der alten wie prachtvollen Werke der modernen Baukunst, befindet sich eine Viertelstunde südwärts von Baden und erstreckt sich in einer Länge von drei Stunden bis in die Berge von Heiligenkreuz. Vor allem sehenswürdig sind die Ruinen mehrerer Ritterburgen, sowie die 1822 erbaute Weilburg. Ein beliebter Ausflugsort in dem Thal sind die sogenannten Krainerhütten. — S.

327) „Der verschiedenen Wasserkünste wegen bekannte Kupferschmidtsche Garten ist nur gegen Bezahlung zugänglich" (s. Geusau, l. c. 39). Er lag damals in der Rathausgasse, heute Beethovengasse Nr. 10. Schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts gehörte er zu den Hauptbelustigungen der Badener Kurgäste. Über seine Wasserkünste, mechanischen Figuren etc. vgl. ausführlich Rollett, Neue Beiträge III, 42 ff.; XI, 74 f.). — S.

328) Der Polizeiwachtmeister Anton Christian, eine überaus originelle Figur, der unt. and. behauptete, über 200 Jahre bei allen Potentaten gedient zu haben, starb am 3. Dezemb. 1835. Sein Bild wird auf einer alten Scheibe noch heute aufbewahrt (s. Rollett, Neue Beiträge l. c. VIII, 42). Besonders scharf war er auf die Tabakraucher, die sich erkühnten, im Badener Kurpark zu rauchen, worüber die „Briefe des jung. Eipeldauers, 1808, 12. H., 24 f.; 1810, 10. H., 41 f." verschiedene ergötzliche Anekdoten bringen. — G.

329) Karl Timlich (zuweilen auch Temlich), Fechtmeister, Kupferstecher und Schriftsteller, geboren zu Asch in Böhmen 1744, scheint sich hauptsächlich als Fechtmeister durchgebracht zu haben und war 1784 bis 1787 Fechtmeister im Theresianum (s. Protokoll f. Nied. Österr. 1784, p. 240; 1787, p. 551). Er unterhielt später auch eine Fechtschule (s. Polizeiindic. i. Statthalt. Arch. 1802, litt. D. T. p. 15) und schrieb mehreres über die Fechtkunst, so etwa „Temlichs Abhandlung von der Fechtkunst auf Stoß und Hieb. Wien, 1781, 8°". Noch am 1. März 1818 gab er eine deutsche Fechtproduktion (s. Theat. Ztg., 1818, S. 113). Als Schriftsteller, — er schrieb auch unter dem Pseudonym L. Hoffmann (s. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller usw. 1822, S. 52), — hat er sich meist auf dem Gebiet des Kuriosen hervorgetan, Robinsonaden, wie der „Österreichische Robinson oder Leben und merkwürdige Reisen Andreas Geißlers usw. Frkft. 1791" und berüchtigte Erotika wie „Priaps Normalschule usw. Berlin 1789" entstammen seiner Feder und sind von Bibliophilen gesuchte Raritäten (vgl. Goedeke, IV, S. 233; IV, 543, der aber so wie Wurzbach fast nichts über seine Lebensumstände zu sagen weiß). Schließlich versuchte sich T. auch als Kupferstecher, so stach er z. B. nach Ridinger Hirsche (s. Theat. Ztg. 1821, Nr. 64), über seine Kriegskarte vgl. I, Anm. 332. Er starb hochbetagt am Schlagfluß als priv. Fechtmeister im Alter von 81 Jahren Nr. 1100 im Bürgerspital am 1. Febr. 1825, merkwürdigerweise in ziemlich ordentlichen Umständen. Er hinterließ seiner Tochter — von seiner Frau lebte er seit 18 Jahren getrennt — 867 Gulden (Verlassenschaftsakten Faßz. 2, Nr. 1266 ex 1825; Totenprotok. d. Stadt Wien, 1825, Buchst. D. T., Fol. 3). Interessant ist, daß ihn einmal ein neidischer Concurrent als Fechtmeister herausforderte (1805), was aber die Polizei verhinderte (s. Poliz. Akt. Nr. 421 ex 1805). — G.

330) Ein Teil des hohen Marktes hieß Fischmarkt (in der nächsten Nähe der sogenannte Fischhof). Hier war tatsächlich der

Markt für die Fische, welcher erst 1874 an die Rampe des Franz Josephs-Quai verlegt wurde (s. M. Bermann, Alt- und Neu-Wien, 1880, S. 488, 1177). — G.

331) Die Schlagbrücke, eine sehr alte Brücke, deren bereits in Urkunden des 14. Jahrhunderts Erwähnung getan wird. Der Name leitet sich übrigens von ihrer Bauart und nicht von den nahen Schlachtbänken der Fleischer her. Sie verband die innere Stadt mit der Leopoldstadt und wurde erst 1818 durch die Ferdinandsbrücke ersetzt (s. Bermann l. c. S. 366, 1040). — G.

332) A. v. Geusau, Histor. Tagebuch all. merkwürd. Begebenheiten, welche sich . . . 1809 zugetragen etc. 1810, 221, schreibt: „Bei dem Buchhändler Geistinger am Kohlmarkt ward der in Kupfer gestochene Plan der Schlacht bei Eßling für 1 fl. verkauft. Eine elende, höchst unwahrscheinliche Zusammensetzung, schön für's Auge, leicht faßlich für den Verstand eines Kindes! Durch übertriebenen Patriotismus machte man Sottisen auf die, welche man loben wollte. So standen die österreichischen Batterien gewiß nicht." Ein Exemplar dieses Planes befindet sich in den Sammlungen der Stadt Wien, übrigens auch „Aemil. Janitsch, Merkwürd. Geschichte der Kriegsvorfälle usw. 1812, 8°" beigebunden. Er ist von Timlich signiert. — Über Geistinger s. I, Anm. 472. — G.

333) Nicht am 8. Juni (was wohl Druckfehler ist) sondern am 8. Juli ward diese Kundmachung angebracht (s. Geusau, Histor. Tagebuch l. c. 260). Die österr. Blessierten, die sich nicht selbst retten konnten, mußten indessen liegen bleiben (ibid. 257). Ein Bild „Die Einwohner Wiens pflegen verwundete Franzosen (1809)" s. Denkwürdigk. aus Altösterr. XVIII vor S. 329. — G.

334) Über Joh. Ferd. Ritt. v. Schönfeld's (1750—1821) technologisches Museum vgl. „Scheiger, Das von Ritter von Schönfeld gegründete technologische Museum in Wien, Prag, 1824, 8°, und den kurz orientierenden Artikel bei Gräffer-Czikann, IV, S. 579 f.". Einen Hauptbestandteil desselben bildete eine weitläufige Sammlung menschlicher Handarbeiten, welche in vielen Glasschränken geordnet war. Die Sammlung befand sich ursprünglich auf der Wieden nächst der Karlskirche Nr. 103 (s. H. F. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller usw. S. 217 ff.) und gieng dann in den Besitz des Freiherrn von Dietrich über, wo sie in dessen Haus in der Schönlaterngasse Nr. 673 (alt) aufgestellt war. — Schönfeld war früher in Prag und Wien Buchdrucker gewesen. — G.

335) Das Haus zum goldenen ABC in der Rauhensteingasse seinerzeit Nr. 936 gehört zu jenen dereinst nach den drei Anfangsbuchstaben unseres Alphabets genannten Häusern Wiens, deren mehrere diesen Namen führten. Es wurde in noch früherer Zeit das Haus zur goldenen Kugel genannt und befand sich darin eine sehr besuchte Branntweinschenke, von der noch Realis (Curiositäten- u. Memorabilien-Lexikon v. Wien. 1846. I. Bd. S. 4) berichtet. Das Haus, dessen Gassenansicht nicht bestimmen ließ „ob es zwei- oder dreistöckig ist" war ein sehr altes, innen winkeliges Gebäude mit kahler, nur drei Fenster breiter Façade, welche durch ein „antikes Vorsprungfenster unterbrochen wurde". Pietro di Galvagni kaufte dieses Haus, das sogenannte kleine Kaiserhaus, in dem Mozart gestorben (Nr. 934) und ein drittes Nachbarhaus Nr. 935, ließ diese alten Bauten niederreißen und im Jahre 1849 das mächtige Gebäude erstehen, das zur Erinnerung an den weltberühmten Meister den Namen „Mozarthof" erhielt. Vgl. Kisch, die alten Straßen u. Plätze Wiens. (Wien 1883) S. 588 Anm. 1. — Über das eigentliche Sterbehaus Mozarts, das kleine Kaiserhaus — vgl. die unten folgende Anmerkung Nr. 338. — S.

336) Alois Fuchs (1799—1853) seit 1836 bei der kaiserlichen Hofkapelle in Wien angestellt, war zu Naase (österr. Schlesien) geboren und kam 1816 nach Wien, 1824 wurde er Beamter des Hofkriegsrates, bis in Folge seiner trefflichen musikalischen Ausbildung seine erwähnte Anstellung bei der Hofkapelle erfolgte. Hohe Aufmerksamkeit aber erregte die großartige Autographensammlung, welche Fuchs mit seiner Kenntnis und kritischem Scharfsinn von den Berühmtheiten der Tonkunst anlegte und die bald eine der hervorragendsten und merkwürdigsten ihrer Art war, da die hervorragendsten Tonsetzer aller Völker und Zeiten darin vertreten erschienen. Insbesondere galt Fuchsens Mozart-Sammlung als die wertvollste und bedeutendste der Autographen und Reliquien dieses unsterblichen Meisters. Gräffer bietet 1846 ein Verzeichnis dieser von Mozart herrührenden Handschriften u. Gegenstände, in vorliegender Ausgabe Bd. II. S. 117. Otto Jahn in seinem Mozartwerke hatte Gelegenheit diese Autographen des Meisters zu seinem großen Nutzen zu verwenden. (Vgl. O. Jahn: W. A. Mozart. 2. Auflage. Leipz. 1867. I. Vorwort S. XIX.) Leider ist diese ausgezeichnete Sammlung nach dem Tode F.s nach Berlin verkauft worden. Vgl. Wurzbach, 4. Bd. S. 390; Gräffer-Czikann, II, S. 237 f., worin die Autographen dieser Sammlung ausführlicher beschrieben erscheinen. — S.

337) Der hervorragende Tonkünstler und Schöpfer einer reichen Zahl bedeutender musikalischer Werke Maximilian Stadler wurde am 4. Aug. 1748 zu Melk geboren. Zehn Jahre alt kam er als Sängerknabe in das Stift Lilienfeld und kurze Zeit darauf machte er seine ersten Versuche in der musikalischen Komposition. Im J. 1766 trat Stadler in das Stift Melk als Novize ein und betrieb darauf auch seine theologischen Studien, 1775 wurde er vom damaligen Abt zum Professor der Theologie im Stifte ernannt, setzte aber seine eifrige musikalische Tätigkeit fort. Er wurde zum Prior des Stiftes gewählt, bei der Änderung der Verfassung in allen Stiftern durch Kaiser Joseph II. erhielt er das wichtige Amt eines Abbé commandataire im Stifte Lilienfeld, später im Stifte Kremsmünster. Im Jahre 1791 berief ihn Bischof Gall nach Linz als Konsistorialrat. Von dort aus besuchte Stadler auch Wien öfter, wo er Mozart persönlich kennen lernte, von dessen Musik er stets ein besonderer Bewunderer gewesen. Nach dem Tode Mozarts, durch dessen Witwe darum ersucht, prüfte und ordnete er des unsterblichen Meisters musikalische Handschriften, namentlich Mozarts unvollendetes letztes Requiem wurde von Stadler auf das Genaueste untersucht und er veröffentlichte eine „Vertheidigung der Echtheit des Mozart'schen Requiem" (Wien 1826) mit zwei 1827 erschienenen Nachträgen zu dieser „Vertheidigung". Stadler, der aus dem Stifte ausgetreten war, begab sich 1796 nach Wien, wo er sich mit musikalischen Arbeiten beschäftigte und im Jahre 1803 die Pfarre der Vorstadt Altlerchenfeld übertragen erhielt, auch verlieh ihm der Kaiser das Ehrenkanonikat von Linz. Im Jahre 1810 wurde er Pfarrer in Böhmischkrut in Niederösterreich, hatte aber bei allerdings bemerkenswerten Einnahmen eine überaus anstrengende Dienstleistung, so daß er im Jahre 1816 die Pfarrerstelle aufgab. Seitdem lebte Stadler in bescheideneren Verhältnissen zu Wien ganz seinen tonkünstlerischen Bestrebungen, wo er hochbetagt am 8. Nov. 1833 aus dem Leben schied. Er wurde auf dem St. Marxer Friedhof in Wien begraben und auf dem Denksteine seines Grabes hat Castelli eine sinnige Inschrift verfertigt. — Stadler hat eine große Reihe Kompositionen verfaßt: Messen, Cantaten, Sonaten, Fugen, Concerte und Anderes nicht bloß auf dem Gebiete geistlicher Musik. Auch hat er verschiedene deutsche Lieder und Dichtungen vertont. Sein großes Oratorium „Die Befreiung von Jerusalem" wurde 1816 in Wien aufgeführt. Über Stadlers Beziehungen zu Mozart und über seine Stellung dem Requiem desselben gegenüber berichtet Otto Jahn eingehend (W. A. Mozart von

O. Jahn. 2. Aufl. Leipzig 1867). Wurzbach, 37. Bd. S. 60 ff. bietet eine sehr ausführliche Lebensbeschreibung dieses bedeutenden Künstlers und ein Verzeichnis seiner musikalischen Kompositionen nach dessen eigenhändiger Aufzeichnung von 1759 bis 1833. Vgl. auch Gräffer-Czikann, V, S. 121 f. — Neuer Nekrolog der Deutschen. 11. Jahrg. 1833. (Ilmenau 1834), die verschiedenen biographischen Lexika der Tonkünstler (Gaßner, Gerber) usw. — S.

338) Das „kleine Kaiserhaus", an dessen und seiner Nebenhäuser Stelle 1849 der „Mozarthof" erbaut wurde, trug später die Hausnummer 934, der „Mozarthof" hat die neue Nummerbezeichnung 8. Das einfache Gebäude war zwei Stockwerke hoch und hatte ein größeres Einfahrtstor. Kisch, die alten Straßen u. Plätze Wiens. I. S. 587 bietet eine gute Ansicht des „kleinen Kaiserhauses" in seinem alten Bauzustande. — Otto Jahn in seiner vortrefflichen Mozartbiographie führt unter den Beilagen im 2. Bande (2. Auflage. S. 594 f.) einen neu ausgefertigten amtlichen Todtenschein Mozarts aus dem Sterberegister der Pfarre St. Stephan vom Jahre 1791 so wie auch das mit den Angaben Gräffers übereinstimmende „Attest der Todtenschau" vom 6. Dezember 1791, endlich die bezügliche Stelle aus dem „Verzeichniß der Verstorbenen in der Stadt" aus jener Zeit wortgetreu an. — Vgl. auch (J. Bermann) Mozarts Sterbehaus. Zur Feier des hundertjährigen Geburtstages herausg. Wien, 1856, 8° mit zwei Tafeln. — S.

339) Zur Zeit von Mozarts Todeskrankheit waren zwei Brüder des Namens Closset Ärzte in Wien, beide geschätzt und bedeutend. Der eine, Thomas, geboren zu Malmedy, wurde 1782 Doktor der Medizin und starb ledig am 9. April 1813 in der Wipplingerstraße Nr. 391 (alt) im Alter von 59 Jahren (s. Totenprotok., 1813, litt. C. G. K., Fol. 35). Er hinterließ ein sehr bedeutendes Vermögen (Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 1144 ex 1813), was jedenfalls auf seine große Praxis hindeutet. Sein Bruder Nikolaus, ebenfalls zu Malmedy geboren, gleichfalls Doktor der Medizin, starb am 27. September 1824 in der Stadt, Mölkerbastei Nr. 91 (alt) im Alter von 70 Jahren (s. Totenprotok., 1824, litt. C. G. K., Fol. 47). Auch sein Vermögen war sehr bedeutend (Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 321 ex 1824). Leider geht aus der Mozartlitteratur nirgends hervor, welcher von beiden M.s Arzt war, da in dieser stets schlechtweg nur von einem Dr. Closset gesprochen wird. — S.

340) Der Tonkünstler Franz X. Süßmayer (1766—1803), in Steyr geboren, zeigte frühzeitig Anlage zur Musik. Er kam als Sän-

gerknabe in das Stift Kremsmünster, wo er auch wissenschaftlich ausgebildet wurde und schon durch Kompositionen besondere Aufmerksamkeit erregte, später nach Wien, wo er durch Salieri auf musikalischem Gebiete höhere Ausbildung fand und auch mit Mozart befreundet wurde; in dessen musikalisches Wesen drang er tief ein, so daß ihm dieser sogar die eignen Tonstücke zur weiteren Ausarbeitung überließ. Süßmayer war es auch, der Mozarts großes hinterlassenes unvollendetes Requiem zur Vollendung brachte. In der Folge komponierte er eine Reihe von Opern und Operetten, die überall großen Beifall fanden und zu denen ihn insbesondere der Theaterdirektor Schikaneder angeregt hatte, der mit Süßmayer in Verbindung getreten war. Von diesen Musikstücken hat die Operette: „Der Spiegel von Arkadien", 1794 in Wien zum erstenmale aufgeführt, ganz besondere Verbreitung erlangt. Hohe Aufmerksamkeit erregte die in Wien 1796 erfolgte Vorführung seiner patriotischen Cantate „Der Retter in Gefahr". Er starb zu Wien in jungen Jahren allzufrüh für die Kunst, welche von ihm jedenfalls noch Bedeutendes zu erwarten gehabt hätte. — Wurzbach, 40. Bd. S. 290 ff. — Gräffer-Czikann V. S. 236 f., die Tonkünstler-Lexika usw. Vgl. auch O. Jahn: W. A. Mozart. 2. Aufl. Leipz. 1867. Bd. 2 (Register). — S.

341) Joseph Graf Deym von Stritetz (1750—1804) beschäftigte sich mit Bildnerkunst und legte in Wien eine Gallerie an, in der er zahlreiche von ihm selbst in Neapel nach den antiken Originalen in Gyps ausgeführte Kunstwerke aufstellte. Er, der mittellos von seiner Kunst auch lebte und ein bedeutendes Vermögen erwarb, führte eine Zeit lang den Incognito-Namen Müller. (Wurzbach, 3. Bd. S. 276 f.; Denkwürd. aus Altösterr. XV, S. 225.) Die Totenmaske von Mozart ist leider verschollen (s. A. Schurig, W. A. Mozart, Lpzg. 1913, II, 281). — S.

342) Gottfried Freiherr van Swieten (1734—1803), der Sohn des berühmten Leibarztes der Kaiserin Maria Theresia, war eine gleichfalls hochbegabte Persönlichkeit und hatte einen großen Einfluß auf das geistige Leben seiner Zeit in Wien ausgeübt. Zunächst als Diplomat und Gesandter Österreichs in Brüssel, Paris, Warschau und Berlin tätig, wurde er im J. 1777 zum Präfekten der Wiener Hofbibliothek ernannt, die seinem Eifer viele wertvolle Erwerbungen zumal auf künstlerischem Gebiete verdankte. Seine Vorliebe für die Wissenschaften und das Studienwesen konnte Swieten, als er 1781 zum Präses der Studien- und Bücherzensur-Hofkomission ernannt wurde, in besonderer Weise betätigen, er brachte einen ungeahnten

Aufschwung auf diesem Gebiete zu Stande, förderte das literarische Leben in Österreich und viele Reformen auf dem Felde des Studienwesens unter Josephs II. Regierung sind sein Werk. Aber auch auf dem Gebiete der Tonkunst wurde Gottfr. Frh. v. Swieten in Wien von hohem Einfluß, in seinem Hause fanden wöchentlich Konzerte statt, bei denen die Werke großer Meister wie Händel, Bach etc. zur Aufführung gelangten. An diesen Aufführungen war namentlich auch Mozart beteiligt, den er als genialen Künstler verehrte, dem er aber nach seinem Tod, obschon ein steinreicher Mann, nicht einmal ein bescheidenes Denkmal setzte, welche Schäbigkeit A. Schurig in seiner glänzenden Mozartbiographie (l. c. II, 281, 307) in das richtige Licht setzte. — Zu vergleichen bei Otto Jahn, l. c. im 2. Bande der Abschnitt: „Van Swieten und die klassische Musik". — Wurzbach, 41. Bd. S. 50 ff. führt van Swietens verdienstvolle Tätigkeit als Präfekt der Hofbibliothek durch Hervorhebung der von Sw. bewirkten wertvollen Anschaffungen für diese berühmte Sammlung im Einzelnen an und bietet auch Ausführlicheres über seine Beziehungen zur Entwicklung des Wiener Musiklebens vom Ende des 18. Jahrhunderts und zur Persönlichkeit Mozarts. — Vgl. auch Gräffer-Czikann, V, S. 239 f. — S.

343) Emanuel Schikaneder (1751—1812) war Schauspieler, dramatischer Dichter und später Direktor des Theaters im Freihause an der Wien, wo er Mozarts „Zauberflöte" zur ersten Aufführung brachte. Schikaneder ist auch der Textverfasser der „Zauberflöte", welchen man zeitweilig dem Schriftsteller Karl Ludwig Giesecke zuschrieb, der aber höchstens Mitarbeiter war (Vgl. darüb. E. v. Komorzynski, E. Schikaneder, Berl. 1901, S. 109 ff.). — S.

344) Mozart kam im Frühjahr 1791 bei dem Wiener Stadtmagistrat ein, ihn dem Kapellmeister Leop. Hofmann an der Stephanskirche zu adjungieren, welchem Gesuch der Magistrat am 9. Mai 1791 nachkam, indem ihm für den Fall, daß H. stürbe, die einträgliche Stelle zugesichert wurde, doch konnte M. von dieser Sache keinen Gebrauch mehr machen (s. O. Jahn, Mozart, Lpzg. 1889, I, 808; II, 701 f.: Abdruck der Gesuche). — G.

345) Karl Maria Freiherr v. Weber, der berühmte Komponist des „Freischütz", der „Euryanthe" etc. (1786—1826) starb in London, wohin er in der Hoffnung auf reichen Gewinn, um die Zukunft der Seinen sicherstellen zu können, im Februar 1826 gereist war, am 5. Juni 1826. Seine Leiche ruhte bis 1844 in der kathol. Morfield-

kapelle zu London, worauf sie in das Familienbegräbnis nach Dresden überführt wurde. Wurzbach, 53. Bd. S. 197 ff. — Max Maria Freih. v. Webers Lebensbeschreibung seines Vaters. Leipzig. 1864. 3 Bde. — S.

346) Der durch seine herrlichen echtes Wiener Gemüt athmenden Walzer-Kompositionen unsterbliche Joseph Lanner (geb. 1800) ist am 14. April 1843 zu Döbling bei Wien gestorben. — S.

347) Mozart vermählte sich am 4. August 1782 mit Constanze von Weber, in deren Elternhaus er 1778 in Mannheim gekommen, damals aber ihrer Schwester Aloisia seine Liebe zugewendet hatte. Im Jahre 1781 wohnte er bei der inzwischen nach Wien übersiedelten Familie Weber als Zimmerherr. Vater Weber war gestorben, Mozart wurde aber mit Constanze näher bekannt, nachdem Aloisia schon verheiratet war, und seine Neigung zu dieser Schwester wurde von ihr herzlich erwidert. Es kam trotz mancher Hindernisse zu der erwähnten Vermählung Mozarts mit Constanze. Zwei Kinder aus dieser Ehe, die Söhne Karl und Wolfgang Amadäus überlebten den so früh verstorbenen berühmten Vater. Im Jahre 1796 lernte die noch jugendliche Witwe Constanze den dänischen Gesandten Georg Nik. Nissen (1765—1826) kennen, der selbst ein besonderer Verehrer von Mozarts genialen Schöpfungen ihr bei der Ordnung der Vermögens- und Nachlaßangelegenheiten helfend beistand. Mit Nissen ging sie 1809 die zweite Ehe ein und lebte, nachdem dieser den Staatsdienst verlassen, seit 1820 mit ihm in Salzburg. Nach dessen im Jahre 1826 erfolgten Tode verblieb Constanze mit ihrer ebenfalls verwitweten Schwester Sophie daselbst, wo sie am 6. März 1842 starb. Vgl. O. Jahn: W. A. Mozart, 2. Auflage (Leipzig 1867). 2 Tl. S. 580 sowie die Biographie Mozarts bei Wurzbach, 19. Bd. S. 170—286. Charakteristisch für die Neigung Mozarts zu Constanze sind die von Jahn a. a. O. abgedruckten Briefe desselben an seine junge Frau. — Nissen selbst hat eine sehr eingehende sorgfältige Lebensbeschreibung Mozarts abgefaßt, die im Jahre 1828 erschien und bevor Jahn sein umfassendes musterhaftes Werk veröffentlichte, jedenfalls als die beste, Mozart betreffende Darstellung bezeichnet werden kann. — S.

348) Über Mozarts angeblichen von dem Kupferstecher Jakob Hyrtl entdeckten Schädel existiert eine Menge unnützer Litteratur, die wir nicht vermehren wollen. A. Schurig (Wolfg. Am. Mozart, Sein Leben u. sein Werk, Lpzg. 1913, 2. Bd. S. 348 ff.) nennt den Schädel mit Recht ein „beklagenswertes Betrugsstück" und wir verweisen Interessenten auf seine Ausführungen. — S.

349) Neu-Lerchenfeld, einst nahe an der Lerchenfelder Linie gelegen, jetzt ein Teil des 16. Wiener Gemeindebezirkes, bestand fast nur aus Gasthäusern und deren Gärten. Es war „das wahre Tusculum der geringeren Klasse von Wiens Einwohnern, in welchem, die Sommerzeit über, ein immerwährendes Volksfest gefeiert zu werden scheint, welches sich zwar, besonders an Sonn- und Festtagen, etwas tumultuarisch äußert und wobei Bacchus und Ceres, letztere weniger als Brot-, denn als Bierspenderin, einer fast unbegrenzten Verehrung sich zu erfreuen haben" (Gräffer-Czikann, III. S. 416 f.). — B.

350) Johann Nestroy (1802—1862), der bekannte Wiener Schauspieler und Possendichter, in dessen Lokalpossen übrigens sich manche Züge aus dem einstigen Lerchenfelder Leben finden dürften. — S.

351) A. v. Geusau, Histor. Tagebuch aller merkwürd. Begebenheiten, welche sich . . . 1809 zugetragen, 1810, 215, schreibt: „Nachmittags (11. Juni 1809) ward im Neulerchenfelde der Blamer-Wirt und noch ein anderer, welche von den Franzosen tötlich blessiert worden, begraben." Martin Plamer, Weinwirt und Hausinhaber in Neulerchenfeld, wohnhaft in der Josephstadt Nr. 10 bei der Uhr, wurde laut seiner Verlassenschaftsabhandlung (Fasz. 2, Nr. 3414 ex 1809) von den Franzosen durch sieben Bajonettstiche verwundet und sterbend in sein Haus gebracht. Sein Tod erfolgte am 9. Juni 1809. Das „Totenprotok. d. Stadt Wien, 1809, Buchst. B. P., Fol. 62" gibt ihn als geborenen Wiener an, sein Alter war 39 Jahre, merkwürdigerweise wird als Todesursache „Lungensucht" genannt. Plamer (auch Blamer geschrieben) hatte in Neulerchenfeld das Wirtshaus zum „weißen Schwan" Nr. 19 in der unteren Gasse inne, das sehr beliebt war. F. v. P. Gaheis schreibt in seinen „Wanderungen und Spazierfahrten . . . um Wien, 1804, 7. Bd., S. 104": „Dieses [Gasthaus] hat seit vielen Jahren unstreitig den größten Zuspruch von Gelehrten, Künstlern, Zeitungskundigen und Tabakschmauchern. Sie singen zuweilen in fröhlicher Eintracht herrliche Lieder oder unterhalten sich an einer Pudelhetze, wobei ein gewisser Krois den Hetzmeister und die Hauptrolle spielt. Statt der dabei erforderlichen Musik bittet er das Publikum, von Zeit zu Zeit ‚ein Gesäus zu machen oder ihm Beifall zuzustampfen'." Auch der Naturdichter G. Hiller besuchte den Plamerwirt und erzählt von ihm (s. Reise durch einen Theil von Sachsen, Böhmen, Österreich etc. Köthen, 1807, II, S. 242 f., 259). Dieses Gasthaus war eines der ersten, wo geraucht werden durfte (A. Ziegler u. K. Graf Vasquez, Wiens nächste Umgebungen Neulerchenfeld. Wien, 1827, Bl. 6b mit Anm.). — In Neulerchenfeld hatten An-

fangs Juni Unruhen gegen die Franzosen stattgehabt, wo eine Volksmenge nur mit Hacken, Knütteln und Steinen bewaffnet eine große Menge Franzosen in die Flucht gejagt hatte (s. Wien. Neujahrsalm. 1900, S. 79), die möglicherweise mit dem Tod Plamer's und den von Gräffer oben geschilderten Ereignissen im Zusammenhang stehen. — G.

352) Da in Hernals drei Grundherrschaften und zwar die des Metropolitandomkapitels, die des Stiftes St. Peter zu Salzburg und die des Freiherrl. Ehrenfelsischen Gerichtes bestanden, so gab es auch drei Grundrichter. Diese waren in jener Zeit 1) für die Untertanen des Metropolitankapitels, das den größten Grundbesitz hatte, Josef Heim (Hernals Nr. 16); 2) für die Untertanen des Stiftes St. Peter Paul Windprechtinger (Hernals Nr. 137) und 3) für die wenigen Untertanen der Ehrenfelsischen Herrschaft Johann Firal (Hernals Nr. 115). Vgl. Verzeichniß der in der k. k. Haupt- und Residenz-Stadt Wien befindlichen numerirten Häuser . . . nebst der Benennung des Grundbuchs der Pfarr-Polizeybezirks-Direktionen und Grundgerichten. Wien 1806, S. 247 f. Einer von diesen dreien dürfte jedenfalls der Held des obigen Abenteuers gewesen sein, welcher, ist freilich nicht zu entscheiden. — B.

353) A. v. Gensau beschreibt den Vorfall in „Historisch. Tagebuch aller merkwürdig. Begebenheiten, welche sich vor, während und nach der französisch. Invasion . . . 1809 zugetragen haben. Wien, 1810, 215" und Gräffer erzählt es ihm frei nach. — G.

354) Adam Friedr. Oeser, Maler, Modelleur und Kupferätzer, geb. am 17. Febr. 1717 zu Preßburg, besuchte 1730 die Akademie in Wien, mußte aber aus Mangel wieder heimkehren, bis es ihm im J. 1733 wieder gelang nach Wien zu kommen, wo er 1735 den Akademiepreis, eine goldene Medaille, für ein Concurrenzstück: Das Opfer Abrahams, errang, wodurch sich jene traurige Episode ereignete, die ihn zur Flucht zwang. 1739 begab er sich nach Dresden, später nach Leipzig, wo er 1763 Direktor der dortigen Akademie und später Hofmaler wurde. Sein Tod erfolgte am 18. März 1799 zu Leipzig. Während seines Aufenthaltes in Leipzig von 1763 an war Goethe Oesers Schüler. Oeser ist zwar nicht durch bedeutsame Darstellung ausgezeichnet, hat aber als ein abgesagter Feind des manierierten Geschmacks seiner Zeit für eine edlere Behandlung der Kunst mit Lehre und Beispiel gewirkt (Vgl. Alph. Dürr, Adam Friedr. Oeser. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. Lpzg. 1879, gr. 8°, woselbst auf S. 26 f. auch der Bericht Gräffers geboten wird, der aber nicht ganz den Tatsachen entsprechen soll). — G.

355) Johann Matth. Korabinski, Geograph, geb. zu Eperies 23. Febr. 1740, gest. zu Preßburg 23. Juni 1811, studierte in Eperies, später in Preßburg, widmete sich dem Lehrfach, dazwischen immer studierend oder reisend. 1769 war er in Deutschland. Später trat er mit Buchhändlern in Verbindung, hatte aber wenig Glück damit und gieng seiner ganzen Habe in Preßburg verlustig. Er nahm nun seine Zuflucht zu Wien, wo es ihm freilich nicht besser gieng. Auch hier mußte er die Stelle eines Hauslehrers annehmen und verwendete jeden kümmerlich erworbenen Kreuzer zur Herstellung seiner Karten. Schließlich verlor er auch die Hauslehrerstelle und begab sich nach Preßburg, wo er in Not bei seiner Tochter lebte. Ein Jahr vor seinem Tod verlieh ihm Erzherzog Joseph eine kleine Pension. Über ihn und seine zahlreichen topographischen und geographischen Werke vgl. Wurzbach, 12. Bd. S. 446 ff.; Gräffer-Czikann, III, S. 257 f. — G.

356) Fergar ist einer jener Decknamen, die Franz Gräffer selbst gelegentlich der Veröffentlichung seiner früheren Werke wählte. — S.

357) Der schottische Arzt John Brown (1735—1788) führte in seinem Hauptwerke: „Elementa medicinae" (1780) die Krankheiten auf den Mangel oder Überfluß von Reizen zurück. Seine Schriften mit dessen Biographie gab dessen Sohn William Cullen (London. 1804) heraus. Stephen & Lee, Dict. of Nat. Biography. Lond. 1908, 3. Bd. — Die Lebens- u. Entwicklungsgeschichte Browns von Dr. Josef Frank ist auch in dem „Gesundheits-Taschenbuch f. d. Jahr 1801" Wien 1801. S. 1—48 enthalten. — S.

358) Joseph Frank (1771—1842), der Sohn des auf S. 32 und öfter erwähnten Dr. Johann Peter Frank, als Arzt ebenfalls bedeutend, war ein Anhänger des Brownianismus und hat in diesem Sinne eine Zahl von Werken veröffentlicht. Vgl. Wurzbach, 4. Bd., S. 323. — Auch Gräffer-Czikann, II, 170. — S.

359) Der Verfasser des „Regulus" ist Heinr. Jos. Collin (1772—1811). Diesem Drama hat auf der Bühne Ifflands glänzende Darstellung besondere Anerkennung verschafft. — S.

360) Über Dr. Heastly, dessen Gräffer hier und öfter erwähnt, ist zwar nichts weiter bekannt geworden, doch scheint die Annahme, daß es sich um eine willkürlich erfundene Persönlichkeit handelt, nicht stichhaltig zu sein. Gräffer als Mitarbeiter von Schmidl's „Literarischem Anzeiger" teilt im Jg. 1822 Nr. 5 desselben anläßlich des Berichtes über die Vermutung des Bestandes der fehlenden Bücher

des Livius mit, daß trotz aller Anstrengungen, welche früher Ludwig XIV., der Großherzog von Florenz und ein König von Neapel durch Aussetzung hoher Summen für das Auffinden dieser fehlenden Stücke gemacht, hierdurch dennoch kein Erfolg zu Stande kam. Aber fährt G. fort: „Die neuesten und gegründetsten Aussichten eröffnet uns die Unterhandlung, in welcher seit einiger Zeit der geistreiche und gelehrte Dr. Heastly in London mit einem literarischen Freunde in Konstantinopel steht. Dr. Heastly gab vor einigen Monaten in einem Briefe Nachricht von seinen Hoffnungen" usw. Eine weitere Notiz G.s in Nr. 7 desselben „Anzeigers" führt an, daß Dr. Heastly in London nach einem Briefe die alten römischen Klassiker herauszugeben gedenke. G. führt sogar in Nr. 77 des „Lit. Anzeigers" S. 613 an, daß er eine sehr seltene Virgil-Ausgabe für 38 Dukaten an Dr. Heastly in London verkauft habe. Wenn also dieser Dr. Heastly auch nicht mit Gräffer persönlich befreundet und in Wien war, scheint seine Persönlichkeit als die eines Gelehrten doch existiert zu haben und eine ganz angesehene gewesen zu sein (vgl. noch unt. Anm. 379). — Weiter unten zu „Karikaturensammlung". Diese Sammlung meist berühmter englischer Karikaturisten wie Thom. Rowlandson, James Gillray u. a. ist heute noch im Besitz der Harrachs und zum Teil in der Gallerie ausgestellt. — S.

361) Karl Josef Fürst de Ligne (1735—1814) durch seine Dienste als österreichischer Heerführer wie durch seine geistvollen Schriften ausgezeichnet starb in Wien, wo er auf dem Kahlenberg begraben wurde. Vgl.: Graf A. Thürheim, „Feldmarschall Karl Jos. Fürst de Ligne" (Wien 1877). — S.

362) Baronin Germaine v. Staël-Holstein (1766—1817), die berühmte französische Schriftstellerin, war im J. 1808 in Wien und gab die „Lettres et pensées du Maréchal Prince de Ligne" nach dessen Tod heraus (s. A. Graf Thürheim, Karl Jos. Fürst de Ligne etc. Wien, 1877, s. Regist.). — S.

363) Franziska Freiin v. Arnstein (1758—1818), die Gemahlin des Freiherrn Nathan Adam v. Arnstein, der zu den reichsten Männern Wiens zählte, war eine der geistvollsten Damen der Residenz und in ihren Salons vereinigte sie Alles, was Wien an hervorragenden Persönlichkeiten auf den Gebieten der Kunst und des geistigen Lebens aufzuweisen hatte. Vgl. Gräfin Lulu Thürheim, Mein Leben hrg. v. René van Rhyn (München 1913). Bd. I, S. 40 Anm. — S.

364) Der Freiherr Ferdinand v. Geramb (1772—1848) kämpfte als Oberst gegen Frankreich und wandte sich später merkwürdiger-

weise dem Klosterleben zu; er wurde unter dem Klosternamen Joseph Maria Generalabt der Trappisten und war als solcher öfter in Rom. Er hat eine Zahl französischer Schriften veröffentlicht, schon 1804 aber das in einer Prachtausgabe erschienene historisch-allegorische Gedicht: „Habsburg" (Wien). Vgl. Wurzbach, 5. Bd., S. 146 ff. — Auch Gräffer-Czikann, II, 318 f. — S.

365) Johann Gabr. Marquis v. Chasteler-Courcelles (1763—1825), Feldzeugmeister und ausgezeichneter General namentlich in den Kämpfen gegen die Franzosen. In Tyrol stand ihm der Freih. v. Hormayr als Provinzialhofcommissär zur Seite, mit dem er schon früher die Tyroler Landwehr organisiert hatte. Vgl. Wurzbach, 2. Bd. S. 331 ff.; Gräffer-Czikann, I, 519 ff. — S.

366) Joseph Freiherr v. Hormayr zu Hortenburg (1782—1848), besonders bekannt durch sein patriotisches Wirken insbesondere als Hofkommissär in Tirol im J. 1809, nachdem er schon im J. 1800 zum Divisionskommandanten und Major der Tiroler Landwehr ernannt worden war. Seiner hervorragenden wissenschaftlichen historischen Tätigkeit wegen wurde Hormayr im J. 1808 Direktor des geh. Haus-, Hof- und Staats-Archives in Wien und im Septbr. 1809 wirklicher Hofrat. Über seine wichtigen historischen Veröffentlichungen vgl. Wurzbach, 9. Bd., S. 277 ff. — Zu vergleichen auch das Buch von Fr. v. Krones „Aus Österreichs stillen und bewegten Jahren" (Innsbr. 1892), S. 171 ff. Hormayrs Lebensgang. — S.

367) Der hervorragende Historienmaler Friedrich Heinrich Füger (1751—1818), welcher auch treffliche Miniaturporträts malte, war eine der angesehensten Kunstgrößen des damaligen Wien. — Wurzbach, 5. Bd. S. 1 ff. — Nagler, Künstler-Lex. München. 1835. Bd. 4. — S.

368) Joh. Bapt. R. v. Lampi (1751—1830), ausgezeichneter Porträtmaler, der viele Jahre lang, zuerst seit 1783, später seit 1798 bis zu seinem Lebensende in Wien gewirkt und eine reiche Zahl vorzüglicher Bildnisse der bedeutendsten Persönlichkeiten geschaffen hat. Lampi war auch in Warschau, Jassy und St. Petersburg als Bildnismaler tätig und höchst anerkannt. Er ist nicht zu verwechseln mit seinem Sohne Franz R. v. Lampi, der ebenfalls als Maler (zumal von Seestücken und Landschaften etc.) großen Ruf erwarb. Vgl. Wurzbach, 14. Bd. S. 57 ff.; Gräffer-Czikann, III, 335 f. — S.

369) Joseph Haydn, der große Tonkünstler (1732—1809) war im Jahre 1791 und 1792 in London, wo er mit Ehren überhäuft

auch von der Universität Oxford zum Doktor der Tonkunst ernannt und namentlich vom Könige Georg und dem Hofe ausgezeichnet empfangen wurde. Haydn ist der Schöpfer der österreichischen Volkshymne, die er im J. 1797 komponierte und die heute noch mit dem später unterlegten neuen Text das volkstümlichste Lied und Musikstück in Österreich bildet. — Vgl. Wurzbach, 8. Bd. S. 108—141; Gräffer-Czikann, II, 525 ff. — S.

370) Feldmarschall Franz Mor. Graf v. Lacy (Lascy) (1725—1801), ausgezeichnet durch seine heldenmütigen Kämpfe namentlich im siebenjährigen Kriege. Wurzbach, 13. Bd., S. 464 ff.; Gräffer-Czikann, III, 263 f. — S.

371) Georg III. König v. England (1738—1820). — Seine Gemahlin Sophie Charlotte v. Mecklenburg-Strelitz † 1818. Stephen und Lee, Dictionary. 7. 1908. — S.

372) Friedrich August, Herzog von York und Albany (1763—1827). Ebendort. Haydn kam am 24. Novemb. 1791 zu ihm und blieb zwei Tage dort (s. Jahrbuch f. vaterl. Gesch. Wien, 1861, S. 92 f.). — G. und S.

373) Georg August Friedrich (1762—1830), seit 1811 Regent: Ebendort. — Es gab übrigens nur einen Prinzen von Wales. — S.

374) Den Besuch bei der Familie Shaw verzeichnet Haydn unter dem 14. Dezember 1791 (vgl. Th. G. v. Karajan, J. Haydn in London 1791 und 1792, S. 47): „Er (Shaw) empfing mich unten am Thore und führte mich zu seiner Gattin, die mit ihren zwei Töchtern und mehreren Damen umgeben war. [Für Haydn war der mittlere Platz am Kamine vorbehalten.] Da ich ringsum mein Kompliment machte, wurde ich gewahr, daß alle Damen um den Kopf ein perlfarbenes Band trugen, worauf der Name Haydn sehr niedlich in Gold gestickt war. Herr Shaw hatte diesen Namen an den beiden Enden des Rockkragens von den feinsten Stahlperlen gestickt. Mistreß Shaw ist das schönste Weib, so ich jemals gesehen. Ihr Gemahl verlangte ein Andenken von mir. Ich gab ihm eine Dose, die ich kurz zuvor um eine Guince gekauft hatte. Er gab mir dafür die seinige. Als ich ihn einige Tage nachher besuchte, hatte er über meine Dose ein Futteral von Silber machen lassen, worauf oben eine Leier sehr schön eingegraben war und ringsum standen die Worte: ‚Ex dono celeberrimi Josephi Haydn'. Die Mistreß gab mir zum Andenken eine Stecknadel." Das Band, welches sie an diesem Tag trug, bewahrte H. unter seinen besten Kostbarkeiten. — G.

375) Franz Joseph Graf Saurau (1760—1832), der hervorragende österreichische Staatsmann, welcher namentlich auch zur Franzosenzeit viele bedeutende und wichtige Institutionen geschaffen hat. Im J. 1797 organisierte Gf. Saurau als Regierungspräsident die Landwehr in Wien, zu der in kurzer Zeit 37600 Mann beitraten. Wurzbach, 28. Bd., S. 279 ff. — S.

376) Johanna Franul von Weissenthurn (1773—1847), seit 1789 Hofschauspielerin in Wien, hat auch eine reiche Zahl sehr beliebt gewordener Schauspiele verfaßt, die 1804—1817 und später im Druck erschienen sind. Wurzbach, 4. Bd. S. 341 f.; Gräffer-Czikann, IV, 494 f. — S.

377) Ferdinand Eßlair (1772—1840), bedeutender dramatischer Künstler, war in den Jahren 1807 bis 1814 Hofschauspieler in Stuttgart und Mannheim, früher im J. 1800 Schauspieler in Augsburg und 1806 in Nürnberg (Wurzbach, 4. Bd. 80 f.; Gräffer-Czikann, II, 76 f.). In Prag war Eßlair im Jahr 1799 engagiert worden und gieng im nächsten Jahr bereits von dort durch (s. O. Teuber, Gesch. des Prager Theaters, 1885, II, S. 354, 358). Diese Redoute müßte also 1799 oder 1800 spielen. — G. und S.

378) Anton Salieri (1750—1825), der Verfasser einer Zahl seinerzeit viel bewunderter melodienreicher Opern, war seit 1788 in Wien Hofkapellmeister. Ausführl. behandelt bei Wurzbach, 28. Bd., S. 97 ff. Mozart wähnte sich von ihm verfolgt, er litt geradezu unter der Wahnvorstellung, Salieri wäre sein Todfeind. Ja, als er mit dem Tod kämpfte, hielt er sich von Salieri für vergiftet. Dies war alles jedoch grundlos und Salieri, ein gutmütiger, lebensfreudiger echter Italiener, dachte nicht daran, einen Kollegen zu schädigen, den er mit Not und Krankheit ringen sah. Das böswillige Geschwätz wurde später nur von Konstanze, deren Lieblosigkeit gegen ihren Gatten am ehesten dessen Tod beförderte, weit verbreitet (s. A. Schurig, W. A. Mozart, Leipzig, 1913, II, 216, 277, 291 f.). — G. u. S.

Auch diese Redoute ist jedenfalls komponiert. Sie müßte (s. Anm. 377) zum mindesten in das Jahr 1799 oder 1800 fallen, um die Anwesenheit Eßlair's zu rechtfertigen. In dieser Zeit (s. Anm. 364) dachte aber Geramb sicher noch nicht an die Abfassung seines Gedichtes „Habsburg (1804)", auch waren damals Chasteler und Hormayr kaum schon befreundet, ebenso wenig hätte man um diese Zeit Frau von Staël an der Seite des Prinzen de Ligne vermutet, den sie erst im J. 1808 kennen lernte. — G.

379) In den Jahren 1819 bis 1821 gab Franz Gräffer in Wien das von ihm begründete sehr ansprechend geführte „Conversations-Blatt" heraus, an dem sich viele hervorragende Schriftsteller als Mitarbeiter beteiligten. Näheres darüber in der Einleitung des Herausgebers zur vorliegenden Ausgabe. Dagegen ist von der Mitarbeit Heastly am Conversationsblatt keine Spur zu finden. Ein einziges Mal findet man eine Chiffre —ey (1820, S. 1021), die man auf ihn beziehen könnte, wenn er nicht der Autor einiger anon. Artikel ist. Doch ist noch immer zu vermuten, daß dieser Heastly, den man in allen englischen Nachschlagewerken vergeblich suchte, eine arge Eulenspiegelei Gräffers ist. Heastly ist nämlich er selbst und seinen Namen finden wir im Conversationsblatt freilich auf Schritt und Tritt. — G.

380) S. ob. Anm. 224.

381) J. Gartlers Wienerisches Kochbuch erschien schon im J. 1809 bei Gerold in Wien, verbessert von Barbara Hickmann, im Jahre 1825 wies das so beliebte Kochbuch schon die 33. Auflage auf. — S.

382) A. Viard, Le cuisinier impérial ou l'art de faire la cuisine et la pâtisserie pour toutes les fortunes. Paris. 1806, erschien 1837 schon in 15. Ausgabe. Vgl. Quérard, La France littéraire. Paris. 1839. 10. Bd. S. 137. — S.

383) Der „Almanach des gourmands" (Paris 1803—1812) wurde von Alex. Balthasar Laurent Grimod de la Regnière (1758—1837) herausgegeben und brachte diesem ein außerordentlich hohes Honorar und die Berühmtheit ein. Vgl. E. M. Oettinger, Joujour. 4. Bd. Leipzg. 1846. S. 155. — S.

384) Heinrich Gottfried von Bretschneider (1739—1810) verlebte zu Gera geboren eine abenteuerreiche Jugend und hatte eine besondere Abneigung gegen Frömmelei. Mit dem Buchhändler und Reiseschriftsteller Nicolai wurde Br. in Berlin befreundet. Er kam durch Vermittlung des Freih. v. Gebler im J. 1776 in österr. Staatsdienste, zuerst als Kreishauptmann nach Werschetz im Banat, später als Universitätsbibliothekar nach Ofen und sodann nach Lemberg. Wegen seines Freimutes von Kaiser Joseph II. hochgeschätzt zog sich Bretschneider andererseits zahlreiche Feinde deshalb zu. Er wurde zuletzt Hofrat. Von ihm ist eine Zahl staatswissenschaftlicher Schriften erschienen, hauptsächlich aber liegen Dichtungen, Romane, Almanache etc. von Bretschneider vor. Merkwürdigerweise besaß er

auch in der Kochkunst ungewöhnliche Kenntnisse und wußte große Mahlzeiten persönlich in der geschmackvollsten und üppigsten Weise zu bereiten. Vgl. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des . . . Heinrich Gottfried v. Bretschneider, hrg. von Karl Friedrich Linger (Wien, 1892), worin auch Bretschneiders Schriften einzeln verzeichnet sind. — S.

385) Die hier nur mit Anfangsbuchstaben des Namens bezeichneten Gäste, welche den Schmausereien von Bretschneiders Kochkunst beigezogen wurden, sind der Dichter Aug. Freih. v. Steigentesch und Friedrich v. Gentz, beide als Feinschmecker und gemeinsame Freunde bekannt (vgl. darüber die Tagebücher von Fr. v. Gentz, Leipzig, 1873, 4 Bde., an zahllosen Stellen). „Glasglocken mit eingemachten Früchten, zum augenblicklichen Naschen für den sybaritischen Hausherrn" sah auch Grillparzer (sämtl. Werke, Stuttgt. 1887, XV, 123) bei Gentz. Vgl. auch ob. Anm. 221. — S. und G.

386) Vgl. ob. Anm. 85.

387) Mit dem geh. Hofrat und Professor Georg Meusel (1743—1820) zuletzt in Erlangen, war Bretschneider befreundet. Meusel hat zahlreiche historische und literargeschichtliche Werke verfaßt und Verschiedenes von Bretschneider herausgegeben. Vgl. Allg. deutsche Biographie. — S.

388) Graf N. ist der als kaiserlicher Komissär zur Übernahme des Banats nach Werschetz gekommene Graf Christoph Nitzky (1714—1787), der sich auch durch verschiedene politische Schriften bekannt gemacht hat (s. J. Szinnyei, l. c. IX, Sp. 1047 f.; vgl. auch: Linger, Denkwürdigkeiten. S. 213 ff. — G. und S.

389) Graf Johann Soro (1730—1809), der hier gemeint ist, wurde 1778 Kommandierender im Banat und weilte als solcher in Temesvar (s. Linger, l. c. S. 216). Er starb am 15. Febr. 1809 als Feldzeugmeister und Theresienritter zu Lugos im Banat (s. Milit. Schematismus, 1810, S. 396). Das Todesdatum bei Linger ist falsch. — G. und S.

390) Die hier erwähnten Gärten und Anlagen Wiens standen damals alle der öffentlichen Benutzung frei. — S.

391) Der Stadtgraben am Fuße der Basteien lief um die ganze Stadt. Er war einst mit Pappeln und Strauchwerk bepflanzt, bei den verschiedenen Thoren führten Brücken über den Graben zum Thoreingang. Zwar wurde der Stadtgraben auch von Spaziergängern besucht, aber viel weniger als die beliebten Promenaden auf

den Basteien. Mit dem Falle der Basteien anläßlich der Stadterweiterung ist auch der Stadtgraben ausgefüllt worden und verschwunden (vgl. Neues Wien. Tagbl. 22. Juni 1896: Dr. S. Feßler, Erinnerungen aus dem Stadtgraben). — S.

392) Die sonst nicht übliche Bezeichnung des Bücherformates als Delabordefolio bezieht sich vielleicht auf die schön ausgestatteten Werke des Marquis Louis Jos. Delaborde (1774—1842), die von 1808—1840 erschienen, zumeist Reisen und künstlerische Sachen aus Frankreich behandelten. — S.

393) Johann Georg Binz, Antiquarbuchhändler, geboren zu Gündlingen im Breisgau am 21. April 1748, studierte Philosophie und Medizin, ersteres in Freiburg, letzteres schon in Wien (seit 1771), wo er es aber vorzog, als mittelloser Studierender die Wittwe Elisabeth (gest. 1807) des Universitätsbuchhändlers Johann Oll zu heiraten. Damit wandte er sich 1779 dem Buchhandel zu und legte so den Grundstein zu seinem späteren Vermögen. Binz widmete sich besonders den alten Büchern und die „Briefe über den gegenwärtigen Zustand der Litteratur und des Buchhandels in Österreich, 1788, 21, 96" schreiben: „Binz, auch Buchhändler, handelt aber, wie Klopstock, mit alten gebundenen Büchern und hat seine Bude durch's ganze Jahr, weil er Buchhändler ist, auf dem St. Stephans Friedhof, wo sonst der Gottesacker dasiger Pfarre war." Das spätere Geschäft (seit 1811) bestand in der Schulerstraße Nr. 915, vorher auch im Zwettelhof (s. A. Redl l. c. 1805, S. 45), und eine Spezialität B.s war der Handel mit alchymistischen, kabbalistischen und theosophischen Büchern, über welche er interessante Kataloge veranstaltete, z. B. „Verzeichnis von chymischen, alchym., physik., theosoph., kabbalist. und Kunstbüchern des Buchhändlers J. G. Binz im Zwettelhof. Wien, 1791, 240 S. 8°". Bretschneider glaubte über einen ähnlichen von 1788 spotten zu müssen (s. K. F. Linger, Denkwürdigkeiten aus dem Leben . . . von Bretschneider, Wien, 1892, S. 287). Immerhin machte Binz seine Geschäfte dabei und hinterließ seinen Kindern Rosalie Schratt (s. I, Anm. 317) und Anton Binz (s. I, Anm. 398) ein stattliches Vermögen im Werte von 30735 Gulden, freilich waren dabei die Bücher eingerechnet. Binz starb am 15. März 1824 in Nr. 1 auf der Wieden im Alter von 75 Jahren (s. Totenprotok. d. Stadt Wien, 1824, Buchst. B. P., Fol. 21). Er unterhielt auch eine Zeit eine Leihbibliothek, doch wurde sie verboten (s. J. W. Fischer, Reisen durch Österreich usw. 1803, 2. Th. S. 123; Gräffer-Czikann, VI, S. 371 f.); auch war er Buchdrucker 1782—1790 und 1817—1824 (s.

Ant. Mayer, Buchdruckergesch. Wiens, II, 121 f.; K. Junker, Korporation d. Wien. Buch-, Kunst- u. Musik. Händl. 1907, S. 14). — G.

394) Der alte schon seit 1304 dem Stifte Zwettl gehörige Zwettlhof am heutigen Stephansplatz wurde 1843 abgetragen, heute steht an dessen Stelle das Haus Stephansplatz Nr. 6. Eine gute Abbildung des Zwettlhofes findet sich in: Kisch, Stadt. S. 103. — S.

395) E. T. A. Hoffmanns Erzählung: „Das Fräulein von Scudery" wurde zuerst in St. Schütz' Taschenbuch der Liebe und Freundschaft f. d. J. 1820 (Frankfurt a. M.) veröffentlicht und vom Verfasser sodann in die Erzählungen: „Die Serapionsbrüder" (Berlin 1820) 3. Bd. aufgenommen. — S.

396) Das umfangreiche Freihaus am Naschmarkt in der Vorstadt Wieden wurde vom Grafen Konrad Balthasar v. Starhemberg um 1657 erbaut und hat von da an wechselvolle Geschicke aufzuweisen. Es wurden dort zuletzt Truppen untergebracht. Heute ist es zum Abbruch bestimmt. Vgl. über die Geschichte dieses merkwürdigen Hauses: Kisch, Die alten Straßen v. Wiens Vorstädten. Bd. 2. S. 21—39. — S.

397) Binz besaß laut Nachlassenschaftsakt (Fasz. 2, Nr. 2908 ex 1824) bei seinem Tod noch ein Haus in Baden, Nr. 91 und war auf ein Viertel des Hauses Nr. 89 in der Laimgrube in Wien vergewährt. Jedoch erscheint er zu seinen Lebzeiten im „Badener Schematismus von 1805" in Baden bei Wien als Besitzer zweier Häuser, wovon eines vielleicht schon zu Lebzeiten auf seine Tochter übergegangen ist (vgl. oben Anm. 316). — G.

398) Anton Binz, Buchhändler wie sein Vater, geb. am 28. April 1780 zu Wien, war auch Bürger von Baden und starb dort am 14. Sept. 1842. Sein Grabstein in Baden ist noch erhalten und weist die obigen Daten auf (s. Rollett, Neue Beiträge l. c. III, 67). — G.

399) Der Grünangerkeller, eine Weinschenke, befand sich im 1. Bezirk in der Grünangergasse schon im Jahre 1785 (s. J. de Luca, Beschreibg. d. k. k. Residenzstadt Wien. Wien, 1785). Später hat er sich möglicherweise in eine Bierschenke umgewandelt, ca. 1820, wo der originelle Bäcker Gg. Wimmer seine Zuhörer aus Litteratur- und Künstlerkreisen ergötzte (vgl. II, 139), und dürfte den Schild zum „grünen Anker" angenommen haben, unter welchem er sich heute zu einem sehr beliebten Restaurant umgewandelt hat. — G.

400) Jaques Callot (1592—1635), berühmter franzöſ. Radierer, Zeichenkünſtler und Karrikaturiſt, durch die Wahl düſterer und unheimlicher Vorwürfe beſond. charakteriſtiſch. Müller & Singer, Allg. Künſtler-Lex. (Frankfurt 1895). 3. Aufl. Bd. I. — S.

401) Franz Haſelmayer, bürgerl. Buchhändler und beeideter Schätzmeiſter, Bürger von Wien ſeit 8. Mai 1807, wurde um 1754 zu Wien geboren und hatte ſeine Buchhandlung, deren Befugnis er 1785 erhalten hatte (ſ. K. Junker l. c. S. 13) urſprünglich auf dem Stephanskirchhof Nr. 905, ſpäter in der Schulerſtraße 845 (ſ. A. Redl l. c. 1805, S. 46). Er ſtarb auf der Wieden Nr. 565 (lebte alſo zur Zeit ſeines Todes nicht mehr im Freihaus, das die Nr. 1, ſpäter 2 trug), als lediger Mann im Alter von 79 Jahren am 30. Juni 1833 (ſ. Totenprotok. der Stadt Wien, 1833, Buchſt. H. Fol. 27). Wenn Gräffer wiſſen möchte, wohin ſeine Habe, ſein Bargeld, ſeine Münzenſammlung hingekommen, ſo ſeufze ich mit ihm, „das weiß der Himmel", denn ſeine Verlaſſenſchaftsabhandlung (Faſz. 2, Nr. 1835 ex 1833) weiß von all dem nichts, oder nicht viel. Seine Bücher erbten die Jeſuiten (ſ. I, Anm. 406) und den kärglichen Reſt eine ältliche privatiſierende Jungfrau Namens Barbara Makert, die im gleichen Hauſe wohnte. Die ganze Verlaſſenſchaft, deren Hauptwert die Bücher waren, machte nur 6586 fl. aus, Bargeld und Münzen waren keine mehr da, ich denke, die Herren Jeſuiten in Graz, oder die ältliche Jungfrau wären da beſſer zu befragen als der liebe Himmel. Seine Bedientenſeele, von der Gräffer ſpricht, verrät vielleicht auch die Teſtamentsbeſtimmung, daß er gar nicht „herrſchaftlich", ſondern in der niedrigſten Klaſſe begraben werden wollte. Zu bemerken iſt noch, daß Frl. Makert in gar keinem verwandtſchaftlichen oder Dienſtverhältnis zu ihm ſtand, vielleicht war es die alte Liebe, die Trödlerstochter aus der Kärntnerſtraße, der zuliebe er einen „teuren Hausrat" angeſchafft, von dem aber der Nachlaſſenſchaftsakt auch nichts weiß. Er wird alſo doch alles „verſchenkt" haben, „inſonderheit" aber an die Herren Jeſuiten. — G.

402) Franz N. v. Smitmer (1740—1796), Domherr in Wien, bekannt als Siegelſammler, hatte ſich des lernbegierigen Franz Haſelmayer ſehr warm angenommen, ihm auch ſpäter die Buchhändlerbefugnis verſchafft und ihn vielfach unterſtützt. Wurzbach, 35. Bd. S. 185 f.; Gräffer-Czikann, V, 66. — S.

403) Fixel- oder Füchſelhof wurde der alte Domherrenhof Nr. 871 und 872 (neu 5) genannt. Er lag Ecke des Stephansplatzes

und der Schulerſtraße, war eines der intereſſanteſten Bauwerke alter Zeit und imponierte mit ſeinen Erkern und ſeinen auf Spitzbogentragſteinen ruhenden, vorſpringenden Etagen. Eine im Stadtarchiv verwahrte Urkunde belehrt uns, daß der Wiener Bürger Niklas Füchſel dem Kapitel von St. Stephan im J. 1450 dieſes Haus „zu einem ewigen Jahrtag" teſtamentariſch vermachte (ſ. W. Kiſch, Die alten Straßen u. Plätze Wiens, S. 99 ff., mit Bild). — G.

404) Giambattiſta Bodoni (1740—1813), hervorragender ital. Typograph (ſ. J. de Lama, G. Bodoni, Parma, 1816, 2 Bde.). — S.

405) Es handelt ſich wahrſcheinlich um den Traiteur Anton Schweiger (Schweigerd oder Schweiger iſt meiſt fakultativ gebraucht), den die Protokolle der alten Regiſtratur der Stadt Wien ſub Departement J, Buchſt. S. in den Jahren 1812, Fol. 6; 1813, Fol. 8; 1819, Fol. 106 als Stadtkoch anführen, leider ohne Ortsangabe, im J. 1823, Fol. 334 kommt er um die Verleihung der bei dem Hauſe Nr. 1006 (inn. Stadt) beſtehenden Weinſchanksgerechtigkeit ein. — G.

406) Sein Teſtament, reſp. der Codicill vom 10. Okt. 1832, lautet dahin, daß dem Jeſuitenorden in Graz „der ganze Büchervorrat und die auf die Bücher Bezug habenden Gegenſtände legiert ſind, ſo wie auch alle in Kupfer geſtochenen Porträte". — G.

407) Bernard le Bovyer de Fontenelle (1657—1757), Neffe Corneilles, franzöſ. Gelehrter, ſeit 1691 Mitglied der Akademie veröffentlichte poetiſche, oratoriſche, philoſoph. und andere Werke (ſ. Nouv. biogr. général. Paris). — S.

408) Über Kupffer ob. Anm. 207.

409) Über Wimmer unt. Anm. 653.

410) Die Buchhandlung Albert (und Joſeph) Camesina (über dieſe I, Anm. 649) befand ſich in den „Neunziger Jahren" des 18. Jahrhunderts in der inneren Stadt, untere Breunerſtraße, Nr. 1189 (alt), (ſ. Wiener. Auskunfts- u. Kommerzialſchema, 1796). — G.

411) Louis François Jauffret (1770—1850), franzöſ. Schriftſteller, namentlich Verfaſſer von Jugendſchriften. Das hier erwähnte Werk, betitelt: „Les charmes de l'Enfance et les Plaisirs de l'amour maternel" erſchien 1791 in 12°. Nouv. biogr. gén. Paris. 26. Bd. (1858). — S.

412) Gemeint ist mit Carus unbedingt Karl Gustav Carus (1789—1869), der berühmte Arzt, Psycholog, Litterarhistoriker, Kunstkenner und Maler, ein ganz universelles Genie, dessen „Vorlesungen über Psychologie" aber erst „Leipzig, 1831" erschienen. Da mit Ziegler aber, wie aus der vorliegenden Ausgabe I, S. 214 deutlich hervorgeht, der bekannte Schauspieler und dramatische Dichter Friedrich Julius Wilh. Ziegler (1759—1827) gemeint ist, so scheint der Zusammenhang etwas unverständlich. Immerhin kannte aber Ziegler Carus' früheste Werke, denn Ziegler, der selbst namentlich über die Schauspielkunst Psychologisches schrieb (vgl. etwa „Hamlets Charakter nach psychologischen und physiologischen Grundsätzen durch alle Gefühle und Leidenschaften zergliedert. Wien, 1803, 8°"), hat in einem solchen Werk: „Der innere und äußere Mensch in Beziehung auf die bildenden Künste, besonders auf die Schauspielkunst, Wien, 1824, S. 228" den Professor Carus in dem Kapitel „Seelenlehre" zitiert und empfiehlt in „Systematische Schauspiel-Kunst usw. Wien, 1820, S. 179" als „notwendige Schulbücher" die „Psychologie vom Professor Carus". — G.

413) Jean Pierre Claris de Florian (1755—1794), franzöſ. Dichter, dessen „Galatée" (1788) und „Numa Pompilius" (1786) besondere hohe Aufmerksamkeit erweckten. Vgl. Nouv. biogr. gén. Paris. 17. Bd. (1856). — S.

414) Francesco Algarotti (1712—1764), ital. Schriftsteller, durch seine feinsinnigen Abhandlungen über naturwissenschaftliche und künstlerische Gegenstände, Gedichte, Briefe etc. hervorragend tätig. Als er nach Berlin kam, wurde er von König Friedrich II. hoch geehrt (der auch lange mit ihm im Briefwechsel stand), erhielt den Grafentitel, wurde Kammerherr und Ritter des Ordens pour le mérite. Die Ausgabe seiner „Opere" 17 Voll. in 8° erschien 1791—1794 (Venezia). Vgl. Nouv. biogr. gén. Paris. 2. Bd. (1885). — S.

415) Johann Kaspar Lavater (1741—1801), durch seine Dichtungen und namentlich seine „Physiognomischen Fragmente" (1774—1778, 4 Bde.), sowie durch seine Beziehungen zu Goethe bekannt. Vgl. Johann Kasp. Lavater. Denkschrift zur 100. Wiederkehr seines Todestages (Zürich. 1902). — S.

416) Johann Christoph Adelung (1732—1806), ausgezeichneter Sprachforscher, insbes. ist grundlegend sein: „Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundarten" Leipzig 1793—1801. 4 Bde. — S.

417) Es handelt sich hier um das seltene Buch von Miguel Servetо: „Christianismi restitutio hoc est ecclesiae ad sua limina vocatio, in integrum restituta cognitione Dei fidei Christi etc. S. l. (Vienne) 1553. 8°, dessen Verfasser Serveto (geb. 1509) wegen der in demselben Werke ausgesprochenen Ansichten 1553 auf dem Scheiterhaufen starb. Von diesem Werke sind nur zwei Exemplare bekannt, eins in Paris und eins in der kais. Hofbibliothek zu Wien, wohin es durch den siebenbürg. Hofkanzler Graf Samuel Teleki im J. 1785 gelangte. — Das Buch wurde bei der Versteigerung nach dem Herzog von Lavallière mit 4120 Livres erstanden. Vgl. auch Bd. 2 auf S. 60 ff. dieser Ausgabe den Aufsatz Gräffers: „Eine kostbare Perle der Hofbibliothek". — Das Geschlecht der ungar. und siebenbürgischen Adelsfamilie der Szentiványi ist ein altes und sehr verzweigtes. Ein Martin Szentiványi (1633—1705) trat in den Orden der Gesellschaft Jesu, war ein sehr gelehrter Mann und von großer schriftstellerischer Rührigkeit. Er starb zu Tyrnau, wo auch viele seiner lateinischen Werke erschienen sind. Über den hier erwähnten Daniel Marcus ist aber leider nichts bekannt. — S.

418) Bezüglich Almási's lautet die handschriftliche Einzeichnung auf dem Titelblatte: „Nunc Michaelis Almasi, futuro episcopo dandus". — Gregor Michael Almási, unitarischer Superintendent von Siebenbürgen, im Jahre 1654 in Homorod-Almás geboren, beendete seine Studien in Klausenburg und wurde daselbst am 23. April 1678 Senior des Kollegiums. Am 1. August 1680 begab er sich ins Ausland und studierte vor allem in Leyden Theologie, kehrte am 21. November 1682 in die Heimat zurück, wo er bald darauf Pfarrer zu St. Peter in Klausenburg wurde. Am 6. Novemb. 1692 wurde er zum Bischof (Superintendenten) gewählt, welches Amt er bis zu seinem Tod am 23. März 1724 bekleidete. Er gab auch verschiedene theologische Werke heraus (s. J. Szinnyei, l. c. 1. Bd. S. 125 f.). — G.

419) Dr. Richard Mead (1673—1754), berühmter Arzt in London, der auch eine Reihe wissenschaftlicher Werke in latein. Sprache veröffentlicht hat. Er war auch ein großer Bücherliebhaber. — S.

420) Claude Gabriel de Boze, Schatzmeister Frankreichs im Bureau der Generalität in Lyon, Medaillenbewahrer des Kabinets des Königs, Mitglied der französischen Akademie, Pensionär und beständiger Sekretär der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften usw., geb. zu Lyon am 28. Jänner 1680, gestorb. in Paris

am 10. Sept. 1753, war einer der berühmtesten Bibliophilen seiner Zeit. Seine Sammlung war besonders reich an Inkunabeln und es existieren über sie drei Kataloge von 1745, 1753 und 1754. Der Präsident de Cotte und ein anderer Bibliophile kauften sie um 400000 Francs; alle Ausgaben des XV. Jahrhunderts wurden an Gaignat abgetreten (s. J. Guigard, Nouvel armorial du Bibliophile. 1890, II, 88 ff.). — G.

421) Jules François de Cotte, Präsident der zweiten Untersuchungskammer im Parlament von Paris, geb. 20. April 1719, gest. 1804, berühmter Bibliophile (s. Guigard l. c. II, 162). Auch über seine Sammlung existiert ein Auktionskatalog vom J. 1804. — G.

422) Louis Jean Gaignat (1697—1768), weit bekannter Bibliophile in Paris, Besitzer einer ausgezeichneten Gemäldesammlung und einer an Seltenheiten reichen Bibliothek, über die 1769 ein 2bändiger Katalog von Debure erschien. — S.

423) Louis Cäsar Herzog v. la Vallière (1708—1780) in Paris besaß eine berühmte Bibliothek, reich an den herrlichsten Ausgaben der seltensten Werke. Sie wurde 1783 versteigert, wobei auch die Wiener Hofbibliothek eine Zahl von merkwürdigen Stücken erstand. Vgl. Mosel, Gesch. d. k. k. Hofbibliothek zu Wien (Wien. 1835). S. 184 ff. — S.

424) Der siebenbürgische Hofkanzler Graf Samuel Teleki von Szék (1739—1822), ein auch den Wissenschaften ergebener gelehrter Mann hat in der Stadt Maros Vásárhely eine großartige Bibliothek begründet, über die er auch einen Katalog u. d. Titel: „Bibliotheca Samuel. Com. Teleki" (Wien 1796—1817) drucken ließ. — Wurzbach, 43. Bd. S. 262 ff. — S.

425) Anton Schmid, berühmter Musikschriftsteller, geb. zu Pihl 30. Jänner 1787, gest. zu Salzburg 3. Juli 1857, lebte, nachdem er als Chorknabe mehrere Gymnasialklassen besucht hatte, anfänglich bis 1812 in Prag vom Unterricht, worauf er nach Wien gieng und dort ebenfalls als Privatlehrer wirkte, bis er 1818 in die Wiener Hofbibliothek als Conzeptspraktikant aufgenommen wurde, 1844 wurde er Custos und versah diesen Dienst bis an sein Lebensende. Daneben verfaßte er zahlreiche musikwissenschaftliche Werke, durch welche er sich namentlich seinen Ruf erwarb; die musikwissenschaftlichen Sammlungen der Hofbibliothek wurden erst durch ihn zusammengestellt und so der Benutzung zugeführt (s. Wurzbach, 30. Bd. 212 ff.). — G.

426) Christoph Gottl. v. Murr (1733—1811) war literarisch auf den verschiedensten Wissensgebieten eifrig tätig. Vgl. Allg. deutsche Biogr. 23 (1866) S. 76. — S.

427) Vgl. Anmerkung 417.

428) In der Wiener Zeitung vom 4. November 1840, Nr. 306, S. 2103 f. ist unter der Rubrik: Wissenschaftliche Nachrichten, von Franz Gräffer der Aufsatz mit dem Titel: „Eine der edelsten Perlen der k. k. Hofbibliothek in Wien" enthalten. — S.

429) Die sog. Batthyanystiege in der Hofburg hat ihren Namen vom Fürsten Carl Batthyany, dem Erzieher Kaiser Josefs II.; sie befand sich nächst dem Michaelerplatz dem alten Burgtheater gegenüber. — S.

430) Im Dreilauferhause (vgl. II, 198 ff. u. Anm. 389) am Michaelerplatz befand sich zu jener Zeit die Buchhandlung Aug. S. Gräffers, des Vaters von Franz Gräffer, der also selbst dieser Knabe ist. — S.

431) „Kaiseraugenblau" wurde sogar eine Modefarbe, vgl. das Büchlein „Kaiseraugenblau, die Lieblingsfarbe des Brünner Frauenzimmers ein Band fürn Kopf und zur Schleife für die Brust. 1784, 8°, 62 S." (s. Wien. Blättch. 1784 vom 23. März; Realztg. Wien, 1784, 228 ff.). Über die Schwärmerei zu den „kaiserblauen" Augen Josephs II. vgl. weiter noch Rapporte von Wien, 1789, 548 f.; J. Pezzl, Österr. Biographien, Wien, 1790, I, 289. Fr. Hegrad brachte in seinem „Komischen Roman, Leipzig u. Wien 1786", I, 212 ff.; II, 9 ff. sogar eine Gräfin „Kaiseraugenblau" unter, die allerdings nicht sehr moralisch ist und einen historischen Hintergrund haben dürfte (vgl. G. Brabbée, Sub Rosa, Wien, 1879, 198 ff.). Sie soll mit einer Frau von Hohenholz (auch „Gräfin" genannt) identisch und Josephs II. Freundin gewesen sein, als solche trug sie diesen „nom de guerre". — G.

432) August Samuel Gräffer, Buchhändler, Vater Franz Gräffers, geb. 1740 zu Hochkirchen in der Oberlausitz, kam zu Ende der theresianischen Zeit nach Wien, wo er studierte und 1779 ein Buchhandlungsbefugnis erhielt (s. K. Junker, Korporation der Wiener Buch- Kunst- und Musik-Händl. 1907, S. 12). Er schlug seine Buchhandlung zuerst im alten Dreilauferhause auf dem Kohlmarkt auf (die Schilderung davon s. ob. I, 166 f.), hatte aber seit 1798 seine Befugnis an seine Frau Katharina abgetreten, die mit der Handlung auf die Freiung zum römischen Kaiser Nr. 145 übersiedelte, woselbst er aber noch immer mittätig war. Er war jedenfalls um 1797 in

den Concurs seines Bruders mit verwickelt worden, respektive in den Blumauer'schen und Frz. Gräffer schreibt (Wiener Dosenstücke, 1846, 2. Bd. S. 276 f.): „Blumauer travestierte mir mein Dominical- und Rusticalgut, samt dem Hause in der Stadt". Es wird auch in Aug. Samuels Verlassenschaftsakt (Fasz. 2, Nr. 3563 ex 1816) vermerkt, daß er arm gestorben wäre, da ihm bei dem Concurs alles verkauft worden wäre. Gräffer hatte sich namentlich auf den Verlag militärischer Schriften verlegt und ist der Begründer (seit 1790) des österr. Militärschematismus, der bis 1814 in seinem Verlag erschien (s. Gräffer-Czikann, II, 405, wo übrigens also der Sohn selbst behauptet, daß sein Vater 1762 (!) geboren wäre, was ganz unrichtig ist, da er im Alter von 17 (!) Jahren (1779) bereits die Buchhandlungsbefugnis erhalten hätte, was wohl unmöglich ist). Leider war er als Buchhändler nicht sehr glücklich, auch war er fünf Jahre vor seinem Tod von einem Schlaganfall berührt worden, der ihn lähmte, sodaß er, als er am 2. Juli 1816 in der Stadt Nr. 311 im Alter von 76 Jahren starb (s. Totenprotok. 1816, Buchst. C. G. K., Fol. 53), seiner Familie soviel wie nichts hinterließ. Bei seinem Tod führte bereits Kath. Gräffer seine Buchhandlung, von seinen Kindern war Franz Buchhändler, Anton Kunsthandlungsbuchhalter, Karoline verehel. Kunsthändlersgattin Haslinger, Johanna verehel. Amann bürg. Goldarbeiterin, und Wilhelmine ledig. — G.

433) Die Zeitschrift *Hesperus* von Chr. C. André erschien von 1809 an in Brünn, später in Prag und zuletzt in Stuttgart, bis 1831, in welchem Jahre der auch sonst verdienstvolle Herausgeber starb. Die „Erklärung der Sinnbilder auf dem Umschlage dieser Zeitschrift" im Hesperus 1812, III—VII abgedruckt, ist tatsächlich von Clemens Brentano, doch enthüllt damit Gräffer kein Geheimnis, denn Br. ist wohl unterzeichnet, außerdem steht die „Erklärung" in Br.s gesammelt. Schriften, Frkft. 4. Bd. 403 ff., wobei S. 413 folgende Anmkg. sich befindet: „Der Umschlag ist in der Art von Runge's Tageszeiten und mit Reminiscenzen aus denselben, ohne Zweifel von Cl. Brentano angegeben, aber in zu beschränktem Maßstab und überhaupt schlecht ausgeführt. Im Jhnalte des Jännerheftes heißt es in Bezug darauf am Schluß: „Mit der dem Titelblatt angedruckten Erklärung der sinnreichen Zeichnung des Umschlages von einem berühmten deutschen Gelehrten, glaubt der Verleger den Lesern des Hesperus eine angenehme Zugabe zu liefern." — G. und S.

434) Der Wiener Buchhändler Michael Schmidl (1779—1832), auch als Bibliograph sehr geschätzt, gab den erwähnten „Literarischen

Anzeiger", eine Art literarischer Zeitschrift von 1819 bis 1822 in Wien heraus. Schmidl stand mit Brentano, den Gebrüdern Grimm und anderen berühmten Persönlichkeiten im persönlichen Verkehr (vgl. Gräffer-Czikann, IV, S. 577; VI, S. 597). Schm. war zuerst mit Jak. Mayer als Buchhändler in Kompagnie und zwar seit 1814 Kärntnerstraße 1027 (s. A. Nedl, l. c. 1814, S. 76), seit 1826 war er öffentl. Gesellschafter von Gräffers Mutter Katharina (s. A. Nedl, l. c. 1826, S. 76; 1828, S. 75). — S. und G.

435) Diese literargeschichtlich-bibliographische Arbeit Schmidls findet sich in dem 4ten und leider letzten Jahrgange seines „Literarischen Anzeigers" 1822 in den Nummern 1 und 2, 6, 7 und 9 unter dem Titel: „Linien zu Schriftstellerbildnissen. Nr. 12. Abraham a St. Clara". Sie gibt heute noch namentlich in bibliographischer Hinsicht die vollständigste Auskunft und darf von Niemandem übergangen werden, der dem merkwürdigen Augustiner und Humoristen eingehendere Aufmerksamkeit zuwendet. — S.

436) Friedrich Adolf Ebert (1791—1839), der verdienstvolle Herausgeber des „Allgemeinen bibliographischen Lexikons" (Leipzig. Brockhaus. 1820—1830. 4°. 2 Bde.) hat die Angaben über Abraham a S. Clara im Bd. 2 aufgenommen. — S.

437) Die berühmten deutschen Sprach-, Märchen- und Sagenforscher Gebrüder Jakob (1785—1863) und Wilhelm (1786—1859) Grimm. — S.

438) Christof Kuffner (1780—1846), Schriftsteller und Dichter in Wien, gab Gedichte und Erzählungen heraus. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften in 20 Bänden erschien zu Wien 1843—1847. Wurzbach, 13. Bd. S. 336. — S.

439) Wenzel Edl. v. Ankerberg (1757—1824) hatte v. Geburt Epstein geheißen (nach d. Totenprot. 1824, Buchst. E., Fol. 12, ist er in Preßburg geboren), er kam 1771 nach Wien, wo er später als Hofsekretär der böhmischen Hofkanzlei angestellt und in den Adelsstand erhoben wurde. Er war ein wissenschaftlich tüchtiger Numismatiker und ausgezeichneter Schachspieler, sowie ein enragierter Freimaurer, der ein merkwürdiges magisches Museum gesammelt hatte (s. G. Brabbée, Sub Rosa, Wien, 1879, S. 39). Ankerberg hinterließ interessante, heute wieder verschollene handschriftliche Erinnerungen, welche G. Brabbée (l. c. 10 ff.) noch einsehen und benützen konnte. Von einem Album ist jedoch weiter nicht die Rede, welches aber als „schwarzsamtenes Stammbuch mit Silber mundiert" im Nachlaß-

akt (s. unt.) erscheint, welches jedenfalls an seine Schwester kam. — S. und G.

440) Hierüber zu vergleichen La Garde, Gemälde des Wiener Kongresses . . . hrg. von G. Gugitz. München, Müller. 1912. Bd. 2. S. 110 ff. La Gardes Behauptungen, daß Ankerberg bei seinem Reichtum ein knickeriger Mensch gewesen sei, sind durchaus nicht stichhaltig. Gerade sein Testament (s. Verlassenschaftsakt, Faß. V, Nr. 114 ex 1824) bezeugt, daß er als durchaus vornehme Seele seiner wahren Freunde warmfühlend in zahlreichen Legaten gedachte, obschon sein Vermögen nicht gar so groß war, größtenteils in den Sammlungen steckte und schließlich alles in allem 33460 Gulden ausmachte. Er besaß viel Schmuck, Edelsteine, eine Münzensammlung (vgl. auch F. H. Böckh, Wiens leb. Schriftstell. 1822, S. 145), die allein einen Wert von 5472 fl. hatte, Bücher (800 fl.), eine Gemäldesammlung im Werte von 1840 fl., deren Einzelverzeichnis leider verschwunden ist, doch geht hervor, daß sie aus 135 Gemälden, darunter zwei von Quadal, dann dem Kosaken zu Pferde von Fr. Casanova (auf 20 fl.! geschätzt), einem Räubergefecht von van der Meulen, einer Landschaft mit zwei Kühen und der Göttin Venus als Hauptstücke, und zwei Portefeuilles mit Kupfern und Zeichnungen bestand. Er bewohnte in der Stadt Nr. 138 eine gut möblierte Wohnung von 4 Zimmern, wo er auch starb. Als Universalerbinnen erscheinen seine Schwestern Sara Epstein und Barbara Janowsky in Wien wohnend, die jedoch verschiedene Legate zu erfüllen hatten. So bekam Dr. Jul. Griffith einen Ring, der diesem auch am 2. Nov. 1824 verabfolgt wurde. Die Gräfin Zielinska (Ernest.) bekam die Landschaft mit den beiden Kühen und der Kosak kam in den Besitz der Frau Judith von Offenheimer, geb. v. Herz. — Wohin das „magische Museum" gekommen, über das Brabbée einmal sprechen wollte, es aber leider nicht getan hat, ist aus dem Nachlassenschaftsakt nicht ersichtlich. — Es ist noch zu bemerken, daß A. Mitarbeiter an Gräffers Conversationsblatt (vgl. Wien 1819, I, Nr. 35, 40; II, Nr. 8, 43) war. — G.

441) Maximilian Jos. Graf Lamberg (1729—1792) war auf verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten literarisch tätig, er stand mit den ersten Gelehrten seiner Zeit im Briefwechsel. Seine Werke zumeist in französisch. Sprache verzeichnet Wurzbach, 14. Bd. S. 42 ff. — S.

442) Tobias Philipp Freih. v. Gebler (1726—1786), österreich. Staatsmann und Schriftsteller auf verschiedenen Gebieten, namentlich auch vielfach dramatisch tätig. Wurzbach, 5. Bd. S. 118 f. — S.

443) Joh. Georg Adam Forster (1754—1794), Reiseschriftsteller und Professor der Naturgeschichte. Dessen Vater Johann Reinhold Forster (1729—1798), ebenfalls als Reiseschriftsteller bekannt, war Professor in Halle. Allg. d. Biogr. Bd. 7. — S.

444) Da Gräffer natürlich nur einen berühmten Wessenberg meinen kann, dessen Eintragung in das Stammbuch interessant sein kann, so vertragen sich die Anfangsbuchstaben der Taufnamen L. B., wofern sie Gräffer richtig angibt, nicht damit, denn berühmte Vertreter des Geschlechtes Wessenberg aus der Zeit Ankerbergs waren nur der Diplomat Joh. Philipp Freih. v. Wessenberg-Ampringen (1773—1858), welcher am ersten in Betracht käme, sodann Ignaz Heinr. K. Freih. v. Wessenberg (1774—1860), Staatsmann und Dichter. Wirklichen Aufschluß könnte uns nur das vor einiger Zeit aufgetauchte Stammbuch geben (vgl. Intern. Samml. Ztg. 1909, S. 57, wo aber W.s Name leider nicht aufgeführt wird). — G.

445) Melchiore Cesarotti (1730—1808), hervorragender italien. Dichter und Gelehrter. Übersetzte auch den „Ossian" ins Italienische. (Padua. 1763. 2 Bde.) Vgl. Nouv. biogr. gén. Paris. — S.

446) Das Haus „Zum wilden Mann", Kärntnerstraße Nr. 942 (neu 17) war ein beliebtes Gast- und Einkehrwirtshaus, das schon Stephan Gundl im Jahre 1684 erbaute und im J. 1700 als Einkehrwirtshaus unter dem Schild „Zum wilden Mann" in Flor brachte. Hier kehrten die Grazer und Villacher Fuhrleute ein. 1783 verkaufte die Familie Gundl das Haus, doch blieb das Gasthausgewerbe bestehen, bis das Haus einem prächtigen Neubau zu Ende des 19. Jahrhunderts weichen mußte, worin sich die Porzellanfirma Walliß befindet (s. W. Kisch, Die alt. Straß. u. Plätze Wiens, S. 517). Die „Briefe eines reisenden Nordländers. Cöln, 1812, S. 222 f." verbreiten sich über das Gasthaus sehr ungünstig und schreiben unt. and.: „Zum wilden Mann heißt das wüste Nest, das einige Reisebeschreiber, die gewohnt sind, den Mund verteufelt voll zu nehmen, närrisch genug, Hotel nennen, das aber denn doch wirklich zu meinem Erstaunen, bei aller seiner schmutzigen Gemeinheit von guten, zum Teil recht angesehenen Reisenden von unten bis oben ganz vollgepfropft ist." — G.

447) Die hübschen Holzschnitzarbeiten von Berchtesgaden waren wie heutzutage schon damals sehr verbreitet, viele Gebrauchsgegenstände wurden in der zierlichen Schnitzarbeit daselbst hergestellt. — S.

448) Eine weitere Charakteristik des Wiener Kellners gibt Gräffer, II, 108 f. u. 248 ff. — G.

449) Leider waren mir nicht alle Jahrgänge des Hesperus zugänglich, daher ich den Artikel nicht feststellen konnte. — G.

450) Wie sich aus Pirus Nachlassenschaftsakt (Fasz. 2, Nr. 1694 ex 1819) ergibt, hieß seine Frau Maria Anna und war er mit ihr seit 1786 verheiratet, wie der Ehevertrag ergibt. Maria Anna Pirus, eine geborene Huber aus Wien, ist am 1. April 1826 in einem Alter von 58 Jahren an Lungenlähmung gestorben (s. Totenprotok. d. St. Wien, 1826, Buchst. B. P., Fol. 25). — G.

451a) Der wilde Mann s. ob. Anm. 446.

451b) Goldener Ochs s. ob. Anm. 17.

451c) Das Haus „zur Stadt London" auf dem Fleischmarkt Nr. 684 (neu 22), ein Eckhaus, war einst das Einkehrwirtshaus der Naaber Kaufleute und hieß noch im J. 1700 „Gast- und Wirtshaus zum weißen Ochsen"; im J. 1730 aber wurde es zur Hauptmaut und dem sogenannten Handgrafenamt verwendet, welches jedoch 1784 aufgehoben wurde. Im Jahre 1820 bekam es das Schild „zur Stadt London" und wurde ein elegantes Gast- und Einkehrwirtshaus, das erst zu Ende des 19. Jahrhunderts verschwand (s. W. Kisch, Die alten Straßen u. Plätze Wiens, S. 453). — G.

451d) Matschakerhof s. II. Anm. 191.

451e) Schwan s. unt. Anm. 471.

451f) Es kann sich hier nur um den goldenen Hirsch (nicht um einen braunen) handeln, denn Gräffer kann an dieser Stelle kein obscures Gasthaus meinen. Nun gibt es aber nur einen goldenen Hirsch in der inneren Stadt, der bekannter war, während alle Quellen über einen bekannteren Gasthof mit dem Schild zum braunen Hirschen, der also nur ein Gasthaus niedrigster Sorte gewesen sein könnte, schweigen. Der goldene Hirsch befand sich bereits um 1780 in der inneren Stadt Rotenthurmstraße Nr. 578 (s. Der Nes. St. Wien Kommerzialschem. 1780, 2. u. 3. Abt., S. 22; J. de Luca, Beschreibg. d. k. k. R. St. Wien, 1785, S. 236). Daselbst war die sogenannte Preßburgereinkehr, er bestand noch 1806, Besitzer war damals Peter Müller (s. Vollständ. Auskunftsbuch usw. 1806, S. 224). — G.

451g) Der goldene Stern gehörte zu den ältesten und beliebtesten Gasthäusern der inneren Stadt. Er war auf der Brandstätte gelegen und hieß ursprünglich auch weißer Stern. Eine Abbildung des Hauses aus dem Jahre 1724 findet sich bei „Kisch, Die Straßen und Plätze der inneren Stadt, S. 401". Sein originellster Besitzer

durch volle 50 Jahre war Phil. Geringer, über ihn vgl. I, Anm. 133a. Beim Stern soll auch Grillparzer verkehrt haben, sowie dort nach ihrer Auflösung die sogenannte Ludlamshöhle noch immer ihre heimlichen Sitzungen abhielt (vgl. W. Alexis, Wien. Bilder, Lpzg. 1833, S. 225 ff.; K. v. Holtei, Vierzig Jahre, Breslau, 1862, V, 76 ff., 108 f.). — G.

451h) Der Schild „zum goldenen Jägerhorn" war in der Dorotheergasse Nr. 1106 (alt) und während das Haus seit 1684 bestand, befand sich seit 1700 daselbst das Schenk- und Gasthaus „zum gulden Jägerhorn", seit 1795 der Familie Leibenfrost (Johann u. Franz) samt dem Haus gehörig, unter welcher sich das Gasthaus zu einem der beliebtesten von Wien aufschwang (s. K. A. Schimmer, Häuserchronik, S. 214) und wo man noch zu Ende des 18. Jahrhunderts sehr wohlfeil speiste. So bekam man 6 Speisen um 17 Kreuzer, 4 Speisen um 7 Kreuzer (s. Bermann, Alt- u. Neu-Wien, 1880, S. 1006). Unter Franz Leibenfrost war besonders der „Nußberger-Wein" berühmt. Beim Jägerhorn verkehrte auch Grillparzer und dort faßte er die Idee zu seinem „armen Spielmann" (s. Alt-Wiener Kalender f. d. J. 1917, S. 1 f.). Auch Wilh. Chezy weilte öfters in dem Gasthaus, „wo es zu später Stunde lebendig hergieng, wenn auch der Kreis nicht eben zahlreich war, weil die gewöhnlichen Gäste meistens vor der Thorsperre (10 Uhr) sich entfernten" (s. W. Chezy, Erinnerungen, 1863, II, S. 287). Jetzt befindet sich das „Grabenhotel" an seiner Stelle. — G.

451i) Greif s. ob. Anm. 281.

451k) Der Gasthof zur Dreifaltigkeit im 1. Bez., Judengasse, war einer der ältesten in Wien, auch in einem der ältesten Häuser Wiens, dem Dreifaltigkeitshof, gelegen, der schon 1204 erwähnt wird. Der Gasthof öffnete bereits im J. 1380 seine Pforte den obdachsuchenden Fremden. „A. Bormastin, Histor. Beschrbg. von ... Wienn etc. 1719, S. 172" führt ihn noch 1719 als guten Gasthof an. Im neunzehnten Jahrhundert verfiel er immer mehr, obschon noch Aug. Ellrich (Genrebilder aus Österreich etc. Berl., 1833, S. 99) schreibt: „ein guter Gasthof". Hauptsächlich verkehrten schließlich dort Juden. Seit einigen Jahren ist der Gasthof mit dem Abbruch des Dreifaltigkeitshofes verschwunden (vgl. besond.: H. v. Jaden, Der Dreifaltigkeitshof, in „Alt-Wien, Monatsschrft., 1897, 28 ff."). — G.

451l) Drei Hacken s. ob. Anm. 11.

452) Christn. Gottl. Dan. Stein (1771—1830) gab eine Reihe größerer geographischer Werke heraus. — S.

453) Joseph Widmann (Widtmann?), so unterschreibt er sich selbst auf seinem Bürgerzettel, der seinem Verlassenschaftsakt beiliegt, geb. zu Heudorf in Württemberg 1787, nennt sich, als er das Wiener Bürgerrecht am 14. Juni 1811 ausgerichtet hatte, bereits Stadtkoch; ob er damals bereits in der Singerstraße war, wissen wir nicht. Jedenfalls hat er sich rasch emporzuschwingen verstanden und im Jahre 1814 verkehren bei ihm schon Diplomaten (s. Command. M. H. Weil, Les Dessous du Congrès de Vienne, Paris, 1917, I, S. 197) und um 1820, als er bereits in der Singerstraße sein Restaurant hatte, findet er seinen Lobredner. Jäck in „Wien und dessen Umgebungen, Weimar, 1821, S. 241" schreibt: „Am besten speisten wir bei dem Restaurateur Widmann, Nr. 900 in der Singerstraße, neben dem Buchhändler Armbruster, die Reinlichkeit, Ordnung und flüchtige Bedienung fanden wir sonst nirgends in so hohem Grade; weswegen wir auch gerne einen höheren Preis entrichteten. In diesem Speisehause trafen wir wohl täglich eine Reihe Zimmer für 40—50 Personen, an 18—20 Tischen herrlich garniert; allein jede neu eintretende Person setzte sich an einen andern Tisch und verlangte seine gesonderten Portionen, nach dem Speisezettel." Verfasser, der sich über die geringe Geselligkeit in diesem Gasthause des weiteren ausläßt, findet aber noch in einer Anmerkung das Brot und die Puddings zu loben, die hier von „einer außerordentlichen Weiße und Güte" waren. Widmann wird in den Protokollen der alten Registratur der Stadt Wien sub Depart. J. mehrfach angetroffen und zwar unter dem Buchst. W. im J. 1818; 1824, Fol. 328; 1825, Fol. 344. Laut Depart. H., Buchst. W. des Jahres 1829, Fol. 11, befindet sich indessen eine Eintragung des Inhalts, daß der bürg. Traiteur W. vom 1. April d. J. an sein Gewerbe nicht mehr betreiben werde. Widmann trat nun in kaiserliche Dienste und zwar als Hofkücheninspektor, als welcher er zum ersten Mal im J. 1834 (s. Staatsschematism. 1834, S. 107) erscheint und am 26. März 1840 im Alter von 53 Jahren, Laimgrube 180, starb (s. Totenprotok., 1840, Buchst. W., Fol. 13). Er starb als kinderloser Witwer u. Hausbesitzer. Sein Vermögen wurde auf 17048 fl. geschätzt (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 311 ex 1840). — G.

454) Anton Villars, wohl französischer Abstammung, da er sich selbst auf seinem Testament „Antoine" unterschreibt, geboren um 1736, gräflich Harrach'scher Koch, bat bereits 1768 um Errichtung eines zur

Beherbergung der hier ankommenden fremden Standespersonen dienenden, großen und ansehnlichen Hauses (s. Protok. f. Nied. Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inn. 1768, Fol. 220) und wiederholte diese Bitte im Jahre 1774 (Fol. 171), „daß er in oder vor der Stadt als Traiteur sich niederlassen, fremde Herrschaften logieren und ihnen sowohl als anderen Kavalieren Tafel geben dürfe". Diesmal dürfte er sein Ziel erreicht und am Graben Nr. 1174 ein Speisehaus errichtet haben, das bald großen Zulauf hatte. Außer diesem scheint er noch ein zweites auf dem Judenplatz besessen zu haben, welches „Trakteurhaus" mit 8 Zimmern in seinem Nachlassenschaftsakt (Fasz. 2, Nr. 1630 ex 1790) erwähnt wird. Nr. 1174 hatte er selbst eine prächtige Wohnung von 9 Zimmern, die er aber möglicherweise auch vermietete. Als er am 26. Mai 1790 im Alter von 54 Jahren starb (s. Totenprotok. 1790, Buchst. F. U. B., Fol. 24) hinterließ er ein reines Vermögen von 7107 fl. seiner Witwe Theresia und seinen beiden Kindern Johann Baptist und einer in Dänemark verheirateten Tochter. Bis 1794 erscheint in den Steuerbüchern des Archives der Stadt Wien (Rep. 48, Nr. 1, 28) die Witwe Theresia als Inhaberin des Gasthofes, welche 1795 starb (Fasz. 2, Nr. 1721 ex 1795), sodann erscheint der Sohn Johann als alleiniger Besitzer. Dieser, um 1762 in Wien geboren, dürfte erst das Schild „Gasthof aller Biedermänner" angebracht haben (s. J. Pezzl, Neue Skizze von Wien. Wien 1805, 2. Hft., S. 206). „E. Bozenhard, Bemerkungen auf einer Reise von Kopenhagen nach Wien i. J. 1793, Hbg. 1795" schreibt über ihn am 15. Aug. 1794: „Ich habe indessen doch ein paarmal bei dem Trakteur Villars auf dem Graben und in dem Augarten gespeist. Man bezahlt bei dem ersteren einen Gulden, bekommt dafür sechs gute Gerichte und ist auf das Beste bedient. Es kommen artige Leute hieher und es ist eine große Annehmlichkeit in diesem Hause, daß man von 1 Uhr Nachmittags bis auf den Abend um 6 Uhr kommen kann und immer das Essen bereit findet." „Bei Villars, wo man um 1 fl. ganz erträglich ißt", schreibt auch J. W. Fischer (Reisen durch Österr. Ungarn usw. Wien, 1803, I, S. 131). Bei ihm wohnte auch H. Nelson, der britische Seeheld, als er in Wien war (s. Briefe d. wieder aufgelebt. Eipeldauers, 1799—1801, 20. Hft., S. 13). Johann, der übrigens auch im Prater ein Wirtshaus „zur schönen Schäferin" betrieb (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 4160 ex 1815) scheint sich später (1812 zahlte er noch Steuer als Koch, s. Arch. d. Stadt Wien, Rep. 48, Nr. 1, 47) in das Privatleben zurückgezogen zu haben und hinterließ seinen beiden Kindern und seiner Witwe, die aber nicht mehr

das Wirtsgewerbe trieben, nach seinem Tod, der am 1. Febr. 1815 im Alter von 53 Jahren erfolgte (s. Totenprotok., 1815, Buchst. J. U. V., Fol. 4), noch 2767 fl. — G.

455) Josef Gunkel, geb. 1800, der vornehmste Schneider Wiens, dessen sogar H. Heine nach seinem Besuche Wiens in seinen Schriften gedacht hat, war tatsächlich eine lokale Berühmtheit, er besaß das Haus am Graben (neu Nr. 16) und starb 1879, nachdem er im November 1876 sein fünfzigjähriges Bürger-Jubiläum gefeiert hatte. Eine hübsche Schilderung der Persönlichkeit Gunkels und seiner Bedeutung für die eleganten Kreise Wiens bietet „Kisch, Die alten Straßen etc." S. 130 f.; Bermann, Alt- u. Neu-Wien, 1880, S. 1099. — S.

456) Als sich Maria Theresia am 12. Febr. 1736 mit dem Herzog von Lothringen vermählte, eröffnete bald darauf, diesem freudigen Ereignisse zu Ehren, ein Wirt auf dem Michaelerplatz (eigent. Kohlmarkt 253) einen Bierschank, pflanzte oberhalb des Thoreinganges das lothringische Wappen auf und gab dem Schild den Namen „zum Herzog von Lothringen". Er wußte sich durch gute, hauptsächlich ausländische Biere bei den Wienern schnell beliebt zu machen, der Name „Lothringerbierhaus" wurde alsbald populär und die Schöngeister Wiens gaben sich hier ihre Rendezvous. Später siedelte das Geschäft in das Nachbarhaus Nr. 254 (neu Nr. 24) über (s. W. Kisch, Die alten Straßen u. Plätze Wiens, S. 537; Alt-Wien, V. Jahrg., S. 5 ff.: umfassender Artikel. Gräffer kommt in „Neue Wiener Tabletten, 1848, S. 134 ff." auf den Gegenstand zurück). — G.

457a) Das bürgerl. Bierwirtshaus „zum (goldenen) Rebhuhn" befand sich in der Goldschmiedgasse 632 schon 1780 (s. Der N. St. Wien Kommerz.-Schema, 1780, 2. u. 3. Abt., S. 17) und war noch 1806 dort (s. Vollst. Auskunftsbuch 1806, S. 234), wo es einer Frau Katharina Halbknab gehörte. Den Schild führte es nach dem alten „Rebhendelhaus", in dem es sich befand, wo über dessen Hausthor ein aus Stein gehauenes, reich vergoldetes Rebhuhn mit seinen Füßen ein aufgerolltes Band mit der Aufschrift: „Zum Rebhuhnel vom J. 1775" festhielt (s. W. Kisch, Die alten Straßen u. Plätze Wiens, S. 469). Ebenda befand sich auch ein Kaféhaus gleichen Schildes (vgl. Neuestes Gemälde von Wien, 1797, S. 66 f.), das noch heute besteht, freilich in einem neuen Haus, aber in der gleichen Gasse. — G.

457b) Das Tax'sche Bierhaus, in alter Zeit zur „Merung" geheißen, bestand unter den Tuchlauben Nr. 566 in einem kleinen

Häuschen, das sich zwischen der Polizeidirektion und der Sparkasse befand, heute Tuchlauben Nr. 2, und verschwand mit dem Ausbau der Sparkasse (1835—39). Es wurde so nach seinem Besitzer (von 1822 bis 1837 auch des Hauses), dem bürgerl. Bierwirt Franz Tax, genannt, den das „Vollständige Auskunftsbuch usw. 1806, S. 326" als solchen Spenglergasse 606 (übrigens wohl identisch mit Tuchlauben Nr. 566) anführt; in den Steuerbüchern des Archives der Stadt Wien wird er bereits 1803 als Wirt angeführt (s. Kisch, Inn. Stadt, S. 42; Schimmer, Häuserchronik, S. 107). — G.

457c) Das Bierhaus „zur Tabakspfeife" bestand in der Goldschmiedgasse Nr. 618 (neu 9) und hatte diesen Namen nach einer großen, aus alten Hirschgeweihen, die sich früher nach alter Sitte zur Abwendung von Blitzgefahr auf dem Stephansturm befanden, gedrechselten Tabakspfeife, die der Magistratsrat Ignaz Heyß anfertigen ließ. Er machte diese dem Vorstand der Lederercrzunft zum Geschenk und da die Meister dieser Zunft allabendlich in dem obigen Bierhause zusammenkamen, so brachte man die Pfeife, welche 227 Pfund wog und ein Hauptrohr und 24 kleinere elastische Nebenrohre hatte, 1810 hieher und stellte sie als Schaustück im Gastzimmer auf, bis sie 1830 ein Sammler für schweres Geld kaufte. Doch führte das Gasthaus fortan seinen Schild „zur Tabakspfeife" (s. W. Kisch, Die alt. Straß. u. Plätze Wiens, S. 461 f.). — G.

458a) Der Gasthof zum schwarzen Adler in der Taborstraße Nr. 11 gehörte zu den ältesten Gasthöfen der Leopoldstadt. Bormastin (Histor. Beschreibg. v. . . . Wien, 1739, S. 173) erwähnt ihn schon 1719. Hier bestand im 18. Jahrhundert eine beliebte Hetze (s. Geschichte des unteren Werds usw. Wien, 1812, S. 142) und 1776 wurde hier Theater gespielt (s. Realztg. Wien, 1776, S. 287, 304, 320, 400). Im 19. Jahrhundert war es im J. 1812 das geheime Absteigequartier von Lord Walpole, der sich dort um den Abschluß der Allianz gegen Napoleon bemühte. Der Schriftsteller A. Bäuerle gehörte zu den Stammgästen des Gasthofes (s. A. v. Schaden, Sentimentale u. humor. Rückblicke, Lpzg. 1838, S. 130 f., 133), der noch immer besteht (s. Kisch, Die alten Straßen u. Plätze v. Wiens Vorstädten, I, 129). — G.

458b) „Roß", wohl das „weiße Roß (Rössel)" in der Taborstraße, das um 1850 noch als Musterhotel in kleinem Umfange gerühmt wird (s. Alt-Wien, Monatsschrift, 1898, 36), bestand schon als Einkehrgasthaus im Jahre 1806 (s. Vollst. Auskunftsbuch etc.

1806, S. 226). Der . . . Ref. St. Wien Kommerzialschema, 1780, 2. u. 3. Abth. S. 25 meldet das „weiße Rössel" in der Hauptgasse Nr. 225 des 2. Bezirkes bereits 1780, der Wirt hieß damals Joseph Haubner. — G.

458c) Das Hotel zum goldenen Lamm in der Praterstraße Nr. 7 gehört zu den ältesten der Leopoldstadt. Reginbald Möhner (s. Ein Tourist in Österreich, herausg. v. A. Czerny, 1874, S. 29) erwähnt es schon 1635. Dort stiegen merkwürdigerweise alle türkischen Gesandten ab, so 1635, 1650, 1719, 1755, 1758 und 1774 (s. Gesch. des unteren Werds usw. 1812, S. 138 f.). 1770 geriet hier Joseph II. bei einer heftigen Feuersbrunst in Lebensgefahr. In der Wiener Reiselitteratur wird es stets rühmend erwähnt. Jean Charles (Wien u. die Wiener, Stuttgt. 1840, S. 19 ff.) nennt es „comfortabel" und ist von dem Treiben daselbst am 1. Mai bei der Praterfahrt entzückt. W. Chezy schreibt in seinen „Erinnerungen etc. Schaffhausen, 1863, I, 294": „Das goldene Lamm ist gegenwärtig ein vornehmer Gasthof; das ‚alte Lampl' war eine gemütliche Herberge, unter deren Thorweg die Lederhosenzunft eine ihrer bedeutendsten Börsen hielt. Der geräumige Hof stand voller Wagen, von denen viele die angekreidete Inschrift trugen: ‚Retour nach . . .'" Das Hotel wurde 1872 umgebaut (s. Kisch, Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten etc. I, S. 64 f.). — G.

458d) Der „Sperl" war eine der beliebtesten Unterhaltungsstätten und Tanzsäle Wiens im 19. Jahrhundert und befand sich in der Leopoldstadt in der kleinen Sperlgasse. Seinen Namen hatte dieses Unternehmen von der Familie Sperlbauer, der dies Haus ursprünglich gehörte und darin schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts ein Gasthaus errichtet hatte, das auch in älteren Schriften genannt wird (s. Liebesabenteuer eines alt. Wien. Junggesellen, 1794, S. 56 f.; Neuestes Sittengemälde von Wien, 1801, 1. H., S. 104 ff.). Seinen Aufschwung nahm er aber erst im J. 1807, wo er durch Joh. Scherzer zu einem Tanzsaal umgebaut und der Gasthausgarten angelegt wurde, 1824 wurde das Etablissement neuerdings erweitert und blieb in dieser Gestalt bis 1875, wo eine städtische Volksschule an seine Stelle kam. Besonders berühmt war der Sperl im Vormärz durch seine musikalischen Unterhaltungen und Faschingsfreuden, wo die Kapellmeister Pamer, Strauß und Lanner die Musik besorgten. Nach 1850 entwickelte sich der Sperl immer mehr zu einer Stätte zügelloser Leichtsinnes, bis er vollends verrufen und nur das Heim der Venus vulgivaga wurde, was auch den Untergang des Unter-

nehmens nur beschleunigte (s. W. Kisch, Die alten Straß. u. Plätze I, S. 260 ff.). — G.

458e) Das beliebte Gasthaus zu den sieben Kurfürsten wird bereits 1780 als in der Leopoldstadt in der großen Fuhrmannsgasse Nr. 334 gelegen gemeldet (s. Der Resi. Stadt Wien Kommerzial-schema. 1780, 1. Abt. S. 27). Es bestand noch um 1824 (s. Kisch, Die alten Straßen u. Plätze von Wiens Vorstädten I, 230; L. M. Weschel, Die Leopoldstadt, 1824, S. 590), als eines der wenigen von den alten Gasthäusern der Leopoldstadt. Der Dichter Joach. Perinet verkehrte dort sehr gern und Rosenbaum berichtet in seinem Tagebuch am 19. März 1803 (s. auch 21. Okt.), daß er ihn dort getroffen, wo er ein Gelegenheitsgedicht auf die Gesellschaft machte und schließlich betrunken wurde. Perinet schreibt auch in „Orions Rückkehr, S. 35": „. . . und soll dich dürsten, so geh ins Bierhaus oder zu den sieben Churfürsten." — G.

458f) Das Gasthaus zum Derrfuß war in der Jägerzeile, später Praterstraße Nr. 472 (alt), schon in der Nähe des Praters gelegen. Es wurde nach den früheren Besitzern (Derrfußische Erben) des Hauses, die dieses schon im 18. Jahrhundert besaßen, so genannt (s. L. M. Weschel, Die Leopoldstadt, 1824, S. 435). Als Gasthaus wird es schon 1780 angeführt, Besitzer war damals Matth. Frei (s. Der Stadt Wien Kommerz. Schema, 1780, 2. u. 3. Abth. S. 27). Um 1796 gehörte es „zu den vornehmsten Weinschänken und Wirtshäusern in den Vorstädten, wo viele Gärten zu finden, man auch mit Pferd und Wägen einkehren und Zimmer, Speis und Trank haben kann". Der Wirt hieß nunmehr Jakob Biringer (s. Wien. Auskunft- u. Kommerz. Schema, 1796). Den Garten erwähnen auch die „Eipeldauerbriefe, von 1796, 30. H., S. 43". Nach Kisch (Die alten Straßen u. Plätze von Wiens Vorstädten, I, 66, 230) bestand das Gasthaus noch um 1820, Weschel l. c. S. 595 f. führt es als solches um 1824 nicht mehr an. — G.

459a) Das Gasthaus zum schwarzen Thor befand sich um 1780 in der Roßau (IX. Bez.) Fabrikengasse Nr. 71, Besitzer war damals Ad. Aumiller (s. Der Resid. St. Wien Kommerz. Schema, 1780, 2. u. 3. Abt., S. 35). Der Name dieser Gasse wurde später in Porzellangasse umgewandelt und das Gasthaus hatte um 1806 die Nr. 78. Einkehr war keine mit dem Gasthaus verbunden, der Besitzer nannte sich damals Johann Renner (s. Vollst. Auskunftsbuch, 1806, S. 230 u. Verzeichnis der in Wien befindl. numeriert. Häuser, 1806,

S. 222). Das Haus, welches das Schild schon seit 1684 trug, wurde 1855 abgebrochen und in sieben Baustellen geteilt, übrigens befand sich schon 1721 ein Gasthaus daselbst (s. C. Hofbauer, Die Roßau, 1859, S. 144 f.). — G.

459b) Das Gasthaus zum weißen Schwan befand sich um 1780 in der Roßau (IX. Bez.) Servitengasse Nr. 62, Besitzer war damals Matth. Germ (s. Der N. St. Wien Kommerz. Schem. 1780, 2. u. 3. Abt., S. 35). Später trug das Gasthaus die Nr. 86 (alt), Besitzer war Phil. Burger (s. Vollständig. Auskunftsbuch, 1806, S. 228). Der Gasthausgarten mit 13 frequenten Kegelbahnen, die in Nagls Stadtplan bereits 1770 ersichtlich sind, wurde 1825 parzelliert, der schöne Tanzsaal verschwand vor 1836 (s. C. Hofbauer, Die Roßau, S. 147). — G.

459c) Das Gasthaus zur goldenen Schlange befand sich 1806 bereits in der sogenannten Kaiserstraße (der heutigen Josephstädter Hauptstraße) Nr. 31 (alt), wie sich nach dem „Verzeichnis der in Wien befindl. num. Häuser, 1806, S. 188" ergibt. Später Nr. 34. Bestand noch um 1825 (s. J. v. Hormayr, Wien, seine Geschicke usw. 1825, II. Jahrg. 4. Bd. 2. u. 3. Hft. S. 178). — G.

460) Wahrscheinlich mit der Nr. 113 (alt) in der Lange Gasse, Schild zur goldenen Ente, identisch, bestand noch um 1825 (s. Hormayr, Wien, l. c. II. Jahrg. 4. Bd. 2. u. 3. Hft., S. 181). Jedoch wird eine „goldene Ente" auch in der Kaiserstraße (jetzt Josephstädter Hauptstraße) Nr. 110 (alt) bereits 1806 gemeldet (s. Verzeichnis der in Wien befindl. num. Häuser, 1806, S. 190). — G.

461) Das Gasthaus zur Elster (das Schild schon seit 1697) war ein sehr beliebtes Gasthaus ohne Einkehr, bereits 1738 im Besitze der Bierwirts Joh. Jak. Schmidt, Richters (1742—47) in der Alservorstadt und 1780 (s. Der Resid. St. Wien Kommerzialschema, 1780, 2. u. 3. Abt. S. 34) als in der Alserstraße Nr. 49 (alt) gemeldet. 1806 (s. Vollständ. Auskunftsbuch etc. von Wien, 1806, 228) bestand es noch, Besitzer war damals Peter Albert. Noch 1834 bestand ein Wirt dort. Später (1842) kam an dessen Stelle die Buchdruckerei Leop. Sommer, Alserstraße 22 (s. M. Bermann, Alt- u. Neu-Wien, 1880, S. 1080; A. Mayer, Buchdruckergesch. Wiens II, S. 229). Die Elster war auch ein beliebter Tanzsaal im 19. Jahrhundert (s. C. Hofbauer, Die Alservorstadt usw. 1861, S. 69). — G.

462) Johann Franz Soubiran, Professor der französischen Sprache und Schriftsteller, gebor. zu Landau im Elsaß 1746, kam

ungefähr mit 23 Jahren nach Österreich — in einer Paßangelegenheit des Jahres 1801 (s. Polizeiarch. i. Arch. d. Minist. d. Inner. 1801, Nr. 180) sagt er, daß er schon 32 Jahre in den k. k. Staaten lebe — und im Jahre 1778 treffen wir ihn in der Tat als französischen Sprachlehrer in Brünn, wo er im selben Jahre ein deutsches Buch: „Historisch-kritisch-moralische Ergötzungen" herausgab (s. Brünner Ztg. 1778, 26. Novemb.). Von dort wandte er sich nach Wien, wo er sich wiederholt um eine französische Sprachmeisterstelle im Theresianum 1790 und 1796 bewarb (s. Protok. f. Nied. Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inn. 1790, p. 326; 1796, p. 58), die er 1797 endlich erhielt und bis zu seinem Tod inne hatte. Er selbst nennt sich 1801 (s. ob.) ordentlicher Lehrer an der theresianischen Akademie (s. M. Freih. v. Gemmel-Flischbach usw., Album der k. k. ther. Akademie. Wien, 1913, S. 79). Soubiran, der verheiratet war, aber keine Kinder hatte, starb am 21. Februar 1804 im Alter von 58 Jahren an der Brustwassersucht im allgemein. Krankenhaus (s. Totenprotok. d. Stadt Wien, 1804, Buchst. S., Fol. 18). Er hinterließ seiner Frau Franziska, die sich in das Versorgungshaus begab, nichts (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 204 ex 1804). Tatsächlich verzeichnet Kayser (Bücherlexikon, V, 279) nicht weniger als vier sprachwissenschaftliche Werke Soubiran's, welche bei v. Mösle erschienen sind, wie Gräffer besagt, und Soubiran's Verhältnis zum Fürsten de Ligne, bezeugt Soubiran's Buch über dessen Sohn: „Biographie de feu son Altesse le Prince Charles de Ligne. Dresden, 1807, 8°", das allerdings erst nach S.s Tod erschien. — G.

463) Vgl. ob. Anm. 173.

464) Vgl. ob. Anm. 361 u. Regist.

465) Das Wirtshaus zum Pilati befand sich bereits 1780 in der inneren Stadt auf dem Peter 571 alt (s. Ant. Ziegler, Häuserschema d. k. k. H. u. R. St. Wien, 1837, S. 58), es war nur ein Speisehaus; der Besitzer hieß Anton Zahlbruckner (s. Der Res. St. Wien Kommerzialschema, 1780, 2. u. 3. Abth. S. 33). Derselbe Eigenthümer wird noch 1796 erwähnt (Wien. Auskunfts- und Kommerz. Schema, 1796). 1806 wird ein Hr. Jakob Schmidt als Eigenthümer angeführt (s. Vollständ. Auskunftsbuch usw. 1806, S. 228). 1809 brannte das Pilatihaus teilweise ab (s. Geusau, Histor. Tagebuch usw. 1810, S. 230). Das Gasthaus bestand noch 1812 (s. Briefe d. jung. Eipeldauers, 1812, 12. H., 38) und schloß 1837 für immer seine Pforten (s. K. A. Schimmer, Ausführliche Häuserchronik, 1849, S. 108). — G.

466) Über Leop. Baillet s. II, 48 f. und Anm. 107.

467) Das Haus de Ligne's, auf der Mölkerbastei gelegen und rosenrot angestrichen, bestand bis 1845, wo an seiner Stelle ein neues Gebäude mit der Nr. 87 errichtet wurde (vgl. ausführl. Denkwürdigk. aus Alt-Österr. I [2. Aufl.], S. 27 f.). — G.

468) Baron August Christoph v. Wackerbarth (1679—1734) wurde von Kaiser Josef I. 1705 in den Grafenstand erhoben. Wurzbach, 52. Bd. S. 49. — In der Herrengasse kann man unmöglich ein den Grafen Wackerbarth gehöriges Haus im 18. Jahrhundert entdecken, dagegen besaß ein Graf Jos. Wackerbarth-Salmour in der Krugerstraße Nr. 1074 seit 1765 ein Haus (s. Schimmer, Häuserchronik, S. 220). — S. u. G.

469) Graf August Jos. Ludw. Wackerbarth (1770—1850), einem alten Mecklenburger Geschlechte entstammend, hat eine reiche Zahl historischer und anderer Schriften veröffentlicht, die allerdings zum großen Teile in das Gebiet der Curiosa gehören und sehr selten geworden sind. W. war ein Sonderling, der aber viel mit den Wiener literarischen Kreisen verkehrte. Seine „Geschichte des großen Teutonen" erschien 1821 zu Hamburg in Fo. und enthält als Titelbild des seltsamen Mannes Porträt. Gräffer hat schon in den „historischen Unterhaltungen" (Wien 1823) S. 178 mehreres über Wackerbarth mitgeteilt. — Vgl. Wurzbach, 52. Bd., S. 46 f. — S.

470) Die Litteratur über den Wiener-Neustädterkanal in den Eipeldauerbriefen ist jetzt von mir im Sachregister zu denselben im 18. Bde. d. Denkwürdigk. aus Altösterr. S. 511 zusammengestellt, doch kann ich darunter den angedeuteten Scherz nicht finden, obschon andere scherzhafte Anspielungen vorliegen, möglich, daß mir die Stelle als ganz bedeutungslos entgangen ist. — G.

471) Der weiße Schwan in der Kärntnerstraße (1044 alt) gelegen, war schon um 1700 ein bekanntes Gast- und Einkehrhaus (vgl. A. Bormastin, Hist. Beschrbg. v. . . . Wien, 1719, S. 173), das um 1800 bereits zu den vornehmsten der inneren Stadt gehörte. 1846—47 wurde es zu einem Privathause umgebaut. Hier wurde der nachmalig so berühmte Feldmarschall Laudon im J. 1744 für Österreich „entdeckt", hier wohnte auch Mdme. de Staël (s. K. A. Schimmer, Ausführl. Häuserchronik usw. 1849, S. 200 f.). Obschon z. B. das „Taschenbuch f. Grabennymphen, 1787, S. 74" schreibt: „Hier steigen sehr viele vornehme Herren ab", scheint doch das Gasthaus um 1795 viel zu wünschen übrig gelassen zu haben. So äußern sich

die „Bemerkungen oder Briefe über Wien eines jungen Bayern, Lpzg. o. J. (ca. 1795), S. 8 ff." über den Schwan: „Ein äußerst ekelhafter Geruch bewillkommte meine Geruchnerven, ein schmutziger Hofraum, wo sich die Küche nahe den Viehställen befand, bot sich meinen ersten Blicken in der Perspektive dar. Unreinliche und schmale Treppen führten zu meinem Zimmer und die Dienerschaft des Hauses harmonierte mit dem Ganzen." Übrigens findet der „Bayer" auch die anderen Wiener Gasthöfe ähnlich. Um 1810 übernahm ein neuer Wirt das Gasthaus, vielleicht ist es dann besser geworden (s. Kom. Gedichte über die Vorstädte, 1812, 2. H., 34). — G.

472) Über Geistinger s. I, 248 u. Anm. 648.

473) Diese Auswahl der Schriften des Prinzen de Ligne gab Madame Staël im J. 1809 heraus unter dem Titel: „Lettres et pensées du Prince de Ligne". — S.

474) Adam Heinrich Müller, Ritter von Nitterdorf (1779—1829), staatswissenschaftlicher und philosoph. Schriftsteller, mit Gentz befreundet kam er zuerst im J. 1805 nach Wien, später wirkte er zur Zeit der Befreiungskämpfe in Tirol als k. k. Landeskommissär, 1827 wurde er k. k. Hofrat und der geh. Haus-, Hof- u. Staatskanzlei in Wien zugeteilt. Von seinen zahlreichen geistvollen Veröffentlichungen führt das hier erwähnte Werk den Titel: „Von der Idee der Schönheit, in Vorlesungen gehalten zu Dresden im Winter 1807 u. 1808" (Berlin 1809). Vgl. Wurzbach, 19. Bd. S. 322 ff. — S.

475) A. W. Schlegels „Ehrenpforten und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue" erschien 1801 bei Vieweg in Braunschweig. — S.

476) Von Kotzebue erschienen: „Das Schreibepult. Schausp. in 4 Akten. Leipzig. 1800". — „Johanna von Montfaucon. Romant. Gemälde in 5 Akten. Leipz. 1800". — „Die beiden Klingsberg. Lustsp. in 4 Akten. Leipz. 1801". — S.

477) Das Dorf im Gebirge. Schauspiel mit Gesang in 2 Akten von A. v. Kotzebue erschien zu Wien o. J. (1798) in Schaumburgs Verlage. — S.

478) Des histor.-militärischen Schriftstellers Adam Heinrich Dietrich v. Bülow (1757—1807) „Geist des neueren Kriegssystems" erschien zu Hamburg 1798. Im J. 1835 wurde eine 3. Auflage veranstaltet. — S.

479) Über Herzog Albrecht (Albert) von Sachsen-Teschen vgl. ob. Anmerk. 160.

480) General Lindenau war nach seinem Übertritt in den Ruhestand (1801) eine durch ihre Seltsamkeiten in Wien bekannte Erscheinung. So bewegte er sich meistens mit dem Gesichte gegen die Häuser und mit dem Rücken gegen die Straße zu auf dieser fort. Über die stets von ihm getragene hirschlederne Hose erzählt Gräffer in seinen „Francisceischen Curiosa" (Wien 1849) allerlei Drolliges, bietet auch sonst über Lindenau verschiedene Anekdoten und einen Auszug aus dessen ebenfalls eigenartigem Testament. Er erwartete mit Stiefel und Sporn in voller Generalsuniform den Tod. Vgl. auch: v. Schönholz, Traditionen zur Charakteristik Österreichs, hrsg. v. G. Gugitz. 1. Bd. S. 165 f. (München, G. Müller. 1914 als Bd. III der Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich). — S.

481) Über Bened. Dav. Arnstein vgl. Anmerk. 552 d. B. und Gräffers Mitteilungen über Arnstein S. 200 d. B.

482) Am 7. Oktober 1803 wurde mit Allerhöchst. Handschreiben Lindenau die Inhaberwürde des Regimentes verliehen (s. N. v. Hödl, Gesch. d. k. k. Inf. Reg. Nr. 29, S. 232 mit einem interess. Portr. L.'s, 561 f. kurze Biographie). — G.

483) Urban Freiherr von Blum, Feldmarschalleutnant und Kämmerer bei dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, also wohl nur eine Art Salongeneral, starb zu Wien am 24. April 1823 (s. Militärschematismus, 1824, S. 467). — G.

484) Friedrich August Kanne (1778—1833) war als vorwiegend dramatischer Dichter, hauptsächlich aber als Komponist melodiöser oft aufgeführter Opern und Singspiele tätig. Seine hier gemeinte Oper „Orpheus" wurde 1807, sein musikalisches Zauberspiel „Liane" (Text v. Bäuerle) 1824, sein Melodram „Die eiserne Jungfrau" (Text v. Biedenfeld) 1822 zuerst in Wien aufgeführt. Für Jean Paul, mit dem er vielleicht persönlich bekannt war, hatte Kanne besondere Verehrung. Sein Buch „Wiener Nächte oder romantische Gemälde der Phantasie" (Leipzig 1819) ist mit einer Vorrede Jean Pauls erschienen. Vgl. Goedeke, Grundriß II. A. 6. Bd. S. 469 ff. — Wurzbach, 10. Bd., S. 438 ff. — S.

485) Über die ohnehin wenig glaubwürdige Geschichte von dem versunkenen Sklavenschiff Haschka's vergl. die größere Darstellung: „Lorenz Leopold Haschka v. Gustav Gugitz im Jahrb. der Grillparzer Gesellschaft 17. Jahrg. Wien 1907, S. 56, woselbst der Verfasser diese Anekdote bespricht und auch Haschka's Beziehungen zu Alxinger darstellt. Die schätzbare Arbeit von Gugitz ist die einzige, welche bis-

her der Lebens- und geistigen Entwicklungsgeschichte Haschka's in umfassenderer Weise gerecht wird. — S.

486) Friedrich Freiherr v. Bretschneider (1770—1846), der Sohn Hofrat Bretschneiders, trat in österreich. Militärdienste und zeichnete sich durch seine Tapferkeit schon 1789 im Feldzuge gegen die Türken sowie später in den Kämpfen unter Erzherzog Karl aus. Er wurde 1830 Feldmarschalleutnant und 1843 in den Freiherrnstand erhoben. Wurzbach, 2. Bd., S. 139 f. — S.

487) Friedrich Freiherr von der Trenck (1726—1794), seit 1764 k. k. österreichischer Major, ist durch seine merkwürdigen Schicksale und sein abenteuerreiches Leben man kann sagen weltberühmt geworden. Seine Liebe zu Amalie, der Schwester König Friedrichs II., zog ihm jene zweimalige Gefangenschaft und Festungshaft zu, während welcher er die allüberall so viel genannten Fluchtversuche anstellte, aber erst nach Beendigung des siebenjährigen Krieges wurde Trenck durch diplomatische Bemühung aus der Haft entlassen. Sein ungestümes Temperament brachte ihn in viele weitere Unannehmlichkeiten und führte ihn in der Zeit der beginnenden Revolution zuletzt nach Paris und da man hier die Anklage wegen Verschwörung für das Königthum gegen ihn erhob, erlitt er am 25. Juli 1794 den Tod unter der Guillotine. Seine merkwürdige Lebensgeschichte hat Trenck selbst verfaßt, sie wurde auch von einer großen Zahl verschiedener Verfasser in deutscher, französischer und englischer Sprache behandelt, insbesondere auch vielfach in romanhafter Form. Vgl. Wurzbach Biogr. Lex. 47, S. 138 ff., wo auch die Literatur genau verzeichnet erscheint, worüber aber jetzt besonders ausführlich: „Friedr. Freih. v. d. Trenck. Ein bibliogr. u. ikonograph. Versuch von Gustav Gugitz u. Max v. Portheim. Wien, 1912, 8°" zu vergleichen ist. Auch bei Gräffer-Czikann V, 411 f. ist Trenck behandelt. — S.

488) Der Württemberger Wilhelm Ludwig Wekhrlin (1739—1792) verfaßte einige umfangreiche im Rahmen von Erzählungen gehaltene Spottschriften; seine literarische Tätigkeit war überhaupt sehr polemischer Natur. V. Goedeke, Grundriß 2. A. 4. Bd. 1891. S. 331 f. — S.

489) Hofrat Johann Georg Meusel, Professor in Erlangen (s. ob. Anm. 387), war ein sehr vertrauter Freund Bretschneiders, mit dem er noch in seinem letzten Lebensjahre verkehrte. Bretschneiders hier erwähnte Werke sind in den nachstehend verzeichneten Jahren erschienen: „Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen

Werther etc." 1776. — „Theodor" 1804 („Unter Theodor ist Bonaparte zu verstehen"). — „Almanach der Heiligen auf das Jahr 1788". — „Papilloten" (Frankfurt a. M.) 1769. — Vgl. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des k. k. Hofr. Heinrich Gottfr. v. Bretschneider hrg. v. K. F. Linger. Wien 1892; Allg. d. Biogr. 21. (1885) S. 541. — S.

490) Die „Reise des Herrn v. Bretschneider nach London u. Paris etc." gab L. F. G. v. Göckingk 1817 (Berlin u. Stettin) heraus. Goedeke, Grundriß 2. A. Bd. V. S. 545. — S.

491) Gräffer's Behauptung, daß die Anekdote über Haschka in der „Reise des Herrn von Bretschneider nach London und Paris etc. Berlin und Stettin, 1817" vorkäme, ist unrichtig. In diesem Buch steht nichts darüber. Auch in den von Karl Friedr. Linger (Buchhändler J. Eisenstein) aus verschiedenen Quellen zusammengetragenen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des k. k. Hofrates H. G. v. Bretschneider. Wien, 1892" findet sich bezeichnenderweise nichts darüber. Quellen über diesen Klatsch s. Jahrb. d. Grillparzergesellsch., XVII, S. 56. — G.

492) Über den englischen Arzt, Reisenden, diplomatischen Agenten und industriellen Unternehmer Julius Griffith, dessen Lebensdaten übrigens unbekannt sind, vgl. ausführlichst Aug. de la Garde, Gemälde usw. hrg. v. Gugitz. 2. Aufl. 1914, I, S. 18 f., 447 ff. und Regist. Gr. lebte von 1808 bis 1822 meist in Wien, wo er ein stattliches Haus führte und Freund der Gräfin Zielinska war. In seinen verschiedenen Unternehmungen war er nicht sehr glücklich, mit dem nachbenannten Watts geriet er schließlich in Prozesse, da er ihm 6000 Gulden geliehen hatte (s. Conversationsblatt, Wien, 1820, S. 894, 1251; A. Mayer, Buchdruckergeschichte Wiens, II, 242). Griffith wird noch 1822 (s. F. H. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller, W. 1822, S. 19) als am Tabor Nr. 362 wohnend angegeben, 1824 vermacht ihm Ankerberg einen Ring (s. I, Anm. 440). Seine Tochter Julie war unter dem Pseudonym Julie Smith als Schriftstellerin in Österreich noch in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts tätig (s. Wurzbach, 35. Bd., S. 184). — G. und S.

493) Der Typograph John Watts kam Ende 1819 aus New-York nach Wien und erhielt hier auf sein Ansuchen ein Patent (seit 1818 für 5 Jahre, s. A. Redl, Adressenbuch der Handlungs-Gremien und Fabriken in Wien, 1823, S. 243) für seine Erfindungen von Stereotyp-Platten in Gußmanier, der hinzu gehörigen Druckerei und zur Fabrikation einer verbesserten Druckfarbe, die sich vorzüglich bewährte.

Infolge eingetretener Verhältnisse übersiedelte er nach Ofen und setzte dort seine typogr. Tätigkeit fort. Als Watts in London mehrere für das Unternehmen nötige Besorgungen durchzuführen hatte, übertrug er seinem Neffen William Watts die Leitung der Anstalt in Ofen, der das Stereotypieren und die Fabrikation der Druckfarbe im Großen betrieb. Zu vergl. Schmidls Literarischer Anzeiger. Wien. 1822 Nr. 37 in dem Aufsatze A. Rittigs von Flammenstern über „die Stereotypie im österr. Kaiserstaate" daselbst; A. Mayer, Buchdruckergesch. II, 152, 165, 241 f. — S.

494) Der berühmte philos.-politische Schriftsteller Charles de Secondat, Baron de la Brède et de Montesquieu (1689—1755) hat insbesondere durch die „Lettres Persanes" (Amsterd. 1721. 2 Bde.) und durch sein Hauptwerk: „L'esprit des lois" (Genf. 1748. 2 Bde.) seinen Weltruf begründet. — S.

495) Joseph Ant. Freih. von Hormayr auf Hortenburg wurde am 3. Febr. 1732 geboren und starb als erster Rat und Kanzleidirektor des k. k. o. ö. Landrechts am 7. Juli 1803 zu Innsbruck. Seine Gattin Maria Josepha, eine geb. von Mayerhofen, welche am 11. April 1801 ihm im Tod im Alter von 55 Jahren vorangieng, hatte ihm nicht weniger als siebzehn Kinder geboren, darunter den bekannten Historiker (Gütige Auskunft des Ferdinandeums i. Innsbruck nach dem Leichenstein). — G.

496) Dieses Porträt v. Sonnenfels befindet sich als Titelbild im 1. Teile des „Handbuches der inneren Staatsverwaltung" (Wien. 1798). Es ist nach einem Gemälde von Graff von Leicher geätzt. — S.

497) Wurzbach, 35. Bd. S. 340 bezweifelt den Bestand von Gedächtnismünzen auf Sonnenfels, von denen auch das k. k. Münz- u. Antikenkabinet in Wien keine besaß. Wohl aber befindet sich daselbst eine Medaille auf Sonnenfels' Bruder Franz, des k. k. Hofrates, † 1806. — S.

498) Die Teinfaltstraße vermittelte die nächste Verbindung von dem Hause de Ligne's auf der Melkerbastei in die innere Stadt. — S.

499) Das früher dem Hofmathematiker Jakob Merinoni gehörige stattliche Haus auf der Mölkerbastei wurde später vom Freiherrn Josef v. Pasqualati angekauft und hieß im Volksmunde das Pasqualati-Haus. S. Kisch, Die alten Straßen . . . S. 619 u. 620. — S.

500) Der große Tonheros Ludwig von Beethoven (1770—1827) war seit 1792 in Wien, wo er auch starb. In den letzten Lebensjahren wurde er schwerhörig und zuletzt fast ganz taub. — S.

501) Der Tonkünstler Ignaz Schuppanzigh (1776—1830) war ein meisterhafter Violinspieler und trefflicher Dirigent in Konzerten, namentlich glänzte er in den berühmt gewordenen Quartetten, wobei vorzüglich Beethovens Kompositionen gespielt wurden. Vgl. Wurzbach, 32. Bd. S. 215 ff. — S.

502) Ignaz N. v. Seyfried (1776—1841), überaus fruchtbarer Komponist einer großen Zahl von Opern, Singspielen, Kantaten, Oratorien, Messen etc. Vgl. Wurzbach, 34. Bd. S. 176 ff., woselbst auch alle Kompositionen Seyfrieds verzeichnet sind. — S.

503) Ign. Franz Edl. v. Mosel (1772—1844), Komponist und Musikschriftsteller, Beamter des Obersthofmeisteramtes, durch die Unterstützung des kunstfreudigen Grafen Moriz v. Dietrichstein als Hofrat zum Vizedirektor beider Hoftheater ernannt, seit 1829 erster Kustos der kais. Hofbibliothek in Wien, deren „Geschichte" (Wien, 1835) er auch veröffentlicht hat. Wurzbach, 19. Bd. S. 130 ff. — S.

504) Eduard Freih. v. Lannoy (1787—1853), Tonkünstler, auch Opernkomponist, seit 1830 Direktor des Wiener Konservatoriums. Wurzbach, 14. Bd. S. 142 ff. — S.

505) Johann N. Hummel (1778—1837), ausgezeichneter Tonkünstler, Schüler Mozarts. Vgl. Wurzbach, 9. Bd. S. 419 ff. — S.

506) Franz Schubert (1797—1828), der berühmte Liederkomponist. — S.

507) Von dem damals vielgenannten Dichter Joh. Gabr. Seidl (1804—1875) hat Franz Schubert zahlreiche Gedichte vertont, Wurzbach, 33. Bd. (1877) führt sie auf S. 346 an. — S.

508) In dem genauen Verzeichnisse der Dichter, von denen Franz Schubert Lieder komponierte, das Wurzbach, 32. Bd. (1876) bietet, findet sich Joh. Peter Hebel, der hier wohl gemeint ist, nicht vertreten. — S.

509) Der gemütvolle Dichter Johann Mayrhofer (1787—1836) war mit Franz Schubert innig befreundet, der auch viele seiner Gedichte vertont hat. Der reichbegabte Poet starb durch Selbstmord, er hatte sich am 5. Febr. 1836 aus dem Fenster gestürzt. Wurzbach, 17. Bd. S. 186 ff. — S.

510) Karl Haslinger, Komponist und Musikhändler, geb. zu Wien am 11. Juni 1816, Sohn des Tobias, der auch nach dem Tode seines Vaters die Verlagshandlung unter der Firma: „Karl H. quondam Tobias" fortführte. Karl H. verlegte namentlich die

Kompositionen von Joh. und Jos. Strauß. In der Komposition durch Ign. Seyfried ausgebildet, hatte er sich unter der Leitung von Karl Czerny zu einem trefflichen Klavierspieler herausgebildet. Von ihm wurden zahlreiche musikalische Abende veranstaltet und 1859 erhielt er für seine musikalischen Verdienste das goldene Verdienstkreuz mit der Krone. Sein Tod erfolgte zu Wien am 26. Dez. 1868 (s. Wurzbach, 8. Bd. S. 27 ff.; Ottinger, Moniteur, Supplem.; Eitner hat K. Haslinger merkwürdigerweise nicht). — G.

511) Erzherzog Rudolph Johann Jos. (1788—1831), der Sohn des Kaisers Leopold II., Kardinal und Erzbischof v. Olmütz, war ein Schüler und großer Verehrer Beethovens und selbst ein trefflicher Musiker. — S.

512) In der Hofpfarrkirche zu St. Augustin (Augustinerkirche) in Wien befand und befindet sich Canova's berühmtes Marmorgrabmal der Erzherzogin Maria Christine, das ihr 1805 deren Gemahl, der Herzog Albert von Sachsen-Teschen, errichtete. — S.

513) Laut Sterbebuch der Pfarre St. Augustin zu Wien, Tom. VI, Fol. 81 ist „Der wohlehrwürdige P. Antonius Franzoni, Pfarrer, Prior und Provinzadministrator des Augustinerordens, in Wien gebürtig, am 7. Juli 1824 im Alter von 75 Jahren an Altersschwäche gestorben und auf dem Matzleinsdorfer Gottesacker begraben worden". Der erste von ihm als „Pfarrverweser" eingetragene Trauungsakt datiert vom 1. Mai 1810, der erste Akt als Pfarrer vom 11. Oktob. 1810 (Gütige Mitlg. Sr. Hochw. Herrn Pf. J. Binder). — G.

514) „Am 5. Oktober Abends um 9 Uhr besuchte Kaiser Napoleon die k. k. Gruft bei den Kapuzinern, so auch die Kirche der Augustiner in der Stadt" (A. v. Gensau, Historisch. Tagebuch l. c. 308). — „Kaiser Napoleon war dieser Tage (5. Okt.) um 9 Uhr abends in der Augustinerkirche und besah das Monument bei Flambeaux. Er fragte, welche Statue den höchsten Wert hätte. Savary sagte ihm: dies wäre der Genius. Der P. Antonin aber glaubte, es wäre der Bettler. Als Napoleon zu dem Monumente des Kaisers Leopolds gekommen war, sagte er: Vanitas vanitatum!" (Brief des Hofrats Girtler von Kleeborn an Erzh. Karl v. 13. Okt. 1809, vgl. C. Wolfsgruber, Die Hofkirche zu St. Augustin, Augsbg. 1888, S. 34 f.). — G.

515) Antonio Canova, der berühmte Bildhauer (1757—1822). Seine Werke verzeichnet Wurzbach, Biogr. Lex. 2. Bd. S. 256 ff. — S.

516) Die hier erwähnten Monumente befinden sich noch in der Wiener Augustinerkirche. Das Grabdenkmal, welches in derselben Kirche Maria Theresia dem berühmten Gerhard van Swieten errichten ließ, mußte später dem Marmordenkmal Leopolds II. von Zauner weichen, nur die vom Monumente genommene kleine Büste van Swietens blieb in der Kirche selbst aufgestellt zurück. — S.

517) Dieses Monument beschreibt Wurzbach, 3. Bd., S. 172. Es ist von Anton Moll gearbeitet. — S.

518) Eine grundlegende Biographie Martin Span's steht noch aus. Wurzbach, 36. Bd. S. 56 ff. hält sich zumeist nur an den vorliegenden, sehr unbestimmt gehaltenen Artikel Gräffers. Wir geben daher zum erstenmal im folgenden in kurzen Zügen seine Biographie. Span, ein Schwabe, wie aus Gräffer hervorgeht (seinen Geburtsort verschweigt auch merkwürdigerweise das Totenprotokoll), geb. 1759, Schriftsteller und altklassischer Philologe, war bereits in der josephinischen Zeit zwischen 1783 und 1788 Mitarbeiter des Wiener Blättchens (s. daselbst a. versch. Ort.) und wird im J. 1789 als Grammatikallehrer in St. Pölten angeführt (s. Protok. f. Nied. Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inner. 1789, p. 430), 1791 erscheint er in derselben Eigenschaft bereits in Wien bei St. Anna (s. Protok. f. Nied. Österr. 1791, p. 358), welcher Lehranstalt er fortan treu blieb. Als Schriftsteller war der Grundzug seines Wesens Pedanterie. Großes Aufsehen erregte es, als er es unternahm, in Gräffers Conversationsblatt (1821, Nr. 8 u. 9: M. Span, Goethe als Lyriker) Goethes Gedichte auszubessern (vgl. auch Gräffer, Wien. Kurzweil, 1846, S. 47 ff.), was den alten Magister trefflich charakterisiert, ebenso schulmeisterlich ist seine „Würdigung der deutschen Dichter usw. Wien, 1827, 2 Bde." Sein Trauerspiel in 5 Aufz. „Hermann der Cheruske. Wien, 1819, 8°" ist nach einem Plane des Graf. Hipp. Pindomonte gearbeitet. Über weitere Werke — mit Ausnahme der philologischen, die wir hier weiter nicht berühren — vgl. unt. Anm. 525 und 526b. Span, der jedenfalls ein tüchtigerer Philologe als Schriftsteller war und der in dieser Richtung auch eine ausgewählte Bibliothek (474 Nummern) sein Eigen nannte, starb am 16. Sept. 1838 als jubilierter Professor b. St. Anna und Wittwer Nr. 466 auf der Wieden. Seinen bescheidenen Nachlaß (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 2134 ex 1838; Totenprotok. 1838, Buchst. S., Fol. 45), im Ganzen 278 fl., davon 135 fl. für die Bücher, erbten seine beiden Enkelkinder, da ihm seine Kinder bereits im Tod vorausgegangen waren, die Bücher aber und wahrscheinlich auch die Manuskripte

Poxowitschs, die aber weiter im Nachlaßakt nicht berührt werden, fielen dem Gatten einer seiner Enkelinnen an, dem Mich. Wolfram, einem biederen — Weinschänker. Sic transit . . . — G.

519) Johann Konrad Blank, Weltpriester und Professor der Mathematik in Wien, war auch als Fachschriftsteller tätig. Er wurde am 13. Febr. 1827 von dem polnischen Edelmann Severin v. Jaroszynski, seinem Zöglinge, ermordet und beraubt. Der hier erwähnte Artikel über Blank in der Österr. Nat. Encyklopädie findet sich im 1. Bde. S. 307. — Vgl. Ausführlicheres bei Wurzbach, 1. Bd. S. 422. — S.

520) Joseph Otto (1740—1830), Präfekt an dem Theresianum in Wien, seit 1785 an der Universitäts-Bibliothek in Wien angestellt, ein trefflicher Bücherkenner. Gräffer-Czikann IV. S. 131. — Wurzbach, 21. Bd. S. 139.

Johann Carl Metzger (1797—1865), Schriftsteller und Sekretär bei Adolf Bäuerle, an dessen „Theater-Zeitung" in Wien er mitarbeitete. Wurzbach. 18. Bd. S. 70 f. — S.

521) Über die Freundschaft zwischen beiden ist weiter nichts bekannt. — G.

522) Joseph Oehler, Buchhändler und Schriftsteller, geb. zu Troppau im J. 1763, gestorb. zu Wien 1816, widmete sich nach beendeten Hochschulstudien in Wien dem Buchhandelgeschäft, übernahm auch eine Buchdruckerei und erwarb sich durch Druck einer ihrer Correktheit wegen sehr geschätzten Ausgabe der lateinischen Classiker einen vorteilhaften Ruf. Oehler war ein gründlicher Sprachkenner und sein eigener Correktor. In der josephinischen Zeit war Oehler Redakteur des Wiener Blättchens von 1788 an (s. Protok. f. Nied. Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inn. 1788, Fol. 315, 380) bis 1793, wo er vergeblich bittet, das Blatt weiter herausgeben zu dürfen (s. Protok. l. c. 1793, Fol. 22, 28, 131). Oehler hat sich auch späterhin schriftstellerisch betätigt (s. Wurzbach, 21. Bd. S. 11 f.; Gräffer-Czikann, IV, S. 82; A. Mayer, Buchdruckergesch. Wiens, II. S. 130). — G.

523) Nicolas Ant. Boulanger (1722—1769), französischer Kulturhistoriker und Philosoph (s. Dictionnaire biograph., univers. et pittoresque, Paris, 1834, I, 307. — G.

524) Charles François Dupuis (1742—1809), Professor am Collège de France, berühmt durch seine Arbeiten über Mythologie (s. Dictionnaire biogr. l. c. II, 319). — G.

525) Es handelt sich um die „Rede auf den Tod des Kaisers Joseph des Zweyten gehalten im großen Hörsale der Universität zu Wien, als von derselben die Leichenfeyer für den höchstseligen Kaiser den VI., VII. und VIII. Mai MDCCXC begangen wurde von Joseph Petz, Pfründner und Seelsorger an der Pfarrkirche St. Peter, der Gottesgelehrsamkeit Doktor und jetzigem Decan der theologischen Facultät. Wien, Jgn. Alberti (1790), Tit., 51 S. 4°(Wien. Stadtbibl. 11777 A)", welche das geistige Eigentum Mart. Span's ist, der sie unter seinem Namen unter dem Titel: „Rede auf den römisch-deutschen Kaiser Joseph den II. Wien, 1807, Tit. Kupf., 72 S., 8°" wieder veröffentlicht und in der Vorrede auf den Sachverhalt hingewiesen hat. — S.

526a) Bernhard Philipp Bauer (1789—1830), Buchdrucker und Buchhändler in Wien, erfreute sich daselbst hohen Ansehens. Vgl. Mayer, Wiens Buchdruckergeschichte. Wien 1887. 2. Bd. S. 132 u. öfter; Gräffer-Czikann, VI, S. 357. Seine Buchhandlung hatte er auf der Freiung im Schottenhof an der Ecke der Schottengasse, wo er 1817 zum erstenmal erscheint (s. A. Redl, Handl. Gremien u. Fabrikenschema, 1817, S. 75). — G. und S.

526b) Es handelt sich um die Broschüre: „Denkschrift gegen den Büchernachdruck. Den am Wiener Congresse versammelten Gesandten von einer Deputation Leipziger Buchhändler überreicht; mit Berichtigungen der darin aufgestellten irrigen Ansichten von einem Österreicher (Ohne Druckort, Verfasser und Verleger), XI, 46 S., 8°", worin von Span nur die Berichtigungen der „Denkschrift usw." sind, die zuerst in „Leipzig bei P. G. Kummer, 1814" erschien. Die Wien. Allg. Litt. Ztg. Wien, 1815, Sp. 329 schreibt: „... der gleichfalls ungenannte, aber nicht unbekannte Verleger des unter Nr. 4 angezeigten Nachdruckes der erwähnten Denkschrift mit Berichtigungen steckte, in Ermanglung einer hell aufleuchtenden Brandfackel, doch wenigstens einen schwachen Span auf dem einsamen Leuchtthurme aus ..." Eine weitere Kritik dieser anonymen Schrift, deren Autorschaft also Span zufällt, findet sich ibid. Sp. 339 ff. — G.

527) Es kann sich wohl nur um Johann Sigmund Val. Popowitsch (1705—1774), Sprach- und Naturforscher, zuletzt bis 1768 Professor an der Wiener Universität, handeln, dessen wichtigstes Werk: „Versuch einer Vereinigung der Mundarten von Teutschland (Wien, 1780)" erst nach seinem Tod erschien. Es ist allerdings richtig, daß P. einen ungemeinen Schatz von Handschriften hinterließ, die er aber

vor seinem Tod einem Prof. Brink übergab. Es waren ganze Schränke davon da (s. Wurzbach, 23. Bd. S. 110 f.; Gräffer-Czikann, IV. S. 253). Auch die „Österr. Zeitschrift für Geschichte und Staatenkunde 1836, I, S. 38" schreibt, „daß seine hinterlassenen Handschriften immer nur ein reicher Schatz von Notizen zur Benützung für andere geblieben sind". Ganz unglaublich ist aber, daß Popowitsch Spans Freund gewesen sein soll, war doch Span erst 14 Jahre alt, als Popowitsch starb. Wahrscheinlich gelangten die Papiere P.s auf andere Art in Spans Besitz. — G.

528) Chr. Gottl. Kayſers Bücher-Lexikon. 5 Thl. 1835. S. 281 führt Span's Werke an, vollständiger verzeichnet sind sie bei Wurzbach, 36. Bd. S. 56 ff. — S.

529) Franz Josef Gall (1758—1828), Arzt und Begründer der Schädellehre, bis 1803 in Wien, wo man ihm den Aufenthalt verleidete, worauf er sich nach Paris begab, wo er hoch gefeiert wurde (Wurzbach, 5. Bd. S. 63 ff.), über welchen jetzt eine hervorragende und interessante Publikation von Prof. Dr. Max Neuburger: Briefe Galls an Andr. u. Nanette Streicher (= Archiv f. Geschichte d. Medizin, 1917 [X], 3 ff.) besonders heranzuziehen ist (mit einer Fülle von Quellen). Daselbst ist auch vielfach von seinem Haus (Ungargasse 313), das ihm „sehr am Herzen" lag (Neuburger l. c. S. 29 f.) die Rede. — Gr. schreibt also bezügl. des Hauses mit Unrecht „Rennweg". — G. und S.

530) Gall war als Student in Straßburg durch die sorgfältige Pflege eines Mädchens gerettet worden und heiratete dieses Mädchen, Namens Katharina Heißler, doch gestaltete sich die Ehe im Laufe der Jahre unglücklich. Ein Freund Gall's schrieb über diese Frau: „Cette femme étoit d'une naissance obscure sans éducation et sans instruction, d'un caractère emporté et violent, elle manquait des qualités d'esprit pour rendre heureux l'existence d'un homme comme Gall." Gall selbst schreibt in späteren Jahren (1819) noch von seiner Frau, daß sie unwirtschaftlich wäre, einen habsüchtigen Charakter hätte, „alle Tage wurden meine Beinkleider von ihr geplündert ... ich weiß und fühle es noch, wie sehr mir das Weib das Leben verbittert hatte". 1797 brach schon der Unfriede aus, es erfolgten große Eifersuchtsszenen, wozu übrigens Gall manchen Anlaß gegeben haben mochte, denn er war sehr verliebter Natur, wie aus seinen Briefen hervorgeht, und so trennten sich die Ehegatten. Sie blieb in Wien in Galls Haus Ungargasse Nr. 313 und wurde von ihm noch

aus Paris, wo er später ständig lebte, durch Vermittlung A. Streichers unterstützt. Er entschädigte sich übrigens anderweitig, konnte er doch ohne Freundin nicht leben, wie er an Streicher schreibt (s. Neuburger l. c. S. 10), dem er auch von seiner „Kleinen" schreibt (ibid.), die damals vielleicht eine Etsse. Helene Orlandini war (Neuburger l. c. S. 15). Auch hatte er einen unehelichen Sohn Hermann (ibid. S. 17, 60, 69). Als seine Frau Katharina, eine geborene Heißler aus Straßburg, am 25. März 1825 in Wien auf der Landstraße Nr. 347 im Alter von 65 Jahren (s. Verlassenschaftsakt Faß. 2, Nr. 4275 ex 1825; Totenprotok., 1825, Buchst. C. G. K., Fol. 30) starb, beeilte er sich übrigens eine alte Freundin, mit der er schon seit dreizehn Jahren lebte, Maria Anna Barbe (geb. zu Nancy um 1795) — er nannte sie Virginie — am 25. Aug. 1825 zu heiraten. Diese Frau überlebte ihn (s. Neuburger l. c. bes. 28, 62 f., 65 u. and. Stell.). — G.

531) Johann Andreas Streicher (1761—1833), Tonkünstler, später Inhaber der berühmten nach ihm benannten Pianoforte-Fabrik. Als Begünstiger von Schillers Flucht aus jeder Biographie Schillers bekannt hat Streicher diese Flucht auch in einer eigenen Aufzeichnung dargestellt, die veröffentlicht erscheint in dem Buche „Schillers Flucht aus Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim v. Jahr. 1782—1785" (Stuttgart 1836). — S.

532) Nannette (Maria Anna) Streicher (1769—1833), Tochter des berühmten Orgel- und Klavierbauers Joh. Andr. Stein in Augsburg, übersiedelte nach Wien, wo sie mit ihrem ältesten Bruder 1794 die weltbekannte Pianofortefabrik: „Geschwister Stein", später „Nannette Streicher geb. Stein und Sohn" errichtete. Nannette, zugleich als Hausfrau, Geschäftsfrau wie als Pianistin hochbedeutend, überließ 1823 ihrem Sohn das Unternehmen (Wurzbach, 40. Bd., S. 19 f.). Über die Freundschaft Nannette's mit Gall vgl. H. Rollett, Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden, VII, 76. Sie war es auch, die Gall zur Abtretung seiner Sammlung an Rollett bewog, die jetzt im Badener Museum ist, und übersetzte dessen Hauptwerk: „Anatomie et Physiologie du système nerveux" ins Deutsche. Über ihren Briefwechsel mit Gall, der jetzt veröffentlicht ist, s. ob. Anm. 529. — G. und S.

533) Es kann sich nur um den ästhetischen Schriftsteller Wilhelm Hebenstreit (1774—1854) handeln, mit welchem Schreyvogel verfeindet war (s. K. Glossy, J. Schreyvogel. Eine biogr. Skizze usw.

W., 1903, S. 48). Vielleicht war die Ursache H.s Tätigkeit als Theaterkritiker. Weitere Proben der Feindseligkeiten zwischen beiden bietet Goedeke, 9. Bd., S. 20 : 22 u. 23. Hebenstreit, der übrigens im Sold der geheimen Polizei stand (vgl. Aug. Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß, 1913 s. Reg.), gieng in seiner Feindschaft so weit, seinen Gegner in einem polizeilichen Stimmungsbericht einer gehässigen Kritik zu unterziehen. — G.

534) Gemeint ist sicher Friedrich Wähner (über ihn I, 287 f. u. Anm. 730). Ernst Münch schreibt in Julius Schneller's Lebensumriß usw. Leipzig 1834 (= hinterlass. Werke, 1. Bd.) S. 91: „Sehr schmerzte Schneller'n eine Stelle Wähners — wir wissen nicht mehr, in welcher Zeitschrift — die von einem Manne sprach, welcher viele seiner Blätter gebraucht, um alle seine Unwissenheiten darzustellen; welcher überall eine pöbelhafte Gesinnung verraten und die Späße eines Wirtshauses in das Gebiet der Kunst und Wissenschaft hinübergetragen. Er schwieg zu diesen und ähnlichen Ausfällen, treu dem gegebenen Wort, keinem Anonymen zu antworten." Münch bemerkt dazu: „Gleichwohl hatte ihn dieser (Wähner) noch kurz zuvor, unter allerlei schmeichelhaften Komplimenten, zur Teilnahme an seiner Zeitschrift Janus aufgefordert und besonders romantische Beschreibungen, Sagen, Burgengeschichten usw. von Schneller gewünscht. Merkwürdig aber und charakteristisch bleibt der Umstand, daß Wähner bald darauf nach Graz kam und von Schneller ohne alle Rücksicht auf das Geschehene mit viel Zuvorkommenheit und Freundlichkeit behandelt wurde. Wähner nahm dies alles unbedenklich an." — G.

535) Joseph Schreyvogel (1768—1832), als Schriftsteller bekannt unter seinen Decknamen Thomas und August West, seit 1802 Hoftheatersekretär in Wien, später auch Dramaturg bei den vereinigten Hoftheatern daselbst, der eigentlich die Direktion führte. Unter ihm gelangte Grillparzers erstes Drama „Die Ahnfrau" zur Aufführung. Schreyvogel gab im J. 1807 und 1808 in Wien die vornehme Zeitschrift: „Das Sonntagsblatt" heraus. Seine Schriften sind zuerst gesammelt unter dem Titel: „Gesammelte Schriften von Thomas und Karl August West" im J. 1829 zu Braunschweig erschienen, namentlich darin auch die gediegenen novellistischen Arbeiten desselben. — S.

536) Der englische Dichter Joseph Addison (1672—1719) hatte mit seinem Freunde R. Steele im J. 1711 die Wochenschrift The Spectator (London 1711—1712) herausgegeben, von der 8 Bände

erschienen sind und damit die Gattung der sog. „moralischen Wochenschriften" begründet. Frau Gottsched übersetzte später diese Zeitschrift ins Deutsche und diese Übersetzung erschien von 1739—1743. — S.

537) Ignaz de Luca (1746—1799), Professor am Theresianum zu Wien, sodann an den Lyceen in Linz und Innsbruck, hat eine Zahl schätzbarer juridisch-politischer Werke verfaßt, ferner „Das gelehrte Österreich" (Wien. 1776—1778), ein „Geographisches Handbuch von dem österreichischen Staate" 6 Bde. (Wien 1790—1792) sowie wertvolle statistische und historische Schriften. Wurzbach, 16. Bd. S. 119 ff. — S.

538) Der berühmte Göttinger Professor August Ludwig v. Schlözer (1735—1809) ist gewissermaßen der Begründer der neueren Geschichtsschreibung. Allg. Deutsche Biogr. 31 (1890). — S.

539) Josef Max Freiherr v. Liechtenstern (1765—1828) war durch seine zahlreichen, zumeist Österreich behandelnden statistischen und geographischen Arbeiten ein sehr verdienstvoller gelehrter Schriftsteller und durchaus nicht so flüchtig und ungenau, wie ihn Gräffer schildert. Im J. 1790 wurde von L. das kosmographische Institut in Wien ins Leben gerufen, doch gelang es ihm nicht, das statistische Bureau in Wien, zu dem er einen Plan im Auftrage des Ministers Graf O'Donnel ausarbeitete, ins Leben treten zu sehen, da der plötzliche Tod des Ministers das Vorhaben vereitelte. Wurzbach, 15. Bd. S. 171 ff. führt Liechtensterns zahlreiche Schriften an. — Übrigens behandelt auch Gräffer in der Österr. Nat. Encyklop. Bd. 3 Liechtenstern ausführlich. — S.

540) De Luca wohnte erst knapp vor seinem Tod am Franziskanerplatz 968, denn erst der Staatsschematismus von 1799, S. 227 gibt diesen Wohnort an, 1798 (S. 221) die Niemergasse, vordem wohnte er Wollzeile und Salzgries. — G.

541) Franz Kurz (1771—1843), Konventuale des Stiftes St. Florian, ausgezeichneter Geschichtsforscher, der seit 1805 eine große Zahl wertvoller Arbeiten auf dem Gebiete der österreich. Geschichte veröffentlichte, die durch gründliche Forschung und musterhafte Darstellung hervorragen. Wurzbach, 13. Bd., 421 ff., Gräffer-Czikann III. 323. Der hier von Gräffer erwähnte „Historiograph des Reichs" ist Joseph Freiherr v. Hormayr. — S.

542) Josef Chmel (1798—1858), hervorragender österreichischer Geschichtsforscher. Vgl. Wurzbach, 2. Bd. S. 351. — S.

543) Der Publizist Carl Josef Stegmann (1767—1837) war Redakteur bei Cotta's „Allgemeiner Zeitung" in Ulm und als besonders ausgezeichneter Vertreter seines Faches weithin bekannt. Allg. D. Biogr. 35. Bd. — S.

544) Von des Schriftstellers Rautenstrauch (vgl. S. 44, Anm. 93) veröffentlichten zahlreichen kleineren Schriften erregten jene „Über die Stubenmädchen in Wien" (Wien 1780). — „Das Frauenzimmer im 19. Jahrhundert" (Wien 1780). — „Joseph II., Ein Traum" (Wien 1781) besondere Aufmerksamkeit. Das Lustspiel: „Der Jurist und der Bauer" wurde zuerst in Wien i. J. 1773 mit großem Beifalle aufgeführt. 1774 und 1775 gab er die Wochenschrift: „Meinungen der Babett" heraus. Die 1774 erschienene Wiener „Realzeitung", eine Zeitlang von C. G. Klemm herausgegeben, vereinigte zahlreiche der damaligen literarischen Persönlichkeiten Wiens in ihren Nummern. Im J. 1776 veröffentlichte Rautenstrauch das Buch: „Jahrbücher der Regierung Maria Theresiens. Aus dem Französischen des Herrn Fromageot". Der Text der durch ihre Anpreisungen sehr auffallenden Zettel für die in den 90er Jahren des 18. Jahrh. zu Wien so beliebten Thierhetzen hat zumeist Rautenstrauch zum Verfasser. Wurzbach, 25. Bd. (1872), S. 61 ff., verzeichnet R.s (auch die nicht unter seinem Namen erschienenen) Schriften. — S.

545) Rautenstrauch ist „beim Nössl Nr. 1076 in der Krugerstraße" — also nicht im Lebkuchnerhause der Seilergasse, wie Gräffer behauptet — gestorben. Die Eintragung im Totenprotok. der Augustinerkirche besagt: „v. Rautenstrauch Hochedlgebohrner Herr Johann, k. k. Hofagent und Juris Utrinsque Licentiatus, ledig, aus Erlang in Franken gebürtig, ist beim Nössl Nr. 1076 in der Krugerstraße an Schlagfluß verschieden alt 55 Jahr, den 9ten Jan. (1801)." Wobei zu bemerken ist, daß er nicht „von" und auch kein Hofagent war. Das Todesdatum in der ihm gewidmeten großen, aber sehr flüchtigen Biographie von Eugen Schlesinger („Joh. Rautenstrauch, Wien, 1897") mit 8. Dez. 1801 ist natürlich falsch. — G.

546) Über Mayrhofer vgl. S. 189, Anm. 509.

547) Der Melker Benediktiner und geistvolle Schriftsteller Michael Enk von der Burg (geb. 1788), der Freund Friedrich Halms, starb am 29. Januar 1843 durch Selbstmord in den Wellen der Donau. — S.

548) Schubert hat nach Wurzbachs Bd. 32. S. 96 gebotenem, in der Anm. 508 erwähntem Verzeichnisse von Mayrhofer nicht weniger als 49 Lieder vertont, die daselbst namentlich angeführt sind. — S.

549) Johann Michael Vogl (1768—1840), hervorragender Sänger der Wiener Hofoper und trefflicher Interpret der Lieder Franz Schuberts, mit dem er befreundet war. Wurzbach, 51. Bd. (1885) S. 172 ff. — S.

550) Ernst Freiherr v. Feuchtersleben (1806—1849), feinsinniger Dichter und Verfasser des vielverbreiteten Buches: „Zur Diätetik der Seele" (Wien 1838). Er gab 1843 den Nachlaß von Mayrhofers Gedichten heraus. Im Jahre 1848 wirkte Feuchtersleben als Unterstaats-Sekretär im Unterrichts-Ministerium. Wurzbach, 4. Bd. (1858). S. 210 ff. — S.

551) Der strebsame Buchhändler Ignaz Klang (1809—1889) in Wien wurde Nachfolger der Binz'schen Buchhandlung daselbst und war auch als Verleger eifrig tätig, er hat Ausgaben der Werke Ifflands, Kotzebues, Chr. Kuffners und Anderer veranstaltet, auch in dem überaus wertvollen Austria-Kalender eine Unternehmung von großem Werte begründet; dieser Kalender mit schätzbaren Beiträgen insbes. zur Kulturgeschichte Alt-Wiens erschien von 1844—1859. Außer dem erwähnten Nachlasse Mayrhofers hatte er auch Werke von Prechtler, Mosenthal und andern zeitgenössischen Dichtern verlegt. Vgl. Rud. Schmidt: Deutsche Buchhändler. Berl. 1902. Bd. 1; Gräffer-Czikann, IV, S. 557; VI, 597. — S.

552) Benedikt David Arnstein, Sohn des David und der Gütl (Judith) Arnstein(er), nach Gräffer am 15. Okt. 1765 zu Wien geboren, nach dem Totenprotokoll (s. unt.) aber im Jahre 1758, was aber beides nicht richtig sein dürfte. Das eigentliche Geburtsjahr war wohl 1761, denn beim Tode seiner Mutter im J. 1769 wird sein Alter mit 8 Jahren und beim Tod seiner Großmutter Sibilla Arnsteiner im J. 1787 folgerichtig mit 26 Jahren angegeben (s. J. Taglicht, Nachlässe der Wiener Juden etc. Wien 1917, S. 146, 147, 148). Er war tolerierter Handelsmann und betätigte sich nebenbei als dramatischer Schriftsteller. Die meisten seiner Arbeiten, von denen einige auch im Burgtheater gegeben wurden, führt Gräffer oben an. Er war eine beliebte Figur des alten Wiens und bewegte sich mit Vorliebe auf dem Wasserglacis (s. auch ob. I, 201), weshalb er auch den Spitznamen „der Wasserglacisköng" führte (s. Alt-Wien, 1898, S. 7). Er starb ledig am 6. Jänner 1841 in der Wollzeile Nr. 863 im Alter von 83 (?) Jahren (s. Totenprotok., 1841, Buchst. A., Fol. 1) und war nicht sehr vermögend. Seine kleine Bibliothek enthielt meist lateinische Bücher (s. Verlassenschaftsakt, Faszi. 2, Nr. 3021 ex 1841;

Goedeke, 5. Bd. S. 325; Wurzbach, 1. Bd. S. 69; Gräffer-Czikann, I, S. 123, die aber alle keine genauen Lebensdaten von ihm bringen. — G.

553) David Isaak Arnstein (1736—1820) war ein bekannter Großhändler in Wien, aus jener jüdischen Familie Arnstein, die in der Wiener Gesellschaft besonders zur Zeit des Wiener Kongresses glänzte, wo der Salon der Fanni Arnstein einer der tonangebendsten in politischer und sozialer Beziehung war (vgl. Weimarer histor. geneal. Taschenbuch des gesammt. Adels jehudäischen Ursprunges. 1912, S. 97; Wachstein, Die Inschriften des alt. Judenfriedhofes II, Nr. 990). — G.

554) J. F. Castelli wohnte in den Jahren 1833 bis 1839 im Trattnerhof, damals Graben 618, Zugang auch von der Goldschmiedgasse (vgl. Staatsschematismus, 1833, S. 621; 1838, S. 703), früher wohnte er auf der Wieden und nach 1839 auf dem Salzgries. — G.

555) Die Einrichtung „eines Cassine (sic) oder öffentlichen Gesellschaftsorts" wurde dem Ernest von Fillenbaum am 29. Jänner 1784 bewilligt. Er wurde unter dem 22. Novemb. 1784 verhalten bei der Aufschriftstafel die Worte: „k. k. priviligiert", ganz wegzulassen und bloß „Eingang zu dem bewilligten Casino" zu setzen (s. Protok. f. Niederösterr. 1784, p. 31, 584, 699). „Das mit allerhöchster Erlaubnis bewilligte Casino für den Adel, karakterisierte und andere Personen von Distinktion wird in dem von Trattnerischen Freihof am Graben vierte Stiege erster Stock am 20. Juli (1784) eröffnet", so lautet die Anzeige in der Wien. Ztg. 1784, S. 1649; vgl. dazu die ausführliche Beschreibung im Wien. Blättchen, 1784 vom 24. Juli. Gräffers Artikel ist übrigens nur ein Auszug aus dem Artikel Casino in „(J. de Luca) Wiens gegenwärtiger Zustand unter Josephs Regierung, W. 1787, S. 39 f." — Ernst von Fillenbaum ist am 13. Febr. 1792 als herrschaftlicher Rechnungsführer, ledigen Standes und mit Passiven von 7200 fl. gestorben, scheint also mit seinem Unternehmen, von dem sein Verlassenschaftsakt (Fasz. 5, Nr. 31 ex 1792) nichts mehr verlautet, kein Glück gehabt zu haben. — G.

556) Eine Tänzerin Sabelli hat nie existiert und scheint ein willkürlich angenommener Name zur Charakteristik Quarins zu sein. — S.

557) Dieser Arzt, der berühmte Dr. Joseph Freiherr von Quarin (1733—1814) genoß das besondere Vertrauen der Kaiserin Maria Theresia sowie der Kaiser Joseph II., Leopold II. und Franz I. Er war Oberdirektor aller Wiener Krankenanstalten und auch als Fach-

schriftsteller mit einer Reihe wertvoller Veröffentlichungen hervorgetreten. Sein Porträt hat Gräffer in der von ihm begonnenen (leider nicht weiter erschienenen) „Porträt-Gallerie berühmter Ärzte und Naturforscher des österreich. Kaiserstaates" (Wien. 1828) aufgenommen. Wurzbach, 24. Bd. (1872) S. 136 ff. — S.

558) Dieses Zitat ist als Gedicht in Alois Blumauers „Sämmtlichen Werken". Wien 1809 Bd. 4 S. 81 unter dem Titel: „Unterhaltungskalender eines jungen Wiener Herrchens" enthalten. — S.

559) Fritz ist Gräffer's Vetter Friedrich Gräffer, Sohn des Buchhändlers Rudolph Gräffer, geboren ca. 1788 (der Verlassenschaftsakt seiner Mutter Maria Anna, Fasz. 2, Nr. 4437 ex 1807 gibt ihm in diesem Jahre ein Alter von 19 Jahren), war beim Tode seines Vaters im Jahre 1817 (s. Verlassenschaftsakt nach Rud. Gräffer, Fasz. 2, Nr. 3301 ex 1817) Rechnungsführer bei der Mappierungsdirektion in Linz und als seine Schwester Anna 1822 (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 2718 ex 1822) starb, wird er (obschon fälschlich unter dem Namen Rudolph) als Rechnungsführer beim Deutschmeisterregiment in Mailand angegeben. Dort starb er auch bereits im Jahre 1824 als Feldkriegskanzleiadjunkt mit Hinterlassung von 648 Gulden 28 Kr. (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 4172 ex 1824). — G.

560) Das uralte Rotenturmtor am Ende der Rotenturmstraße wurde anläßlich der Wiener Stadterweiterung im Jahre 1858 abgebrochen. Über dessen Baugeschichte und die Entwicklungsstufen desselben vgl. Kisch, Die alten Straßen u. Plätze Wiens. Wien. 1883. S. 323 ff., woselbst sich auch mehrere Abbildungen des Tores in seinen älteren Gestalten finden. — S.

561) Das Maria Theresientor erst in der Josefinischen Zeit entstanden, führte in die Weißgärbervorstadt durch das sog. Judenschanzel. Vgl. Kisch a. a. O. S. 325. — S.

562) Vgl. ob. Anm. 101 und dazu noch meinen Aufsatz: „Das Thierhetztheater zu Wien im 18. Jahrhundert" in der Zeitschrift: „Bühne und Welt" (Berlin) 9. Jahrg. 1907 Juniheft 2 und Juliheft 1, wo mehrere Hetztheaterzettel nach den Originalen abgedruckt sind. — S.

563) Unter Karl ist Gräffer's Vetter Karl Baccio chi verstanden, der seit 1801 (s. Staatsschematismus 1801, S. 78) Praktikant bei der Bankalgefällsadministration in Österreich u. d. E. war und 1803 (l. c. 1803, S. 241) Amtsschreiber zu Wiener-Neustadt beim In-

spektorat der Bank. Gef. Administration etc. wurde. Seit 1816 (l. c. 1816, S. 445) wird er als Gegenhandler beim Grenzzollaufschlagsamt an der Leitha angeführt und wird ebenda im Jahre 1819 Einnehmer (l. c. 1819, S. 496), als welcher er im Jahre 1834 (l. c. 1834, S. 501) zum letztenmal erscheint. Im Nachlassenschaftsakt seines Vaters (s. d.) erscheint er mit seinem Bruder Valentin, der 1834 als Salzamtsmagazineur starb und mit seiner Schwester Theresia Kolb, einer Kammeralhofbuchhaltungsraitoffiziersgattin, wie ihr schöner Titel lautet. Ob K. Bacciochi im J. 1834 gestorben oder nur in die Pension gegangen ist, ist mir unbekannt. — G.

564) Der Hetzmeister Mathias Stadelmann taucht erst in den letzten Jahren des Bestandes der Hetze auf und zwar im Jahre 1794, wo er wahrscheinlich als Ersatz für den im Jahre 1792 abgegangenen hochberühmten Hetzmeister Ferd. Hödl engagiert wurde. St. scheint das Genre der Hetze neu gestaltet und pompöser gemacht zu haben, namentlich übten unter ihm mythologische Hetzen eine besondere Anziehungskraft aus (s. Alt-Wien, 1892, 1. Jahrg. S. 195). Eine Spezialität von ihm waren abgerichtete „Feuerhunde" (s. Hetzzettel, vom 31. Aug. 1794), am 4. Okt. 1794 erschien er auf einem „wütenden hungarischen Ochsen" und am 30. Mai 1796 wird angekündigt: „Der Hetzmeister M. Stadelmann wird mit Feuer bedeckt einen sehr wilden ungarischen Ochsen mit einem großen feurigen Sattel belastet, in welchem Donnern und Krachen, mit einem gut angebrachten Dolchstich tot zu Boden strecken." Sein Wirken war nur kurz, da noch im selben Jahre die Hetze abbrannte. Über seinen Tod konnte ich nichts eruieren, obschon ich die Jahre 1810 bis 1850 des Verlassenschaftsarchives durchsah. Ein Math. Stadelmann, Taglöhner, der am 20. Juni 1822 auf der Landstraße stirbt, kann wohl kaum mit ihm identisch sein. — G.

565) Weder die reichen Bestände der Stadtbibliothek an Hetzzetteln, noch jene der mir liebenswürdig zur Verfügung gestellten Sammlung Georg Eckl's weisen leider ein Hetzzettel mit einem Osterprogramm auf. Doch weist ein in der Slg. G. Eckl's erhaltenes Gedicht: „Thränen eines Hetzfreundes an den Ruinen des den 1. September 1796 abgebrannten Hetz-Amphi-Theaters in Wien" auf den Brauch hin, dem Löwen ein Osterlamm zu opfern, indem es singt:

„Wie manches schwache Lamm fand in dem Rachen
Des mächt'gen Löwens hier sein Grab?
Wie uns sein Röcheln nicht noch Stoff zum Lachen,
Zum süßesten Vergnügen gab?" — G.

566) Die unter dem Namen Maschanzger in ganz Österreich bekannten und beliebten Apfel sind dieselbe Gattung, welche sonst Borsdorfer Apfel genannt werden. — S.

567) François Blanchard (1738—1809) flog als erster Luftschiffer 1785 von Calais nach Dover über den Kanal. Joseph II. stand indessen der Erfindung Blanchards mißtrauisch gegenüber. Den ersten aëronautischen Versuch sahen die Wiener am 14. Jänner 1784. Es veranstaltete ihn ein Hr. Aloys von Widmannstätter. Am 17. Jänner wurde der Versuch wiederholt. Sodann ging J. G. Stuwer an den Bau eines Luftschiffes, das der äußeren Form nach den jetzigen Zeppelins gleichsah. Am 6. Juli 1784 stieg Stuwer mit diesem Fesselballon auf; als er aber am 25. Aug. d. J. wieder aufstieg, riß das Seil und es wurde ein unfreiwilliger Freiballon daraus, der mit Mühe im Prater landete, nachdem er schon in die Donau gefallen war. Weitere Versuche mißglückten, was andere Nachfolger in der josephinischen Zeit boten, war Spielerei. Nach dem Tod Josephs gelang es dem Baron Kienmayer Blanchard für Wien zu gewinnen, doch hatte auch er, bis es zum Aufstieg kam, mancherlei Mißgeschick. Am 6. Juli 1791 gelang endlich der Aufstieg. Es war Blanchards 38. Auffahrt. Am 2. Aug. 1791 stieg er wieder auf und landete in Simmering, bei der vorletzten (40.) Auffahrt am 14. Aug. in Gegenwart des Kaisers erfolgte die Landung in Laa. Am nächsten Tag stieg er zum letzten (41.) Mal auf (immer im Prater) und ließ sich bei der Spinnerin am Kreuz herab (s. „G. Gugitz, Die ersten Versuche der Aëronautik in Wien" in Wien. Ztg. 1909, Nr. 1 u. 2). Gräffers Bemerkung, daß Blanchard am 20. Aug. zum 2. Mal aufgestiegen wäre, ist natürlich falsch. — G.

568) Stadt Enzersdorf ist die damals kleine Landstadt auf dem Marchfelde an einem Arme der Donau. — S.

569) Stadtpfarrer war Franz Ludwig Nowaczek und Stadtrichter Franz Leopold Fischer. Ihre Blanchard übergebenen Certifikate sind in: „Ausführlicher Bericht der . . . den 6ten July 1791 unternommenen 38ten Luftreise . . . Wien (1791), S. 15 ff." abgedruckt. — G.

570) „Die Ahnfrau" von Frz. Grillparzer wurde in Wien zum ersten Male am 31. Jänner 1817 im Theater a. d. Wien aufgeführt. Gräffer irrt sich also mit 1816. — S.

571) Ignaz Liebel (1754—1820), Ästhetiker, Philolog und Schriftsteller, war 1789 Correpetitor im Theresianum und zwar bis

1791 (s. Protok. f. Nied. Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inn. 1789, p. 310; 1791 p. 498). 1792 wurde er wirkl. Professor der Ästhetik an der Wien. Universität (s. Protok. l. c. 1792, S. 24), 1808 Dr. der Philosophie und 1814 Dekan. Er war zwar ein tüchtiger Philologe (s. unt. Anm. 578), in seinen ästhetischen Ansichten aber ein alter Zopf, über den sich die Litteratenkreise oft weidlich lustig machten. Auch Grillparzer (s. sämmtl. Werke, 4. A., XV, 28), dessen Lehrer Liebel war, entwirft von ihm, ohne ihn beim Namen zu nennen, ein wenig erfreuliches Bild, ohne aber etwas von L.s Gegnerschaft gegen die Ahnfrau zu erwähnen. Wenn Gräffer also ob. S. 216 behauptet, daß Grillparzer von Liebel günstig gesprochen hätte, so steht dem seine Schilderung Liebels in der Selbstbiographie gegenüber. Liebel hat auch „Gedichte" (1787, u. 2. Aufl. 1814 mit sein. Portr.) herausgegeben und für 1802 und 1803 den Wiener Musenalmanach (Wien b. Heubner) geleitet. Seine Schrift „Über Dichter und Dichtkunst unserer Zeit", über welche sich Ziegler im folgenden so vernichtend ausläßt, erschien „Wien, Bauer, 1817". Er steht darin gänzlich auf dem Boden veralteter Anschauungen (s. Wurzbach, 15. Bd. S. 95 f. — G.

572) Im Wiener Burgtheater wurde „Die Ahnfrau" am 21. Aug. 1824 zuerst aufgeführt, wobei die Berta von Dem. Müller und Jaromir von Heurteur dargestellt wurde. Die übrige Besetzung vgl. Wlassak, Chronik d. Wiener Burgtheaters. Wien 1876. S. 164. — S.

573) Friedrich Wilh. Ziegler (1759—1827) wurde schon 1783 an die Wiener Hofbühne engagiert, er war auch ein fruchtbarer und sehr beliebter dramatischer Schriftsteller. Seine Stücke zählt Wurzbach, 60. Bd. S. 47 f. auf. — S.

574) Charles Batteux (1713—1780), französ. Ästhetiker, namentlich durch sein Werk: „Les beaux arts, réduits á une même principe" (Paris 1746, 3 Bde.) begründete er eine grundlegende Kunstrichtung. Nouv. biogr. gén. 4. (1855). — S.

575) Franz Aug. v. Kurländer (1777—1836), dramatischer Dichter, gab auch den „Dramatischen Almanach" bis zum 27. Jahrgange heraus. Ausführliche Mitteilungen über ihn in „Denkwürdigkeiten von Karoline Pichler, hrg. von E. K. Blümml (München, G. Müller 1914) Bd. 1. S. 531 u. öfter. Vgl. das Register zu der erwähnten Ausgabe. — S.

576) Im Conversationsblatt, 1820, Nr. 39, S. 394 war Retzer (üb. ihn I, 41, u. Anm. 87) offenbar durch Gräffer angegriffen

worden, daß in seiner Ausgabe von Ayrenhoff's Schriften gegen Shakespeare der Ausdruck Höllenbengel gebraucht wird. N. brachte nun im Sammler 1820, S. 306 vor, daß dies ein offenbarer Druckfehler für Höllenbreughel sein müsse und wendet sich im weiteren in jenem Artikel, den er: „Über Höllenbengel statt Höllenbreughel, entstanden durch einen Preßbängel" betitelt, gegen die junge Wiener Litteratur: „so kann man sich eben so wenig eines unwillkürlichen Lächelns enthalten, als wenn der Redakteur (nachdem Denis, Mastalier, Blumauer, Alxinger, Ratschky, Collin nicht mehr sind, und man vergebens um deren Ersatz sich umsieht) von dem jetzigen Aufschwung der österreichischen schönen Litteratur träumt. Er wird dies wohl nicht aus der vor kurzem erschienenen Wienerschriftsteller-Liste beweisen wollen, die man füglich mit Boileau: une abondance stérile, nennen könnte." — Gräffer erwiderte auf diesen Angriff sehr vornehm ibid. S. 318, daß N.s Ausfall auf den Aufschwung der österr. Litteratur „unvaterländisch, grundlos" wäre und wir müssen ihm Recht geben. Hier oben spielt er auf den ganzen Vorfall an. — G.

577) Georg Friedrich Treitschke (1776—1842), dramatischer Dichter, kam im J. 1802 nach Wien und wurde als Regisseur und Dichter bei der Hofbühne angestellt. Von ihm liegen auch „Gedichte" (1817) und andere poetische Schriften vor. Er beschäftigte sich außerdem eingehend mit der Untersuchung der Schmetterlinge und hat eine Zahl sehr brauchbarer Werke in dieser Richtung herausgegeben. Vgl. Wurzbach, 47. Bd. S. 101 ff. — S.

578) Joh. Gottlieb Heubner, geboren zu Leipzig (s. Totenprotok. Buchst. H., 27. Dez. 1859), führte ursprünglich die Procura bei der Buchhandlung K. F. Beck seit 1811 (s. A. Nedl, Handl. Grem. u. Fabrik. Schema, 1811, S. 73), 1813 (s. Nedl, 1813, S. 76) erscheint an seiner Stelle bereits ein anderer, in diesem Jahre erscheint er als selbständiger Buchhändler (zuerst in Compagnie mit Friedr. Volke, bis 1820, wo dieser ausschied, vgl. Nedl, 1820, S. 65) und zwar hatte er die Buchhandlung Camesina übernommen. Seinen Bücherladen hatte er Bauernmarkt 629 (später 590) noch 1851 (Nedl, 1817, S. 75). Über seinen tüchtigen wissenschaftlichen Verlag schreibt Gräffer-Czikann, II, S. 572 unt. and.: „... besonders aber zeigte er seinen Eifer zum Besten der Wissenschaften durch die Aufopferung, mit der er bei sehr geringem Absatze die Wiener allg. Litteraturzeitung 4 Jahre (1813—16) fortsetzte". H. wird noch bei „A. Heinrich, Handels- und Gewerbeadressenbuch f. Österr. 1858, S. 53" im J.

1858 mit seiner Buchhandlung angeführt. Sein Tod erfolgte am 27. Dezemb. 1859 im 81. Lebensjahre am Alsergrund 304 (güt. Mittlg. des Hrn. K. Junker, Sekretärs des Vereines der österr. ung. Buchh.). — Ignaz Liebel sammelte die erhaltenen Reste des griechischen Dichters Archilochus am vollständigsten und sie erschienen als „Archilochi reliquiae" (Leipzig, Heubner, 1812 und 1819). — G.

579) Über Seidl vgl. ob. die Anm. 507. Gräffers Erzählung indessen, daß Liebel sich über J. G. Seidl's philologische Werke äußern konnte, ist eitle und unsinnige Phantasterei. Seidl (1804 geboren) war, als Liebel 1820 starb, erst sechzehn (!) Jahre alt und hatte bis dahin gar nichts geschrieben, was Liebel zu einem ähnlichen Ausspruch wie oben S. 216 veranlassen hätte können. Dasselbe gilt wohl von Bauernfeld (s. nächste Anm.), der bei Liebels Tod ebenfalls erst 18 Jahre alt war. — G.

580) Eduard v. Bauernfeld (1802—1890), der berühmte Lustspieldichter. Vgl. seine Biographie v. Emil Horner (Leipzig 1900), der aber über B.s Verhältnis zu Plautus und Terenz gar nichts bringt. — S.

581) Der ausgezeichnete Dr. Maximilian Stoll (1742—1788) war seit 1776 Arzt in Wien und Professor an der medizinischen Klinik. Er genoß den Ruf eines hervorragenden Mediziners und behandelte zahlreiche Persönlichkeiten des Adels und Berühmtheiten seiner Zeit, deren Hausarzt er war. Es liegt eine große Zahl wissenschaftlicher Arbeiten aus seiner Feder vor. Pezzl hat ein „Denkmal auf Maximilian Stoll" verfaßt, das von Blumauer herausgegeben in Wien bei Rud. Gräffer u. Comp. 1788 erschien. Wurzbach, 39. Bd. (1879), S. 161 ff. Auch bei Gräffer-Czikann, V, 211 f. ist Stoll sehr ausführlich behandelt. — S.

582) John George v. Hamilton (1672—1737), ausgezeichneter engl. Maler von Thieren, insbes. von Pferden, starb in Wien. Vgl. Müller-Singer, Allg. Künstler-Lexikon, Frankfurt, 1896. Bd. 2. — S.

583) Joh. Elias Ridinger (1698—1767), Maler und Kupferstecher. Durch seine Thierbilder besonders hervorragend. Müller-Singer. Bd. 4. — S.

584) Emile Jean Horace Vernet (1789—1863), Maler und Lithograph, berühmt durch seine Schlachtenbilder und die Bilder aus dem Leben Napoleons. Ebendaselbst Bd. 4. — S.

585a) Karl Adolf Heß (1769—1848) war ebenfalls ein bedeutender Schlachten- und Pferdemaler und hat in Wien über 50 Jahre

gelebt und gewirkt. Vgl. Wurzbach, 8. Bd., S. 425 und jedes Künstler-Lexikon. — S.

585b) Pezzl schreibt in „Neue Skizze von Wien. Wien, 1805, 1. H. S. 66": „Ich weiß nicht, ob schon viele Pferde mit extra Post gefahren sind, aber dem Fürsten Kaunitz ließ der bekannte Prinz Nassau in einem eigens dazu verfertigten Wagen eines von Warschau bis Wien auf der Post zuführen: es war ein persischer Schimmel, von dem der Prinz so viel Rühmens gemacht hatte, daß Kaunitz ihn recht bald zu haben wünschte." — Auch der Ausspruch der Minister: „Le prince n'a parlé etc.", sowie die Bibelanekdote findet sich hier bei Pezzl (l. c. S. 67), so daß dieses Buch jedenfalls die Quelle für Gräffer ist. — G.

585c) Charles-Henri Nic.-Othon, Fürst von Nassau-Siegen, geb. 1745, gab sich einem etwas abenteuerlichen Leben hin, das ihn als Militär schließlich nach Rußland führte, wo er einen hohen Rang in der Kriegsmarine erreichte und 1790 die Schweden schlug, aber auch von ihnen geschlagen wurde. Er verließ später wieder Rußland und begab sich nach Frankreich, wo er zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Vergessenheit starb (s. Dictionnaire biograph. etc. Paris, 1834, III, 431 f.). — G.

586) Die hier erwähnte Ausgabe erschien unter dem Titel: „Carmina quaedam oder 6. Theil der Ossian-Sined'schen Lieder" bei Carl Alberti in Wien 1794 in 4°. — S.

587) Max Joseph Freih. von Linden, um 1736 in Deutschland geboren, scheint ursprünglich in österreichischen Militärdiensten gestanden zu sein, denn das Protok. f. Nied. Österr. im Arch. d. Minist. d. Inn. 1766, S. 127 nennt ihn Hauptmann und berichtet von seinem Gut Jedlersee. Er beschäftigte sich namentlich mit Landwirtschaft, trat dann in Civildienste und wird um 1770 als k. k. Administrationsrat der Temeswarer-Banatischen Landesadministration angeführt, aus welcher er infolge von Krankheit 1774 ausschied. Im J. 1781 wird er als pensionierter Banal-Hof- und Ökonomierat in den Freimaurerlisten geführt. Als Freimaurer und Alchymist hat er sich überhaupt einen berühmten Namen gemacht. Ganz besonders beschäftigte er sich mit Färbemitteln und schrieb darüber auch Bücher. Er scheint bis 1796 in Wien gelebt zu haben, wo er als Meister vom Stuhl unt. and. die Loge zur Beständigkeit leitete. 1796 zog er sich nach Dux in Böhmen zurück, wo er am 16. Novemb. 1801 starb (s. G. Gugitz, Casanova und J. M. Fr. v. Linden in Duxer Ztg. 1913, Nr. 56). — G.

588) Karl Fortunat Calvi, geb. 1755 zu Prag, erscheint zum ersten Male im Hof- u. Staatsschematismus des Jahres 1784, S. 63 als Accessist bei der Hofkriegsbuchhalterei, 1787, S. 65 als Ingrossist, 1791, S. 62 als Naitoffizier und 1804, S. 93 als qua Naitrat. Als solcher starb er Nr. 128 auf der Wieden am 31. Jänner 1806 im Alter von 51 Jahren an einem Nierenleiden (s. Totenprotok., 1806, Buchst. C. G. K., Fol. 13) und hinterließ, wie alle Alchymisten, seiner Frau und seinen beiden Kindern gar nichts, mußte sogar armutshalber von entlehntem Gelde begraben werden (s. Verlassenschaftsakt, Fasz 2, Nr. 1750 ex 1806). Schon 1798 war es nötig geworden für seine Kinder einen Kurator aufzustellen (Arch. d. Land. Ger. i. Civilsach., Fasz. 7, Nr. 2409 ex 1798). Calvi war zusammen mit M. Gräffer, Bacciochi, Stubitza und Linden ein Mitglied der Loge zum hl. Joseph (s. L. Abafi, Gesch. der Freimaurerei in Österr. Ung., 2. Bd., S. 239; Lewis, Gesch. d. Freimaurerei i. Österr., 1861, S. 52), doch dürfte er später, mit Bacciochi an der Spitze, einer rosenkreuzerischen Winkelloge angehört haben. Er wohnte übrigens wiederholt auf der Landstraße, so 1796 (s. Staatsschem. S. 57), ebenso in den Jahren 1798—1800, so daß es ihm also leicht war, in das Laboratorium auf der Landstraße zu kommen. — G.

589) Über die merkwürdige Persönlichkeit des Anton (Freiherrn von) ? Stubitza (Stubitzer) sind wir außer durch Gräffer nur durch einen zufällig erhaltenen Akt des Poliz. Arch. (Minist. d. Inn.) Nr. 2034 ex 1811 (vgl. auch noch Nr. 519 ex 1807) etwas unterrichtet. Stubitza war in Pest infolge eines Streites mit dem dortigen Magistrat und durch eine fluchtähnliche Abreise mit Hinterlassung eines Koffers der Polizei verdächtig geworden und man verlangte nähere Aufschlüsse über ihn. Danach war er aus Seifnitz in Unterkrain gebürtig, damals (1811) 59 Jahre alt, verheiratet, aber ohne Kinder und wohnte Alsergasse Nr. 23. „Schon seit mehr als 20 Jahren ernährt sich derselbe von allerhand chemischen Operaten, welche er für die hiesigen Fabriken verarbeitet und seine Gattin gibt vermöge Regierungsbewilligung Unterricht in weiblichen Handarbeiten und der französischen Sprache. Sein Vater übersiedelte nach Pest und machte sich daselbst als Materialhändler ansässig, führte aber das Geschäft so unglücklich, daß nach seinem bereits i. J. 1783 erfolgten Tod Crida ausbrach." Bei dieser Crida glaubte sich Stubitza benachteiligt — er glaubte, daß ihm noch 15000 fl. gehörten —, sodaß er noch 1809 den Pester Magistrat öffentlich beschimpfte und den Verhandlungen darüber sich schließlich mit Hinter-

lassung eines Koffers durch Flucht entzog. „Welches mit dem Bemerken gehorsamst berichtet wird, daß derselbe derzeit meistens von der Unterstützung seines Weibes lebt, fast beständig an körperlichen Krankheiten leidet, sowie sein Gemüt an überspannten Begriffen von seinen Talenten und Einsichten, daß aber übrigens gegen selben nie etwas Niedriges sowohl in Hinsicht seines Benehmens als in Anbetracht seiner politischen Gesinnungen vorgekommen sei (Wien, 31. Mai 1811)." Stubitza unterschreibt sich auf dem Inventar seines Koffers: Anton v. Stubitza, hat aber nach Anton das „Freih." sorgfältig getilgt; den Wert seines Koffers mit sonderbarstem Inhalt gibt er mit „50 bis 60 tausend Gulden" an. Es befanden sich außer chemischen Instrumenten auch Manuskripte und Bücher alchymistischer Natur darin, eine kupferne längliche Büchse, worin ein „Liquidor" im Wert von 2000 fl., Meßinstrumente, eine Schachtel mit rohen Edelsteinen, dann ein sehr kleines Schächtelchen mit einem Solitär (wohl einer der Karfunkelrubine), Waffen verschiedenster Art usw. Das Ende dieses Sonderlings war ein trauriges. Er wurde 1828 als Witwer wegen Irrsinn in das Versorgungshaus in der Währingerstraße gebracht. Über den Adel konnte nichts angegeben werden, als daß ihn die n. ö. Regg. in ihrer Aufnahmsverordnung vom 20. Juni 1828, Zahl 33214 als Freiherrn angab. Im Versorgungshaus starb St. auch am 21. Juli 1836 im Alter von 83 Jahren in gänzlicher Armut. Kein Verwandter meldete sich, seine Frau Franziska — der Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 4161 ex 1821 nennt sie Naturforscherehegattin — war längst gestorben, und während seines achtjährigen Aufenthaltes daselbst kümmerte sich kein Mensch um ihn, wie der Verlassenschaftsakt (Fasz. V, Nr. 150 ex 1836) ausdrücklich besagt. Gräffers Behauptung, daß St. im 7 jährigen Krieg ein Bataillon gefangen hätte, kann kaum richtig sein, da St. damals noch ein Kind war, den „Karfunkelrubin" bezeugt indessen der Inhalt des Reisekoffers (vgl. übrigens noch Gräffer's „Zur Stadt Wien" p. 78 ff.: Stubitza und die letzten Häuser). Stubitza war natürlich Freimaurer und mit seinen alchymistischen Freunden: Calvi, Bacciochi, Linden usw. Mitglied der Loge zum hl. Joseph und später wohl in einer Winkelloge, die Bacciochi begründet haben dürfte (s. L. Abafi, Gesch. d. Freimaurerei i. Österreich-Ungarn, 1891, 2. Bd. 239, 244). — G.

590) Joseph Lemmer (nicht Lämmer), geb. zu Hauenstein in Mähren 1756, widmete sich dem Handelsstande und betätigte sich als Kunstsammler und wohl auch Kunsthändler, auf welch' letzterem Gebiet er

sich zu einem recht sonderbaren Kauz entwickelte, worüber Schönholz, Traditionen, hrg. v. Gugitz, II, 92 ff. merkwürdige Anekdoten vorbringt. Eine Marotte von ihm war, seine Kunstschätze, die er gern verkaufen wollte, niemand sehen zu lassen. F. H. Böckh (s. Merkwürdigkeiten der Haupt- und Res. St. Wien, 1823, III f.) schildert L.s Sammlung wie folgt: „Des Herrn Joseph Lemmer, vormaligen Controllors in der gräfl. Harrach'schen Leinwaren-Niederlage Gemäldesammlung. In der Jägerzeile Nr. 5, 1. Stiege, 3. Stock, Th. Nr. 11. Unter den Gemälden sind deren von Raphael Sanzio, Correggio, Tizian Vecellio, Zampieri (Dominicus) oder Domenichino, Albani, Gelee (Claudius) oder Claude Lorrain genannt. Die nicht aufgehangenen Gemälde zu sehen, müßte man sich 2, 3 Tage zuvor mit dem Hrn. Besitzer einverstehen. — Er besitzt auch Gemmen . . . und einen roten Edelstein von der seltensten, kostbarsten und einzig dem Diamante vorgehenden Edelsteinart, nämlich einen sonst so genannten Karfunkelrubin, wie auch zwei Bas-Reliefs. Das eine von Bronze stellt in natürlicher Größe das Brustbild Kaiser Ferdinands I. und das andere von weißem Marmor Kaiser Leopold I., ebenfalls in Naturgröße vor." Der Karfunkelstein wird also hiermit bezeugt. Nichtsdestoweniger kämpfte der Besitzer solcher Schätze, dessen Vermögen dazu in keinem Einklang stand, einen harten Kampf um das Dasein, dem er schließlich erlag, nachdem die meisten Kostbarkeiten in das Leihhaus gewandert waren. L. starb ledig, mit dem Titel „gewesener Bilderhändler", Nr. 186 in der Stadt am 26. Sept. 1827 im Alter von 71 Jahren (s. Totenprotok., 1827, Buchst. L., Fol. 21). Seine Verlassenschaft, auf der übrigens die Exekution haftete, wurde armutshalber abgetan (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 4946 ex 1827). — G.

591) Johann Christian Thomas Bacciochi, geb. zu Augsburg 1739, erscheint im Hof- u. Staatsschematismus von 1775, S. 76 zum erstenmal als Hauptmautamtswarenbeschauer in Wien, welche Stelle er sein ganzes Leben bis zu seinem Tod innehatte, ohne mehr zu erreichen. Doch muß er schon früher in Wien gewesen sein, denn er, der als der Vater der Wiener Rosenkreuzer geschildert wird, erscheint schon 1771 als Mitglied der Wiener Loge zur Hoffnung, in welche er rosenkreuzerische Tendenzen einschmuggeln wollte und für welche er zahlreiche Mitglieder gewann. Doch wurde er entlarvt und auch im Jahre 1771, wahrscheinlich zugleich mit Stubitza, Calvi u. and. ausgeschlossen und fortan wie er selbst als „Hocerian" an die Obern 1782 schreibt (Brief im Freim. Archiv zu Dégh), „wie

die Pest gemieden". Er dürfte nun selbst eine Winkelloge begründet und dort den Orden vom goldenen Rosenkreuz eingeführt haben (s. L. Abafi, Gesch. d. Freimaurerei in Österr. Ungarn, 2. Bd. S. 208 f., 239, 244; Denkwürdigkeiten von H. G. v. Bretschneider, hrg. v. K. F. Linger, 1892, S. 293). Er wird übrigens auch als Mitglied der Loge zum hl. Joseph angeführt. Jedenfalls ist der Meister „Hocerian" mit seinem Hokuspokus wie Calvi, Stubitza, N. Gräffer usw. ebenfalls auf keinen grünen Zweig gekommen, wie auch Eintragungen in den Contentiosaprotokollen des Landesgerichtsarchives in Civilsach. 1796, I, Buchst. B. P., S. 344, 350 beweisen. Als er am 24. Dezemb. 1804, noch immer Hauptmautamtswarenbeschauer, im Alter von 65 Jahren starb (s. Totenprotok., 1804, Buchst. B. P., Fol. 122) hinterließ er seiner Familie, die aus Frau und drei allerdings versorgten Kindern bestand, nichts als 94 Gulden 15 Kreuzer und den Hausrat, worunter die Familienporträte (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 3025 ex 1805). Seine Frau Theresia, die am 5. März 1810 (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 3372 ex 1810) ihm in den Tod folgte, war eine geborene Sterzing. In welcher Weise er mit den Gräffer's verwandt war, konnte ich nicht entscheiden. — G.

592) Felice Pasquale Baciochi, Fürst von Piombino und Lucca (1762—1841), seit 5. Mai 1797 mit Maria Anna Elisa Bonaparte vermählt, die am 7. Aug. 1820 starb (s. Öttinger, Moniteur). — G.

593) Ignaz Edler von Born (1742—1791), Hofrat der k. k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen hat auf dem Gebiete der Geologie und der Mineralogie eine Zahl hervorragender Arbeiten (in latein. Sprache) herausgegeben, erregte aber auch durch seine in geistlichen Kreisen mit Entrüstung aufgenommene „Monachologie" ungeheures Aufsehen. Diese erschien unter dem Titel: „Joannis Physiophili specimen Monachologiae, methodo Linnaeana etc." 1783 zu Wien. Vgl. Wurzbach, 2. Bd., S. 71. Auch Österreich. Nat. Encyklop. Bd. 1, wo der Monachologie nur ganz flüchtig Erwähnung geschieht. — S.

594) Als Graf oder Marquis von Saint-Germain trat in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine abenteuerliche Persönlichkeit auf, die viel von sich reden machte und namentlich in Paris Aufmerksamkeit erweckte, übrigens auch in Pisa, in Mailand, Venedig, Genua etc. unter verschiedenen Namen erschien, deren eigentliche Herkunft und Vaterland übrigens niemals entdeckt wurde. Er zeigte sich am Hofe Ludwigs XV. und wurde sogar mit diplomatischen

Missionen betraut, kam nach England, St. Petersburg und Berlin und zog in Deutschland und Italien umher. Längere Zeit lebte er bei dem Markgrafen von Anspach in Schwabach und zuletzt bei dem Landgrafen Karl von Hessen, dem Gönner geheimer Wissenschaften, bei dem in Eckernförde Saint-Germain am 27. Februar 1784 starb. Durch den Besitz chemischer Geheimnisse verübte er für seine Zeitgenossen staunenswerte Dinge, galt als unendlich reich und als stets im jugendlichen oder doch kräftigen Mannesalter stehend. Er schrieb sich zu, mehrere Jahrhunderte hindurch gelebt zu haben. Durch seine chemischen Geheimmittel machte er auch Edelsteine täuschend nach, und alle Menschen glaubten, daß er übernatürliche Dinge hervorbringen könne. Man vergl. über Graf Saint-Germain: F. Bülau, „Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen" (Leipzig 1850). Band I. S. 340 ff., ferner die novellistische Bearbeitung „Graf Saint-Germain" von E. M. Ottinger in dessen „Narrenalmanach für 1844" (Leipzig. 1844), welche übrigens trotz der erzählenden Form sehr viel historische und bibliographische Mitteilungen bietet. Obgleich Gräffers Skizzen über Saint-Germain novellistischen Anstrich haben und in der Zeit zurückverlegt erscheinen, dürften sie, da Gr. von des seltsamen Grafen Persönlichkeit jedenfalls durch Zeitgenossen unterrichtet war, zur Kenntnis über denselben doch Verschiedenes beitragen und wurden aus diesem Grunde auch hier aufgenommen. Vgl. auch: Gräffer, Historische Unterhaltungen (Wien. 1823) S. 61 ff.; Ed. Maynial, Casanova et son temps. Paris 1911, 15 ff. — S.

595) Michel Eyquem de Montaigne (1533—1592), Schriftsteller auf dem Gebiete der Moralphilosophie, zumal durch seine „Essais" (1580, 1582) berühmt, welche literarische Gattung er begründet hat und von denen zahllose Ausgaben erschienen sind. Vgl. Bonneton, Montaigne l'homme et l'œuvre (1893). Nouv. Biogr. gén. 36. 1861. — S.

596) Über Max Graf Lamberg vgl. S. 169 und die bezügliche Anmerkung 441.

597) Robert de Lenoncourt, Bischof von Chalons, später von Metz, Kardinal seit 1538. Politisch tätig, er vereinigte Metz mit Frankreich. Sein Tod erfolgte 1561 (s. Dictionnaire biographique etc. Paris, 1834, 3. Bd., 241). — G.

598) Eduard August, Bruder Georgs III., erhielt 1760 den Titel eines Herzogs von York, den die Könige von England gewöhnlich

ihrem zweiten Sohn verleihen. 1784 wurde es Frederick, zweiter Sohn Georgs III. Da aber Eduard August schon 1767 gestorben war und es sich hier um das Jahr 1769 handelt, so kommt nur der zweite Sohn des Prätendenten Jakob II., der in Rom geborene und dort lebende Henry Benedikt Stuart, Herzog von York (1725—1807), seit 1747 Cardinal, in Betracht, der ein sehr wunderlicher Herr war (s. Ottinger, Moniteur; Cas. V. Chledowsky, Das Italien des Rokoko, Münch., 1915, s. Regist.). — G.

599) Joseph Graf Czobor (nicht Zobor), gest. zu Ende des 18. Jahrhunderts, war Kämmerer am Hofe Maria Theresias und fiel auf durch seine große Prachtliebe, aber auch durch verschiedene andere Eigenheiten und Seltsamheiten. Gräffer bietet über ihn einen eigenen Aufsatz in seinen „Neuen Wiener Tabletten" (Wien. 1849). Vgl. auch Wurzbach, 3. Bd. S. 116 ff. J. J. Khevenhüller-Metsch schreibt am 27. Juni 1758 (s. Aus der Zeit Maria Theresias, 1758—59, S. 44): „Den 27. speiste ich mittags zu Baden bei den Grafen v. Czobor, welcher seit beiläufig 14 Tägen die Cur allda brauchet und ein bekanntes Original ist pour ses dépenses extraordinaires et les rafinemens qu'il y met, mais lesquelles le méneront probablement enfin à l'hôpital, ungehinderet des großen Vermögens, so er von seiner Mutter ererbet, und der nammhafften vom Kaiser wegen der cedirten Recht- und Ansprüchen auf Hollitsch ziehenden jährlichen Pensionen." — G. und S.

600) Ein Graf de la Barre wurde unter der Regierung Ludwigs XV. wegen angeblich irreligiöser Bemerkungen in Abbeville als Opfer religiösen Fanatismus verbrannt, vielleicht mit diesem identisch (s. Memoiren von Paul Barras. Stuttgt. 1895, I, S. 39). — G.

601) Konnte nicht eruiert werden.

602) Guill. Franc. Rouelle (1703—1770), hervorragender französischer Chemiker, er hatte übrigens einen Bruder Hil. Marin Rouelle (1718—1779), der ein ebenso hervorragender Chemiker war (s. Dictionnaire biographique etc. Paris, 1834, IV. S. 181). — S.

603) Der große Albert, Albertus Magnus, Graf von Bollstädt (1193—1280), Dominikaner, seit 1230 Theol. Professor an der Universität Paris hat eine große Zahl von Schriften über Chemie, Physik, Mathematik und Botanik herausgegeben, insbes. sein berühmtes: „Liber secretorum de virtutibus herbarum". Um ihn bildete sich ein ganzer Sagenkreis, wobei er als Zauberer und Vertreter der Magie hervortritt. — S.

604) Dieſes Buch erwähnt auch St. Germain in einem Briefe an Lamberg („dans le misterieux volume picatrix"). Vgl. Mémorial d'un mondain etc. 1774, S. 84; ebenſo erwähnt es Caſanova unter den ihm von der Inquiſition abgenommenen Büchern geheimwiſſenſchaftlicher und alchymiſtiſcher Natur (ſ. J. Caſanova, Mémoir. Paris, Garnier, III, 190). Bibliographiſch konnte es leider von uns nicht feſtgeſtellt werden. — G. und S.

605) Ferdinand Philipp Joſeph Fürſt Lobkowitz, geb. 1724, ſtarb 1784. — S.

606) Eduard Maria Oettinger, geb. zu Breslau 1808, geſt. zu Dresden 1872, Schriftſteller, Biograph und Bibliograph, der auch wiederholt in Wien war und durch A. Bäuerle in die Journaliſtik eingeführt wurde (ſ. Frz. Brümmer, Lexikon der deutſch. Dichter, 5. A. Leipzg. 3. Bd. S. 180 f.). Außer der in Anmkg. 594 erwähnten Arbeit über St. Germain hat Ottinger noch den Roman „St. Germain, Lpzg. 1846" herausgegeben. — S.

607) Himberg, ein Marktflecken in Niederöſterreich im ehemaligen Viertel U. W. W. gelegen. Heute im Gbzk. Schwechat mit 2276 Einwohnern. — S.

608) Johann Tauer, geb. zu Taßmannsdorf (Ungarn), Antiquarbuchhändler, taucht 1818 zum erſten Mal in der Kurrentgaſſe Nr. 448 (ſ. A. Redl, l. c. 1818, S. 76) auf, 1822 (ſ. A. Redl, 1822, S. 66) geſellt er ſeinem Antiquariat eine Leihbibliothek hinzu, die eine der wenigen des Vormärz war und auf welche er ſich ganz verlegte. 1823 überſiedelte er in den Schulhof nächſt dem Pariſergaſſel. Sein gleichnamiger Sohn trat ſpäter mit ihm in Geſellſchaft, ſtarb aber ſchon am 3. Febr. 1844 im Alter von 28 Jahren (ſ. Totenprot., 1844, Buchſt. T., Fol. 2), während der Vater 1847, noch immer im Schulhof hauſend, ſein Gewerbe zurücklegte (ſ. Alte Regiſtratur der Stadt Wien, Depart. H., [Protokoll], Buchſt. B. P., Fol. 179). Sein Tod erfolgte am 20. November 1850 im 70. Lebensjahre zu Wien, Stadt Nr. 68 (ſ. Totenprot. Buchſt. T., Fol. 21). — G.

609) Der Federlhof war ein uraltes Gebäude in der Bäckerſtraße (heute Nr. 2) mit einem Turm, das im J. 1845 abgebrochen wurde. Es hatte ſeinen Namen von dem Wiener Handelsmann Georg Federl v. Tribuswinkel, der es ſeit 1590 beſaß. Viele berühmte Perſönlichkeiten haben in früherer Zeit im Federlhof gewohnt, ſo die Gelehrten Robertſon, Joſ. Jul. Mosperger, im Turm ſoll der Aſtronom Oporin ſeine Wohnung aufgeſchlagen haben und von Wallen-

stein besucht worden sein. Auch Leibnitz wohnte 1713 bis 1714 im Federlhof. Vgl. Kisch, Die alten Straßen und Plätze Wiens. Wien. 1883. S. 386. — Realis, Curiositäten u. Mem. Ler. v. Wien. 1846. 1. Bd. S. 426. — S.

610) Der Gasthof zur „Ente" (auch zur goldenen Ente) befand sich in der inneren Stadt, Schulerstraße Nr. 838 (s. J. de Luca, Beschreibung der k. k. Residenzstadt Wien. 1785, 216). Gasthöfe mit dem Schild „zur Ente" gab es mehrere, so auf dem Spittelberg, in Neulerchenfeld, zur „roten" Ente auf der Wieden und in der Leopoldstadt, daher Gräffer wahrscheinlich in dieser Hinsicht von der „dritten" Ente spricht. 1796 war Matth. Tauscher Wirt zur „goldenen Ente" in der Schulerstraße; es gehörte zu den Wirtshäusern, wo man zu Mittag und Abend mit Essen und Trinken bedient wird (s. Wien. Auskunft- u. Kommerzialschema, Wien, 1796). 1806 gehörte die „goldene Ente" bereits wieder einem anderen Besitzer, Hrn. Joh. Wilh. Müller (s. Vollständig. Auskunftsbuch etc. 1806, S. 224). — G.

611) Phil. Theophrastus von Hohenheim, genannt Aurelius Bombastus Paracelsus (1493—1541), der Arzt und Naturforscher, berühmter Verfasser von Arzneibüchern und medizinischen Werken, so wie auch von solchen über Geheimmittel. (Allg. Deutsche Biogr. 12. Bd.) — S.

612) Diese Stelle ist aus Schillers: Don Karlos. 2. Akt. 8. Auftritt, Szene zwischen Don Karlos und der Prinzessin Eboli. — S.

613) Der weltberühmte schwedische Naturforscher Karl von Linné (1707—1778). — S.

614) Der alte Stefansfreithof, der heutige Stephansplatz in Wien, hatte früher ein gegen heute ganz verändertes Aussehen, da zwischen der Hauptfaçade der Stephanskirche und der sog. Brandstätte mehrere Gebäude den Raum einengten, auch befand sich gegenüber der Goldschmiedgasse noch eine Kirche, die Magdalenenkirche, welche im J. 1781 niederbrannte. Schon im J. 1700 wurde der Abbruch des sogenannten Heiltumsstuhles vollendet. Zwischen 1792 und 1804 fielen auch die übrigen den Raum beengenden Häuser, nachdem schon unter Josef II. der Gottesacker als solcher aufgelassen worden war. Mit 1804 erscheinen alle Räume um den Stephansdom herum frei, so daß die architektonische Schönheit desselben erst von da an ganz zur Geltung gelangte. Man vergleiche hierüber: Kisch, Die alten Straße und Plätze Wiens. Wien. 1883. S. 54 ff., woselbst auch mehrere alte Abbildungen wiedergegeben erscheinen, durch welche die Einengung des alten Domes in früherer Zeit dargelegt ist. — S.

615) Über die Wiener Thierhetze vergl. S. 48 Anm. 101.

616) Der englische Feldherr John Churchill Herzog von Marlborough (1650—1722), welcher hier gemeint ist, hat seinen Ruhm durch die glänzenden Siege über die Franzosen begründet. Er starb aber nicht im Kampfe, sondern siechte Jahre lang vom Schlage getroffen dahin. — S.

617) Johann Hyam, geboren zu Neeles (sic) in England um 1733, berühmter Kunstreiter, kam bereits 1781 mit seiner Gesellschaft nach Wien (s. Wien. Ztg. 1781, Nr. 92, 94). Er trat nun durch verschiedene Jahre in Wien auf und wurde zuletzt hier heimisch. Eine ausführliche Darstellung seines Zirkus geben die „Reisen durch das südliche Deutschland, 1789, I, S. 428 ff.", teilweise abgedruckt im 17. Bde. d. Denkwürd. aus Alt-Österr. S. 335 f. Er machte der Hetze außerordentlich Konkurrenz, so daß er an Hetztagen nicht auftreten durfte (s. Protok. f. Nied. Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inn. 1788, S. 235). Hyam war auch Freimaurer und diente einmal diesen zu einem großartigen Ulk, indem nämlich eine freimaurerische Loge zu Pferde von ihm in Wien abgehalten wurde, gewiß einzig in ihrer Art, wobei auch ein neuer Bruder aufgenommen wurde. Natürlich erregte dies bei den ernsten Bbrn. großes Ärgernis (s. L. Abafi, Gesch. d. Freimaurerei i. Österr. Ung. Budapest. 1893, 4. Bd. 223 ff.). Späterhin scheint sich Hyam mit Pferdehandel beschäftigt zu haben (s. Poliz. Indic. i. Statthalt. Arch. sub litt. H. 1801, p. 6; 1805, p. 17), während sein Sohn Joseph als gymnastischer und mechanischer Künstler auftrat und noch 1826 derlei trieb (s. Poliz. Indic. i. Statthalt. Arch. z. Wien. 1826, Buchst. H. S. 32). Hyam lebte in behaglichen Umständen, besaß am Rennweg ein Haus (Nr. 418 alt), in welchem (s. Archiv d. Stadt Wien, Nikolaisches Gewährbuch, Rep. 43, Nr. 12 : 3, Fol. 31; Nr. 12 : 6, Fol. 150 ab) er auch am 1. Mai 1816 im Alter von 83 Jahren als Witwer starb. Er hinterließ ein reines Vermögen von 8690 fl., das seinen beiden Kindern Joseph und Anna zufiel, welche letztere die ebenfalls berühmte Kunstreiterin Anna Price (gestorb. 1833) war. Ein dreizehnjähriger unehelicher Sohn, namens Johann, der Schneiderlehrling war, scheint leer ausgegangen zu sein (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 4094 ex 1816).

Der englische Kunstreiter Johann Kolter trat bereits 1790 im Verband der Wiener Hetze auf (s. Hetzzettel vom 12. Sept. 1790) und war dort im Verein mit anderen Kunstreitern und Gymnastikern

wie Peter Mahieu und Chiarini bis 1796 zu sehen (s. Hetzzettel vom 14. Sept. 1794, 25. Okt. 1795, 3. und 17. Mai 1796; vergl. auch Poliz. Indic. i. Statthalt. Arch., 1794 sub litt. C. K. S. 19). Im Jahre 1797 bittet er noch, in Klosterneuburg auftreten zu dürfen (s. Poliz. Indic. i. Statthalt. Arch., 1797, Buchst. C. K.). Damit verschwindet er aus den Wiener Archiven und aus unseren Augen.

Über den Kunstreiter Wieland sind wir leider gar nicht unterrichtet, wenn es sich nicht am Ende um eine Verballhornung seines Namens und einen Kunstreiter namens Robert William handelt, der Forderungen an J. Hyam hatte (s. dessen Verlassensch.-Akt). — G.

618) Ange Marie Bandini (1726—1800) hat unter Anderem den trefflichen „Catalogue des manuscripts . . . de la bibliothèque Laurentine". Florence. 1764—1768 herausgegeben. Nouv. biogr. gén. 4. Bd. (1855). — S.

619) Über Denis vgl. S. 34. Anm. 64, die von ihm hier angeführten Werke siehe in dem dort zitierten 4. Bande von Goedekes Grundriß d. Gesch. d. deutsch. Dichtg. 2. Aufl. — S.

620) Die „Zurückerinnerungen" von Denis sind in Wien bei Alberti 1794 erschienen. — S.

621) Die „Lesefrüchte" von Denis erschienen bei Kaulfuß in Wien 1797 in 2 Bänden. In Band 1, S. 170 ff. findet sich der hier erwähnte Artikel über „Hölty". — S.

622) Diese Verse beziehen sich auf eine Stelle des Minnesängers Chuonrat der Schenke von Landegge in dessen Gedicht, das mit den Verszeilen beginnt: „Mich muoz wunder han — wie ez sich stelle bi dem Rine — umb den Bodense" usw. Vgl. v. der Hagen's „Minnesinger" (Leipz. 1838) I. Tl. S. 357. Lied Nr. XIII. — S.

623) Dieses vierzeilige Epigramm ist in der Neuausgabe (Auswahl) der Eipeldauerbriefe im Rahmen der Denkwürdigkeiten aus Altösterr. XVIII, 403 abgedruckt. — G.

624) „Die Gedichte Ossians, eines alten keltischen Dichters, aus dem Englischen übersetzt von M. Denis" 3 Tle. erschienen zu Wien 1768 und 1769. — S.

625) Ludwig Schubart (1765—1811) gab heraus: Ossians Gedichte. Nach Macpherson. Wien. In der Degenschen Buchhandlung. 1808, II, 8° (s. Goedeke², VII, 197, 721). — G.

626) Michael Denis' Literarischer Nachlaß hrg. von Jos. Friedrich Freih. v. Retzer erschien Wien bei Ant. Pichler 1801—1802 in 2 Abteilungen. Es befindet sich aber kein Porträt von Denis dabei, Gräf-

fer verwechselt wohl diesen Nachlaß mit einem andern Werke des Dichters. — S.

627) Karl Aug. Klüpfel (1810—1894), seit 1863 Universitätsbibliothekar in Tübingen, gab außer mehreren historischen Werken mit Gust. Schwab zusammen seit 1846 den „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen" heraus. Allg. Deutsche Biogr. 51. Bd. — S.

628) Hormayr's Österreichischer Plutarch. Wien. 1807 enthält im 5. Bdch. S. 197 ff. die Lebensbeschreibung von Denis nebst dessen Porträt. — S.

629) Eine ausführliche Arbeit über Denis aus neuerer Zeit liegt vor in dem Buche: „Michael Denis . . . von Dr. Paul Hofmann von Wellenhof". (Innsbruck. 1881.) — S.

630) Über den Augarten vgl. ob. Anm. 271.

631) Ignaz Jahn, ein gebürtiger Ungar, geb. um 1744, war schon in der theresianischen Zeit Hoftraiteur und übte sein Geschäft im Augarten, in Schönbrunn und in den k. k. Redoutensälen aus. Dazu gesellte sich ein bald großartig betriebenes Restaurant in der Himmelpfortgasse 1023 (1795), 965 (1849) (s. Vollständ. Auskunftsbuch von . . . Wien, 1806, S. 223), das, wie Nicolai in seiner Reisebeschreibung berichtet, der Rendezvousort des Adels und der vornehmen Welt war. Jgn. Jahn und dessen Sohn Franz besaßen das Haus selbst von 1795 bis 1812. Jahns Aufschwung begann mit seinen Unternehmungen im Augarten und in Schönbrunn, besonders in der josephinischen Zeit, wo er in ersterem in seinem Restaurationsgebäude seit 1782 die berühmten Morgenkonzerte unter der Leitung von Mozart veranstaltete. Noch berühmter wurden die Festlichkeiten, welche sein Sohn Franz namentlich zur Zeit des Kongresses dort abhielt (vgl. Aug. de la Garde, Gemälde d. Wien. Kongr. hsg. v. Gugitz, 2. Aufl. 1914 s. Reg.). Im J. 1808 hielt Aug. Wilh. Schlegel in dem Saal in der Himmelpfortgasse seine berühmten zwölf Vorlesungen über Dramaturgie, was den Namen Jahn's daher auch in der litterarischen Welt bekannt machte. Kurz, sein Name ist wohl in allen Reisebeschreibungen um die Wende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu finden. Auch sein Unternehmen in Schönbrunn war sehr beliebt. Schon in der josephinischen Zeit erschien darüber eine Broschüre: „Unterhaltungen über der Tafel in dem k. k. Lustschloß Schönbrunn bei dem dasigen Traiteur. Wien, 1781" (Wien. Stadtbibl.) und die Eipeldauerbriefe (hsg. v. Paunel, I. 181) schreiben um 1793: „Gestern hab ich mit einer Compani z' Schönbrunn beim Jahn gessen; der gibt jetzt sein Leuten ein

neue Liverey wie ein Fürſt. Aber da ſind wir recht gut bedient worden, und da habn ſ' mehr vom Tiſch wegtragen, als uns der Wirth im Prater aufgſetzt hat." Alle bürgerlichen feſtlichen Veranſtaltungen, wie Hochzeiten, Jubileen, Tanz uſw. wurden von Jahn arrangiert (vgl. Eipeldauerbriefe l. c. I, 233, 308) und er hat im alten Wien als Gaſtwirt eine weitaus bedeutendere Rolle geſpielt als einer ſeiner modernen Kollegen, denn er war populär und vornehm zugleich. Darüber geben am beſten die Eipeldauerbriefe Beſcheid (l. c. ſ. Sachregiſt.). Zu verwundern iſt nur, daß Ign. Jahn, als er am 26. Februar 1810 in der Plankengaſſe 1128 im Alter von 66 Jahren ſtarb (ſ. Totenprotok. 1810, Buchſt. J., Fol. 4) nicht gerade in beſonderen Vermögensumſtänden anzutreffen war (vgl. Verlaſſenſchaftsakt, Faſz. 2, Nr. 882 ex 1810). Schon zu ſeinen Lebzeiten hatte er ſeinen Sohn Franz zum Mitleiter der Geſchäfte herangezogen. Bereits 1802 leitete dieſer das Reſtaurant in Schönbrunn (ſ. Eipeldauerbriefe, hsg. v. Paunel, II, S. 94) und 1803 wurde er freigeſprochen (ſ. Briefe d. jung. Eipeldauers, 1803, 22. H., 11 f.). Er war es hauptſächlich, der in der Kongreßzeit wieder glänzende Feſte im Augarten bot, wie jenes Picknick des Admirals Sir Sidney Smith am 29. Dez. 1814, auf das auch Gräffer (II, 97 f.) zu ſprechen kommt. Franz Jahn führte das Geſchäft nach dem Tod ſeines Vaters weiter. Bei Hinterlegung ſeines Teſtamentes im J. 1826 (ſ. Teſtamentsindex i. Arch. d. Land. Gericht. i. Civilſach.) nennt er ſich noch Hoftraiteur, doch ſcheint er ſich dann bald zurückgezogen zu haben, denn ſein Etabliſſement verſchwindet nach 1820 aus der Litteratur. Als er in einem Alter von 53 Jahren am 14. Febr. 1833 ſtarb (ſ. Totenprotok. d. St. Wien, 1833, Buchſt. J. Fol. 2) wird ſein Charakter als Hofoffizeninſpektor angegeben (vgl. auch ſeinen Nachlaſſenſchaftsakt Faſz. 2, Nr. 1470 ex 1833). — G.

632) Die Jägerzeile iſt die heutige „Praterſtraße" in Wien, welchen Namen die Straße erſt im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts erhielt. Maximilian II. ließ 1569 eine Zahl von Häuſern daſelbſt für ſeine Hofjäger bauen, die in einer Reihe — Zeile — nebeneinander ſtanden. Daher der alte Name Jägerzeile. Erſt 1769 wurde eine Pflaſterung der Straße vorgenommen, die ſpäter mit Eröffnung des Praters, wohin ſie führt, ihre beſonders wichtige Bedeutung erlangte. Vgl. Kiſch, Die alten Straßen u. Pläße von Wiens Vorſtädten. Wien. 1888. 1. Bd. S. 57 ff. — S.

633) Zum grünen Papperl (Papagei) war ein äußerſt beliebtes Gaſthaus im Prater, das jedenfalls ſchon zu Ende des 18. Jahrhunderts beſtand. Die „Briefe des jung. Eipeldauers" (1802, 7. H.

53) erwähnen es zum erstenmal im J. 1802. Im J. 1810 (9. H. 35) schreiben sie: „(Zu Pfingsten) hat man z' Mittag beim Wildenmann und beim Thurn von Gothenburg und beim Papperl fast kein Platz mehr kriegen können und da war für'n Kopf, ohne Wein, s' wenigste 4 fl." (dasselbe, 12. H. 4). K. Meisl (Humoristische Gedichte über die Vorstädte Wiens, 1820, 1. H. S. 52) singt noch i. J. 1820:

„Wir zieh'n vorbei am so benamst'en Papperl,
Man speist da gut, bekannt ist das."

Es soll angeblich Kaiser Franz selbst es nicht gescheut haben, manchmal dort unter dem Volk einen Imbiß zu sich zu nehmen (s. Fr. Tietz, Wien usw. Berlin, o. J. S. 93 f.). Das Gasthaus bestand noch gegen 1850 (s. Antediluvianische Fidibusschnitzel, 1850, 1. Hft. 67). Um 1868 kann es Tietz (l. c.) schon nicht mehr finden. — G.

634) Der „Wilde Mann" gehörte zu den ältesten und berühmtesten Praterwirtshäusern. Der „Thurmwächter usw. Wien. 1783, S. 36" erwähnt ihn schon 1783 und Perinet sagt 1788 (s. Annehmlichkeiten, I, 61), daß dort „die schönen Weiber geschnürt werden". „Der Schild, Herr Vetter, schaut aus zum Kinderschrecken, weil sich unsre Schönheiten aber jetzt vor kein wilden Mann mehr schrecken, so ist's dort immer gesteckt voll", schreiben die Eipeldauerbriefe, 1802, 7. H. S. 53. Die „Bilder und Träume aus Wien, Lpzg. 1836, 1. Bd. S. 29" erwähnen das Gasthaus noch in den dreißiger Jahren. Vgl. übrig. die vorhergeh. Anm. – G.

635) Die Sängerin Anna Gottlieb (1774—1856) war die erste „Pamina" von Mozarts Zauberflöte, welcher diesen Part eigens mit Berücksichtigung ihrer Stimme für sie geschrieben hatte. Wurzbach. 5. Bd., S. 281. – S.

636) Ausführlich behandelt die Geschichte und zumal auch die Baugeschichte des Theaters an der Wien Kisch in: Die alten Straßen u. Plätze von Wiens Vorstädten. II. Bd. 1895. S. 251 ff. – S.

637) Die uralte Mehlgrube am neuen Markt diente meist als städtisches Mehldepot, nach dem Umbau im J. 1698, dessen Plan Fischer v. Erlach entworfen, wurden die Lokalitäten im 1. Stock und zumal der große Saal hauptsächlich im Fasching zu Unterhaltungen benutzt, die viel besucht erschienen. Kisch: Die alten Straßen und Plätze Wiens. Wien 1883. S. 168. – S.

638) Christian Friedrich Wappler, Buchhändler, geb. zu Leipzig 1741, hatte seit 1780 eines jener sechs Befugnisse inne, die noch aus der Zeit der Jurisdiktion der Universität stammten (s. K. Junker,

Korporation d. Wien. Buch-, Kunst- u. Musikalienhändler, 1907, S. 11). Er war Freimaurer (s. L. Abafi, Gesch. d. Freim. 3. Bd. S. 314) und nahm sich des Buchhandels gegen die Maßnahmen der Reaktion warm an, wie aus einem Gesuch hervorgeht, das er mit Rud. Gräffer und Hörling bei Leopold II. einbrachte. Wappler hauste im Seizerhof Nr. 460 und in seinem Verlag sind wertvolle Werke von Denis, Eckhel, Jacquin u. and. erschienen (s. A. Mayer, Wiens Buchdruckergesch. 2. Bd. S. 64 ff. mit Porträt). 1792 war er Vorsteher des Buchhändlergremiums. Sein Tod erfolgte am 2. September 1807 im Alter von 66 Jahren im Mölkerhof (s. Totenprotok. 1807, Buchst. W., Fol. 57). Seine Handlung gieng an K. F. Beck über, s. ob. Anm. 35. — G.

639) Wekhrlin schreibt in „Denkwürdigkeiten von Wien, 1777, 203": „Unter den Buchläden ist der Gräfersche der vorzüglichste. Er wird von dem edelsten und erleuchtetsten Theile des Publikums besucht. Sein Besitzer ist ein Mann, der mit dem Charakter einer seltnen Redlichkeit alle Erkenntnisse des Buchhandels verknüpft. Er teilt mit den Krausischen und Trattnerschen Handlungen ein Triumvirat." Fr. Nicolai (Beschrbg. ein. Reise durch Deutschland usw. 1787, IV. S. 453) dagegen: „Besonders aber die N. Gräffersche Buchhandlung (in der man unter anderm einen sehr ansehnlichen Vorrat von ausländischen Büchern findet)." — G.

640) J. Frh. v. Hormayr schreibt in „Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten". W. 1823, 5. Bd. 1. Hft. S. 87 die vernichtenden Worte: „... oder in den Parodien Blumauers, der wenigstens selber, die vollendete Parodie eines Dichters war!", was Gräffer offenbar meint. — G.

641) Hermann Boerhave (1668—1738), der berühmte niederländische Arzt, Professor der Medizin u. Botanik zu Leiden, gab auch eine Reihe wichtiger wissenschaftlicher Werke in lateinischer Sprache heraus. — S.

642) Über August Gräffer, den Bruder Rudolfs und Vater Franz Gräffers, vgl. die Einleitung zu vorliegendem Bde. S. VIII ff. Auch im vorliegenden Bande S. 167 u. besonders ob. Anm. 432.

643) Herr Dietrich Bohm (Böhm?), aus Sachsen gebürtig, unter der Raggion Schaumburg u. Comp. wird zum ersten Male 1804 angeführt (s. A. Nedl, l. c. 1804, S. 43). 1811: Dietrich Bohm, der auch die Firma führte (A. Nedl, l. c. 1811, S. 74), so erscheint er bis 1819 und 1820 ist er verschwunden. Was die Ursache davon ist,

konnte ich nicht feststellen, denn er war noch bei seinem Tod, der am 19. Mai 1826, im Alter von 66 Jahren, auf der Wieden Nr. 1 erfolgte (s. Totenprotok. 1826, Buchst. B. P., Fol. 39), Compagnon der Schaumburgischen Buchhandlung. Das Totenprotokoll schreibt ihn übrigens: Böhm, doch scheint dies unrichtig zu sein. — G.

644) Über Degens Verdienste um die Typographie vergl.: „Die Wiener Prachtausgaben Degens vom Anfang unseres Jahrhunderts von Anton Schlossar" in der Zeitschrift f. Bücherfreunde II. 1899 S. 467 ff. mit mehreren Abbildungen. — S.

645) Philipp Joseph Schalbacher, geb. 1760 in Lothringen, Buchhändler, wird zum ersten Mal als solcher im J. 1804 (s. A. Nedl, Kal. u. Handl. Gremienschema, 1804, S. 43) angeführt (doch hatte er die Befugnis seit 1802, vgl. K. Junker, Korporation der Wien. Buch-, Kunst- u. Mus. Händl. 1907, S. 13) und zwar hatte er seine Handlung auf der Freiung im goldenen Strauß, seit 1813 (s. Nedl 1813, S. 77) in der Wallnerstraße 280. Schalbacher starb als gewesener Buchhändler und Hausinhaber Nr. 294 auf dem Allsergrund im Alter von 79 Jahren am 26. Dezember 1839 (s. Totenprotok. 1839, Buchst. S., Fol. 73). Er hinterließ eine Frau Anna, geb. Christen und eine Tochter Christine von Sztankowitz, Gattin eines ungarischen Hofkanzleikanzlisten, die aber mit der Buchhandlung nichts mehr zu tun hatten (Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 6911 ex 1839; A. Mayer, Wiens Buchdruckergesch. II. S. 299). — G.

646) Franz Härter, Buchhändler, geboren 1780, war ursprünglich bei Franz Haas (s. Anm. 661) Buchhalter (noch 1811), wie sich aus Haas Verlassenschaftsakt ergibt, war dann seit 1815 Kompagnon der Katharina Gräffer (s. A. Nedl, l. c. 1815, S. 76) und übernahm 1817 allein die Universitätsbuchhandlung auf der Freiung zum Straußen Nr. 164 (s. A. Nedl, l. c. 1817, S. 75), seine Befugnis scheint er jedoch erst 1821 erhalten zu haben (s. Kammerhandelbuch in der alten Registratur der Stadt Wien, III, Fol. 905). Härter hat den Ruhm einige prachtvoll gedruckte und illustrierte Werke herausgegeben zu haben (s. F. H. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller usw. S. 79, 80; A. Mayer, Wiens Buchdr. Gesch. II, 299), so „Der Mythos alter Dichter" (1815) und „Zerrbilder menschlicher Thorheiten und Schwächen" (1818), welch' letzteres Werk sogar die Ehre hat im Leipziger Buchhändlermuseum unter den zwanzig schönsten in Deutschland gedruckten Büchern zu figurieren. Leider entsprach der Erfolg nicht und der so rührige Verleger, der in immer mißlichere

Verhältnisse kam, erschoß sich am 4. Dezember 1824 im Prater, wo man ihn am 5. Dezemb. fand (s. Polizeiindic. im Statthalt. Arch. 1824, Buchst. H. p. 50; Totenprotok. 1824, Buchst. H., Fol. 64). Mich. Lechner erwarb von der Witwe gegen eine Rente von 400 fl. durch 20 Jahre den Kammerhandel, während August Rockert die Administration der Härterschen Buchhandlung übernahm (s. A. Nedl l. c. 1822, S. 65), der aber damit auf den Michaelerplatz 253 übersiedelte und 1825 damit als: „Inventar u. Schätzungscommissär" zum letzten Mal erscheint (s. A. Nedl l. c. 1825, S. 73). — G.

647) Der Grazer Buchhändler Christian Friedrich Trötscher hatte unter den schon 1792 in der steirischen Hauptstadt bestehenden Buchhandlungen eine der hervorragendsten inne und stets eine reiche Zahl neu erschienener Werke auf dem Lager wie seine in dem „Intelligenzblatte" der „Grätzer Zeitung" schon im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts in der damals üblichen Weise öfter veröffentlichten Bekanntmachungen der bei ihm erhältlichen neueren Bücher anpriesen. Auch Musikalien, Kunstblätter und künstlerisch illustrierte Tafelwerke bot Trötscher in reicher Auswahl. Er war im Jahre 1760 geboren, doch ist sein Geburtsort mir leider trotz aller Nachforschungen nicht bekannt geworden. Zweifellos hat Trötscher seine buchhändlerische Ausbildung wie die meisten bedeutenderen Buchhändler auch jener Zeit in Deutschland erlangt. Sein Laden befand sich in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts zu „Grätz" auf dem Hauptplatz „im Bredlischen Hause gleich unter dem Luged". Als Kuriosum sei hier erwähnt, daß er (z. B. im J. 1806) auch „Denkmünzen aus feinem Silber" in dem erwähnten Intelligenzblatte anbietet, deren er verschiedene z. B. „für eheliches Glück und häusliche Zufriedenheit", „zur Versichrung der Freundschaft und Liebe", „zur Bezeugung der liebevollen Hochachtung und Verehrung gegen ausgezeichnete Personen", „zur Aufmunterung und Belohnung des Fleißes für Kaufleute u. dgl." vorrätig hatte und die von 4 fl. 20 Kzr. bis 9 fl. kosteten, auch gab es besonders feine teuere Exemplare. Auch auf dem Gebiete des Verlages hat sich Trötscher allerdings nur in bescheidener Weise betätigt. Die „Skitze von Grätz" (Grätz 1792) führt S. 201 in Bezug auf seine Verlagstätigkeit an: „Trötscher hat auf Auszüge, Abkürzungen und Nachdrucke anderer Werke sein Augenmerk gewendet und er soll bei dieser leichten Spekulazion gut fahren. Er ist überhaupt ein unermüdet rafinirender Kopf." Dieselbe „Skitze" bemerkt weiter: „Als eine Merkwürdigkeit der jetzigen Buchhändler-Periode kann man anführen, daß in diesem Jahre (1791) allein fast ein Dutzend Kochbücher

verlegt worden sind. Die Trötscherische Buchhandlung in Grätz hatte mit diesem Artikel zu spekuliren angefangen, es gieng." Solche Kochbücher wurden überhaupt zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Graz selbst mehrere verlegt und die „Grätzerischen Kochbücher" erfreuten sich auch weit über Graz hinaus ganz besonderer Beliebtheit. Trötscher dürfte in den letzten Jahren seines Lebens selbst nicht mehr als Buchhändler tätig gewesen sein, wenigstens fehlen nach 1815 die Anzeigen der bei ihm erhältlichen neuen Bücher in der lokalen Zeitung. Das Geschäft hat er aber nicht aufgegeben, vielmehr betrieb er auch Antiquarbuchhandel unter seiner Firma. Er starb am 15. Dezbr. 1824 und wurde auf dem St. Peter Friedhof v. Graz begraben. Vgl. J. C. Kautzner, Wanderungen zu den Gottesäckern in den Umgebungen der Stadt Grätz. Grätz. 1827. S. 64. — Trötschers Witwe Katharina führte in der Herrengasse Nr. 203 die Buchhandlung weiter fort, befaßte sich aber größtenteils mit Antiquargeschäften. Vgl. Polsterer, Grätz. Grätz 1827, S. 238. — Später wurde Eduard Ludewig Inhaber der Trötscherschen Buchhandlung. — S.

648) Joseph Geistinger, Buchhändler, geboren zu Augsburg 1769, erhielt 1800 das ursprünglich um 1780 an Dr. Christoph Sonnleithner verliehene Befugnis (s. K. Junker, l. c. S. 13) und machte seine Buchhandlung zuerst im Strauchgassel an der Freiung Nr. 245 auf (s. Handelsstandkalender von Wien, 1801, S. 49), sodann übersiedelte er 1806 auf den Kohlmarkt 297 in das ehemalig Milani'sche Kaffeehaus (s. A. Redl, Kal. u. Handl. Grem. Schema, 1806, S. 60), wo er eine rege Tätigkeit auch als Verleger entwickelte, worüber ausführlich bei Gräffer, Zur Stadt Wien 1847, S. 193 ff. Er errichtete auch verschiedene Filialen, so in Baden (s. ob. Anm. 291), Triest und Agram. Eine besondere Spezialität von ihm waren römische Klassiker. Leider baute er bei geringen Mitteln stets in das Ungeheuere, machte riesige Auflagen usw., so daß er schließlich viele Fehlschläge erlitt und kurz vor seinem Tod seine Buchhandlung an Gerold verkaufte (s. Gräffer-Czikann. II. S. 322). Sein Tod erfolgte am 3. April 1829 in der Stadt Nr. 6 im Alter von 60 Jahren (s. Totenprotok. 1829, Buchst. C. G. K., Fol. 35; Verlassenschaftsakt. Fasz. 2, Nr. 547 ex 1829). — G.

649) Albert Camesina, Buchhändler, geb. zu Wien 1771, erhielt 1799 die Buchhändlerbefugnis (s. K. Junker, l. c. S. 12) — es erscheint jedoch schon 1796 ein Joseph Camesina (gest. 1827 in Baden bei Wien) als Buchhändler in der unteren Breunerstraße 1189 (s. Wien. Auskunfts- u. Kommerz. Schema, 1796) — und hatte

seine Buchhandlung wie Joseph Camesina, der wohl sein Compagnon und sein Bruder war, denn die Firma hieß Camesina u. Cie., ebenfalls in der unteren Breunerstraße 1189 (s. Handelsstandskalender, Wien, 1801, S. 48), später ab 1808 auf dem Hohen Markt Nr. 582 und 1814 auf dem Bauernmarkt 647 (s. A. Nedl, l. c. 1800, S. 150; 1814, S. 75). 1815 erlosch die Firma und gieng in den Besitz G. Heubner's (s. d.) über, die heute im Besitz des als Kulturhistoriker und Mathematiker rühmlich bekannten Jacques Eisenstein ist. Camesina, ein wohlhabender Mann, der auch Häuser in der inneren Stadt (s. K. A. Schimmer, Häuserchronik, S. 159, 192) und eine schöne Kupferstichsammlung (s. F. H. Böckh, Merkwürdigkeiten usw. 1823. II., S. 64 f.) besaß, starb erst am 2. Mai 1837 im Alter von 66 Jahren in der Stadt Nr. 945 (s. Totenprotok., 1837, Buchst. C. G. K., Fol. 38). — G.

650) Über N. N. Beck konnte trotz aller Bemühungen weiter nichts eruiert werden.

651) Rudolf Sammer, Buchhändler und Sprachlehrer, wurde 1752 in Wieden in Bayern geboren und kam nach Wien, wo er sich als englischer Sprachlehrer fortbrachte. „In der englischen Sprache gibt öffentlichen Unterricht Rud. Sammer. Er wohnt unter den Spenglern Nr. 518. Gibt täglich Unterricht von 6 bis 7 Uhr Nachts nach eigenem Lehrbuch" (s. Wiens gegenwärtiger Zustand usw. 1787, S. 338). 1785 (s. K. Junker, l. c. S. 13) wandte er sich dem Buchhandel zu, ohne seinen englischen Unterricht aufzugeben, den er noch 1806 ausübte (s. Vollständ. Auskunftsbuch usw. i. Wien, 1806, S. 183). Seinen Buchladen hatte er in der innern Stadt, Kärntnerstraße Nr. 1190, schon 1796 (s. Wien. Auskunfts- und Kommerzialschema i. Wien, 1796). Seine Verdienste um die Verbreitung der englischen Sprache in Wien auch als Buchhändler sind bedeutend. So schreibt das „Neueste Gemälde" von Wien, 1797, S. 106: „Zur Ausbreitung der englischen Lektüre trägt auch der Buchhändler Sammer dadurch bei, daß er eine Reihe klassischer Schriften dieser Nation auf eigene Kosten hierorts mit schönen Lettern und in niedlichem Formate auflegt und durch diese äußere Eleganz sich Käufer für den inneren Wert zu gewinnen weiß. Die Damen führen meistens sein englisches Gebetbuch für Katholiken mit sich in die Kirche." Sammer starb verehelicht mit Hinterlassung einer Frau Theresia und drei Kindern am 2. November 1821 in der Stadt Nr. 1019 in einem Alter von 69 Jahren (s. Totenprotok. 1821, Buchst. S., Fol. 82) und hinter-

ließ ein Vermögen von 12769 Gulden, das freilich vielfach in seinen englischen Verlagswerken bestand (s. Verlassenschaftsakten, Faszikel 2, Nr. 4130 ex 1821). — G.

652) Seit 1775 hatte Joseph Gerold die Universitätsbuchdruckerei und Verlagshandlung Kaliwodas an sich gebracht, welche Dominikanerplatz 711 untergebracht war und die nach Josephs Tode von 1807 an dessen Sohn Karl Gerold fortführte, der auch den Verlag der Geistinger'schen Buchhandlung ankaufte. Von 1843 an wurde die Firma „Gerold & Sohn" begründet und nach Karl Geralds Tode 1854 waren dessen Söhne Friedrich und Moritz Geschäftsinhaber. Karl Gerold hatte einen stattlichen Verlag seines Geschäftes begründet, aus dem hier etwa die 1818—1849 erschienenen trefflichen „Jahrbücher der Literatur", die seit 1816 bestehende „Wiener Zeitschrift", das beste belletristische Blatt Wiens, Hormayrs Geschichte Wiens, Kalchbergs Werke, Feuchterslebens und Friedrich Halms Werke genannt seien. Vgl. K. Schmidt, Deutsche Buchhändler. Lpzg. 1902. Bd. 1; Gräffer-Czikann, 2. Bd., S. 222. — S.

653) Franz Wimmer, geb. zu Wien 1765, begann seine Laufbahn 1783, wo er bei dem damaligen Reichshofratsbuchdrucker und Universitätsbuchhändler Joseph Gerold in die Lehre trat, bei ihm nach vollendeter Lehrzeit als Commis und nach Gerold's Ableben als Direktor über dessen Buchdruckerei und Buchhandlung bis 1806 servierte, dann unter der Firma: Karl Kupffer und Wimmer seine eigene Handlung eröffnete. Nach vollendetem zehnjährigem Gesellschaftsvertrag trennte er sich von Kupffer und eröffnete 1819 seine eigene Handlung in der Dorotheergasse Nr. 1184 (alt) neben dem Jägerhorn (s. A. Redl l. c. 1818, S. 76). Er besaß wohl das größte und bestsortierte Lager theologischer Werke in der ganzen Monarchie, außerdem waren seine Spezialität auch medizinisch-chirurgische und militärische Werke. In seinem Verlag erschienen außer frommen Werken auch Kinderbücher (s. Gräffer-Czikann, VI, 153 f.). Er war langjähriger Vorsteher des Buchhändlergremiums und starb am 18. April 1841 auf der Wieden Nr. 106 im Alter von 76 Jahren (s. Totenprotok., 1841, Buchst. W., Fol. 18). — G.

654) Alois Doll, geboren zu Kohlgrub i. Bayern 1767, etablierte sich 1789 (s. K. Junker l. c. S. 13), von diesem Jahr (24. Okt. 1789) datiert auch sein Ehevertrag. Seine Buchhandlung hatte er anfänglich auf dem Stephansfreithof im deutschen Haus (s. Handelsstandkalender f. d. Jahr 1801, S. 49), später auf dem Stephansplatz,

Ecke der Goldschmiedgasse, Nr. 666 (s. A. Nedl l. c. S. 75). Sein Tod erfolgte am 30. März 1826 (s. Totenprotok., 1826, Buchst. D T., Fol. 10) im Alter von 59 Jahren. — G.

655) Christoph Peter Rehm, ein Vetter des berüchtigten Buchdruckers Gg. Ph. Wucherer's und Schwager des ebenso berüchtigten Nachdruckers Joh. Grötzinger in Reutlingen, geb. zu Riedlingen 1759, entfloh aus seiner Heimat im J. 1785 nach Wien, um der Rekrutierung zu entgehen und vertrieb dort als Kommissionär die Nachdrucke seines Schwagers Grötzinger, mit denen er bald recht gute Geschäfte machte. 1787 scheint aber der Grundstein zu seiner späteren Selbständigkeit gelegt worden zu sein, da er in diesem Jahr die Bekanntschaft eines Grafen E * * * * machte, der ein Werk auf seine Kosten herausgab und Rehm zum Expeditor desselben ernannte, wobei er reichlich verdiente, so daß er sich 1788 selbständig machen konnte (s. Briefe üb. d. gegenwärtig. Zustand d. Litt. u. d. Buchhandels i. Östern. 1788, S. 178 ff., 197 f., 200 ff., 205, 215, 225; K. Junker l. c. S. 13). Er erscheint mit seiner Buchhandlung, der sich bald ein Verlag anschloß, zum erstenmal 1791 im „Allg. Wien. Handelstandkalender, sub litt. B." und hatte diese unter den Tuchlauben im Auge Gottes Nr. 577 (alt), später übersiedelte er auf den Kohlmarkt Nr. 1217 (s. Handelstandkal. 1800, S. 50), in das Lokal, wo ehemals das berühmte Kaféhaus Milani war. Bei ihm erschienen die berühmten „Eipeldauerbriefe" und zahlreiche andere Werke Joseph Richter's, aber auch viele andere kleine Wiener Romanschriftsteller und Dramatiker, wie J. A. Gleich, F. K. Gewey usw. verstand er für seinen Verlag zu gewinnen. Rehm ist am 1. Febr. 1800 im Alter von 41 Jahren in der Herrengasse Nr. 261 (alt), inn. Stadt, gestorben (Totenprotok., 1800, Buchst. R., Fol. 7), mit Hinterlassung einer Frau Justina, die das Geschäft vorläufig weiterführte, und zwei minderjährigen Kindern. Seine Bücher wurden auf 3000 Gulden geschätzt und er scheint in leidlichen Verhältnissen gelebt zu haben (Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 1110 ex 1800). Seine Buchhandlung gieng später auf Joh. Leonh. König (vgl. die nächste Anmkg.) über. — G.

656) Johann Leonhard König, ein Württemberger, geb. 1772 übernahm nach dem Tod von Christoph P. Rehm etwa um 1803 dessen Buchhandlung und Verlag und führte diese beiden, einesteils in der alten Tradition fort, indem er namentlich den Verlag von deutsch-österreichischen Schriftstellern, wie Jos. Richter, J. A. Gleich, K. Gewey u. a. pflegte, sowie auch die berühmten Eipeldauerbriefe

weiter fortsetzte, andrerseits sich aber der neu auftauchenden Lithographie zuwandte. Er nannte sich daher auch „Eigenthümer der chemischen Buchhandlung", die nacheinander in der Wallnerstraße, Dorotheergasse und schließlich im Schulhof domicilierte. König starb am 2. April 1820 im Alter von 48 Jahren an Entkräftung in der inneren Stadt Nr. 762 (s. Totenprotok., 1820, Buchst. C. G. K. Fol. 31) und hinterließ nichts als einen ansehnlichen Büchervorrat, welcher auf 21856 Gulden geschätzt wurde (s. Nachlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 151 ex 1820). Die kinderlose Witwe wollte anfänglich das Geschäft fortführen, mußte aber dann den Concurs eröffnen. Die Büchеraufnahme (s. Verl. Akt. l. c.) ist für den österreichischen Litterarhistoriker und Bibliographen sehr interessant, da in dieser verschiedene anonyme Werke, so von Jos. Richter, ihrem Verfasser zugeteilt werden. Mit dem Tod Königs stellten auch die „Eipeldauerbriefe", von welchen noch Exemplare im Werte von vielen tausend Gulden vorhanden waren und deren Verlagsrecht noch auf 500 Gulden geschätzt wurde, für immer ihre Tätigkeit ein. — G.

657) Die Wallishausserſche Druckerei wurde 1800 von Johann Baptist Wallishausser I. (geboren zu Hechingen 1758, gest. 22. Februar 1810 im Alter von 52 Jahren s. Totenprot. 1810, Buchst. W., Fol. 13) im „alten Lerchenfeld" (Nr. 5) begründet und besorgte hauptsächlich den Druck der Theaterzettel für die Hoftheater (Anton Mayer, Wiens Buchdruckergeschichte. II. S. 150 ff.). Nach dem Tode des Begründers führte sie dessen Witwe Theresia in Gemeinschaft mit ihrem Stiefsohn Johann Baptist II. (1791—1831), dem bekannten Verleger, fort (Mayer II. S. 180). Die Buchhandlung W.s, welche bis 1782 zurückreicht, war 1801 am Kohlmarkt 297 (s. Handelsstandskalender usw. 1801, S. 50), 1806 im Klosterneuburger Freihof in der neuen Gasse 1177 (s. A. Nedl l. c. 1806, S. 61) und von 1822 an auf dem hohen Markt Nr. 543 (s. A. Nedl, l. c. 1822, S. 66) untergebracht. Von 1817 an war Joh. B. Wallishausser (gest. 1831) Inhaber und dessen Sohn Joh. B. III. bis 1854, in welchem Jahre das Geschäft von Joseph Klemm (gest. 1904) erkauft wurde. Viele vorzügliche besonders dramatische Werke von Grillparzer, Körner, Iffland, Kotzebue, Zach. Werner u. and. wurden in den Verlag W.s übernommen, in dem auch das schöne Taschenbuch Aglaja (1815—1831) erschien (s. R. Schmidt l. c. 2. Bd.; Wurzbach, 52. Bd. S. 273 ff., der aber keine Lebensdaten weiß). — G. u. S.

658) Johann David Hörling, Buchhändler und Buchdrucker, geboren 1745 zu Halle in Sachsen, Protestant, war Diener bei dem

Buchhändler und Buchdrucker Gerold, gieng um 1783 zu dem Buchdrucker Sonnleithner über und brachte dieses Geschäft in die Höhe, indem er zahlreiche Schriftsteller für den Verlag gewann. Anfänglich nur Kompagnon Sonnleithners, brachte er 1786 die Firma an sich (s. Briefe über den gegenwärtig. Zustand der Litteratur u. des Buchhandels in Österreich, 1788, S. 23 ff., 148, 218) und hatte 1787 auf dem Franziskanerplatz Nr. 951 (alt) bereits 6 Pressen in Tätigkeit (s. J. de Luca, Wiens gegenw. Zustand unt. Josephs Regierung, 1787, S. 29; A. Mayer, Buchdruckergesch. Wiens, II, S. 129). Späterhin hatte er seine Buchhandlung in der Bognergasse Nr. 343 (alt) (s. Wien. Auskunfts und Kommerzialschema, 1796 u. 1798). Im Jahre 1799 mußte er in Concurs gehen (s. Arch. d. Land. Ger. i. Civilsach. Fasz. 5, Nr. 11 ex 1799) und ist damit zu Grunde gegangen. Er wurde sodann Geschäftsführer bei dem Buchhändler Tauer (s. Fr. Gräffer, Neue Wien. Lokalfresken, 1847, S. 286), schließlich übernahm er einen Tabakladen und trieb daher, wie Gräffer richtig schreibt, tatsächlich allerlei. Als Tabaktrafikant starb er schließlich am 18. März 1819 im Alter von 74 Jahren im allgem. Krankenhaus, seine Wohnung war zuletzt Nr. 309 (alt) in der Stadt (s. Totenprotok. 1819, Buchst. H., Fol. 19). Seiner Frau und seinem erst achtjährigen Sohn hat er soviel wie nichts hinterlassen (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 3167 ex 1819). — G.

659) Vgl. ob. Anm. 522.

660) Johann Christoph Ernst Klopstock, ein jüngerer Bruder des Dichters, geb. am 15. Novemb. 1739 zu Quedlinburg, stand um 1763 in der Lehre zu Merseburg, wie es scheint, bei einem Buchhändler, von dort begab er sich nach Wien, wo er mindestens schon im J. 1766 gewesen sein muß, da sich sein Bruder nach ihm bei Denis in einem Brief vom 6. Jänner 1767 (s. Briefe von und an Klopstock vom J. M. Lappenberg, 1867, S. 165 f., 438) erkundigt. Er war damals in einer Buchhandlung beschäftigt. Nach seinen Ankündigungen in der Wien. Realzeitung 1777, p. 205, war er um 1777 schon selbständig. Eine sehr wenig günstige Charakteristik von ihm, die mit der Gräfferschen (s. I, 250 f.) im Einklang steht, liefern die „Briefe über d. gegenwärt. Zustand d. Litt. u. d. Buchhandels i. Österr. 1788, S. 20 f." aus d. J. 1783, wo es unt. and. heißt: „Er läßt zu jeder Marktzeit einen Katalog drucken, hat eine Bude und macht den Markt mit. Er muß entweder sehr arm sein, oder das Geld will bei ihm hart heraus, weil er fast jedesmal alle Druckereien ablaufen muß, bis er jemand findet, der ihm ohne Vorausbezahlung druckt; daneben ist er gewöhnlich in

den Offizinen der Spott der rohen Seelen, deren es unter unsern Kunstverwandten in ziemlicher Menge gibt, — dies scheint aber von seinem groben, bauernmäßigen Betragen herzurühren. Du gäbest für seinen Anzug, sammt zerfetzten Perücke, worunter die Kopfhaare fingerlang hervorragen, keinen Zwanziger — und wenn du erst mit ihm sprechen müßtest! — in einer Entfernung von etwa 10 Schritten würdest du dich besinnen, das Gespräch mit ihm fortzusetzen; so angenehm riecht er von Tobacks- und Brandweins-Ausdünstungen!" Der Dichter scheint sich übrigens später nicht mehr um ihn gekümmert zu haben, denn als Joh. Chr. Ernst am 8. Mai 1798 ledig im allgem. Krankenhause starb — er wohnte auf der Wasserkunstbastei Nr. 1271 in Aftermiete —, wußte niemand, wer seine nächsten Anverwandten wären! Die für die „unbekannten Klopstock'schen Erben" hinterlassenen 40 Gulden 48½ Kr. blieben unbehoben. Übrigens beruhte das brüderliche Verhältnis scheinbar auf Gegenseitigkeit, denn unter den 252 Werken, die der Buchhändler bei seinem Tod noch sein eigen nannte, befanden sich weit mehr fremdsprachige, als deutsche Bücher und zum mindesten kein einziges Werk seines damals noch hoch gefeierten Bruders. Unter den Wiener Buchhändlern hat Ernst Kl. wohl nie eine besondere Rolle gespielt, er fehlt vollständig in den Handelsschematismen und hat sich wohl sein ganzes Leben nur dürftig und in Compagnie mit anderen wie Oehler durchgeschlagen (s. Verlassenschaftsakt i. Land. Ger. i. Civilsach., Fasz. 2, Nr. 1899 ex 1798). — G.

661) Franz Haas, Buchhändler, geboren 1762 zu Prag, etablierte sich 1790 in Wien (s. K. Junker, l. c. S. 13) und hatte auch in Prag eine Filiale. Er wird als Buchhändler zweiter Klasse angeführt und hatte seine Buchhandlung zuerst im Kurrentgassel (s. Wien. Ausk. u. Komm. Schema, 1796), später im Schulhof 447 (ibid. 1800, S. 22), seit 1805 (s. A. Redl, Handl. Grem. Schemat. 1805, S. 46) befand sie sich unter den Tuchlauben Nr. 601. Franz pflegte namentlich den Verlag des Schauer- u. Familienromanes, viele Werke von J. A. Gleich erschienen bei ihm. Als er am 17. Aug. 1811 am Salzgries Nr. 193 im Alter von 49 Jahren starb (s. Totenprotok. 1811, Buchst. H., Fol. 59), hatte er noch ein äußerst reichhaltiges Lager derartiger Schriften, 20 Manuskripte dieser Richtung, die zum Teil noch bei der Zensur lagen, fanden sich im Nachlaß und nicht weniger als 181 Handzeichnungen V. G. Kinningers zur Illustrierung (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 2512 ex 1811). Seine Frau Katharina übernahm für den noch minderjährigen Sohn Karl, geb. zu Wien 12. Dezembr. 1790, der aber bei des Vaters Tod schon Buchhändler in Prag

war, das Geschäft, das später auf den Sohn übergieng, der es unter den Tuchlauben Nr. 561 bis zu seinem frühen Tod führte, der am 24. Juli 1826 zu Heiligenstadt bei Wien (s. Totenprotok. 1826, Buchst. H., Fol. 39) erfolgte. Karl Haas hat sich besonders durch die schöne Unternehmung des Kupferstichwerkes von der Wiener Bildergalerie nach den Zeichnungen Siegm. v. Pergers ausgezeichnet (s. Gräffer-Czikann, II, S. 458 f.). — G.

662) Der Arzt und Dichter Alois Weissenbach (1766—1821) war zuerst Militärarzt bei der österreich. Armee und kam sodann nach Salzburg, wo er in der medizinisch-chirurgischen Anstalt als Professor angestellt war. Bei einer Reise nach Wien im J. 1814 lernte er Beethoven persönlich kennen. Weissenbach hat eine große Zahl schwungvoller, zumeist patriotischer Dichtungen veröffentlicht. Sein Trauerspiel „Der Brautkranz" (Wien 1810) wurde 1816 mit Beifall im Wiener Burgtheater aufgeführt. Vgl. Wurzbach, 54. Bd. S. 167 ff. — S.

662a) Über dieses Bierwirtshaus zur Rose, das Gräffer an anderer Stelle (s. Lokalfresken, S. 47) selbst ein „ordinäres" nennt, konnte weiter nichts eruiert werden. Es befand sich „in der Wollzeile, dicht neben der Apotheke, schmal und finster, voll Tobackdampf zum Ersticken", doch verkehrten dort bedeutende Schriftsteller und Gelehrte. In der angrenzenden Bäckerstraße wird übrigens ein Gasthaus zur Rose bereits zwischen 1776 u. 1787 gemeldet (s. Steuerbücher d. Archives der Stadt Wien, Rep. 63, Nr. 1, 2, Fol. 297), möglich, daß dieses dann in die Wollzeile übersiedelt ist. — G.

663) Jodokus Weiß, Buchbinder und Buchhändler, geb. zu Bamberg 1749 wird, wie von Gräffer oben, auch bei „J. Pezzl, Skizze von Wien, 1788, 9. Hft. S. 770" unter jenen Buchbindern der josephinischen Zeit angeführt, welche auch mit Büchern handelten, auch erschienen verschiedene Broschüren bei ihm. Seine Handlung hatte er am Neuenmarkt 1102 (s. Wien. Kommerz. Schema, Wien, 1789, S. 87). Besondere Erfolge hatte er nicht aufzuweisen, denn er starb als Pfründner und gewes. bürgerl. Buchbinder zu St. Marx im Bürgerspital im Alter von 76 Jahren am 26. März 1825 und hinterließ gar nichts (s. Verlassenschaftsakt Fasz. 2, Nr. 4104 ex 1825; Totenprot. Buchst. W. Fol. 14); von seinen beiden Söhnen war Jodok Bombardier und Alois führte das väterliche Gewerbe auf der Wieden im Starhembergischen Freihaus fort.

Franz Grund, Buchhändler, geb. zu Wien 1767, wird zum ersten

Mal als solcher zweiter Klasse im Jahre 1805 gemeldet (s. A. Redl, Kalend. u. Handlungsgremienschema, Wien, 1805, S. 46), doch hatte er schon 1801 die Buchhandlungsbefugnis erhalten (s. K. Junker, l. c. S. 13); früher scheint er nur Buchbinder gewesen zu sein. Er hatte seinen Laden ursprünglich in der Singerstraße Nr. 932 (alt), späterhin am Stephansplatz im Zwettlhof (s. A. Redl, l. c. 1817, S. 75). Er starb in der inn. Stadt, Stroblgäßchen Nr. 907 (alt) am 30. April 1816 im Alter von 49 Jahren (s. Totenprotok. 1816, Buchst. C. G. K., Fol. 38). — G.

663a) Karl Aug. Eltz, beider Rechte Doktor und Notar, ordnet in der Tat für seinen Onkel Öhler nach dessen Tod (vgl. Öhlers Nachlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 2546 ex 1816) Schulden. Eltz war nachmals der Schwiegersohn des Buchhändlers Schaumburg, dessen Tochter Karoline er geheiratet hatte, die nach dem Tode ihres Vaters (s. dess. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 371, ex 1833) ein namhaftes Vermögen von 137 121 Gulden erbte. Eltz erscheint auch in der Folge (s. Schimmer, Häuserchronik) als mehrfacher Hausbesitzer; sein Tod erfolgte jedenfalls erst nach 1850. — G.

664) Franz von Gretzmiller, Hofbeamter und Historiker, geb. zu Wien 1773, erhielt eine sorgfältige Erziehung, trieb mit Eifer wissenschaftliche Studien und sprach und schrieb fünf bis sechs Sprachen. Außer einigen Aufsätzen in Hormayr's Archiv und anderen periodischen Schriften gab er heraus die „Geschichte Österreichs in 6 Perioden", 4 Bde. (Wien, 1808—25, 8°) deren 4. u. letzter Band auch unter dem besonderen Titel: Gesch. Österreichs der neuesten Zeit v. J. 1810—22 ausgegeben wurde (Wurzbach, 5. Bd. 332, der nichts über seinen Tod weiß). Gr. starb ledig als Hofkammerarchivsregistrant am 5. Dezemb. 1822 zu Wien Nr. 530 in der Stadt im Alter von 49 Jahren (s. Totenprotok., Buchst. C. G. K., Fol. 109). Gr. war auch Mitarbeiter an Gräffers Conversationsblatt (s. Goedeke, 9. Bd., S. 73). Gretzmiller, der in Aftermiete wohnte, hinterließ nichts als ärmliche Kleidung im Werte von 20 Gulden (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. V, Nr. 217 ex 1822). — G.

665) Aemilian Janitsch, Benediktiner und Historiker, geb. zu St. Jodok in Illyrien, 1780 in das Stift Göttweig eingetreten, wo er am 21. März 1782 die Weihe erhielt, in verschiedensten Seelsorgen tätig, verwendete er die Muße seines Berufes zu zahlreichen historischen Arbeiten, meist im populären Sinne, welche Wurzbach, 10. Bd. 69 ff., fleißig aufzählt. Das von Gräffer erwähnte Buch führt den Titel: „Merkwürdige Geschichte der Kriegsvorfälle zwischen

Österreich und Frankreich in dem Jahre 1809, Wien, 1812, mit 3 Plän. gr. 8°." J.s Tod erfolgte am 23. Sept. 1838 in Göttweig laut güt. Mittlg. Sr. Hochw. Dr. Hartm. Strohsacker, Bibl. v. Göttweig (Vgl. auch Gräffer-Czikann, III, 16; weder diese noch Wurzbach wissen das Todesdatum). — G.

666) Moritz August v. Thümmel (1738—1817), der bekannte Dichter und Verfasser der „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" (1791—1805). — Goedeke, Grundriß 2. A. 4. Bd. S. 211. — S.

667) Über Enk vgl. oben Anm. 547. Sein Werk: „Melpomene oder über das tragische Interesse" erschien Wien 1827. — S.

668) Charles Saint Evremond (1613—1703) war durch seine polit. und andern Schriften besonders hervorragend. Nouv. biogr. gén. 43. 1864. — S.

669) Der Dichter Friedrich Halm (Elig. Frh. v. Münch-Bellinghausen, 1806—1871) stand in lebhaftem Verkehr mit Enk, böswilliger Klatsch verbreitete sogar die Meinung, Halms Griseldis sei eigentlich von Enk verfaßt. Vgl. meine Einleitung zu F. Halms ausgewählten Werken. Lpz. Hesse 1904. — S.

670) Die Kritik Enks über Hebenstreits Werk: „Wissenschaftlich-literarische Encyclopädie der Aesthetik usw. Wien, 1842" erschien in den „Wiener Jahrbüchern, 1842, 99, S. 217 ff.; 100, S. 188 ff." — G.

671) Hieronymus Löschenkohl, Kupferstecher und Kunsthändler, gebor. zu Elberfeld um 1753, aber aus einer oberösterr. Familie entstammend, wanderte noch unter den letzten Regierungsjahren Maria Theresias nach Wien ein und scheint sich zuerst als Goldschmied daselbst niedergelassen zu haben, wandte sich aber nach dem Tod Maria Theresias dem Kupferstich zu, den er für die großen Massen zurecht richtete. Er erkannte, daß eine große Stadt Bedürfnis für billige aktuelle Darstellungen hatte, sei es ihres eigenen Lebens und Treibens oder jener des Auslandes und so wurde er in seinen Kupferstichen, die er wohl nur anfänglich selbst entwarf und später von einer Schar dilettantischer Talente besorgen ließ, der Gelegenheitsmaler, der ikonographische Journalist Wiens der josephinischen und ersten franzisceischen Zeit. Binnen kurzem war er dadurch populär, seine Bilder kosteten bei der kunstlosen Herstellung wenig und befriedigten den kleinen Mann, der zum ersten Male Wiener Tagesfragen satirisch im Bild behandelt sah und sich eine billige Sensation mit einem Stich verschaffte, der sehr phantasievoll darstellte, wie

hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlugen. Eine Spezialität Löschenkohls waren auch silhouettierte Porträts, von welchen ganze Serien vorliegen, Schriftsteller und Gelehrte, Schauspieler und Generäle (s. Zeitschrift f. Bücherfr. 1906—07, 6. Hft., S. 217 ff.: G. Gugitz, H. Löschenkohls Silhouettenfabrik). Die Stiche des Löschenkohl'schen Verlages, der auf dem Kohlmarkt untergebracht war, sind heute ein kulturhistorischer Schatz geworden, dessen Erschließung durch eine Ikonographie gemacht werden muß. Löschenkohl erweiterte indessen sein Geschäft noch mit verschiedensten kunstgewerblichen Artikeln, so mit Fächern, die in ganzen Serien erschienen, für jeden Geschmack berechnet, mit Darstellungen aus dem Wiener Kulturleben. Auch handelte er mit Dosen, Miniaturen, Kalendern, Neujahrsbilleten und gründete schließlich eine große Knopffabrik. Schon mit 53 Jahren rief der Tod den rastlosen Unternehmer am 11. Jänner 1807 ab, er starb in der Stadt im Bürgerspitale Nr. 1166 als priv. Kunst- und Fächerfabrikant. Sein Geschäft wurde, da er Junggeselle war, aufgelöst und versteigert (s. Deutsches Tagblatt [Ostdeutsche Rundschau], Wien, 1904, 6. Jänner: G. Gugitz, H. Löschenkohl; Internation. Sammler-Ztg. Wien, 1914, S. 81 ff.). — G.

672) Es handelt sich natürlich um den bekannten Louis-Philippe-Joseph Herzog von Orleans (1747—1793), der sich als Philippe-Egalité der Revolution anschloß und schließlich unter der Guillotine starb. Der Kupferstich ist daher ganz unhistorisch, was aber bei Löschenkohl nicht viel ausmachte. Leider ist bis jetzt kein Exemplar dieses Stiches belegbar, wie uns Dr. Ign. Schwarz, der seit längerer Zeit an einer Löschenkohlmonographie arbeitet und der beste Kenner dieser Materie ist, gütigst versicherte. — G.

673) Joseph Eder, Kunsthändler, geb. zu Wien 1759, hatte seit 1789 auf dem Graben im sogenannten Elephanten- oder Kronenhaus seine Kunsthandlung errichtet. Sie gehörte mit zu den ältesten in Wien. Eder machte seine Geschäfte besonders mit Neujahrs- und Visitbillets, worüber Gräffer oben I, 294, umfassend berichtet, er machte sich aber auch durch den Verlag der Clarke'schen Figuren, Heiligen- und Historienbilder, der Pieringer'schen Landschaften und Wrenk'schen Kunstblätter verdient. Im Jahre 1811 nahm er seinen Schwiegersohn Jer. Bermann ins Geschäft, das er ihm 1815 vollends abtrat. Sein Tod erfolgte am 17. Februar 1835 zu Wien im Alter von 76 Jahren Nr. 619 in der inn. Stadt (s. Totenprotok. d. St. Wien, 1835, Buchst. E., Fol. 3; Kisch, Die alten Straßen u. Plätze Wiens usw. 1883, S. 192 f.). — G.

674) Den auf S. 41 Anm. 87 über Retzer angeführten Daten sei mit Rücksicht auf Gräffers Andeutungen hier beigefügt, daß der fein und klassisch gebildete Freiherr v. Retzer auch herausgab: „Hieronymi Balbi opera omnia" (Vienna. 1791 u. 92). 2 Voll. — „Nachlese von Sineds Liedern" (Wien. 1785) — die 3. Auflage der Sämtl. Werke von C. v. Ayrenhoff (Wien 1814). 6 Bde. — „Choice of the best poetical pieces of the most eminent English Poets" (Vienna. 1783—86). 6 Voll. — Auch schrieb er eine Geschichte der Büchercensur von 1766—1787. — S.

675) Retzer war 1819 in Paris, wie aus einer Notiz des „Conversationsblatt", 1819, I, S. 541, hervorgeht. Leider gelang es nicht, den Brief trotz Durchsicht fast aller Wiener Zeitungen in den Jahren 1819 bis 1824 aufzufinden. — G.

676) Der ausgezeichnete Maler Martin Johann Schmidt (Kremser Schmidt) geb. 1718, starb 28. Juni 1801 zu Krems. Vgl. Wurzbach 3. Bd. (1875) S. 291 ff. — S.

677) Gräffer selbst sagt in „Wiener Dosenstücke", II, S. 282: „Die Frau hieß Piazza." — Es kann sich, da ich die ganzen Verlassenschaftsakten der Familie Piazza in den Jahren 1806 bis 1850 durchgesehen habe, nur um Elisabeth Piazza handeln, die die Frau des pens. Garderobier des k. k. Hofburgtheaters Anton Piazza, eines Mailänders, war, welcher am 24. August 1838 auf der Laimgrube Nr. 101 im Alter von 84 Jahren starb (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 5318 ex 1838). Die Frau muß damals ebenfalls schon hoch betagt gewesen sein, da beider Sohn Kajetan, Theaterschneider des Josephstädtertheaters, im J. 1838 bereits fünfzig Jahre alt war und ein anderer Sohn Lukas, Garderobeinspektor im Theater a. d. Wien, der 1828 starb, bereits 1780 geboren wurde. Über ihr Ableben konnte ich leider bis 1850 nichts finden. Alle anderen Piazza waren noch Kinder oder nicht verheiratet, also keine „Frauen", als die Szene bei Francesco Casanova vor sich gieng. — G.

678) Der holländische Maler Paul Potter (1625—1654) ist besonders durch seine Bilder von Kühen, Stieren u. dgl. ausgezeichnet. — S.

679) Franz von Cerrini de Monte Varechi, geb. 1746 zu Olmütz, gest. zu Wien am 21. Mai 1827, war k. k. nied. österr. Civilbaudirektor und Rat der k. k. Akademie der bildenden Künste. Er war ein lebhafter Kunstfreund, s. Reichardt, Vertraute Briefe, hrsg. v. G. Gugitz (= Denkwürdigkeit. aus Altösterr. XV, 286). — G.

680) Der im Jahre 1806 gestorbene französische Maler Ignaz Duvivier war ein Schüler des Malers Casanova. — S.

681) Denis Diderot (1713—1784), der bekannte Encyklopädist, war Casanova ursprünglich geneigt. So schrieb er unt. and.: „le Casanova est dès à présent un homme à imagination, un grand coloriste, une tête chaude et hardie, un bon poète, un grand peintre" (s. Oeuvres compl. éd. Assézat, 1876, X, 149 f.). Später wurde er sein wütender Gegner und beschuldigte ihn sogar, daß er sich die Bilder von einem andern malen ließe. So schreibt er: „Ah! M. Casanove, qu'est devenu votre talent? Votre touche n'est plus fière comme elle était, votre coloris est moins vigoureux, votre dessin devenu tout à fait incorrect. Combien vous avez perdu, depuis que le jeune Loutherbourg vous a quitté" (s. Oeuvr. compl. l. c. X, 219). — G.

682) Der berühmte Generalissimus des russischen Heeres Graf Alexander Suvorow (1729—1800) hat die Franzosen in einer Reihe von Kämpfen zumal in Italien geschlagen. — S.

683) Casanovas Gemälde der Bestürmung von Otzakow durch die Russen vereinigt alle Schauer des Gräßlichen einer Schlacht. — S.

684) Jacques Courtois, genannt le Bourguignon (1621—1676), französischer Schlachtenmaler. — S.

685) Phil. Wouvermans (1619—1668), holländischer Maler, ebenfalls durch seine Jagd-, Schlachtenszenen u. dgl. hervorragend. — S.

686) Adam Ritter von Bartsch, geb. den 17. Aug. 1757 zu Wien, gest. am 21. Aug. 1821 zu Hietzing, stach von 1782 an eine große Zahl (205) Blätter nach großen Meistern und eigener Erfindung und wurde 1816 erster Aufseher des Kupferstich-Kabinetes der Hofbibliothek. Sehr bekannt wurde er durch seinen „Peintre-Graveur" (1802—1821), ein Nachschlagewerk über die Kupferstiche nach Malern (s. A. Seubert, Allg. Künstler-Lexikon, Frankfurt, 1882, 1. Bd. 79). — G.

687) Maria Anna Fischer, Schwester des Malers Joseph Fischer (1769—1822), geb. 1782 zu Wien, Frau des Hofzeichenmeisters Georg Joseph Felsenberg, war eine talentierte Kupferstecherin, die nach eigenen Zeichnungen und nach anderen Meistern stach (s. Wurzbach, 4. Bd. S. 244, der aber nichts über ihr Ableben weiß, auch das gebrachte Geburtsdatum ist falsch). Ihr Tod erfolgte am

13. Dezemb. 1844 im Alter von 62 Jahren Nr. 677 in der innern Stadt. Sie war schon Witwe und kinderlos. Ihr Nachlaß betrug im Ganzen 1043 fl., davon hatte den größten Wert eine kleine Gemäldesammlung (36 Stücke), die auf 792 fl. geschätzt wurde und worunter sich Bilder von Claude Lorrain, Carlo Marco, Poelemburg, Spranger, Locatelli und zwei Landschaften (eine mit einer Kuh, die andere mit Figuren) von ihrem Bruder Jos. Fischer befanden (Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 7218 ex 1844). Über ihren Stich nach dem Kosaken C.s gibt übrigens Ankerberg selbst eine Notiz im Conversationsblatt, W. 1821, I, S. 5 f. (Beilage). — G.

688) Das Taschnerhaus mit dem steinernen Engel, der die Wappenschilder Wiens und Österreichs hielt, befand sich auf dem Lichtensteg. Es hatte seinen Namen von der einstigen Familie Taschner und wurde im J. 1842 abgetragen. Vgl. Realis, Curios. u. Mem. Lex. v. Wien. Bd. 2. — S.

689) S. II. 218 ff. und Anm. 434.

690a) Die „Ofenlucke" oder das „Ofenloch" befand sich in der Ofenloch-, heute Kleeblattgasse Nr. 9, alt 434, wo sich ehemals die Herberge der Schneider befand, woran sich lustige Sagen knüpften. Den Namen hat das Haus möglicherweise von der Werkstatt (Esse) eines Schwertfegers erhalten, der hier hauste (s. M. Bermann, Alt- u. Neu-Wien, S. 756 f.). — G.

690b) Über das Dreilauferhaus vgl. II, S. 198 ff. u. Anm. 389.

690c) „Beim Mohren", Hausschild eines alten demolierten Hauses (alt Nr. 444) am hohen Markt, dessen Wahrzeichen im historischen Museum der Stadt Wien aufbewahrt wird (Alt-Wien, Monatsschrift, 1896, V, 226). — G.

690d) Das Schubladkastenhaus, wegen seiner Form so genannt, besteht heute noch und befindet sich auf der Freiung Nr. 7 an die Schottenkirche angebaut. In diesem Haus starb am 12. Jänn. 1804 der berühmte Schauspieler Joh. Bapt. Bergobzoom. Es wurde 1774 als sogenanntes Prioratshaus der Schotten errichtet und sollte als Schule dienen (s. K. A. Schimmer, Häuserchronik, S. 35). — G.

690e) Das „Eysgruebl" wird schon im J. 1503 im Stadtgewährbuch (E. 425 v) genannt und befand sich als Plätzchen hinter dem Petersplatz. Ursprünglich als Eisgrube für die Wirte verwendet diente es später als Verkaufsplatz für Töpferwaren. Das Eisgrübel war in erster Linie also ein kleines Plätzchen (s. W. Kisch, Die alten Straßen u. Plätze Wiens, S. 157 f., mit Bild) und kein Haus.

Doch führte ein diesen Platz begrenzendes Haus Nr. 605 auch einen gleichnamigen Schild, welches Gräffer jedenfalls meint (s. K. A. Schimmer, Häuserchronik, S. 113). — G.

690f) Wenn man unter „Liebste" seine Gattin Maria Anna annimmt, so ist diese nicht im tiefen Graben, sondern im röm. Kaiser Nr. 145 (Renngasse) gestorben (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 3191 ex 1816). — G.

691) Das heute schon seltene und kostbare Kupferwerk von S. Kleiner und J. A. Pfeffel führt den Titel: „Abbildung aller Kirchen und Klöster, fürstl., gräfl. und andern schönen Gebäuden in Wien". Augsburg 1724—1737 qu. f° 4 Teile (10 gestoch. Titelblätter und 132 Kupfertaff.). — S.

692) Gemeint ist Barthol. Kopitar (1780—1844), der berühmte Slavist (über ihn Wurzbach, 12. Bd. S. 437 ff.), welcher tatsächlich durch einige Zeit unter den Tuchlauben, Nr. 435 wohnte (s. Staatsschematismus, 1826, S. 108), welche Nummer mit dem großen steinernen Kleeblatt identisch ist (s. K. A. Schimmer, Ausführl. Häuserchronik usw. 1849, S. 435). — G.

693) Die kleinen „Grillenhäuschen" am Stephansplatz wurden schon zu Ende des 18. Jahrhunderts abgetragen. Vgl. auch Anmerkg. 614. — S.

694) Das uralte Schallenberghaus parallel mit dem Kohlmarkt laufend schloß den Graben ab. Es wurde im J. 1840 niedergelegt. — S.

695) Der alte Passauerhof befand sich in der Gegend des heutigen Redemptoristenklosters und des Salzgrieses und war ein Conglomerat von allerlei altertümlichsten Häuschen, die schon zum Teil aus dem 13. Jahrhundert datierten. Er gehörte den Bischöfen von Passau, daher sein Name. Als die Diöcese 1806 säcularisiert wurde, wurden die Passauerhöfe (es bestand ein großer und kleiner) an Private verkauft und 1821—1822 abgerissen und umgebaut (s. W. Kisch, Die alten Straßen u. Plätze Wiens, S. 596 f. mit Bild; K. A. Schimmer, Häuserchronik, S. 72 f.). — G.

696) Süßes Löchel, noch heute ein berühmter Metkeller, aber bereits in einem Neubau untergebracht, der allerdings an der Stelle des alten Baues steht und zwar in der Ertlgasse 2 (früher Mariengasse) im 1. Bez., einer Seitengasse der Rotenturmstraße. Der Metkeller stammt aus uralten Zeiten, zum mindesten ist er im Jahre 1580 (s. Stadtgewährbuch 4, Fol. 252 und J. Fol. 138) bereits belegt,

vielleicht auch schon im J. 1348 (vgl. J. Richter, Die Eipeldauerbriefe hrg. v. E. v. Paunel, II, 448; Alt-Wien, Monatsschrift, 1898, 28 ff.: L. Stieböck, Der alte Pauli vom „Süßen Löchel"). — G.

697) Die Prandauburg war auf dem Kohlmarkt gelegen (Nr. 1149 alt) und hatte ursprünglich den Schild zu den zwei steinernen Säulen. Sie gehörte 1795 Franz Freih. v. Prandau, 1822 Peter und Rudolph Freih. v. Prandau u. a. und wurde 1841—42 mit dem nebenstehenden Haus 1150 in eines zusammengebaut (s. K. A. Schimmer, Ausführl. Häuserchronik usw. 1849, S. 221 f.). — G.

698) Die Abbildung des Katzensteiges mit dem Branntweinhäusel befindet sich bei „J. v. Hormayr, Wien, seine Geschicke usw. 1823, 4. Bd." als Titelvignette (F. Fendi del., J. Arxmann sc.). — G.

699) Das Küßdenpfennighaus befand sich in der einstigen Adlergasse an der Ecke der Rotenturmstraße. Vgl. Kisch, Die alten Straßen u. Plätze Wiens. S. 359 ff., woselbst auch eine gute Ansicht des Hauses in seiner alten Gestalt sich befindet und die Sage, wie dasselbe zu seinem eigenthümlichen Namen gekommen, erzählt wird. — S.

700) Der Lazenhof in der Judengasse (heute Nr. 1) hat seinen Namen von dem gelehrten Wolfgang Laz (Lazius), der 1514 in diesem Hause geboren wurde († 1565). Kisch in: „Die alten Straßen usw. S. 496" bietet nähere Auskünfte über den Lazenhof sowie eine Lebensbeschreibung des berühmten Gelehrten. Auch findet sich daselbst eine Abbildung des Hauses aus der Zeit vor dessen 1854 erfolgtem Umbau. — S.

701) Das alte Türkenhaus auf der Löwelbastei trug seinen Namen von den mörderischen Gefechten, die hier im J. 1683 stattgefunden. — S.

701a) Auf dem Fischhof, der 1842 einem Umbau unterzogen wurde, hielten die Fischer seit 1760 ihren Markt. Vgl. Kisch, Die alten Straßen usw. S. 442 und 443, wo auch eine alte Abbildung des Fischhofes (von 1724—1730) enthalten ist. — S.

702) Von 1838 bis 1848, also in der Zeit der Abfassung von Gräffers Darstellung war Bürgermeister von Wien Ignaz Czapka Ritter von Winstetten († 1881). Weiß, Gesch. der Stadt Wien. Wien 1883. Bd. 2. S. 639. — S.

703) Nach dem Falle von Mantua im März 1797 drang Bonaparte mit seiner Armee unaufhaltsam über die Ostalpen vor und war bereits bis Leoben gekommen. In Wien wurden außerordentliche

Maßregeln getroffen, der Regierungspräsident Graf Franz Saurau (1760—1832) forderte die Bürger auf zur Landesvertheidigung zusammenzutreten und zumeist von Freiwilligen standen in 8 Tagen 37000 Mann zum Ausrücken bereit. Die Kaiserin Maria Thereſia (1772—1807) blieb mutig an der Seite ihres kaiserlichen Gemahls in Wien, wo die patriotiſche Erregung aufs höchſte geſtiegen war. Die ſchon ausgerückten 10000 Kämpfer kehrten aber im April, da der Präliminarfriede zu Leoben abgeſchloſſen worden, zurück; der aus früheren Kämpfen bewährte tapfere General Ferdinand Herzog von Württemberg (1763—1834) ſchrieb ſich damals ſelbſt in die Liſten der Freiwilligen ein und hatte das Oberkommando über das Freiwilligencorps übernommen. Im Oktober 1797 darauf erfolgte der Friedensſchluß zu Campo Formio. — S.

704) Über dieſe Flucht und einige Quellen dazu vgl. Joſ. Richter, Die Eipeldauerbriefe hrg. v. Dr. E. v. Paunel (= Denkwürdigkeit. aus Altöſterr. XVII, 316, 385). — G.

705) Nach dem Vordringen der Franzoſen über Kärnten in das oberöſterreichiſche Gebiet wurde zwiſchen dem Obergeneral Bonaparte und den öſterreichiſchen Generalen Bellegarde und Merveld am 7. April 1797 zu Judenburg in Steiermark ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen, dem am 18. April der Präliminarfriede zu Leoben und im Oktober 1797 der Friede zu Campo Formio folgte. — S.

706) Der auch als Künſtler hervorragende Direktor der Wiener Kunſt-Akademie Jakob Schmutzer (1733—1811) hatte damals aus den jungen Akademikern ebenfalls ein eigenes Corps gebildet. — S.

707) Der heldenmütige Feldmarſchall Fürſt Johann Liechtenſtein (1760—1836) hat in Feldzügen von 1788 bis 1809 ſich in der rühmlichſten Weiſe ausgezeichnet und ſein Name iſt einer der glänzendſten in der Kriegsgeſchichte Öſterreichs ſeiner Zeit. Auch in Werken des Friedens war der hochbegabte Fürſt durch ausgezeichnete Schöpfungen tätig, geſtaltete die berühmte Liechtenſtein-Gallerie in Wien aus, ſowie die reichen übrigen Sammlungen des Hauſes, begründete herrliche Gärten, Bauten, Schlöſſer etc. in allen Teilen des Reiches und wirkte ſegensvoll und zielbewußt auf ökonomiſchem Gebiete. Wurzbach, 15. Bd. 148 ff.; Gräffer-Czikann, III, S. 433 ff. — S.

708) Über die Fahne der Tiſchlerzunft und ihr Privileg, das ſie für ihre zahlreiche Beteiligung bekam, ſowie für die freiwillige Ab-

gabe von ihrer Löhnung, vgl. (J. Lauber) Denkmahl der Vaterlandsliebe und Fürstentreue (Wien, 1797, 437). — G.

709) J. Lauber in seinem „Denkmahl der Vaterlandsliebe l. c. 435 f." berichtet nur, daß Saurau und der Herzog von Württemberg als Dank für das verliehene Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien einen silbernen Pokal, mit ihren beiden Porträten geschmückt, spendeten. — G.

710) Die Verteilung der Denkmünzen an die Universitätsbrigade fand am 6. Juli statt. Von goldenen Exemplaren erwähnt J. Lauber l. c. 438 ff. nichts. — G.

711) Über die Verwendung des erübrigten Geldes findet sich bei J. Lauber l. c. nichts. Doch erwähnt W. Kisch, Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten. Wien, 1888, I, 58, daß 1797 tatsächlich die Unratskanäle der Jägerzeile notdürftig überwölbt wurden. — G.

712) F. Dommayer's Kasino in Hietzing, erbaut 1833, war seit den dreißiger Jahren des vorig. Jahrhunderts eines der großartigsten und beliebtesten Vergnügungslokale in der nächsten Nähe Wiens, zu dem das „Dorf Hietzing" damals noch nicht gehörte. Zumal die Konzerte von Strauß bei Dommayer und die „Reunionen" in dem großen Saale lockten stets eine große Zahl von Besuchern aus der Stadt an. Erst in den achtziger Jahren wurde diese beliebte Vergnügungsstätte aufgelassen (s. M. Bermann, Alt- u. Neu-Wien, S. 1080 f.). — S.

713a) Das Gasthaus und der Tanzsaal zum grünen Thor befand sich in der jetzigen Grünethorgasse (alt 81 u. 68), früher auch obere Servitengasse genannt, an der Stelle, wo später das Gemeindehaus war. Das Hausschild bestand seit 1684. Im J. 1729 saß bereits ein Wirt dort. Der beliebte Tanzsaal, der bis 1815 mit dem Gasthaus in Verbindung stand, wird bereits 1779 als solcher erwähnt (s. Geschichte des Faschings, 1779, S. 183). Im J. 1784 erstach dort ein Kanonier während des Hochzeitsmahles seine verhaßte Stiefmutter. Seit 1817 befand sich das Gemeindehaus daselbst, das heute auch nicht mehr existiert (s. C. Hofbauer, Die Rossau, S. 145 f.). — G.

713b) Welche „Fünf Lerchen" meint Gräffer? Ein Gasthaus solchen Titels lag in der Leopoldstadt, Herrngasse Nr. 142 bereits im Jahre 1780, ein anderes in eben dem Jahr bei den Weißgärbern in der Hauptgasse Nr. 18 (s. Der Ref. Stadt Wien Kommerzialschema 1780, 2. u. 3. Abth. S. 27, 28). Das letztere war allerdings das bekanntere und dürfte von Gräffer gemeint sein. Die „Komischen

Gedichte über die Vorstädte Wiens. Wien 1812, 3. Hft., S. 57" sagen über dieses:

Fünf Lerchen flattern hier vor einem Hause,
Wo man einst in dem Gärtchen saß,
Und hochbeglückt beim reichbesetzten Schmause,
Sehr wohlfeil und sehr lecker aß.

Man speiste da im kleinen Gartensaale,
Wo man auch ächten Wein genoß. —
Jetzt ist es travestiert zum Pferdestalle
Und aus der Krippe speist das Roß.

Dieses Gasthaus scheint also um 1810 zu bestehen aufgehört haben. — G.

714) Schönbrunn, Weinhaus, Gerstlhof und Dornbach, damals noch nicht der Großgemeinde Wien einverleibt, waren zu jener Zeit gern aufgesuchte Ausflugsorte in der Umgebung der Stadt. — S.

715) Die durchaus nicht verbürgte Überlieferung berichtet, daß der Wiener Bürger Franz Kolschitzky im August 1683 bei der Belagerung Wiens der türkischen Sprache mächtig als Kundschafter ins türkische Lager gegangen sei und den Belagerten hierdurch wesentliche Dienste geleistet habe. Zur Belohnung sei ihm nach der Besiegung des Türkenheeres aus den im Lager erbeuteten Kaffeevorräten eine gewisse Menge und die Bewilligung zu Teil geworden in Wien ein — das damals erste — Kaffeehaus zu eröffnen. Ausführlich darüber handelt Realis im Kuriositäten und Mem. Lexikon von Wien (Wien 1846) Bd. II, S. 111. Kolschitzky, durchaus kein sehr uneigennütziger Mann, erhielt nach langem Feilschen vom Wiener Stadtrat das Haus Haidgasse Nr. 8, alt 285, in der Leopoldstadt zum Geschenk für seine Verdienste, das im J. 1685 auf seine und seiner Gattin Maria Ursula Gewähr geschrieben wurde. Er verkaufte es jedoch bereits im nächsten Jahr. Er selbst starb als kais. Hoffourier an der „Hektika" am 20. Febr. 1694 in einem Alter von 54 Jahren beim roten Kreuz (heute Domgasse 6) und wurde am Stephansfriedhof begraben (s. M. Bermann, Alt- u. Neu-Wien, 1880, S. 964). Er übte sein Kaféesiedergewerbe zuerst in jenem Haus aus, wo er starb, später in anderen Lokalitäten, erst seine Erben verlegten das Kaféhaus an die Schlagbrücke in der Leopoldstadt. Allerdings ist im städtischen Grundbuch beim J. 1700 eines der im J. 1792 abgebrochenen Häuser am Stock-im-Eisen-Platz (ältere Nummer 928) mit den Worten bezeichnet „allwo das erste Kaffeegewölb", leider steht nicht der Name des

Besitzers dabei und es ist daher fraglich, ob dies Kolschitzky war (vgl. den ausführlichen Artikel von C. v. Peez im Alt-Wien. Kalender, 1918, S. 71 ff.), denn Peez weist nach, daß bereits am 6. Juli 1668 ein Raize Demet. Domasy Kaffee aus Wien ausführte. — G. und S.

716) Johann Allgeyer (auch Allgayer), geboren 19. Juni 1763 zu Schussenried (Schafsried?) in Schwaben, starb am 3. Jänner 1823 verheir., aber ohne Kinder zu St. Ulrich Nr. 16 in der grünen Weintraube, als k. k. pensionierter Oberleutnant-Rechnungsführer in den ärmlichsten Umständen. Sein gesammter Nachlaß machte nur 21 Gulden 6 Kreuzer aus (s. L. M. G. im Arch. des Land. Ger. i. Civilsachen, Fasz. 3, Nr. 96 ex 1823). Als Schachkünstler war er eine Capazität. Heinr. v. Lang schreibt i. J. 1820 in seinen „Memoiren, 1842, II, S. 303 f.": „Fast täglich besuchte ich den Schachklub auf dem Graben, wo ich ... als obersten Schachmeister den berühmten Allgeyer, einen gebornen Schwäbisch-Vorderösterreicher und gewesenen Kriegsverpflegungscommissär traf" (s. Alt-Wien, V [1896], S. 97). A. schrieb auch Fachliches zu seiner Kunst, so: „Neue theoretisch praktische Anweisung zum Schachspiele. In Tabellen bearb. v. Joh. Algaier (sic). Wien, 1819, 4. Aufl. mit ein. Tit. Kupf. u. 9 Taf. 8°" (s. Vaterländ. Blätter, 1820, II, S. 59). — G.

717) Schon im Jahre 1745 erschien ein Normale, nach welchem es verboten war, im ersten Stockwerke eines Hauses ein Billardzimmer zu eröffnen, woraus man die Beliebtheit des Billardspieles in Wien bereits um diese Zeit ersehen kann (vgl. G. Wolf, Historische Skizzen etc. 1883, S. 228). Nach dem „Vollständ. Auskunftsbuch usw. in ... Wien, 1806, S. 219" zahlte man für eine Partie Billard am Tage 3 Kr. und bei Licht 6 Kr. und für die spanische Partie bei Tag 4 Kr. und bei Licht 8 Kr. Über „Wiener Meister auf dem Billard" vgl. Alt-Wien. Monatsschrift, 1891, S. 9 ff., 22 ff., 128 f., 160 ff. — G.

718) Ich habe den Namen Banchieri von 1770 bis 1840 in den Verlassenschaftsakten verfolgt, er gehört zu den seltensten und erscheint eigentlich nur in zwei männlichen Vertretern, deren verwandtschaftlichen Zusammenhang ich leider nicht bestimmen kann. Kajetan Banchieri, ein italienischer Sprachmeister und Verfasser eines Gebetbuches (s. Protok. f. Nied. Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inn. 1774, p. 522), welcher am 23. Septemb. 1781, verheiratet, aber kinderlos stirbt (s. Alte Justiz, Fasz. 199, Nr. 30 i. Arch. d. Land.

Ger. i. Civilſach.), kann es jedenfalls nicht ſein, da Gräffer damals noch nicht geboren war. Es kann ſich alſo nur um den zweiten dieſes Namens, Joſeph Banchieri handeln, der bereits 1778 in Wien und zwar in recht dürftigen Umſtänden lebte. Bei ihm fand eine Freundin Caſanova's Unterſtand (ſ. Frauenbriefe an G. Caſanova, ſ. Regiſt.). Er war Zimmermaler und dürfte wohl kein gebürtiger Wiener geweſen ſein. Von ihm ſtammt aber ein Vorſchlag zur Pachtung einer Klaſſenlotterie (ſ. Staatsratakten im Haus-, Hof- u. Staatsarchiv, Nr. 3201 ex 1787), obſchon ſeine pekuniären Verhältniſſe ſonſt nicht ſehr günſtige waren, wie etwa eine Eintragung in dem Contentioſaprotokoll im Arch. d. Land. Ger. i. Civilſach. 1795, I, Buchſt. B., P., S. 102 beweiſt. Als ſeine Gattin Maria am 19. März 1812 (ſ. Nachlaſſenſchaftsakt, Faſz. 2, Nr. 3207 ex 1812) als Pfründnerin vom Armeninſtitut auf der Windmühle Nr. 55 ſtarb, war auch er, obſchon er noch Zimmermaler genannt wird, Pfründner vom Armeninſtitute. Das Ehepaar hatte einen Sohn Johann, der Zeugmachergeſell war. Da Gräffer einen „guten alten Banchieri" im Auge hat, ſo kann wohl nur Joſeph in Betracht kommen, der alſo nebenbei ein Billardkünſtler war. Über ſeinen Tod konnte ich leider nichts eruieren, obſchon ich außer den Verlaſſenſchaftsakten von 1812 bis 1840, auch das Totenprotokoll der Stadt Wien von 1812 bis 1835, in welcher Zeit er doch geſtorben ſein muß, vergeblich durchſuchte. — G.

719) Peter Corti (1781—1833), durch verſchiedene von ihm errichtete Kaffeehäuſer und den „Salon" im Volksgarten den Wienern jener Zeit vorteilhaft bekannt, hatte auch das hier genannte lange Zeit beſtehende viel beſuchte Kaffeehaus begründet, das ſpäter von ſeinem Sohne Auguſt weitergeführt wurde. Corti, gebürtig aus Bergamo, hatte zuerſt 1808 das in Verfall geratene Milani'ſche Kaféhaus übernommen (vgl. ob. Anm. 121), bei ihm war auch lange Zeit die hohe Schule des Billardſpieles, wo beſonders der Sänger Joſ. Staudigl glänzte (vgl. Gräffer-Czikann, I, S. 605; Alt-Wien. Monatsſchr. 1891, S. 22 f.; M. Bermann l. c. S. 1038; Die Zeit, Wien, 1918 v. 27. Jänn., 10. u. 24. Febr. beſonders ausführl. Artikel über Corti von Ann. v. Newald-Graſſe unt. d. Tit. „Alte Volksgartenerinnerungen"). — G. und S.

720) Das alte Schabenrüſſelhaus (Rotenturmſtr. 37 neu) hatte ſeinen Namen von einem ſeiner Beſitzer, der es ſchon 1534 angekauft hatte. Vgl. Realis, Kurioſ. u. Mem. Lex. v. Wien. Bd. II. S. 300. — S.

721) Reich ist schon ein alter Druckfehler bei Gräffer und es ergibt sich, wenn man die Stelle II, 199 vorlieg. Ausgabe dazu vergleicht, wo Gräffer abermals von einem Billardspieler bei Hugelmann des Namens Resch spricht, daß wir denselben vor uns haben. Es handelt sich also um Joseph Anton Resch, der schon im Jahre 1808 von seinem Vater Joh. Xav. (über diesen s. II, 199 u. Anm. 392) das sehr bekannte Spezereigeschäft „Zu den drei Laufern" am Kohlmarkt übernommen hatte, das er später mit einem anderen, Ecke des hohen Marktes und der Wipplingerstraße, vertauschte, mit welchem er aber auf keinen grünen Zweig kam, denn als er am 31. Okt. 1822 im Alter von 48 Jahren (s. Totenprotok. d. Stadt Wien, 1822, Buchst. R., Fol. 39) starb, war der Concurs über ihn verhängt (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 2927 ex 1822). — G.

722) Dominik Adami erkaufte 13. und 17. August 1827 einen Kaffeesiederkammerhandel und etablierte sich ursprünglich Nr. 647 in der Stadt (das ist jetzt Rotenthurmstraße Nr. 31, nach Winkler, Orientierungsschema) und bat 1830 um Transferierung auf Nr. 751 in der Stadt (Lugeck, Regensburgerhof). Am 3. Dezember 1846 gelangte das Kaféhaus durch Kauf an Joseph Heinrich Adami, der es am 15. Okt. 1849 an Mich. Karré verkaufte (s. Kammerhandelbuch, III, Fol. 834; Alte Registratur der Stadt Wien, Nr. 26193 ex 1827, J. 206; Nr. 32033 ex 1830, J. 206 ex 1827; gütige Auskunft des Hrn. Adjunkt. Otto Anstadt). — Dominik Adami aus Trient gebürtig starb im Alter von 70 Jahren am 4. Okt. 1847 (s. Totenprotok., 1847, Buchst. A. Fol. 14). — G.

723) Das Kaféhaus zu den drei weißen Löwen war in der Kärntnerstraße Nr. 1139 (alt) gelegen. 1806 war sein Inhaber Fritz Kollmann, wie uns das „Vollständige Auskunftsbuch . . . in . . . Wien. Wien, 1806, S. 35, 218, 220" unterrichtet, welches auch schreibt: „. . . in dem in der Kärntnerstraße Nr. 1139 (bekommt man) eine Art Schotto (sic) und sogenannte Santé oder Gesundheits-Chokolade eine Portion 8 Kr." (p. 219 „Das sogenannte deutsche Frühstück kostet 10 Kr."). Ebenso schreiben die „Briefe des jung. Eipeldauer, 1802, 4. H., S. 42": „In ein Kaffehaus in der Karnerstraße wird jetzt ein deutsches Frühstück um 9 Kr. verkauft und das besteht aus einer Weinsuppn, und weil halt doch die gsünder sein soll, als der Melansch Kaffé, so gehn ein Menge Leut hin, und nehmen dort ein deutsches Frühstück." — G.

724) Mit dem „steinalten Stein" ist der Professor der klassischen Literatur an der Wiener Universität Anton Joseph Stein (1759—

1844) gemeint, der seit 1806 an der philosoph. Fakultät dieser Hochschule lehrte und 1825 in den Ruhestand trat. Er veröffentlichte noch im hohen Alter auch deutsche, lateinische und griechische Gedichte, die gesammelt im J. 1843 zu Wien erschienen. Sein merkwürdiges Buch: „Amor capnophilus. Carmen nuper repertum nunc commentario philologico aesthetico illustratum edidit Palladius Philocharis" (Vindobonae 1827) enthält nur ein kurzes gegen das Tabakrauchen gerichtetes Gedicht, aber mit einem Kommentar in latein. Sprache, der 116 Seiten umfaßt. Vgl. Wurzbach, 38. Bd. S. 20 ff. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl. Bd. VI. (1898). S. 548 f. — S.

725) Das Nationalkaféhaus bestand schon 1787 auf der Freiung und zwar Ecke der Teinfaltstraße und Schottengasse (s. Wiens gegenwärtiger Zustand unter Josephs Regierung, 1787, S. 35). Besitzer war ein gewisser Sebastian Reindel (s. Wien. Auskunfts- u. Kommerzialschema, 1796; Vollständig. Auskunftsbuch in ... Wien, 1806, S. 220). Die „Briefe des jungen Eipeldauers, 1812, 9. H. S. 12" berichten, daß das Kaféhaus um diese Zeit (1812) verschwunden und an seine Stelle ein Tischlermagazin gekommen wäre. — Später befand sich dort die Spezereiwarenhandlung Joseph Kloger, Ecke Schotteng. Nr. 102 (s. Frz. B. Fray, Allg. Handl. Grem. Alm. 1837, S. 144), die, nach Gräffer's barocker Art sich auszudrücken, natürlich Kaféin größeren Portionen konsumieren ließ, da man ihn dort kiloweise kaufen konnte. — G.

726) Kafésieder Ignaz Schlegel scheint sich bereits um 1835 als solcher etabliert zu haben, denn das „Mittel" (Kafésiederinnung) wurde damals mit seinem Rekurs gegen die Unterschrift desselben als Bürger und Kafésieder abgewiesen. Daneben scheint aber auch seine Frau Franziska ein Kaféhaus besessen zu haben, denn Ign. Schl., der in der Stadt Nr. 1134 (Ecke des Grabens und der Habsburgergasse) sein Kaféhaus innehatte, zeigt die Ausübung des ihm von seiner Gattin Franziska übertragenen (und vorher an ihn verkauften) Gewerbes im Jahre 1840 an (s. Alte Regiſtratur der Stadt Wien, Nr. 39426 ex 1835, H. 73; Nr. 32226 ex 1840, H. 73; Nr. 35058 ex 1840; güt. Auskunft des Hrn. Adjunkt. O. Anstadt). — G.

727) Christ. Gottlob Klemm (1736—1802), Schriftsteller und zuletzt Lehrer der reinen deutschen Sprach- und Schreibart in Geschäftsaufsätzen an der k. k. Realakademie und Normalhauptschule, geb. zu Schwarzenberg i. Sachs., war zuerst Korrektor bei Trattner,

dann (etwa seit 1768, vgl. J. J. Khevenhüller-Metsch, Aus der Zeit Maria Thereſias, 1764—67, S. 227) Sekretär bei dem Fürſten Khevenhüller (nach ſein. Heiratskontrakt am 4. April 1770). Schon 1768 hatte er das erſte Wochenblatt in Wien „Die Welt" begründet, ein Jahr ſpäter gab er die Zeitung „Der öſterreichiſche Patriot" heraus, ſowie noch mehrere Zeitſchriften, 1773 war er eine Zeit lang Redakteur der „Realzeitung". Von ihm rühren auch eine Anzahl Luſtſpiele und dramaturgiſche Schriften her. 1770, zur Zeit ſeiner Heirat, bewarb er ſich um eine Lehrerſtelle, welche er auch 1771 erhielt (ſ. Protok. f. Nied. Öſterr. i. Arch. d. Miniſt. d. Inn. 1770, p. 368; 1771, p. 52; 1772, p. 156). Sein Todesdatum war bis jetzt merkwürdigerweiſe unbekannt, er ſtarb Nr. 432 auf der Wieden am 26. Jänn. 1802 in recht dürftigen Umſtänden. Er beſaß kein einziges Buch und hinterließ ſeiner Frau Anna, geb. Sichler und ſeinen drei Kindern a) Frau Klara Edl. von Montfort, Ingroſſiſtengattin, b) Thereſia Wölfl, Muſikkompoſiteursehegattin auf der Landſtraße beim gold. Karpfen und c) einem 16jährigen Sohn Philipp nur 65 fl. 30 Kr. (ſ. Verlaſſenſchaftsakt, Faſz. 2, Nr. 669 ex 1802; Goedeke, V, S. 309 f.; Wurzbach, 12. Bd. S. 68). — G.

728) In Kayſers Bücherlexik. ſind die Schriften Klemm's im 3. Bd. S. 356 angeführt. — S.

729) Es handelt ſich um Thereſia Wölfl, geb. Klemm, Gattin des berühmten Komponiſten Joſeph Wölfl (1772—1812), für welche der Vater ſchon im J. 1788 um einen Stiftplatz einkam (ſ. Protok. f. Nied. Öſterr. i. Arch. d. Miniſt. d. Inn. 1788, p. 19). Bei des Vaters Tod war ſie ſchon verheiratet. Sie unternahm mit ihrem Gatten große Kunſtreiſen, die ſie bis Paris und London führten. (Vgl. Eitner, 10. Bd., S. 287.) Wie aus dem Verlaſſenſchaftsakt (Faſz. 2, Nr. 4741 ex 1820) ihrer Mutter Anna, die am 17. Nov. 1820 bei ihrem Sohn Philipp, damals k. k. Hauptgenieamtskanzliſt, ſtarb, hervorgeht, war Thereſia Wölfl, im J. 1820, nunmehr die Gattin eines Schauſpielers in Frankfurt a. M. Namens Schmidt. Übrigens war auch das einzige Kind ihrer Schweſter Klara v. Montfort, Thereſia Streng, bereits Witwe nach einem Schauſpieler. Die weiteren Schickſale der Thereſia Schmidt ſind uns unbekannt. — G.

730) Friedrich Wähner, geb. 1786 zu Raguhn bei Deſſau, urſprünglich proteſtantiſcher Prediger, hervorragender Äſthetiker und origineller Kritiker, deſſen Lebenswerk und Lebensgang bis jetzt noch gar nicht durchforſcht iſt und über den hier zum erſten Mal wenig-

stens einige dürftige Lebensdaten vorliegen, kam um 1818 nach Wien, wo seine kritische Methode, die sich an die beste Lessing'sche Tradition anschloß, sich thurmhoch über dem armseligen Gefasel und Klatsch der Bäuerle und Genossen emporhob, freilich auch unverstanden blieb. Daß W. sich nicht durchzusetzen verstand, mag auch teilweise seinem cynischen Benehmen und seiner etwas brutalen Form zuzuschreiben sein, da er bei aller geistigen Bedeutsamkeit sich oft nur zu sehr gehen ließ und in seinem „Janus" (1818 begründet und nur ein Jahr bestehend) eine Art litterarischer Gewaltherrschaft errichten wollte. Auch Gräffer (s. Sammler, 1818, S. 588) nahm gegen Wähner Stellung, als ihn dieser in Nr. 15 des Janus mit den „Phantasien" herabsetzte. Wähner war Mitarbeiter zahlreicher Zeitschriften, so des „Morgenblattes", der „Jahrbücher der Litteratur", der „Halle'schen Litteraturzeitung", der „Schickhschen Modezeitung", des „Sammlers", des „Telegraphen" usw., wo seine Arbeiten meist ästhetischer und kritischer Natur sofort durch ihre Gediegenheit, originelle Anschauung und Sprache auffallen. Auch Costenoble, der die unangenehmen Seiten in W.s Charakter — leider hatte er auch einen Hang zum Trunk wie sein Landsmann Kanne — sich nicht zu tadeln schente, rechnet W. zu den „geistreichsten Leuten", zu den „vorzüglichsten Köpfen" und sagt gelegentlich (6. Jänn. 1836) einer Wähner'schen Kritik: „Das ist doch wieder einmal ein Kunsturteil und keine leere Phraseologie oder Witzehascherei über kleine Flecken oder Verstöße. Der klassische Wähner zeigt uns hier, was er Gewaltiges kann, wenn er nur will und wie viel kostbare Zeit er in den früheren Jahren in Wien vergeudet hat." Wähner mußte Mitte der zwanziger Jahre Wien polizeilich verlassen und kam erst 1835 wieder zurück (s. Costenoble, Aus dem Burgtheater, Wien, 1889 s. Regist.), wo er sein Leben wohl durch eigene Schuld mit journalistischen Arbeiten und als Privatlehrer kümmerlich verbrachte. Durch Trunk sank er immer tiefer, so schreibt Costenoble unter d. 12. Jänner 1837: „Der Gelehrte Wähner ist bereits wieder so in gemeine Liederlichkeit versunken, daß er nur Schnapshäuser besucht und dort mit Gesindel sich zankt oder die Regierung bekrittelt. Den sehe ich schon auf dem zweiten Schub. Wohl Schade um ein so ungeheures, tiefes Wissen!" Wähner erlag bereits am 6. Sept. 1839 im Alter von 53 Jahren einer Herzlähmung (s. Totenprot. d. St. Wien, 1839, Buchst. W., Fol. 28). Er, der ledig geblieben war, gewes. Prediger, zuletzt Privatlehrer genannt wird, wohnte in Aftermiete und hinterließ nur Sachen im Wert von drei Gulden: „2 alte Kaputs, 2 Westen, 2 Pantalons, 1 Hut, 3 Paar

Stiefel, 1 Felleisen, 1 Gattie, 1 Chemisette, 4 Tüchel, 1 Handtuch, einiges Gefetze und ein Augenglas in Silberfassung." Außerdem in der Totenkammer: 1 Hemd, 1 Gattie, 1 Paar Socken. Buch — hatte er kein einziges! (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 6226 ex 1839). Da alle Nachschlagbücher auch nichts nur Annähernderes als Obiges über ihn bringen, wäre es wirklich verdienstlich, wenn ein Litterarhistoriker sich seines interessanten Wirkens annähme. — G.

731) Diese Kritik über die Ahnfrau findet sich in der Allg. Litt. Ztg., Halle, Dezemb. 1818, Nr. 302, Bd. 3. S. 713 ff. Im Sammler, 1818, S. 376 erklärt Wähner, keine Kritik über die „Ahnfrau" für die Jenaische Litteraturzeitung geschrieben zu haben. — G.

732) Des Herrn Abts (Claude Franc. Xav.) Millot, Mitgliedes der Akademie zu Lyon, allgemeine Weltgeschichte . . . fortgesetzt bis auf unsere Zeit von Wilh. Ernst Christiani und Freih. v. Hormayr. 38 Bändchen. Glückstaad. 1822—25 (s. Goedeke, 6. Bd. S. 344). Doch findet sich im ersten Jahrgang des Hermes, der 1819 erschien, naturgemäß gar keine Kritik darüber, aber im 2. Jahrg. (1820) des Hermes (I, 211 ff.) ist eine äußerst scharfe über die „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, vom Tode Friedrichs des Großen bis zum zweiten Pariser Frieden, von J. v. Hormayr. Wien, 1817—19, 3 Bde.", ein Werk, das Goedeke nicht anführt, wenn es mit obigem nicht identisch ist, und Goedeke etwa nur einen Nachdruck anzeigt, da sich bereits im J. 1819 tatsächlich die Büchercensur mit der von Hormayr bearbeiteten Millot'schen Geschichte beschäftigte (s. Poliz. Akt. Nr. 2647 ex 1819 i. Arch. d. Minist. d. Inn.). Die Kritik ist mit der Chiffre M. N. B. unterzeichnet. Jedenfalls muß sich Gräffer ebenfalls im Irrtum befinden und verwechselt vielleicht die beiden ähnlichen Geschichtswerke. — G.

733) Der eigenartige geistvolle Schriftsteller Johann Pezzl (1756—1823) war Bibliothekar beim Fürsten Kaunitz und erhielt später durch dessen Einwirken eine staatliche Anstellung. Von seinen zahlreichen Schriften ist eine der bemerkenswertesten die an Witz und Satyre reiche: „Skizze von Wien" (Wien 1786—1790) 6 Hefte, der sich später neue Folgen und eine ganze Reihe topographischer Bücher über Wien anschlossen. Seine erste von philosophischem Geiste getragene Veröffentlichung war: „Faustin oder das philosophische Jahrhundert" (Zürich 1783). — Die Titel der von Gräffer hier noch erwähnten Werke lauten: „Ulrich von Unkenbach und seine Steckenpferde" (Wien. 1800) 2 Thle. — und „Gabriel oder die Stiefmutter-

Natur. Ein satyrisch-komischer Roman" (Wien. 1810). — Pezzl hat auch „London's Lebensgeschichte" (Wien. 1791), „Eugens Leben" (1791) und eine „Charakteristik Josephs II." (Wien. 1790) veröffentlicht, die eine größere Zahl von Auflagen erwies (s. Jahrbuch der Grillparzergesellschaft, XVI, 164 ff.: Joh. Pezzl von G. Gugitz). — S.

734) Louis Sébastien Mercier (1740—1814), französischer Schriftsteller und Politiker. Sein „Tableau de Paris, 1781" enthält eine Reihe kulturhistorischer Skizzen über das Leben und Treiben in Paris, so wie sie Pezzl für Wien nachahmte (s. Dictionnaire biograph. etc. Paris, 1834, III, 363). — G.

735) Amand Berghofer (1744—1825) hat eine Reihe philosophischer Schriften von 1774 an verfaßt und war in seinem Leben ein großer Sonderling. Die hier erwähnte „2. verminderte und verbesserte Auflage" seiner „Schriften" erschien zu Wien im J. 1784. Ein Verzeichnis der übrigen bietet Wurzbach, 1. Bd. (1856). — S.

736) Der rühmlichst bekannte Augenarzt Joseph Barth (1745—1818), Leibaugenarzt des Kaisers Joseph II., über ihn vgl. ob. Anm. 275. — S.

737) Der Bildhauer Johann Martin Fischer (1740—1820) war Direktor d. Akademie d. bildend. Künste in Wien (Wurzbach, 4. Bd. [1858]. S. 244). Er war seit 1760 in Wien, Statuen von ihm befinden sich in Schönbrunn, berühmt war seine anatomische Aktfigur. — S.

738) Joseph Ludwig Stoll (1778—1815), der Sohn des berühmten Arztes Dr. Max. Stoll, war Theater-Regisseur in Wien und erhielt von Napoleon 1809 eine kleine Pension. Er stand auch poetisch mit mehreren Chorführern der romantischen Schule in Verbindung, starb aber in kümmerlichen Verhältnissen. Uhland hat das Gedicht „Auf einen verhungerten Dichter" an ihn abgefaßt. Das hier erwähnte Buch ist betitelt: „Die Schnecken-Comödie. Ein scherzhaftes Taschenbuch auf d. Jahr 1810" (Wien). Vgl. Goedeke². 6. Bd. S. 114; über Stolls Verhältnis zu Napoleon vgl. J. F. Reichardts vertraute Briefe hrg. v. G. Gugitz (= Denkwürdigk. aus Altösterr. XV, 306). Vgl. über ihn noch II, Anm. 440. — S.

739) Die hervorragende und bedeutendste Kunsthandlung Artaria am Kohlmarkt in Wien wurde von Franz und Carl Artaria begründet, die 1770 auf dem Graben in einem bescheidenen Laden Kunstblätter zum Verkaufe ausboten. Im Jahre 1786 übersiedelte die Firma in das Haus am Kohlmarkt in Wien (Nr. 9), in dem sich

heute noch ihre große Kunsthandlung befindet. Dominik Artaria (1775—1842) gab durch Geschäfts- und Kunstverständnis dem Geschäfte den mächtigen Aufschwung, es wurde neben dem Kunst- auch der Musikverlag begründet und erschien z. B. Beethovens erstes Werk, die Sonate Op. 1 bei Artaria. Bald hatte der Verlag die hervorragendsten österreichischen Tonkünstler und die Kupferstiche und Schabkunstblätter der bedeutendsten Wiener Künstler bei sich vereinigt und das heute so großartige den Anforderungen der Neuzeit nach ausgestaltete Geschäft begründet (Wurzbach, 1. Bd. S. 72). — S.

740) Heinrich Friedr. Müller, geb. zu Sinfeld in Hannover 1779, Kunsthändler, war seit 1810 auf dem Kohlmarkt 1218 (spät. 1150) etabliert, und zwar als Nachfolger H. Löschenkohls (s. A. Nedl, l. c. 1812, S. 75), und beschäftigte sich hauptsächlich mit seinem eigenen sehr reichhaltigen Verlag an Bilderbüchern, Gesellschaftsspielen, insbesonders Stickmustern, für welche er auch 1839 mit der silbernen Gewerbemedaille ausgezeichnet wurde. Müller machte sehr bedeutende Geschäfte, besonders in das Ausland und war auch bei dem Kunstverein mit anspruchsloser Bemühung wirksam (s. Gräffer-Czikann, III, S. 726). Sein Tod erfolgte am 15. September 1848 im Alter von 69 Jahren (s. Totenprotok., 1848, Buchst. M., Fol. 29). Müller scheint die Handlung Hohenleitters aufgenommen zu haben, da er auch dessen Witwe geheiratet hatte (s. unt. Anm. 752a). — G.

741) Ignaz Sauer, geboren zu Leibnitz (Steiermark) 1759, hatte seit 1780 beim Normalschulfache gedient und war am 3. März 1795 als Chorregent und Singmeister — er selbst nennt sich Musikdirektor — im Wiener Waisenhause angestellt. 1800 eröffnet Sauer eine Kunsthandlung am Kohlmarkt Nr. 262 (Dreilauferhaus, wo auch die Gräffer'sche Buchhandlung war); dort bleibt er jedoch nicht lange und übersiedelt mehrfach; 1801 an die Ecke der Kraut- und Seilergasse Nr. 1159, 1803 am Peter 612, 1805 auf den Stephansplatz Nr. 923, wo er im Jahre 1809 einen großen Teil der kaiserl. Privatbibliothek vor den Franzosen geschickt zu verbergen wußte und dafür auch vom Kaiser mit 3000 fl. belohnt wurde. Sauer mußte sich auch eine Zeit lang selbst vor den Franzosen verstecken (vgl. darüber ausführlich: Joh. Jureczek, Die kais. Privatbibliothek i. J. 1809 in: Die Kultur, Wien, 9. Jahrg. S. 187 ff.). Seit 1802 war Sauer auch beeideter Inventur's- und Schätzungscommissär in Kunstsachen. Desgleichen war der vielseitige Mann auch als Pomolog, Perlhuhn-

züchter, Schriftsteller und Komponist, sowie Orgelbauer tätig und gab sogar Zeichnungen zur Volksbildung heraus (s. F. H. Böckh, Wiens lebend. Schriftsteller, l. c. S. 45, 276). Seit 1815 hatte S. seine Kunsthandlung in der Naglergasse Nr. 317, wo sie Gräffer ob. beschreibt. Als er am Alsergrund 259 im Alter von 74 Jahren am 2. Dezemb. 1833 starb (s. Totenprot. d. St. Wien, 1833, Buchst. S., Fol. 68) wird er noch als Regens chori und Musikdirektor im k. k. Waisenhaus und Kunstschätzmeister angeführt. Leider starb er trotz seiner vielseitigen Tätigkeit in recht dürftigen Umständen und hinterließ seiner zweiten Frau und acht Kindern, davon viele in dienender Stellung und jene aus zweiter Ehe sich im zartesten Kindesalter befanden, so viel wie nichts. Sein einziger Anzug mußte ihm in das Grab mitgegeben werden (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 1362 ex 1833). — G.

742) Tranquillo Mollo, bei der Geburt seines Sohnes Eduard am 27. Juli 1797 (Kirchenbücher v. St. Stephan) „Kaufmann" genannt, war damals schon Kompagnon der Firma Artaria und gründete 1798 zusammen mit Domen. Artaria die Kunsthandlung T. Mollo u. Comp., aus welcher 1804 Artaria wieder austrat (s. Internat. Sammlerztg. Wien, 1911, S. 179). M.s Kunsthandlung bestand am Hof Nr. 346 (alt) schon 1798 (s. Handelsstandkalender, Wien, 1801, S. 50) und zählte bald zu den bedeutendsten, altbewährten Firmen, zumal ausgezeichnete Militärbilder und Ansichten waren in seinem Verlage vertreten. Bereits am 15. März 1817 kam er darum ein, seine Landesfabriksbefugnis zu Kupferstichen, Landkarten und Musikalien auf seinen damals noch unmündigen Sohn Eduard übertragen zu dürfen (s. Arch. d. Land. Ger. i. Civilsach. Fasz. 2, Nr. 2222 ex 1817), später nahm er auch noch seinen zweiten Sohn Florian in das Geschäft auf. Nach dem Tode (?) des Vaters trennten sich die Brüder, unter welchen das Geschäft aber rasch verfiel. Als Eduard am 8. Mai 1842 mit Hinterlassung einer Frau Theresia (36 J.), die einen wenig einwandfreien Lebenswandel führte, und fünf unmündigen Kindern starb, mußte Erida angesagt werden (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 571 ex 1842). Nach der Kunsthändlerrolle der Korporation der Wiener Buch- und Kunsthändler Nr. 1192 sagte Tranquillo seine Kunsthandlung am 11. Dez. 1832 anheim, scheint aber 1837 (s. l. c. Nr. 1469) noch gelebt zu haben. Er besaß von 1812 bis 1832 auch das Haus Währingerstraße Nr. 274 (s. Grundbuch Schotten, Rep. 149, Nr. 7, 2, Fol. 150 im Arch. d. St. Wien), welches den Schauplatz der berühmten

Novelle: „Turmalin" von Stifter bildet. Alle Bemühungen, sein Todesdatum zu finden, blieben umsonst, obschon ich das Totenprotokoll von Wien von 1832 bis 1856 durchsuchte. Er scheint außerhalb Wiens gestorben zu sein. Der zweite Sohn Florian zeigte bereits im J. 1843 den Nichtbetrieb seiner Kunsthandlung an (s. Kunsthändlerrolle l. c. Nr. 1862). So endete das Haus Mollo nach jähem Aufstieg meteorgleich. — G.

743) Franz Xaver Stöckl, geboren zu Wien 1756, war bereits in der josephinischen Zeit (seit 1782) Kunsthändler in der Seizergasse im Seizerhof (s. Wiens gegenwärtig. Zustand, W. 1787, S. 154), wo er lange Jahre hauste (noch 1830). Sein Tod erfolgte in der Mariahilferstraße 80, im Alter von 80 Jahren am 28. Oktober 1836 (s. Totenprotok., 1836, Buchst. S., Fol. 75). 1830 übernahm seine Handlung Joh. Sigm. Bermann, s. nächste Anm. (vgl. auch Wurzbach, 39. Bd. S. 93 ff.). Jäck (Wien u. dessen Umgebungen, 1822, S. 213) schreibt: „Der Kunsthändler St. hat ein so reiches Lager von alten Blättern, daß man nach irgend einem Hauptblatte selten vergebens fragt. Mit vieler Sachkenntnis verbindet er eine große Gutmütigkeit und Rechtlichkeit, weswegen wir sein finsteres Gewölbe neben dem Paß-Polizei-Bureau (vgl. übrigens M. H. H. Weil, Les Dessous du Congrès, Paris, 1917, I, S. 794 ff., danach im Solde der Polizei) fast täglich besuchten. Seine stille Vaterlandsliebe spornte ihn, die große Kupferstichsammlung der letzt verstorbenen Kaiserin vor dem Raube der Franzosen zu sichern." — G.

744) Johann Siegmund Bermann, Kunstkenner und Schriftsteller, geb. zu Osdorf in Westphalen 13. Jänn. 1794, gest. zu Wien 7. Sept. 1846. Durchreiste, um seine Kenntnisse auf dem Gebiete der Kunst zu vermehren, verschiedene Länder Europa's. Er hielt sich einige Zeit in Paris auf und kam 1815 nach Wien, wurde 1820 bei der k. k. Akademie der bildenden Künste angestellt, resignierte aber freiwillig 1829, um mit dem Kunsthändler Stöckl in Compagnie zu treten. 1830 übernahm er diese Handlung auf alleinige Rechnung und erhielt 1835 wegen seiner vielen Verdienste um die k. k. Hofbibliothek den Titel eines k. k. Hofbibliothekkunsthändlers. B. verfaßte auch verschiedene geschätzte Kunstkataloge und übersetzte aus dem Französischen (s. Wurzbach, 1. Bd., 321 f.; Sonntagsblätter, 1846, S. 879 [Nachruf]). — G.

745) Die „Chemische Druckerei" in dem schmalen Paternostergassel, welche Sigmund Ant. Steiner (1773—1838) errichtete, erinnert an

den Erfinder der Lithographie Alois Senefelder, der hier zuerst seine Kunst ausübte (— er kam 1803 in Wien um ein Privileg auf seine neue Erfindung ein, s. Protokoll f. Nied. Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inner. 1803, Fol. 59 —) und von dem 1803 Steiner die litographische Anstalt an sich brachte und später die Kunsthandlung begründete. 1814 wurde T. Haslinger öffentl. Gesellschafter Steiners und das Geschäft blühte auf, das 1826 Haslinger ganz übernahm (Wurzbach, 38. Bd. S. 81). — S.

746) Jeremias Bermann, Kunst- und Musikalienhändler, geb. 1770 zu Osdorf in Westphalen, verlebte seine Jugendjahre in Berlin, bereiste als fürstlich Waldeck'scher Obercommissär Frankreich, England und Italien zu wiederholten Malen und kam 1807 nach Wien, wo er die älteste Tochter des Kunsthändlers Joseph Eder heiratete. Zur Zeit der französischen Invasion 1809 Hauseigenthümer in der Leopoldstadt, verwaltete er unentgeltlich die Stelle eines „Secrétaire interprête" beim damaligen Commandanten zur Zufriedenheit der Gemeinde; 1811 associierte er sich mit seinem Schwiegervater und 1816 übernahm er von demselben die schon damals bedeutende Kunst- und Musikalienhandlung, welche er in allen Zweigen ihres ausgebreiteten Detail-Sortiments, vorzüglich aber durch den Verlag eines zahlreichen Lagers von Stickmustern, emporbrachte. Sein Tod erfolgte am 2. Jänner 1855 zu Wien (s. Gräffer-Czikann, 1. Bd., 277; Wurzbach, 1. Bd., 321). — G.

747) Das Kunst- und Industriecomptoir auf dem Kohlmarkt Nr. 200 (alt), gegründet am 26. Mai 1801, wird zum ersten Mal im J. 1803 gemeldet (s. J. M. Feyerabend, Handelsstandskalender, W. 1803, S. 54), im nächsten Jahr verzeichnet A. Riedl, Kal. und Handl. Gremien Schema, 1804, S. 44: „Kunst- und Industrie-Comptoir des Herrn Jakob Hohler u. Comp., Kohlmarkt Nr. 200", sodann ibid. 1806, S. 62 zum ersten Mal: „Am hohen Markt Nr. 582, in der öffentlichen Gesellschaft sind Jos. Schreyvogel und Jakob Hohler, welche beide firmieren." 1807, S. 55 erscheint Joseph Schr. allein und 1814 zum letztenmal, sodann 1815, S. 75 Joseph Riedl allein. Im J. 1818, S. 74 wird vermerkt, daß Hohler und Schreyvogel im Concurs wären, während Riedl selbständig weiterbesteht. Schreyvogels Unternehmen war eines im größten Stile, dessen Wirkungskreis nicht nur die bildende Kunst, sondern auch Litteratur und Musik umfaßte, denn schon im ersten Jahre erschienen nahezu 60 musikalische Werke. Die ersten künstlerischen Kräfte wurden gewonnen, so, um nur einige zu nennen: Kinninger, Agricola und Bartsch.

Auch Landkarten wie die Lipsky's erschienen dort. Leider war Hohler ein unzuverlässiger Geschäftsmann und das Unternehmen mißriet, im Jahre 1813 brach es vollends zusammen und Schreyvogel verfiel darüber sogar in eine Geisteskrankheit (s. K. Glossy, J. Schreyvogel, Wien, 1903, S. 29 ff.; K. Pichler, Denkw., hrg. v. Blümml I, 564 mit weit. Lit.). — G.

748) Joseph Riedl hatte sein Kunst- und Industriekomptoir wohl als Nachfolger Schreyvogels übernommen, nachdem er seit 1801 dessen Kompagnon gewesen und erscheint damit als Inhaber zum ersten Mal im J. 1815 auf dem Hohenmarkt Nr. 582 (s. A. Riedl, Handl. Grem. u. Fabrikenschema, 1815, S. 75). 1824 übersiedelte er auf den Michaelerplatz (s. A. Riedl, S. 72) und legte am 27. Mai 1830 seine Befugnis zurück (s. Kunsthändlerrolle der Korporation der Buchhändler Wiens, Nr. 1485). Das Geschäft war wohl um diese Zeit von Tobias Haslinger angekauft worden (s. Gräffer-Czikann, II, S. 522). — Nach anderen Quellen (s. K. Pichler, Denkw., hrg. v. Blümml I, 564) hieß der Kompagnon Schreyvogels angeblich Michael Riedl, was aber durchaus unrichtig ist, denn die Vaterländ. Blätter, 1819, S. 115 geben ausdrücklich die Jos. Riedl'sche Kunsthandlung als „vormals Kunst- und Industriecomptoir" an. Außerdem unterzeichnet sich Riedl, der noch am 5. März 1832 lebt (jedenfalls auch noch 1837, s. Kunsthändlerrolle l. c. Nr. 1569), anläßlich eines ihm von A. Camesina ausgestellten Leibrentenvertrages d. d. 3. Nov. 1814, ausdrücklich: „Joseph Riedl, priv. Kunsthändler" (s. Archiv d. Land. Ger. i. Civilsach., Fasz. 12, Nr. 47 ex 1815). — G.

749) Vgl. I, Anm. 539.

750) Joseph Frister erscheint als Kunsthändler bereits zu Ende der josephinischen Zeit. Im J. 1789 verzeichnet ihn das Wiener Kommerzial-Schema, 1789, S. 127 mit seinem Geschäft auf dem Bauernmarkt Nr. 1080, aber schon 1788 als seine Frau Maria Anna Frister, geb. Baumgartner, die er kurz vorher geheiratet hatte (Heiratscontract vom 12. Jänn. 1788), am 13. August (s. Verlassenschaftsakt Fasz. 2, Nr. 2425 ex 1788) am Spittelberg bei den drei Kugeln Nr. 83 stirbt, wird er als Kunst- und Kupferstichhändler bezeichnet. 1796 hatte er seine Handlung am Michaelerplatz 262 (s. Wien. Auskunfts- u. Kommerz. Schema, 1796 unt. Kunsthändl.) und 1798 wird die Kunsthandlung „Jos. Frister u. Cie." am neuen Markt Nr. 1120 gemeldet (s. Wien. Kommerzial-Schema 1798). 1805 (s. Vollständ. Auskunftsbuch usw. 1805, S. 65) erscheint er in

die Vorstadt übersiedelt und zwar nach Mariahilf zum goldenen Ritter. Von da verschwindet er, wohl wegen Bedeutungslosigkeit, aus den Handelsschematismen, doch scheint er sich noch weiter kümmerlich mit einem kleinen Handel durchgebracht zu haben, auch war er selbst ausübender Künstler, wie wir sehen werden. Noch 1819 erscheint bei ihm eine „Erklärung des Bockerlspieles" (s. Vaterländische Blätter, Beilage: Chronik d. Österr. Litteratur, 1819, Int. Bl. Nr. 46). Frister, ein gebürtiger Wiener, entstammte aus einer als bildende Künstler ungemein tätigen Familie, er war der Sohn des Professors an der Akad. d. bildenden Künste, Christian Frister (s. Heiratscontract l. c.) und selbst Kupferstecher, möglicherweise mit jenem „Frister, Kupferstichinstruktor auf dem Neubau 131" identisch, der schon 1780 von dem „Wien. Kommerz. Schema, 1780, 1. Abt. S. 165" gemeldet wird. Sicher aber ist er es, den J. H. Böckh in „Wiens lebende Schriftsteller, l. c. 1822, S. 252" als „Joseph Frister, Kupferstecher zu Mariahilf Nr. 20" meldet. In Mariahilf lebt er auch noch „privatisierend", als am 8. März 1831 sein Bruder Johann, gleichfalls Künstler und zwar Viceprofessor an der k. k. Akademie der bildend. Künste, 83 Jahre alt stirbt (s. Verlassenschaftsakt Fasz. 2, Nr. 3795 ex 1831), welcher ihm 500 fl. vermacht. Joseph Fr. folgte schon im nächsten Jahr, am 7. Aug. 1832 im Alt. von 70 J. als „gewesener Kunsthändler, Mariahilf Nr. 23" seinem Bruder nach (s. Totenprotok. 1832, Buchst. F., Fol. 21). Wurzbach, 4. Bd. S. 370 verwechselt ihn vollständig mit einem akad. Maler Karl Frister, geb. 1742 und gest. zu Wien am 27. Juli 1783 (s. Arch. d. Land. Gericht. i. Civilsach., Alte Justiz, Fasz. 471, Nr. 176, danach: Akademie-Malerlehrer auf der Universität, welcher ledig starb), der wohl ein Onkel oder vielleicht gar ein älterer Bruder Josephs war, aber sonst nichts mit dem Kunsthändler zu tun hat. Wir verzeichnen als Produkte unseres Forschens nach Frister, um sie nicht verloren gehen zu lassen, noch a) Michael Frister, Miniaturmaler auf der Laimgrube 108 (Vollständig. Auskunftsbuch usw. 1805, S. 204), der am 12. Dez. 1788 großjährig gesprochen wurde (s. Arch. d. Land. Ger. i. Civilsach. Fasz. 3, Nr. 1203 ex 1788), dessen Gattin Johanna bereits am 27. März 1793 mit Hinterlassung von drei kleinen Kindern starb (Verlassenschaftsakt, Fasz. 2, Nr. 2232 ex 1793) und b) Johann Ed. Frister, Garde d'estampes der Privatbibliothek des Kaisers, welcher am 12. April 1836 starb (s. Fasz. 2, Nr. 5093 ex 1836) und wahrscheinlich mit dem Söhnchen Johann identisch sein dürfte, welches Johanna Frister (s. ob.) im J. 1793 im Alter von 2 Jahren

zurückließ, da er nach dem Totenprotok. 1836 (Buchst. F. V. Fol. 8) 45 Jahre erreichte. — G.

751) Franz Joseph Joh. von Reilly, Schriftsteller und Landkartenhändler, gebor. zu Wien 1766, war bereits in der josephinischen Zeit publizistisch tätig. Nachdem er 1787 sich um ein Adressencomptoir (s. Protok. f. Nied. Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inn. 1787, p. 517) beworben hatte, gab er 1789 eine Zeitung heraus: „Das Wiener Tagebuch", mit dem er mannigfache Censuranstände hatte (s. Protok. f. Nied. Österr. 1789, p. 302, 563). Er wandte sich nun hauptsächlich geographischen Studien zu, gab diesbezügliche Lehrbücher und Atlanten heraus und errichtete auch einen einschlägigen Verlag, den er k. k. priv. geographisches Verschleißcomptoir nannte und der sich lange Zeit in der Rauhensteingasse Nr. 993 befand. In diesem Verlag scheint er auch verschiedene Zeitungen herausgegeben zu haben, so 1798 eine Wochenschrift: Wien. Bilderztg. (s. Protok. l. c. 1798 p. 342), welche später wieder auflebte (s. Wien. Ztg. 1807, Nr. 100). Reilly, der überzeugter Josephiner war und liberalen Ideen huldigte, gab dies auch in einer Schrift im J. 1809, betitelt: „Sinn und Herzmann, oder wer herrscht nun in Österreich?" zum Ausdruck, worin er auch Napoleon verteidigte, was großes Aufsehen erregte und ihm die Verfolgung durch die österr. Regierung zuzog (s. K. Wagner, Die Wien. Zeitungen . . . der J. 1808 u. 1809, W. 1914, S. 112 f.; Poliz. Arch. 1810, Nr. 4). Als Dichter pflegte er namentlich die Gattung des Epigrammes, welche als „Sinngedichte" 1816 in erster, und 1819 in zweiter Auflage erschienen sind. Die von Gräffer angeführten übrigen Werke: „Bibliothek der Scherze mit einem satyrisch-allegorisch. Atlasse. Wien, 1801, 6 Bde. 8°" und „Noradin oder Feen-Helden-Ritter- und Romanen-Spiegel, Wien, 1813, 8°" sind beide ohne seinen Namen erschienen. Reilly starb als kinderloser Witwer am 6. Juli 1820 im Alter von 54 Jahren in der Himmelpfortgasse Nr. 1007 (alt), wo er eine Wohnung von drei, aber ärmlich möblierten Zimmern innehatte. Baares Geld hinterließ er fast keines, sein Bücher- und Landkartenvorrat ergab beim Verkauf 1020 fl. 27 kr. (s. Verlassenschaftsakt, Fasz. V, Nr. 138 ex 1820; Totenprotok., 1820, Buchst. R., Fol. 26; Goedeke VI, S. 554 f. bietet ganz unzulängliches über ihn, vorliegende Notiz ist die erste genauere über sein Leben und Wirken). — G.

752a) Lukas Hohenleitter (auch Hochleithner), geboren in Bayern 1748, war bereits in der josephinischen Zeit ein äußerst rühriger Broschürenverleger, Buch- und Kunsthändler auf dem Kohlmarkt

Nr. 1180 (alt). Er war es, der den Kampf gegen den erbärmlichen Pamphletverleger Gg. Phil. Wucherer aufnahm und ihm mit Hilfe des Schriftstellers Joh. Rautenstrauch den ersten Todesstoß versetzte (s. Briefe über den gegenw. Zustand der Litteratur u. des Buchhandels in Österreich. 1788, S. 158 ff.). Zeitweilig war seine Handlung in der Dorotheergasse, Nr. 1177 (alt), wie das „Wien. Auskunft u. Kommerz. Schema, 1796" meldet, aber um 1800 befand die Firma sich wieder auf dem Kohlmarkt Nr. 1218 (s. Wien. Ausk. u. Komm. Sch. 1800, S. 23), doch war dies schon seine Witwe Dorothea, nachmals verehelichte Müller, da er am 5. März 1796 im Alter von 48 Jahren im Dorotheerhof Nr. 1177 gestorben war (s. Totenprotok., 1796, Buchst. H., Fol. 13). Sein Verlassenschaftsakt (Fasz. 2, Nr. 1583 ex 1796) gibt über sein reichhaltiges Lager von Kupferstichen, Landkarten und Papierwaren Auskunft, das die Witwe, die nur eine Tochter von ihm hatte, noch 1811 betrieb, die aber den Kunsthändler H. F. Müller (s. ob. Anm. 740) inzwischen geheiratet hatte. — G.

752b) Thaddäus Weigl, Componist und Musikalienhändler, geb. Wien 1776, gest. daselbst am 10. Febr. 1844 (s. Totenprotok. 1844, Buchst. W., Fol. 10), studierte bei dem Regens chori Seb. Witzig in Korneuburg, dann bei dem berühmten Albrechtsberger in Wien Musik. W. sollte jedoch Jurist werden, aber seine Liebe und sein Talent zur Musik bewirkten, daß ihm der Vater doch die Laufbahn eines Musikers bewilligte. Er machte sich bald mit verschiedenen Opern bekannt und wurde um 1796 als k. k. Hoftheatercompositeur angestellt, 1803 wurde er wirklicher zweiter Kapellmeister. Schon 1801 hatte er die Erlaubnis erhalten eine Kunst- und Musikalienhandlung zu errichten (s. K. Junker, l. c. S. 29), zu deren Gunsten er schließlich auf seinen Kapellmeisterposten verzichtete und die er mit Erfolg bis zu seinem Tod (nach Junker l. c. nur bis 1828) führte. Nach Nedl (Kal. u. Handlungsgrem. Schema 1804, S. 44) war das Geschäft am Graben, Nr. 1212 und wird i. J. 1804 zum ersten Male angeführt (s. Wurzbach, 53. Bd. S. 291 ff.). — G.

752c) Ludwig Maisch, geboren im Kraftshof zu Nürnberg 1776, Kunsthändler, erscheint zum ersten Male im Jahre 1811 am Bauernmarkt 617 etabliert (s. A. Nedl, Handlungs-Grem. u. Fabr. Schem. 1811, S. 72), 1813 war er Spiegelgasse 1156 rückwärts d. Matschakerhof, 1814 am Petersplatz 616 (s. A. Nedl l. c. 1813, S. 75; 1814, S. 75). Sein Tod erfolgte am 18. April 1816 im eigenen Hause Alt-Lerchenfeld Nr. 168 im Alter von 40 Jahren. Er war

verheiratet und Protestant (s. Totenprotok., 1816, Buchst. M., Fol. 16). — G.

752d) Die Kunsthandlung Johann Otto erscheint zum ersten Mal im J. 1798 am Kohlmarkt Nr. 273 (s. Wien. Kommerz. Schema, 1798) etabliert, im J. 1800 befindet sie sich in der Kärntnerstraße 1027 (s. Vollst. Auskunftsbuch u. Kommerzialschema. Wien, 1800, S. 23), 1803 ist sie auf der hohen Brücke Nr. 373, von 1805 an wird sie wohl in den Adreßbüchern geführt, aber ohne Adresse, erst 1807 (s. A. Nedl, l. c. 1807, S. 55) erscheint sie wieder in der Seilergasse Nr. 1149. 1813 (s. A. Nedl l. c. 1813, S. 75) taucht Elisabeth Otto als Besitzerin auf und schon im nächsten Jahr verschwindet diese Kunsthandlung gänzlich. Grund davon war, daß Johann Otto, ein gebürtiger Breslauer, am 26. Febr. 1812 im Alter von 46 Jahren am Neubau Nr. 115 verstorben war (s. Totenprotok. d. St. Wien, 1812, Buchst. O., Fol. 3). — G.

752e) Peter Mechetti (1775—1850) war als Verleger künstlerischer, namentlich auch musikalischer Werke sehr tätig, so hatte er solche von Spohr, Thalberg u. A. auch viele Tanz-Compositionen Joseph Lanner's verlegt. Ursprünglich pflegte er auch den Kunsthandel. Wurzbach, 17. Bd.; Gräffer-Czikann, 3. Bd., S. 617. — S.

753) Erzherzog Johann (1782—1859), dieser edle für Wissenschaft und Kultur begeisterte Fürst, der den österreichischen Alpenländern, zumal der Steiermark, ein wahrer Schutzgeist geworden, besaß im Parke von Schönbrunn eine ihm von seinem kaiserlichen Bruder überlassene Abteilung, in der er sich zur Erinnerung an das von ihm besonders geliebte Tirol das sogenannte Tirolerhaus errichten ließ, in dem er zahlreiche Erinnerungen an jenes Alpenland bewahrte, das er seit 1805, da es an Baiern fiel, nicht mehr betreten durfte. Dort weilte der Erzherzog oft und gern seinen Erinnerungen an Tirol und dessen biedere Bewohner nachhängend. — S.

754) Joseph Aug. Schultes (1773—1831) war 1806 Professor der Chemie und Botanik in Krakau, später Direktor der chirurgischen Schule in Landshut. Seine Arbeiten auf dem Gebiete der Naturgeschichte, namentlich der Botanik, seine Reisewerke zumal jene über die Gebirgsreisen, und zahlreiche andere Schriften haben ihm einen hochgeachteten Namen verschafft. Im Jahre 1802 in Wien als Professor der Botanik am Theresianum angestellt, begründete er daselbst die vortreffliche Zeitschrift: „Annalen der österreichischen Litteratur und Kunst", die bei Degen, später bei A. Doll in Wien erschien und

die er von 1802 bis 1805 redigierte, worauf Franz Sartori die Redaktion übernahm. Vgl. Wurzbach, 32. Bd., S. 171 ff. — S.

755) Jakob Glatz (1776—1831), evangelischer Geistlicher und Prediger, später Konsistorialrat in Wien, war auch ein trefflicher Pädagoge und ein hervorragender Jugendschriftsteller, von dem seit 1799 zahlreiche Veröffentlichungen in dieser Beziehung vorliegen. Wurzbach, 5. Bd. (1859), S. 207 ff., woselbst auch alle Schriften von Glatz verzeichnet erscheinen; Gräffer-Czikann, II, S. 379 ff. — S.

756) Die „Annalen der österreichischen Literatur herausgegeben von einer Gesellschaft inländischer Gelehrter" erschienen in Wien zuerst bei V. Degen und sodann bei A. Doll in den Jahren 1802 bis 1812. — S.

757) Johann Schwaldopler (1777—1808) hat eine reiche Zahl schönwissenschaftlicher und historischer Schriften, sowie verschiedene Reisewerke veröffentlicht. Sein „historisches Taschenbuch" erschien in 4 Jahrgängen zu Wien bei Doll von 1801—1804, sein „Handbuch der deutschen Dicht- und Redekunst" 2 Thle. ebendaselbst 1806. Von der „Allgemeinen Weltgeschichte hrg. von Schütz" (Wien. 1805—6) 8 Bde. hatte einen großen Teil Schwaldopler selbst bearbeitet. Wurzbach, 32. Bd. S. 270 f. — S.

758) Wie in Anmerk. 756 bemerkt, hatte später Anton Doll den Verlag der Zeitschrift „Annalen der österr. Literatur" übernommen, die aber nur noch bis 1812 erschienen. — S.

759) Der Schriftsteller Franz Sartori (1782—1832) hat eine reiche Zahl von historischen, geographischen, ethnographischen und Reisewerken verfaßt, die zumeist österreichische Gegenstände behandelten, doch zeigt die Menge des von ihm Veröffentlichten auch oft große Flüchtigkeit. Seine „Neuesten Reisen durch Österreich" (Wien. 1810) 3 Bde. erfuhren durch Franz Grafen v. Enzenberg eine ebenso gründliche als in dem Teile, der Kärnten betrifft, absprechende Beurteilung. Sartori war von 1808 an bei dem die Geister mordenden Bücherrevisionsamte angestellt und wurde 1812 dessen Direktor. Wurzbach, 28. Bd. (1814) S. 252. — S.

760) Franz Josef Graf Enzenberg (1747—1821), dessen in Anm. 759 Erwähnung geschah, wurde 1781 Präsident des inner- und oberösterreich. Appellations- und Kriminalgerichtes in Klagenfurt und 1797 beim Eindringen der französ. Armee in Kärnten hatte er das Präsidium der provisorisch eingesetzten Zentral-Landes-Regierung inne und war unter so schwierigen Verhältnissen um das Wohl

des Landes bemüht. Er gab 1812 die Schrift: „Beleuchtung der neuesten Reise durch Österreich ... von Dr. Franz Sartori. Wien. 1811. 3 Bde. Ein wesentlicher Nachtrag zu dieser Reisebeschreibung mit einziger Hinsicht auf Kärnthen" (Klagenfurt, gedr. bei Joh. Leon 1812) heraus, die dem Erzherzog Johann gewidmet war und worin Enzenberg nur am Schlusse der Vorrede genannt ist. — Dem um Kärnten hochverdienten Patrioten und Grafen wurde später in Klagenfurt das noch bestehende Monument mit seiner Büste gesetzt. Vgl. Carinthia. Zeitschrift ... (Klagenfurt) 1872. Nr. 5, worin ausführlich Enzenbergs Biographie. — Vgl. auch Gräffer-Czikann, II, S. 57. — S.

761) „Liber passionis Domini nostri Jesu Christi cum figuris et characteribus ex nulla materia compositis. In 12°": Graesse, Trésor des livres rares. Dresde. 1863. To. 4. S. 198. Ein Monogramm des Königs Heinrich VII. von England deutet an, daß das Buch aus den Jahren 1485—1509 herrührt. Gräffer fügt die Bemerkung bei: „Le livre se trouvait dans la biblioth. du Prince de Ligne de 1609—1811. — S.

762) Über jenes „Liber passionis" spricht Gräffer bereits im „Conversf. Blatt, 1821, S. 197 f.", wo er sagt, daß er es vor drei Jahren mehrere Tage in der Hand hatte. „Der jetzige Besitzer, einer der schätzbarsten Bücherkenner der Monarchie, hatte die Güte, es mir anzuvertrauen." Möglicherweise ist mit dem Büchersammler F., Moritz Graf Fries gemeint, der eine große Büchersammlung besaß; freilich ist dies nur eine Vermutung, Bestimmtes über die Identificierung des Bibliophilen F. ergab sich leider nicht. — S.

763) G. Fr. De Bure, Bibliographie instructive . . . Paris, chez Guill. Franc. de Bure le Jeune. 1763—1768. 7 Voll. 8°. — S.

764) Beloeil, Dorf in der belgischen Provinz Hennegau mit 2744 Einwohnern, daselbst ein Schloß des Fürsten De Ligne mit reichen Sammlungen. — S.

765) Georg Christ. Lichtenberg (1742—1799), Professor der Mathematik in Göttingen, ist bekanntlich besonders ausgezeichnet durch seine humoristisch-satyrischen Aufsätze, die gesammelt erst in L.s „Vermischte Schriften" (1800—1805) 9 Bde. erschienen. — S.

766) Daniel Nikol. Chodowiecki (1726—1811), zuletzt Direktor der Akademie der bild. Künste in Berlin, hervorragend durch seine Stiche und Radierungen, welche in Figuren aus dem Leben seiner Zeit diese in lebendiger und wahrer, oft humoristischer Weise charakterisieren. — S.

767) Über Berghofer vgl. Anm. 735. Die Stelle über die „Läufer" erschien in seinen „Verbotenen Schriften, 1805, 2. Tl. S. 77 f.": „Noch im letzten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts gehört es zu dem Luxus der Großen — Menschen vor ihren Pferden herzujagen usw." — G.

768) „Komische Briefe des Hans-Jörgels von Gumpoldskirchen an seinen Schwager Maxel in Feselau, und dessen Gespräche über verschiedene Tagesbegebenheiten in Wien. Wien. Bei Bauer und Dirnbök" erschienen zuerst im Jahre 1832 als Monatsschrift, unter der Leitung von Jos. Al. Gleich und lehnten sich gänzlich an ihr Vorbild „die Eipeldauerbriefe" an. Über diese Zeitschrift und ihre wechselnden Redaktionen — sie hat sich eigentlich bis auf den heutigen Tag erhalten — wird Dr. v. Paunel im 3. Band der Eipeldauerbriefe, die im Rahmen der „Denkwürdigkeiten aus Alt-Österr." erscheinen sollen, handeln, worauf zu verweisen. — G.

Nachträge und Verbesserungen

Zu Anm. 30) Thomas Lederer, geb. 8. Dezemb. 1789 (oder 1791) zu Strakonitz in Böhmen, Sohn eines Unteroffiziers, machte als feldärztlicher Gehilfe 1809 bei Wagram die ersten Operationen. 1817 geprüfter Wundarzt, 1819 Assistent Boërs, wurde er im Juli 1827 zum Doktor der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe von der Universität Gießen promoviert. Als später gegen ihn wegen Kurpfuscherei Anzeige erstattet wurde, da er kein inländisches Diplom besaß, erwirkte Fürst Metternich von Kaiser Franz einen allerhöchsten Befehl, L. in seiner Praxis ungestört zu lassen. (Aus Metternichs nachgelass. Papieren. Wien, 1883, 7. Bd. S. 79.) Lederer war seit 1824 mit Anna Neuffer, Tochter des k. k. ldbfgt. Seidenbandfabrikanten Bernhard Neuffer vermählt. Sein Tod erfolgte am 23. Jänner 1874 zu Wien (vgl. „Dr. Th. Lederers Leben und Wirken" von Prof. Dr. Molin in „Internat. Homöopathische Presse, IV. Bd. S. 234 ff." und güt. Mttlg. s. Sohnes Hrn. Dr. M. Lederer). — G.

Zu Anm. 99) Fr. S. Hügel, Der Wiener Dialekt. Wien, 1873, S. 155 schreibt: „Stanizl, das; eine Papierdüte (kommt von Skarniz, Kosakenzelt, das trichterförmig gebaut ist. König Stanislaus August v. Polen beschenkte bei seiner Anwesenheit in Wien die Kinder mit solchen Bonbondüten, daher der Name)." Also auch Hügel begeht die Verwechslung mit des Königs Vetter, doch scheinen die Bonbongeschenke Stanislaus' auf Wahrheit zu beruhen. — G.

Zu Anm. 122) Lechner Kleopha, bayrisch. Zentral Stiftungs-Buchhalterswitwe, geb. Edl. v. Schmidt, Wieden 1, von München geb., 76 Jahre, ist am 29. August 1832 in Wien gestorben (s. Totenprotok. 1832, Buchst. L., Fol. 24b). — G.

Zu Anm. 127) Der Tod des Suleiman wird im Totenprotok. d. St. Wien, 1827, Buchst. A., Fol. 11 als Aga Beschli Suliman aus der Levante gebürtig, 82 Jahre, am 29. August gemeldet. — G.

Zu Anm. 135) H. Meynert hat in „Nordlichter, Pest, 1843, 3. Tl. S. 52 ff." eine Novelle: „Baron Pu. Ein Bild nach dem Leben", die offenbar auf diesem Original beruht. Meynert schreibt: „Ältere Leser werden sich einer wunderlichen Person erinnern, welche noch vor ungefähr zwanzig Jahren auf den öffentlichen Spaziergängen Wien's zu sehen war. Seitdem ist sie gestorben und weit früher schon verschollen. Sie passierte unter dem Namen: „Baron Pu" . . . Es war

eine ziemlich lange, hagere Figur, Glieder und Bewegungen durchaus auf's Spitze losgearbeitet. Die langen Beine sondierten im Gehen steif und behutsam vor sich hin, als ob sie auf Stelzen sich bewegten; die dürre rechte Hand umfingerte ein langes spanisches Rohr ... Seine Kleidung war veraltet, aber mit ängstlicher Eleganz geordnet und die Armlichkeit derselben nach Kräften unter einer honneten Einfachheit versteckt ..." Meynert dürfte also möglicherweise, nach dieser Schilderung zu schließen, das Original noch selbst gekannt haben. — G.

Zu Anm. 136) Jüngsthin tauchte eine interessante Karikatur des Dr. Weißenböck von Jos. Fischer auf (s. Kunstauktion Dr. Ign. Schwarz: Aus dem Nachlasse Dr. Modern, 1918, S. 29, Nr. 322). Er war beim Kartenspiel im Kaféhaus dargestellt. Die Karikatur wurde nach Ungarn verkauft. — G.

Zu Anm. 256) Jehuda Arje Joseph ben Baruch (auch kurz Löwel Baruch genannt), gestorb. zu Wien am 29. April 1776, stammte aus Königswart und dürfte ein Alter von über 40 Jahren erreicht haben. Er ist der Stammvater der weit verzweigten angesehenen Familie Baruch und mit dem Tabakgefällen-Pächter Löwel (hebräisch: Arje) Baruch identisch (Wolf, Geschichte d. Jud. S. 73, n. 2). Auf seinem noch erhaltenen Grabstein (s. B. Wachstein, Die Inschriften des alten Judenfriedhofes in Wien. Wien, 1917, II, S. 502 f.) heißt es: „Er erwarb Wissen und Verstand und war seinen Volksgenossen jeder Zeit Fels und Feste. In fürstlichen Palästen legte dieser Edle seine Fürsprache für sie ein." Baruch gehörte mit den Eskeles, Arnstein(er) und Hönig zu den wenigen sehr reichen Juden Wiens im 18. Jahrhundert (s. J. Taglicht, Nachlässe der Wiener Juden im 17. u. 18. Jahrhundert. Wien, 1917, S. 224 ff.).

Löwel Hönig, gebürtig aus Kuttenplan in Böhmen, hatte eine neue Beize für den Tabak erfunden, die denselben bedeutend verbesserte und entwarf mit seinen Söhnen ein weitaus praktischeres Administrationsverfahren, das den Verschleiß des Tabaks bedeutend zu erhöhen versprach (s. Erinnerungen v. L. A. Frankl, hrg. v. St. Hock. Prag, 1910, S. 32 ff.). Er übernahm 1752 mit seinen Söhnen Israel und Moses den Tabakpacht der Stadt Prag und später mit Baruch usw. das Tabakgefälle für Österreich in Pacht (s. Weimar. hist. genealog. Taschenbuch des ges. Adels jehud. Ursprunges, 1912, S. 388; B. Wachstein, l. c. II, 524 ff.). Hönig, der der Stammvater der ebenfalls weitverzweigten und später vielfach ge-

adelten Familie Hönig wurde, ſtarb in Kuttenplan um 1770, wo er auch verſchiedene Stiftungen machte (ſ. Der Pinkas von Kuttenplan ed. Sch. Ochſer, S. 25, n. 1). — G.

Zu Anm. 287) Wie aus Paul Tauſig's verdienſtvollem und amüſantem Buch „Die Glanzzeit Badens, Bad. 1914, S. 30, 33, 35" hervorgeht, iſt mit dem Schauſpieler Schuſter dennoch der berühmte Ignaz Schuſter gemeint, welchen Roſenbaum noch 1805 hier ſpielen ſah und der auch ſpäter noch öfters nach Baden kam. — G.

Zu Anm. 598) Es ſcheint, daß St. Germain ſchon im J. 1767 in Venedig war und daß es ſich hier tatſächlich um Eduard Auguſt, Herzog von York handelt, der auf ſeiner zweiten italieniſchen Reiſe am 17. Sept. 1767 im 28. Lebensjahr zu Monaco geſtorben iſt. — G.

Verzeichnis der Bildertafeln

* Bisher unveröffentlichte Originale

vor Seite

1. Ex libris Franz Gräffers. Rad. von O. Frh. v. Eyb. Titelbild
2. Komponist u. Virtuose B. Bohdanowicz mit Familie. Stich v. J. Gareis 1
3. Produktionsankündigung des Komp. B. Bohdanowicz. Stich v. J. Gareis 5
*4. Juwelier Bruno Neuling. Nach einem Ölgemälde von J. B. Lampi 25
5. Joseph v. Sonnenfels. Nach einem Gemälde von F. Mesner, gest. von J. M. Schmutzer 1769 41
6. Das bürgerl. Kanonierkorps usw. am Hof in Wien. Nach einem anonymen Stich 53
7. Der rote Igel. Nach einer Photographie 57
8. Der Hahnreiter (Franz Weillrath). Lithographie, Jo (?) bezeichnet 61
9. Beim Burgtor. Nach einem Stich von J. A. Klein . . 65
*10. Burgtor in Wien 1819. Nach einem Aquarell von A. v. Saar 81
11. Angelo Soliman. Nach dem Gemälde von J. N. Steiner, gest. von J. G. Haid 97
12. Eislaufen nächst der Stubentorbrücke. Nach einem Ölgemälde von G. Opitz 101
13. Alois Blumauer. Nach J. Kreutzinger, gest. von J. Adam 1787 105
14. Seufzerallee im Augarten. Nach einem Stich v. J. Ziegler 109
15. Ansicht von Baden. Nach einer Lithographie 113
16. Dr. Anton Rollet. Nach einem Gemälde von J. B. Lampi 121
17. Ansicht des Redoutensaales usw. Nach einem Stich von C. Schütz 137
18. Ferd. Freih. v. Geramb. Nach dem Gemälde von C. Hummel, gest. v. J. Pichler 145
*19. Stadtgraben bei dem Burgtor. Nach einem Aquarell von A. v. S(aar) 153
20. Tob. Phil. Freih. v. Gebler. Nach einem Stich von J. C. Mansfeld 169
*21. Gasthaus zur Schnecke am Peter. Nach einem anonymen Aquarell 177

vor Seite

22. General Lindenau. Nach einem kol. Stich von V. G. Kininger 185
23. Gerhard van Swieten. Nach Leupold, gest. von J. J. Haid 193
24. Frz. Jos. Gall. Nach Kath. Escherisch, gest. v. Frz. Wrenk 197
25. Altwiener Tierhetzzettel. Anon. Stich 209
26. Marquis Saint-Germain. Orig.-Gemälde usw. Nach N. Thomas Stich u. Fischers Lithographie 217
*27. Der Federlhof von außen. Nach einem anon. Aquarell . 225
28. Augarten, Eingang. Nach einem Stich von J. Ziegler . 241
29. Bei den Wirtshäusern im Prater. Stich nach M. Loder . 245
30. Joh. V. v. Degen. Nach C. Agricola, gest. v. F. John . 249
31. Das Mittagsmahl des Malers Franc. Casanova. Nach einer Radierung von ihm selbst 257
32. Franz Graf v. Saurau. Nach H. Füger, gest. von J. Pichler 273
*33. Hochgericht am Schottentore. Nach einem Aquarell von A. v. Saar? 277
34. Altwiener Kaffeehausszene. Anonym. Stich 281
35. Wiener Kaffeehausszene. Nach J. C. Schöller, gest. von A. Geiger 285
36. A. Berghofer. Gest. von A. Bartsch 289
37. Neuer Markt mit Mehlgrube. Nach einem Stich von C. Schütz 293
38. Herzog v. Reichstadt. Nach J. Höchle von F. Wolf . . 297
39. Eine Köchin. Nach V. G. Kininger, gest. v. S. Mansfeld 301
40. Dienstbotenvermittlerin. Nach einer Lithogr. v. J. Lanzedelly 305
41. Ein Läufer mit einem Stubenmädchen. Nach G. Opitz, gest. v. B. Pieringer 309
42. Anzeige eines Musikstückes von B. Bohdanowicz . . . 313

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Einleitung	V
Hermannsschlacht	1
Saphir b. Konversationsblatt	5
Auf dem Balle	7
Letzte Flucht	9
„Zum roten Igel"	22
Bei Alexander von Rußland	27
Joujou	31
Lannes	32
Eine Probe (Vorschlag)	33
Auf dem Graben, vor vierzig Jahren	34
Das Kramersche Kaffeehaus	38
Vor dem Stubentore	46
Glückshafen	53
In der Josefstadt	54
Volks-Plutarch	56
Französisches Spielhaus	62
Burgtor und Basteirunde vor vierzig Jahren	63
Ein Autograph	71
Beggiana	76
Abenteuer 1809	
Landwehr	79
Negoz	82
Füsillade	82
Noch eine	83
Ranzion	84
Wiener Zeitung	84
Der Stadtkommandant	85
Parade	86
Audienz bei Napoleon vierzehn Tage nach des Helden Karl Siegesschlacht bei Aspern	86
Ein Diner	90
Ein schwarzer Prinz	95
Reunion auf dem Eise	98
Tabakisches	100
Monsieur Bohrer	102
Metastasio	105
Blumauer auf d. Sterbebette	105
Höchste Gefahr	107
Augartenvision	108
Ein Tag in Baden; vor vierzig Jahren	112
Timlich	124
Kupferne Krapfen	126
Das Mozarthaus usw.	127
Mozarts Grab	129
Das neue Lerchenfeld	131
Mord aus Künstlerneid	132
In der Redoute; vor vierzig Jahren	134
Des Obersten letztes Duell	142
Ein distinguierter Koch	144
Fiakeranatomie	148
Neue malerische Reise	150
Drei Wiener Sonderlinge	152
Binz	152
Haselmayer	156
Kupffer	159
Welch ein Kleinod!!	163
„Kaiseraugenblau"	166
Brentano	167
Michael Schmidl	168
Ankerberg	169
Wiener Gasthäuser vor ein paar Dutzend Jahren	169
Titanenkampf	176

	Seite
Wackerbarth	178
De Ligne	178
Adam Müller	180
Kotzebue	180
General Lindenau	181
Kanne	183
Alxinger und Haschka	183
Hofrat Bretschneider	184
Julius Griffith	184
Sonnenfels	185
De Ligne zuletzt	186
Ein Dejeuner	187
Er bei den Herzen	191
Span	193
Gall	194
Schreyvogel	195
De Luca	197
Kurz	198
Rautenstrauch	199
Mayrhofer	199
Bened. Dav. Arnstein	200
Ein interessantes Kasino	201
Quarin und der Patient	201
Eine Tierhetze im Wiener „Hetz-Amphitheater"	203
Blanchard	212
Ein Souper	212
Kaunitz zu Pferde	217
Saint-Germain, der Unbegreifliche, bei den Adepten in Wien	218
Bluttriefende Ankündigung	231
Erinnerung an Denis	235
Ein Tag in Wien vor vierzig und etlichen Jahren (Bürgerliche Zuschrift an den Vetter Sebastian)	239
Wiener Buchhandlungen vor ein paar Dutzend Jahren	244
Weißenbach	249
Klopstocks Bruder	250
Gretzmiller	251
Enk	252
Löschenkohl	253
Retzer	255
Bei Casanova dem Maler	256
Häuserfaksimile u. noch etwas	263
Erinnerung an das Aufgebot 1797	270
Unser Wiener Bürgersmann vor vierzig Jahren	273
Wiens Kaffeehäuser vor etwa vierzig Jahren	277
Billett an mich selbst	285
Klemm	286
Wähner	287
Pezzl	288
Berghofer	288
Doktor Barth	289
Stoll, der Sohn	290
Wiens Kunsthandlungen vor einigen Dezennien	290
Des Herzogs von Reichstadt Anlage im Schönbrunner Parke (An Ort und Stelle niedergeschrieben 1820)	296
Kein Redakteur da?	298
Bei de Ligne	302
Zur Naturgeschichte der Domestiken	306
Anmerkungen	313
Nachträge u. Verbesserungen	560
Verzeichnis der Bildertafeln	563
Inhaltsverzeichnis	565

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

UCSB LIBRARY
X-49145

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 612 096 8